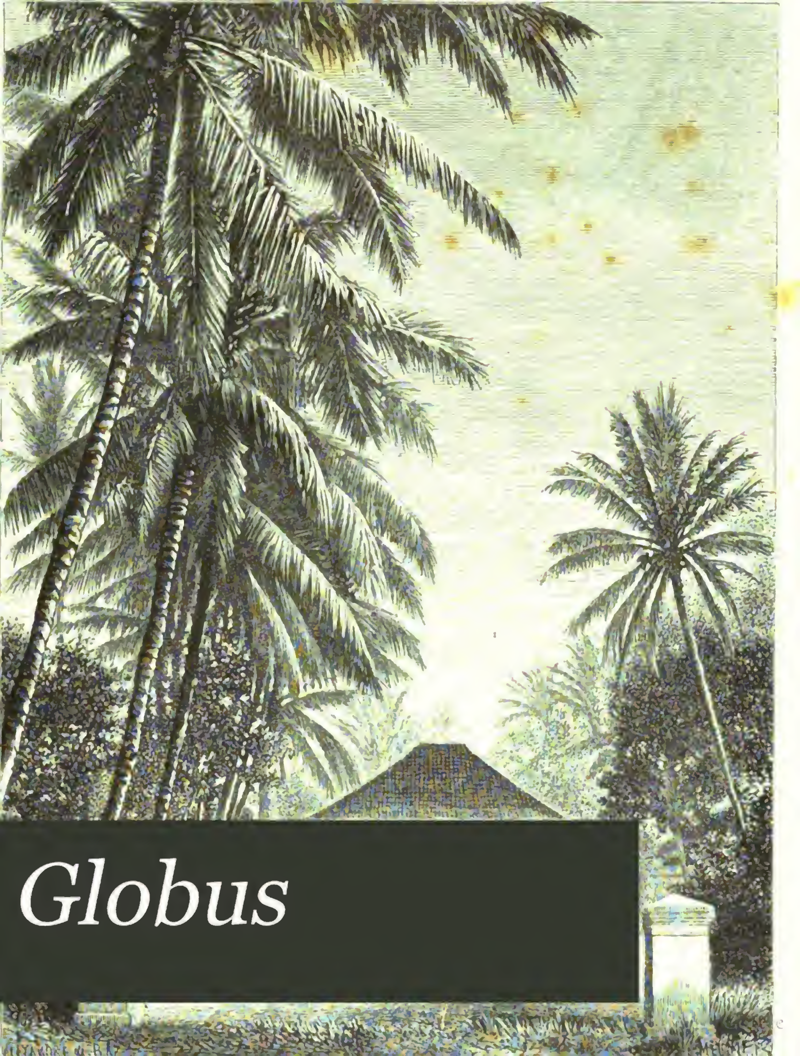

Globus


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Globus.

XXXVIII. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Achtunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1880.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polar-Gebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Anthropologisches.

Vom Büchertische.

Biographisches. Personalia.

Illustrationen.

Europa.

Italien.

Griechenland.

Norwegen.

Asien.

Türkisches Vorderasien.

(Lortet's Reise.)

Hinterindien.

(Harmand's Reise.)

Java.

(Charnay's Reise.)

Sumatra.

Mittelamerika.

Panama und Darien.

Anthropologisches.

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXVIII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Auf Java.

(Nach dem Französischen des Herrn Désiré Charnay.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

I.

Jeder Reisende, dessen Ziel der äußerste Orient ist, macht, gleichviel wohin er gelangen will, in Singapur Station, und das zu seinem Glücke: lernt er doch so eine der merkwürdigsten Städte der Erde kennen, die ihn mit ihrer wundervollen Lage, ihrem bunten Völkergemisch (obgleich erst 1819 gegründet, zählt sie heute bereits 150000 Einwohner aller Nationalitäten!) und ihren entzückenden Umgebungen reichlich für einen achttägigen Aufenthalt entschädigt. Von dort gelangt der Reisende in zwei Tagen nach Batavia, wo ihm, nach einer prächtigen Fahrt zwischen Sumatras grünbelaubter Küste zur Rechten, und Banka und anderen Inseln, die in ihrer üppigen Vegetation wie Smaragden aus der Fassung des purpurnen Meeres hervorstrahlen, zur Linken, die einsame Rhede an niedriger und sumpfiger Küste eine Enttäuschung bereitet und ihn nicht im Entferntesten die Schönheiten ahnen läßt, die seiner harren.

Ein kleiner Dampfer bringt den Passagier ans Land, wo ihn, nach Erledigung der Douaneförmlichkeiten, ein Wagen zum Hotel, und zwar zuerst in die Hauptstadt, das alte Batavia, führt, welches mit seinen langen Straßen, seinen wenigen, ärmlichen öffentlichen Gebäuden und seinen an schmutzigen Kanälen gebauten holländischen Komtoren wenig Interesse gewährt. An einem Kali (Kanal) geht es entlang, den rechts Schuppen und Waarenlager, links eine Baumallee einfassen, während in der Ferne schon die Schattenrisse der Palmen erscheinen. Hier und da tauchen chinesische Wohnungen auf mit ihren wunderbaren Vorhallen und bizarren Friesen, Blumenvasen, grotesken Baumgruppen, Aquarien und Volièren; immer mehr entfaltet sich die Vegetation und zwischen kleinen Palästen und reizenden Villen hindurch gelangt man endlich zum Gasthof. Ein Malaie, der dem Reisenden als Bedienung gegeben wird, nimmt dessen Koffer und Kleider vor und macht seine Sache so gut, daß, ohne daß einer des andern Sprache auch nur im Geringsten kennt, beide sich vortrefflich verstehen. Bei Tische stellt er sich hinter den Stuhl, reicht die Speisen und bereitet den Kari. Es ist dies ein entsetzliches Gemisch von allen denkbaren Stoffen: Reis, Spiegeleier, Omelette, getrockneter und gekochter Fisch, Huhn, Hammel, Gurken, Beefsteak, das Ganze mit einer gelblichen, aus vier oder fünf furchtbaren Rachenbeißern zusammengepfefferten Sauce begossen — eine viel gerühmte Speise, die aber für den Gaumen eines Uneingeweihten nur ein ekelerregendes Allerlei ist. Um 7 Uhr ist es dunkel; alles eilt barhäuptig ins Freie, um sich in den dichtbelaubten Avenuen für die Nachtruhe zu erfrischen. Früh beginnt das Leben wieder, denn jeder will die kühlen Morgenstunden ausnutzen. Die lange Veranda des Hotels ist dicht besetzt von Leuten in leichten Gewändern, die ihre Glieder in großen Rotangfauteuils recken, die Männer in Cabajas, die Frauen mit herabhangendem Haar, in reichen Sarongs und barfüßig in goldgestickten Sandalen. Nun naht die Stunde der Promenade; Fußgänger, Pferde- und Ponygespanne beleben die Straßen; Malaien beiderlei Geschlechts steigen, wie die Hindus in den Ganges, zu Tausenden in

die Kalis hinab um die Waschungen vorzunehmen; hierbei herrscht der peinlichste Anstand: vollständig bekleidet tauchen die Frauen in die Fluth und lassen die nassen Kleider erst fallen, wenn sie sich mit frischen Gewändern bedeckt haben.

Ein leichtes Gefährt trägt den Fremden durch die Stadt; wie der Wind jagt das Pony: malaiische Quartiere, europäische Läden, zierliche Hütten, prächtige Paläste, Plätze, Brücken, Kampongs fliegen vorüber — es ist ein großartiges Panorama, ein entzückendes Kaleidoskop. Batavia ist ohne Frage eine der schönsten Städte der Welt, aber wohlverstanden, es ist keine eigentliche Stadt, sondern der riesigste und schönste Park, in dem Häuser und Paläste zerstreut liegen; anstatt der Straßen ziehen sich breite, von großen Bäumen umsäumte Avenuen in der herrlichsten tropischen Vegetation entlang, und die schönen Häuser mit ihren Säulen-Verandas, die sich weiß von dem dunklen Schatten der Palmen und Baringen abheben, ähneln griechischen Tempeln inmitten eines heiligen Haines.

Die Bevölkerung Batavias ist sehr gemischt. Außer dem Malaien und dem Javaner sieht man den Hindu, den Araber, und den beweglichsten aller Fremden, den unvermeidlichen Chinesen. Thätig, sparsam und ausdauernd, angestrengt arbeitend und noch mehr geldgierig treibt er sich, gleichviel zu welcher Zeit oder bei welcher Hitze, auf den Straßen oder den Hotelhöfen umher oder dringt auch in die Zimmer ein; als geschäftiger Zwischenhändler hat er sich des Kleinhandels der ganzen Insel bemächtigt und beutet als Makler, Kaufmann, Pfandleiher Malaien und Javaner in gleichem Maße aus; er ist der Jude des Orients; unveränderlich wie dieser in seinen Dogmen und Gewohnheiten,



Avenue in Batavia.

durchschreitet er alle Civilisationen und mischt sich in alle Racen ohne irgend etwas von ihnen anzunehmen; sehr religiös, wird er durch die Religion doch nicht von seinen Fehlern und Lastern geheilt und, um zu Vermögen zu gelangen scheut er keine Niedrigkeit, bebt er vor keinem Verbrechen zurück.

Die eingesessene Bevölkerung Javas besteht aus drei Racen: dem Sundaner im Westen und auf den Bergen, dem Javaner im Centrum und Osten und dem Malaien an der Küste und in den Städten. Alle drei sind gewöhnlich klein und gut gebaut, aber von wenig entwickelter Muskelkraft; sie sprechen verschiedene Dialekte und die Verschiedenheit ihrer Schädel entfernt sie beträchtlich von einander. Der Malaie hat einen breiten und platten Kopf, viereckige Stirn, europäisch wachsende Haare; der Javane langen Kopf, höhern Schädel, ovale Stirn und die Haare im Halbkreis; beide schwarze, etwas schräge Augen mit gelblicher Hornhaut, stumpfe Nase und vorspringende Backenknochen. Die Javaner sind seßhaft, Ackerbauer und Sklaven; seit 20 Jahrhunderten gehen sie von einem Joch unter das andere und nahmen nach einander die Lehren Brahma's, Buddha's und Mohammed's an. Wie alle schwachen und unterworfenen Racen sind sie sehr religiös und leben ohne Bedürfnisse und ohne Freude im alten Schlendrian dahin.

Einer stolzern Race gehört der Malaie an: er ist Krieger, Seemann, Pirat oder Kaufmann und läßt sich nie leicht unterdrücken; wo er aber, wie auf Madeira, Amboina, Makassar u. s. w., unterworfen ist, stellt er den Holländern die tüchtigsten und tapfersten Rekruten. In Batavia ist er gern Bedienter, und als solcher gefällig und dienstfertig, dabei aber mit Vorliebe faul und höchst empfindlich: der Weiße, der ihn verletzt, setzt sich seiner sichern Rache aus und man berichtet Fälle, in denen der Malaie seinen Herrn überfallen und mit spitzem Bambu erstochen hat.

Die Malaien leben in den Vorstädten am Ufer der Kalis, wo ihre Hütten aus Rohr im Schatten der Bambus einen sogenannten Kampong bilden. Ihre Weiber sind

Wäscherinnen oder Kleinhändlerinnen; vom frühesten Morgen an sieht man sie unter den großen Bäumen der Alleen mit ihrem Kram hocken, und Orangen, Pampelmusen, Bananen, Reis, Kari oder Thee feil halten. Sie sind häßlich, entbehren aber doch in ihrer an das Chinesische erinnernden Gesichtsbildung einer gewissen Anmuth nicht, wenn ihre zierlichen Formen im bunten Sarong stecken und die feinen nackten Schultern und Arme aus der hohen Verhüllung des Busens hervorschlüpfen.

Die weiße Race hat auf Java keine Kolonie gegründet, sondern nur eine Niederlassung, wie die Engländer in Indien; ebenso wenig wie dort giebt es hier einen einzigen Europäer, der sein Land bebaut und seinen Stamm fortpflanzen will. Man geht hin um ein Amt auszuüben, ein



Haus in Batavia.

Eigenthum zu verwalten, wenn möglich Vermögen zu erwerben und dann nach Europa zurückzukehren. Unter diesem verzehrenden Klima, wo jede Arbeit eine Anstrengung ist, wo die geringste Bewegung eine schwächende Transpiration nach sich zieht, könnte die europäische Race nicht gedeihen; sie siecht dahin und verkommt. Die erste Generation soll auf 7 Kinder 5 Mädchen hervorbringen, bei der zweiten die Familie aussterben. Die Männer zwar widerstehen länger, die Frauen aber müssen entsetzlich leiden, und die Kinder, bleich und blond wie ihre Mutter, ähneln kleinen Christusbildern aus Wachs. Weiber und Kinder gehen nur Morgens von 7 bis 10 Uhr an die Luft, und zwar stets zu Wagen; den Tag über schließen sie sich ein, um erst nach 5 Uhr wieder zu erscheinen. Wie viel Einwohner, die man um ihr vermeintliches Glück, in dieser herrlichen Gegend leben zu können, beneidet, sehnen sich nach den feuchten Ebenen und den Nebeln Hollands zurück! Die geringe Anzahl der europäischen Damen erklärt die ziemlich häufigen Verbindungen von Weißen mit Malaiinnen oder Mestizen (Nonnas). Diese meist freien Vereinigungen, die häufig aus

Gewinnsucht — denn es giebt reiche —, häufig aber auch aus wirklicher Liebe, denn es giebt auch schöne Malaiinnen, geschlossen werden, sind nie sehr angesehen, ja, die gewöhnliche Formel, ein solches Ereigniß zu verkünden, ist: „Herr N. N. heirathet die Mutter seiner Kinder." Trotzdem besitzt die Malaiin einen gefürchteten Einfluß auf ihren Gebieter und, legitim oder nicht, dürfte eine eingegangene Verbindung nicht ungestraft gebrochen werden. Ohne Erlaubniß seiner Frau soll es kein Gatte wagen, sich zu entfernen; trotzt er gar ausdrücklichem Verbot, so wacht die Rache über ihm; bei seiner Abreise zeigt das Weib weder Verzweiflung noch Zorn, ihr Schmerz wie ihr Groll ist geheim, aber ein langsames, unbekanntes und spurloses Gift rächt sie an dem Treulosen. Bei seinen Messungen im Hospital erfuhr Charnay, daß die weißen Soldaten, ebenso wie die Eingeborenen, mit malaiischen Frauen leben und nach Ablauf ihrer Dienstzeit meist sehr gern nach Europa zurückkehren würden, wenn sie nicht aus Furcht vor den Folgen auf immer an die Insel gefesselt wären.

Einen Ausflug muß jeder Reisende von Batavia aus machen: nach Buitenzorg (spr. Beutensorg). Charnay wurde dazu durch Zweierlei veranlaßt: eine Aufwartung beim Generalgouverneur, für den er eine Empfehlung hatte, und den Besuch des berühmten botanischen Gartens. Von allen Eisenbahnen, die sich auf Java auszudehnen beginnen, ist die von Batavia nach Buitenzorg die älteste; sie gewährt den großen Vortheil, 60 Kilometer in zwei Stunden durchfliegen zu können, während früher die Geschäftsleute wegen der weiten Entfernung dorthin gezwungen waren, in der versengenden Hitze der Stadt oder dem giftigen Hauche des alten Batavia auszuharren. Die Bahn durchschreitet die Stadt in ihrer größten Breite, ein neues Panorama, welches eine vollständige Idee von diesem wundervollen Park giebt. Außerhalb erstrecken sich ausgedehnte Vorstädte weithin; an reizenden, im Waldesgrün versteckten Villen, an Kampongs mit ihren reinlichen, sorgfältig gepflegten, aus schwarzen und weißen Bambusstäben quadratisch und rechteckig gezeichneten Hütten vorbei geht es ins offene Feld;



Ein Kampong.

rechts und links ist die Vegetation üppig: über Dickichte von Bananen-, Orangen-, Pampelmusen- und Mangelbäumen ragen die hohen Kokos- und die schlanken Stämme der Arekapalmen empor; Maniokfelder, deren breite, glänzende Blätter denen des Ricinus ähneln, fliegen vorüber; Tausende von Stangen erinnern mit ihren jungen zweiglosen Stämmchen an eine Hopfenpflanzung, aber anstatt der dicht belaubten Ranken umringt sie der Betel mit seinen mageren Stengeln und lanzenförmigen Blättern. Nun folgt die Bahn einem Kanal, dessen Wasser überall hingeleitet ist, um die umgebenden Reisfelder fruchtbar zu machen. Die Männer ackern, aber die Frauen stecken und ernten den Reis; in langer Reihe bis an die Knöchel in den Boden versunken, pflanzen sie ihn zu je drei Stengeln und so gerade und regelmäßig wie nach der Richtschnur, eine lange und mühsame Arbeit, und doch noch nicht so mühsam wie die Ernte, denn auf demselben Felde reift der Reis nicht auf gleiche Weise: während die eine Pflanze noch grün ist, ist die andere schon reif und Halm bei Halm, Aehre bei Aehre werden die Körner gesammelt. Nun erscheinen Berge am Horizont, unaufhaltsam geht es aufwärts, eine prächtige Kakaopflanzung hindurch und Buitenzorg ist erreicht.

Buitenzorg (d. h. Ohne-Sorge) ist die Residenz des Generalgouverneurs; am Fuße des Vulkans Salak, von zwei Flüssen bespült, mitten in der herrlichsten Landschaft, hat es stets frisches Wasser für seinen Park, seine Landhäuser und seine Bäder, die dem Europäer wie dem Malaien eine tägliche Nothwendigkeit sind; häufiger Regen reinigt die Luft und die Nächte sind fast kalt; dieser wunderbare Aufenthalt ist die Gesundheitsstation Batavias.

Eine dunkele, geheimnißvolle Allee von indischen Feigenbäumen führt vom Haupteingang zum Palast; doch ist sie nicht etwa, wie die etwas überschwängliche Phantasie eines Reisenden behauptet, in einem einzigen Baume geschnitten, sondern sie besteht aus einer Reihe von allerdings nur sechs Banauenfeigen auf jeder Seite, die sich durch Vervielfältigung ihrer Stämme genähert haben, ohne jedoch mit einander zu verwachsen. Das Gebäude ist in griechischem Stil erbaut, nur ein Erdgeschoß mit Säulengängen und Marmorfliesen; die hintere Seite, ebenso luxuriös wie die vordere,



Inneres eines malaiischen Hauses auf Java.



Allee von Feigenbäumen in Buitenzorg.

geht auf einen entzückenden Garten, in dessen zwei kleinen Seen sich die großen weißen Blüthenkronen und die kolossalen, über 6 Fuß im Durchmesser großen Blätter der Victoria Regia ausbreiten; riesige Bambu in verschiedenen Farben rauschen und flüstern im Winde; die Perle von Buitenzorg aber ist seine Palmensammlung; es ist dies die vollständigste der ganzen Welt.

Nach seiner Rückkehr nach Batavia und Beendigung seiner Messungen machte sich Charnay auf die Reise nach Samarang, von wo er nach Soerakarta oder Solo weitergehen sollte, eine Fahrt von 36 Stunden. Zu Lande ist die Reise bedeutend interessanter, aber auch viel theurer und viel länger, und da er nicht viel Zeit hatte, entschloß er sich, die Fahrt zur See zu machen. So fuhr er am 15. Juli ab und kam am 16. Nachmittags auf der Rhede von Samarang an. Wie in Batavia dieselben niedrigen und sumpfigen Ufer; die ganze Nordküste Javas bietet denselben Anblick dar, während im Gegentheil die südliche felsig ist und die Wogen des Indischen Oceans sich an den Strandklippen brechen.

Weniger groß als Batavia und weniger schön, ist Samarang doch eine recht hübsche Stadt; Alleen, Vegetation, Häuser, alles im selben Stile, nur etwas weniger majestätisch. Was aber bedeutend anders ist, das ist die Bevölkerung; hier trifft man viel mehr Araber, die an dieser Seite der Insel den Chinesen den Rang streitig machen. Bei den Männern ist durch den Sarong, das Tuchgewand und die geflügelte Kopfbedeckung die kleine Hose, die Cabaja und das platte Tuch des Malaien verdrängt; so angethan mit dem Kriß (Dolch) im Gürtel, schreitet der javanische Kaufmann oder Besitzer steif, abgemessen, schweigsam einher: eine traurige Natur, auf der ein Joch lastet.

Die Umgebungen von Samarang sind eben; ekle Düfte steigen aus den Sümpfen empor, die bei jeder Fluth die Meeresgewässer überschwemmen; die Stadt ist ungesund. Um die Eisenbahn nach Soerakarta zu erreichen, durchschreitet man eine schlammige Ebene und fährt eine halbe Stunde lang mitten durch niedrige, feuchte Gründe, die keinen Reiz haben als ihre großen Bambuhecken.

Corypha elata im Palmengarten von Buitenzorg.

Fünf Stunden braucht man, um nach Soerakarta zu gelangen. Bald steigt der Weg, aber der unregelmäßig anschwellende Boden begrenzt den Blick; grünende Hügel, eine steinerne Mauer oder ein Bambugebüsch verdecken jeden Augenblick die Landschaft; endlich erreicht man einen ziemlich ärmlichen Wald von gleichen breitblättrigen Bäumen; es ist der Teakbaum, dessen Holz für Bauzwecke in den heißen Ländern sehr gesucht ist. Nun tritt die Bahn in die Ebene hinein; hier wird alles freundlicher; mit jedem Schritt wird die Kultur reicher; die Landschaft dehnt sich aus und in der Ferne tauchen die bläulichen Spitzen der drei Vulkane auf, die ungefähr den Mittelpunkt der Insel einnehmen: links der Lawoe, rechts der Merapi und der Merbaboe. Mit dem Eintritt in die Residenz Soerakarta öffnet sich ein Paradies von Reichthum und Wunder, wie es schwer zu schildern.

Auf leicht gewellter Ebene leuchten aus dem reichsten Grün unzählige Dörfer hervor; gigantische Bambus bilden den Umkreis, während die einzelnen Gebäude von Brotbäumen, Kokos-, Bananen- und Arekapalmen beschattet werden. Ueberall ist der Boden durch Plateaus in allen Größen nivellirt, so daß nicht ein Zoll breit Erde unbenutzt bleibt und kein Tropfen Wasser, welches sich in Tausenden von Kanälen über diese großen und kleinen Flächen ergießt, verloren geht. Ueberall Reisfelder in den verschiedensten Stadien, dazwischen Zuckerrohr-, Taback-, Maniok- und Indigopflanzungen. Eine Unmenge Arbeiter beleben das Feld, Zuckerrohrschneider, Reispflanzerinnen, Wagenführer; schwarze Büffel und blonde Zebus tragen auf ihrem Rücken Kinder, die sie bewachen; kleine Mädchen in Evaskostüm hüten Gänse und bilden, in diesem reinen Lichte und dem saftgrünen Rahmen, Bilder, die man nie vergißt. Und das ist nicht etwa ein Punkt, sondern ein langes Panorama, welches sich auf mehr als 20 Stunden weit dem erstaunten Auge des Reisenden darbietet.

Solo oder Soerakarta ist die javanische Stadt im eigentlichen Sinne des Wortes, die heilige Stadt, die Residenz des Kaisers und Sultans von Java, des Nachkommen der Kaiser von Mataram. Es ist auch die Residenz des Mangku-Nagoro, eines ebenfalls — natürlich unter der Oberhoheit der Holländer — selbständigen Fürsten.

Der Bahnhof ist 3 Kilometer von der Stadt entfernt; auch diese Mühe wird überwunden und ein reizendes Hotel nimmt den Reisenden auf. Charnay's erster Besuch galt dem Residenten, für den er Empfehlungsbriefe hatte; sein Palast ist kaum 50 Meter vom Hotel entfernt, aber die Etikette verlangt, sich zu Wagen und schwarz gekleidet zu ihm zu begeben. Derselbe — er spricht Französisch wie ein Pariser — empfing ihn mit gewinnendster Liebenswürdigkeit, versprach ihm Hülfe und Schutz und stellte ihm zu Ausflügen in die Umgegend die Postpferde der Regierung zur Verfügung. Außerdem ließ er für ihn um eine Audienz

beim Manglu-Nagoro nachsuchen und verschaffte ihm Zutritt zu dem einige Tage später stattfindenden großen Feste, welches der Kaiser zur Feier der Beschneidung seiner Söhne veranstalten sollte.

Ins Hotel zurückgekehrt, beeilte sich der Reisende das lächerliche und bei der entsetzlichen Hitze geradezu unerträgliche Kostüm mit einem weißen zu vertauschen und sich aufs Gerathewohl in die Straßen von Solo zu stürzen.

Das Kaufmannsviertel ähnelt denen von Samarang und Batavia; wenn aber letztere Stadt den Eindruck eines riesigen Parkes macht, so erscheint Sorakarta geradezu inmitten eines wirklichen Waldes verloren; die Straßen sind in einen wahren Hochwald von Palmen, Brotbäumen und Varingen gehauen und die Häuser verschwinden hinter den mächtigen Laubgebüschen.

Wunderbar ist die Physiognomie der Straßen; während die eine wie eine Wüste daliegt, wimmelt die andere vom stärksten Leben, Kaufleute beiderlei Geschlechts nehmen, unter dem Schutze von Tuchlappen und Sonnenschirmen, das Trottoir ein und bieten den Vorübergehenden Kleider, Kupfergeräthe, Gemüse, Früchte, Getränke und Speisen an. Und doch wie wunderbar! in dieser wimmelnden und krabbelnden Bevölkerung hört man kein anderes Geräusch als das dumpfe Murmeln ruhiger Mengen; kein Lachen bei den Kindern, keine Unterhaltung bei den Erwachsenen; alle sprechen leise, ein schweigsames Volk. Obgleich in der verschwenderischsten Natur lebend, sind die Leute doch arm: sie haben keine Bedürfnisse, sagt man; hätten sie welche, sie würden sie nicht befriedigen können. Männer und Weiber tragen den Sarong, ein Stück Stoff in schreienden Farben und wunderbaren in der Schweiz gedruckten Zeichnungen, welches in losen Falten wie ein Weiberrock flattert; die Männer schließen ihren Oberleib in ein enges Wamms und die Weiber in dunklen Stoff, der sie verunziert. Die Kinder wälzen sich nackt im Staube umher.

In der Avenue des Kratons, d. h. der kaiserlichen Residenz, verkehren die officielle Welt und die Würdenträger des Palastes; in grellere Farben und feineres Tuch gehüllt als die gewöhnlichen Sterblichen, den Kopf in eine Mütze von weißer, blauer oder schwarzer Glanzseide gepackt, die wie eine Kuchenform aussieht, den Kriß im reichen Gürtel, so stolziren diese Herrschaften langsam und würdevoll einher, den Diener mit gelbem, grünem oder braunem Sonnenschirm, je nach der Würde, hinter sich; für Prinzen von Geblüt ist der Schirm von Gold. Letztere haben übrigens, ebenso wie die hohen Würdenträger, außerdem noch ein Gefolge von Lanzenträgern und zwei Pagen oder jungen Mädchen, von denen die eine den kupfernen Spucknapf, die andere die goldene Betelbüchse trägt.

Diese Leute, und besonders die Frauen, sind häßlich. Doch muß man unterscheiden: dort, wie so vielfach, existirt eine unterworfene und eine unterwerfende Race, die eine durch die Knechtschaft verunstaltet, die andere durch das Wohlleben verfeinert; die Ackerbauer und Arbeiter haben einen andern Typus als die herrschende Klasse und sind vielleicht ein Gemisch von Malaien und Papuas, welche man mit dem Namen Kalangs bezeichnet und die noch in reiner Race auf gewissen Theilen der Insel existiren sollen.

Allmälig wurde es Nacht, und da Charnay nicht allein umherstreifen konnte, ohne sich in der vollständig unbekannten Stadt zu verirren, so ließ er anspannen und den Kutscher nach seinem Gefallen in die Alleen und Vorstädte hinausfahren.

Die Straßen sind belebt wie am hellen Tage; jeder Waarentisch hat seine Laterne; in den entfernteren Theilen muß jeder Mensch von Polizeiwegen eine solche haben, da die Stadt nicht erleuchtet ist; die Armen tragen nur ein an einem Ende angezündetes Stück trockenes Holz, welches sie beim Gehen schwingen, so daß sie in den dunklen Alleen wie große feurige Fliegen erscheinen, welche wunderbare Kreise beschreiben.

In den Vorstädten deckt tiefes, geheimnißvolles Schweigen den ungeheuren Wald; man könnte sich in der Wüste glauben; der Mond scheint voll hernieder, aber sein weißes Licht dringt kaum durch die Schatten der Bäume; es erhellt nur die Wipfel, wirft funkelnde Perlen auf die leuchtenden Blätter des Brotbaumes, hängt sich in Lichtstreifen an die langen Palmen der Kokosbäume und bricht sich in Feuergarben auf den hin- und herwankenden Bambugebüschen. Ein zauberhafter Anblick, ein bewältigender und unvergleichlicher Eindruck!

Das Elsaß im 13. Jahrhundert.

Von Dr. **Bruno Stehle**.

I.

In unserer mittelalterlichen Quellensammlung, den „Monumentis Germaniae", ist einerseits ein großer Schatz für die Geschichte der Geographie enthalten, andererseits spiegeln diese Nachrichten die Anschauungs- und Denkweise jener Zeiten über geographisch-naturwissenschaftliche Objekte wieder. Die Baseler und Colmarer Geschichtsbücher von 1266 bis 1305 gewähren uns eine solche Fülle geographischer Notizen, daß aus ihnen nicht schwer ein Bild von dem Lande und den Bewohnern des Elsasses im 13. Jahrhundert zu gewinnen ist, und ich habe deshalb die für die Geschichte dieses Landes so wichtigen Annalen nach den angegebenen Gesichtspunkten untersucht und die zerstreuten Nachrichten in einer zusammenhängenden Darstellung bearbeitet. Nicht zum ersten Mal mache ich auf das Eigenartige dieser Geschichtsbücher aufmerksam. Jaffé hat in den „Monumentis Germaniae", Pabst in der Vorrede seiner trefflichen Uebersetzung, Lorenz in „Deutschlands Geschichtsquellen" darauf hingewiesen, daß der betreffende Verfasser ein scharfer Beobachter kleiner wie kleinster Umstände, ein Freund der Naturbetrachtung sei; ein Mann, der in der kritischen Auswahl von Bedeutendem und Unbedeutendem eben nicht sehr genau verfahre, aber alles in ausgezeichnetem Maße besitze, was die Dominikaner Erudition nannten, und worin sie ihren Zeitgenossen Albertus Magnus verehrten; und Pabst fügt hinzu, daß die Echtheit und Zuverlässigkeit der gebotenen Nachrichten fast überall, wo es möglich sei, durch einen Vergleich mit den Urkunden bestätigt werde. Trotzdem sind die Schätze in dem kleinen Büchlein noch nicht ge-

hoben und nur in einer Abhandlung [1]) finde ich die betreffenden Notizen ausgezogen, ohne daß sie aber zu einem vollständigen Ganzen verarbeitet wären.

Von dem Verfasser selbst ist wenig bekannt. Nach seiner eigenen Angabe ist er 1221 geboren, trat 17 Jahre alt in den Predigerorden, 1238, was er im Jahre 1287, seinem 50jährigen Mönchsjubiläum, der Mitwelt erzählt. Doch waren in dieser langen Zeit keineswegs die engen Klostermauern sein Lieblingsaufenthalt; vielmehr trieb es ihn hinaus in die weite, schöne Welt, und so finden wir ihn auf Reisen bald in der Schweiz, bald in Frankreich oder Deutschland, um überall mit wahrem Bienenfleiße den nöthigen Stoff für seine Arbeiten zu sammeln. Von ihnen kommen für uns folgende in Betracht: 1. Die Jahrbücher von Basel; 2. die größeren Jahrbücher von Colmar; 3. die Zustände des Elsasses im Beginn des 13. Jahrhunderts; 4. die Beschreibung des Elsasses; 5. die Beschreibung Deutschlands.

Sind diese Schriften für die Geschichte der Geographie wie für die Kenntniß der geographischen Verhältnisse des Elsasses im 13. Jahrhundert von großer Bedeutung, so hinterließ er ein zweites Denkmal, das Zeugniß von seiner Liebe zu diesen Studien ablegt. Er verwandte seine Kenntnisse praktisch und zeichnete 1265 einen Atlas auf zwölf Pergamenthäute. Dieses Werk, einmal verfertigt, ruhte nicht im Staube der Klosterbibliothek, vielmehr nahm er es elf Jahre nachher wiederum vor und unterzog es einer Verbesserung. Leider ist dieses kostbare Werk, das eine Perle unter unseren Antiquitäten sein würde, nicht auf uns gekommen, wenigstens wissen wir nichts mehr von ihm. Wenn auch aus dem Mittelalter verschiedene Erdgemälde erhalten sind, so ist doch der Verlust der zwölf Karten auf Pergamenthäuten, die demnach für die damalige Zeit einen stattlichen Atlas ausgemacht haben müssen, schwer für die Geschichte unserer Wissenschaft.

Das aus der mathematisch-astronomischen Geographie Mitgetheilte giebt die Beobachtungen an Sonne, Mond und den Gestirnen wieder. Wie sehr diese im Kloster zu Colmar gepflegt wurden, zeigt das Astrolabium, dessen sich die Colmarer Mönche bedienten, um die Höhenwinkel der Gestirne zu messen. Ende November 1303 erschien nach der letzten Abendandacht der Polarstern an dem Astrolabium im 62. Grade, nach der Frühmesse im 55. Die Sommersonnenwende erscheint im 68., die Wintersonnenwende aber soll im 17. Grade erscheinen. Sonnen- und Mondsinsternisse werden vielfach erwähnt und vorher verkündet. Auch von anderen auffallenden Phänomenen am Firmament giebt der Verfasser Kunde. 1267 Mitte Juli erschien bei Sonnenaufgang in der Nähe des Mondes ein großer, schöner Stern, der sich von hier aus mit reißender Schnelle gegen Osten bis in die Mitte des Horizontes bewegte. Hinter sich ließ er einen Schweif, eine weiße oder feurige Wolke, zurück, der fast eine Stunde lang sichtbar blieb. Der Stern selbst zerfiel in zwei Theile, einen größern, welcher voranseilte, und einen kleinern, welcher nachfolgte; beide verschwanden zu gleicher Zeit. In manchen dieser Erscheinungen sieht der kindliche Glaube das direkte Eingreifen Gottes, sei es um die Menschen zu schrecken, sei es um den Worten seiner Diener mehr Nachdruck zu verleihen. So erschien zu Straßburg 1276 nach Palmsonntag eine rothe Wolke in der Form eines Kreuzes. Ebenso waren im Jahre vorher gegen Ostern um die Sonne zwei Kreise von der Farbe des Regenbogens sichtbar gewesen, welche sich gegenseitig schnitten und so zwei Kreuze zu bilden schienen; sie erschienen während der Predigt eines Minderbruders, der zu einem Kreuzzug über das Meer aufforderte. In der Nacht vom 7. August 1287 erschienen zwei Sterne, der eine sehr groß, der andere sehr klein; sie erhellten plötzlich die Nacht wie die Sonne und ebenso plötzlich verschwanden sie. Unter manchen von den Erscheinungen, welche der Chronist berichtet, können wir uns wegen der knappen, annalistischen Form wohl kaum etwas Bestimmtes denken. So wenn 1288 erzählt wird, daß eine Veränderung in der Nähe der Sonne vor sich gegangen sei.

Sind diese Nachrichten etwas dürftig, so fließen sie um so reichlicher auf dem Gebiete der physikalischen Erdkunde, und hierin liegt gerade die Bedeutung des Werkes, einer Quelle ersten Ranges, geeignet, wie keine andere, die physikalischen Verhältnisse des Elsasses im 13. Jahrhundert zu beleuchten.

Hoff [1]) giebt die Erdbeben in der oberrheinischen Tiefebene erst vom 14. Jahrhundert an. Ich kann dieselben aus dem 13. Jahrhundert durch folgende Zahlen vermehren: 1279; 1280 am 26. Oktober; 1289 geschahen an einem Tage fünf Erdstöße; 1295 Anfangs April wird ebenfalls ein sehr starkes Erdbeben gemeldet. Diese Zahlen werden um so interessanter, da wir den Herd dieser Erdbeben in der oberrheinischen Tiefebene kennen, nämlich die Gegend um Basel, die im Ganzen 120 Mal von Erdbeben heimgesucht wurde, die wir nachweisen können. Dasselbe Verhältniß wie im 13. Jahrhundert findet man bei einem Vergleich mit denjenigen Erschütterungen, die in neuerer Zeit aufgezeichnet sind. Nach Hoff hat Straßburg Ende des vorigen und Anfangs dieses Jahrhunderts mehrmals leichte Erschütterungen erlitten, wie 1755 (mit Lissabon), 1784, 1802, 1808. Ferner Colmar September 1801, Hagenau 1780 December und März 1805.

Gewitter, Blitze und Donner, zumal wenn sie in den ersten Monaten des Jahres eintraten, erregten ganz besonders die Aufmerksamkeit und wurden sorgsam niedergeschrieben, wie denn auch heute noch diese Erscheinungen im Februar oder März in manchen Gegenden als Zeichen eines unfruchtbaren Jahres angesehen werden. Zwei schwere Gewitter suchten das Elsaß in dem Jahre 1291 am 15. und 25. Januar heim. 1288 leuchteten heftige Blitze am 4. Februar, während 1280 und 1283 Gewitter aus Mitte und Ende März berichtet werden. Eine genaue Vergleichung mit den Beobachtungen in unserm Jahrhundert, die Herrenschneider in Straßburg 1801 bis 1836 angestellt hat, läßt sich schwer anstellen, da die Angaben unseres Chronisten nicht so genau sind, daß wir sie in die modernen Aufzeichnungen einreihen können. Aber wir finden Aehnliches, und dieses genügt vollständig, um die gleichen klimatischen Erscheinungen in den verschiedenen Zeitabschnitten durch die sich gleichbleibende geographische Lage des Landes zu erklären.

Ebensowenig können wir die Richtung, aus welcher die angeführten Winde und Stürme kamen, genau bestimmen, wenn freilich einzelne Andeutungen zu folgerichtigen Schlüssen berechtigen. 1288 kam ein Sturm am 2. Februar, der einen großen Wald beim Hohenack [2]) verwüstete. In derselben Zeit, fährt der Chronist kurz nachher fort, kam ein großer Sturm, der in Flandern das Meer aus seinem Bett drei große Meilen weit über das Land trieb und mehr als 50000 Menschen tödtete. Daß damit einer der Meeres-

[1]) Bulletin de la Société d'histoire naturelle de Colmar 1870: Essais sur le climat de l'Alsace et des Vosges par M. Charles Grad.

[1]) Hoff, Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche II.

[2]) Im Münsterthale, westlich von Colmar.

einbrüche gemeint ist, die von 1205 bis Ende jenes Jahrhunderts dauerten und denen die Zuydersee ihre Entstehung verdankt, kann wohl nicht zweifelhaft sein. Es waren dies aber Nordwestwinde. Und es ist nicht unwahrscheinlich, daß derselbe Sturm, der in den Niederlanden so furchtbar wüthete, bis nach dem Elsaß hin sich fühlbar machte, und den Wald am Hohenack zerstörte. Nach der Lage und Beschaffenheit des Berges kann der Wald nur im Norden desselben gelegen haben, wo der Berg plateauartig sich allmälig in das Thal der Weiß senkt, während er im Süden aus dem Thal der Fecht oder dem Münsterthal ganz schroff ansteigt. Dieses Thal ist aber nach Osten, Süden und Westen völlig geschlossen, so daß Wälder, am Südfuße gelegen, höchstens von Lokalwinden, die aber nie mit einer solchen Heftigkeit auftreten, getroffen werden können. Bedeutende Stürme, die weiterhin Erwähnung finden, waren 1275 Ende Februar, 1291 Ende September, 1303 am 30. November, 1294 ohne Angabe des Tages; 1275 Anfangs August wüthete ein gewaltiger Sturm, der Weinstöcke und Bäume vernichtete. Zweige trieb er drei Meilen weit, und im Dorfe Hergheim entführte er einen Knaben sammt der Wiege.

Auch die Nachrichten über die jährlichen Temperaturverhältnisse und Niederschläge, so ungenau sie sind, geben im Großen und Ganzen ein Bild, das unserm heutigen sehr entspricht. Heiße Sommer, daneben manchmal sehr kalte Winter, plötzliche und starke Temperaturschwankungen, reichliche Sommerregen, ziemliche Feuchtigkeit der Luft, vorherrschende Südwest- und Nordostwinde, beträchtliche Barometerschwankungen sind die charakteristischen Eigenschaften des heutigen elsässischen Klimas [1]). Eine genaue Aufzählung und Schilderung der einzelnen Jahre aus dem Mittelalter verglichen mit unserm Jahrhundert zeigen, daß die eben angeführten Hauptzüge auch auf eine Zeit, die sechshundert Jahre hinter uns liegt, trefflich passen.

Unter den ganz heißen Sommern im Elsaß hebt Verfasser die Jahre 1283 (am 10. Mai fand man schon das erste neue Korn), 1293 und 1304 hervor. Das Jahr war heiß, berichtet der Chronist von letzterm, und ohne Regen, und es wuchs ein trefflicher Wein, „der die Zungen der Armen wunderbar löste". Es herrschte eine so große Hitze, daß die alten Leute sämmtlich versicherten, zu ihrer Zeit sei nie ein so heißes Jahr gewesen. Kühle Sommer werden dagegen 1274 bis Ende Juni, 1286 (wo schon Mitte September im Wasgenwalde Schnee fiel) und 1290 erwähnt.

Aehnlich zeichnen sich die verschiedenen Winter bald durch auffallende Kälte oder ebenso große Milde aus. Als besonders streng werden z. B. hervorgehoben: das Jahr 1272, drei Wochen hindurch herrschte große Kälte, die stärkste drei Tage vor Weihnachten. 1276 war der Winter hart und lang; in den Bergen des Elsasses fiel der Schnee am 6. December, in der Ebene am 25. December; er dauerte bis zum 10. Februar. 1294 kam eine so starke Kälte, daß um Hagenau viele Weinstöcke zu Grunde gingen, die Linden und andere Bäume sich spalteten, die Fische im Wasser, Vögel und Menschen in den Wäldern umkamen. 1302 kam um den 13. December erträgliche Kälte; um den 21. December kam aber strenge Kälte, welche die Armen schwer drückte und bis zum Dreikönigstag anhielt. 1305 hielt der Winter lange an. Den Schafen und anderm Vieh wurde Stroh als Futter gegeben. Störche und viele andere kleine Vögel kamen vor Hunger und Frost um. Lerchen wurden viele gefangen.

Im Gegensatz dazu melden warme und angenehme Winter uns die Jahre: 1274, 1278; 1279 waren die wilden Gänse und Kraniche wegen der Milde des Winters nicht in das Elsaß gekommen. 1283, erzählt der Annalist, war der Winter warm. Am 25. März brachten die Weinstöcke Schößlinge und Blätter hervor. Acht Tage nach Weihnachten aber waren an mehreren Orten Getreideähren erschienen. Am 12. März kamen Schwalben in das Elsaß. An demselben Tage hielten die Kukuke und die Fledermäuse ihren Einzug in die Dörfer, blühte das Korn. 1289 bis 1290 war der Winter warm; noch vor Weihnachten trugen die Pflanzen Blüthen, die Bäume Blüthen und Blätter. Jäger fanden in der Zeit Erdbeeren im Elsaß; vor dem 6. Januar hatten schon Spechte und Hühner Junge; die Bäume behielten ihr altes Laub, bis neues an ihnen hervorsproß. Vor dem 13. Januar brachten die Weinstöcke Schößlinge, Blätter, Blüthen, badeten Knaben zu Egisheim [1]) in fließendem Wasser. Am 2. Februar 1290 hörte man Pfauen, sah man Störche; einzelne Hühner, Spechte, Tauben hatten bereits im Januar Junge. Durch Milde zeichneten sich ferner aus die Winter 1292, 1302 und 1304.

Solche milde Winter sind im Elsaß überhaupt nicht selten. Im vorigen wie in diesem Jahrhundert kamen sie vor und hängen von den Süd- und Südwestwinden ab, denen auch der rasche Temperaturwechsel, der so oft im Elsaß eintritt, zu verdanken ist. Dieser wirkt besonders auf den Fremden höchst empfindlich und ist ihm nicht minder auffallend, als unserm Chronisten, der im Jahre 1272 bemerkt: drei Wochen hindurch war große Kälte, die stärkste drei Tage vor Weihnachten. Am Weihnachtstage aber trat Thauwetter ein. Ja selbst solche Ausnahmefälle, daß nördlicher gelegene Gegenden sich einer milderen Temperatur erfreuten, als südliche, wie wir es im letzten Winter erlebten, finden sich im 13. Jahrhundert erwähnt. Ausdrücklich wird aus dem Jahr 1303 berichtet: Der Winter war in Rom kalt, im Elsaß dagegen warm.

Nicht selten kommen im April oder Mai, wenn das Frühjahr schon mit seiner ganzen Pracht in das Rheinthal eingezogen ist, recht empfindlich kalte Tage, Geschenke unseres zweithäufigsten Windes, des Nordost. Auch diese Erscheinung uns aus dem 13. Jahrhundert schon mitzutheilen hat der Chronist nicht unterlassen. Am 14. April 1279, am 15. April 1288, am 24. April 1284 gingen die Weinstöcke zu Grunde. Am 31. Mai fiel, „wie vielfach erzählt wird", Reif in Egisheim.

Als ein wichtiges Moment für die Klimatologie werden heutzutage die Niederschläge in den einzelnen Ländern beobachtet. Wir würden uns wundern, wenn unserm scharfsichtigen Beobachter dieses entgangen wäre. Die regnerischen Sommer oder der, wenn auch vorübergehend, fußhochliegende Schnee in den Straßen, dazu langandauernde Nebel, die oft wochenlang uns jeglichen Blick auf den schönen Schwarz- oder Wasgenwald zu mißgönnen scheinen, sind gerade keine Gabe, für die wir uns bei Jupiter pluvius besonders zu bedanken brauchen. Doch trösten wir uns; vor sechs Jahrhunderten hat es auch nicht anders in unserm lieben Elsaß ausgesehen, wie uns der Colmarer Chronist mittheilt. 1271 war vom 18. August bis 12. Januar nebliges Wetter; selten nur zeigte sich die Sonne oder der Mond; die Temperatur war gemäßigt. 1275 gab es viel Schnee; bei Ruffach [2]) konnte kaum ein Pferd laufen, bei Bern und Granfelden lag er vier Fuß hoch. 1282 fiel so viel Schnee, daß Niemand sich erinnerte, seit 30 Jahren ihn jemals so

[1]) cf. Charles Grad l. c. p. 269.

[1]) Egisheim südwestlich von Colmar.

[2]) Zwischen Colmar und Mühlhausen.

hoch gesehen zu haben; auch sollen mehrere Menschen durch den Frost umgekommen sein. 1290 war der Sommer kühl und regnerisch. Mangel an Niederschlägen zeigen der Herbst 1273, Herbst 1284, wo über ein Vierteljahr die Luft schön, milde, angenehm und fast ohne Regen war.

Was der Verfasser aus dem Gebiete der Hydrographie berichtet, betrifft hauptsächlich den hohen oder niedrigen Wasserstand des Rheines und etwaige Ueberschwemmungen desselben wie in den Jahren 1274, 1275, 1290 und 1302; und es stehen deshalb diese Nachrichten in engem Zusammenhange mit all dem, was über die Niederschläge gesagt ist, da jene von diesen letzteren ja abhängig sind.

Die bedeutendste Ueberschwemmung von den eben angeführten war die vom Jahre 1302 Anfangs August. „Der Rhein beschädigte die Brücke zu Basel, zerstörte die zu Breisach, verdarb die Kornernte und that den Armen von Breisach den größten Schaden. In Straßburg trat der Strom (ein Arm desselben) in viele Keller; ein Bürger fing einen Hecht in seinem Keller. In Basel trat zu derselben Zeit der Rhein in die Pferdeställe und übergoß den Rücken der Pferde mit großen Wellen.“ Im Winter 1302 und in den Jahren 1304 und 1305 vermochte dagegen der Rhein wegen seiner Seichtigkeit die Lastschiffe nicht zu tragen. Im Jahre 1282 wird erwähnt, totum Rhenum Fryburgum et Brysacum proprio rivulo divisisse. Die Uebersetzung von Pabst: „wie der ganze Rhein Freiburg und Breisach nur in der Größe eines kleinen Baches getrennt habe“: ist gewiß unrichtig [1]). Der Sinn kann vielmehr nur der sein, daß ein besonderer Arm des großen Rheinstromes bei Hochwasser östlich an Breisach vorübergeflossen sei. Diese Erklärung wird gestützt durch eine zweite Stelle aus dem Jahre 1295: Der Rhein, welcher lange Zeit hindurch Breisach vom Elsaß getrennt hatte, wandte sich in diesem Jahre zum Theil auf die andere Seite des Berges [2]).

Von anderen Gewässern wird wenig berichtet. 1289 Januar überschwemmte die Ill die Flur von Herinkeim (Hergheim) [3]) und andere nahegelegene Dörfer. Es war im Januar, wie wir auch heute noch in den Wintermonaten den höchsten Wasserstand der elsässischen Flüsse finden. Von einer allgemeinen Ueberfluthung des Oberelsasses meldet der Chronist aus dem Jahre 1281: „Das Wasser überfluthete den Ort Sulz [4]) und that großen Schaden; ebenda erlitten viele auch durch den Sand Verluste. In Gebweiler stürzte ein großer Theil des Berges durch den Ansturm des Wassers zusammen; in den Bergen des Elsasses thaten die Sturzbäche den Leuten an Weinstöcken und Aeckern großen Schaden.“ Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß hier ein Wolkenbruch gemeint ist, von dem das Elsaß heimgesucht wurde; und dieser verursachte möglicher Weise einen Durchbruch des Belchensees oberhalb Gebweiler, wie dieses wirklich in den folgenden Jahrhunderten mehrfach vorgekommen. Dadurch wäre der Einsturz eines Theiles von dem Berge zu erklären. In der Abhandlung „die Zustände des Elsasses im Anfang des 13. Jahrhunderts“ wird allgemein von den Gewässern gesagt: Bäche und Flüsse waren damals nicht so groß wie jetzt (am Ende des Jahrhunderts), weil die Wurzeln der Bäume die Feuchtigkeit des Schnees und Regens längere Zeit in den Bergen zurückhielten, ein Beweis zugleich dafür, daß der Wasgenwald wie das Elsaß damals bewaldeter gewesen sein müssen, als in späterer Zeit, worauf ich nachher hinzuweisen habe.

Unter den Erzeugnissen werden Korn, Gerste, Hafer, Pfirsiche, Aepfel, Birnen, Kirschen, Erbsen, Bohnen, Linsen, Erdbeeren, Himbeeren, Haselnüsse, Melonen, Trauben, Lein am meisten erwähnt. Einige Mal nennt der Chronist zur Unterscheidung die Obstarten mit deutschen Namen, wie „Regelsbiren“ und „Gigilsbiren“, zwei Birnenarten, die heute noch im Oberelsaß dieselben Namen führen. Ferner führt er „Gruonacher“ Aepfel an. Auch dieses Wort hat sich in dem Volke bis auf den heutigen Tag erhalten. In Sulz wurden hundert eingemachte „Kabisköpfe“ um zwei Solidi verkauft. Kabisköpfe, eine auch im übrigen Deutschland vielfach angewandte Bezeichnung für Kraut- oder Kohlköpfe, wurden im Elsaß immer viel angebaut und ausgeführt, weshalb auch die Elsässer seiner Zeit von den Franzosen den Spottnamen tête de choucroûte erhielten. Hier sei noch erwähnt, daß der gewöhnliche, saure Wein beim Chronisten „Rappes“ heißt, ein Ausdruck, der vom Volke auch heute noch gebraucht wird.

Blüthezeit wie Ernten, Quantität und Qualität der Früchte lernen wir aus den Annalen kennen. Freilich sind die Nachrichten auch hier nicht immer zu einer Vergleichung zu verwerthen, da besonders frühe Blüthe oder Reife des Getreides, Obstes und Weines angegeben ist; immerhin sind die Notizen sehr schätzenswerth, weil sie uns gerade in ihren Abnormitäten eine gewisse Regelmäßigkeit zeigen, an die auch unser Jahrhundert gewöhnt ist. 1284 fand man am Pfingstfeste oder den 24. Mai reife Erdbeeren, Erbsen und Kirschen in großer Menge, „was ich sonst selten gesehen,“ setzt der Chronist hinzu. Das Jahr 1304 ist oben als ganz ausnehmend heiß geschildert, und es ist so zu begreifen, daß man am 24. Juni schon reife Trauben sah. Sechs Mal ist die Reife der Erdbeeren, Himbeeren und Kirschen Anfangs Juni erwähnt. Wenn schon Anfangs August 1297 reife Trauben auf den Tisch des Conventes kamen, so ist dabei wohl an Frühtrauben zu denken, die eigens für den Tisch des Klosters gezogen wurden. Mehrfach sind die Weinlesen im September angegeben, während in unserm Jahrhundert der Herbst erst im Oktober beginnt.

Von Interesse dürfte es endlich sein, die einzelnen Weinernten zu verzeichnen, da im 13. wie im 19. Jahrhundert von diesen vielfach das Wohl und Wehe der Bauern unserer Reichslande abhängt. Als günstig bezeichnet Verfasser folgende Jahre: 1279 war der Wein im Allgemeinen gut, aber es gab wenig, eine Weinlese gab es fast nicht. 1284 wuchs guter Wein in reichlicher Fülle, aber es schien nicht, als ob er Dauer haben werde. 1287: An den Stellen, wo sonst harter Wein wuchs, gedieh in diesem Jahre ein trefflicher Wein, dagegen wuchs harter in den Bergen, die sonst den vorzüglichsten Wein im Elsaß zu liefern pflegten. 1291 wuchs ein edler, trefflicher Wein. 1293 gab es, wie man allgemein sagte, guten Wein in Ueberfluß. 1297: Das Faß Wein wurde zu Colmar um einen Denar verkauft, damit nur die Fässer leer würden. Ein Faß „Rappes“ wurde den Armen für ein leeres Faß verkauft. Es wuchs eine Fülle trefflichen Weines. 1303 ist ebenfalls als ein günstiges Jahr bezeichnet; nicht weniger 1304, wo auf den Bergen ein trefflicher Wein in großer Fülle wuchs. Nur das Jahr 1302 wird als ein ungünstiges Weinjahr erwähnt. Im Elsaß wuchs ein geringer Wein, in Zürich und Worms dagegen sollte er gut gerathen sein. Die Straßburger Predigermönche kauften daher Wein in Worms und führten ihn zu Schiff nach Straßburg.

Wogende Kornfelder und wohlgepflegte Obstbäume zierten

[1]) cf. Jahrbuch für die Literatur der Schweizergeschichte 1867, 172.

[2]) Der „Bach“ Rhein bei Schlettstadt, der sich im Jahre 1301 in der Uebersetzung von Pabst findet, beruht auf falscher Uebersetzung. Rivus heißt auch an dieser Stelle „Arm“, „Rheinarm“.

[3]) Oestlich von Ruffach, südlich von Colmar.

[4]) Bei Gebweiler.

damals wie heute die Tiefebene, an den Bergen gedieh trefflicher Wein, während die Höhen des Wasgaues stattliche Wälder krönten, deren Bäume nicht selten eine Dicke von neun oder zehn Fuß erreichten. Diese Wälder schienen sich an einzelnen Stellen weit in das Tiefland hinein erstreckt zu haben, da der Chronist ausdrücklich berichtet: es gab damals im Elsaß viele Wälder, welche das Land unfruchtbar machten an Korn und Wein.

Die religiösen Anschauungen der Bewohner der Neu-Hebriden.

Von **M. Eckardt** in Hamburg.

Vielfach ist den Völkern, die noch nicht nach allen Richtungen hin erforscht, jede religiöse Regung abgesprochen, oft auf den Bericht eines Reisenden hin, der die Sprache des Volks, um das es sich handelt, schlecht oder gar nicht versteht. Bei Einzelnen zieht er vielleicht Erkundigungen ein, wie über Gott, über ein künftiges Leben u. s. w. gedacht wird; ein verneinendes Zeichen, da die betreffende Frage ihrem Sinne nach nicht verstanden ist, läßt ihn zum Schlusse kommen, daß die Befragten höherer Vorstellungen überhaupt nicht fähig sind. Der Stab wird gebrochen; das Volk zu den sogenannten „religionslosen“ geworfen. Nicht derartige oberflächliche Erkundigungen können diese Frage deshalb hinreichend beantworten; dazu bedarf es eines gründlichen und häufigen Verkehrs mit den Eingeborenen, des Studiums der Sitten und Gebräuche derselben, bei denen Auge und Kopf klar zu halten ist. Der Vorstellungskreis des „Wilden“ ist meistens ein völlig anderer, er begreift die gestellten Fragen oft nicht und macht durch die trotzdem verlangten und gegebenen Antworten die Verwirrung nur noch größer.

So ist es auch auf den Hebriden gegangen. Georg Forster berichtet (Cook's zweite Reise): „Ihre Religion ist uns ganz unbekannt geblieben!“ Darauf hin rechnete man die Stämme unter die Religionslosen. Später erfuhr man wenig mehr, nur soviel ward konstatirt, daß, wie bei allen rohen Naturvölkern, der Glaube an böse Geister, Zauberer u. s. w. sehr rege sei.

Die nachfolgenden Zeilen sollen nun, hauptsächlich gestützt auf Mittheilungen einzelner auf den Inseln wirkender und gewirkt habender Missionäre und anderer dort angesiedelter Europäer, zu dem Vorhandenen Neues hinzufügen, die so wenig gekannten religiösen Verhältnisse der Bewohner dieser umfangreichen und interessanten Inselgruppe eingehender schildern [1]). Vielfach sind die religiösen Elemente hier unter Sitten und Gebräuchen verborgen, die wir nicht ohne Weiteres als Aberglauben, Betrug rc. verwerfen dürfen. Das Bestreben, das ihrer Meinung nach Wahre erkannt zu haben, ist da, steht diese Erkenntniß auch auf einer außerordentlich niedrigen Stufe.

Der Glaube an ein höchstes Wesen, den Schöpfer, ist auch auf den Hebriden verbreitet, deutlich spricht sich das in der Sage der Bewohner von Aneityum, der südlichsten Insel der Neu-Hebriden, aus. Vor der Einführung des Christenthums, das hier jetzt völlig Wurzel gefaßt hat, hieß der oberste Gott, der so heilig war, daß seinen Namen nur die Priester aussprechen durften, „Nugerain“. Er war der Schöpfer der Insel. Eines Tages bemerkte er nämlich beim Fischfang in seinem Netze einen außergewöhnlich großen und schweren Gegenstand, zog ihn mit Mühe empor und statt des erwarteten Fischsegens kam Aneityum zum Vorschein. In seiner Freude schuf er nun die Menschen, das „Wie“ ist nicht gesagt, gab ihnen Yams u. s. w. die Hülle und Fülle und beschloß, ihnen ein ewiges schönes Dasein zu gewähren. Doch seine Kinder verscherzten seine Gnade bald. Während der Abwesenheit Nugerain's durchbohrten sie eines Tages dessen große Muschelschalen, die er als Hülle stets zu benutzen pflegte, mit einem Palmblattstengel und verbrannten dieselben dann. Zur Strafe verurtheilte der erzürnte Gott das Geschlecht der Menschen zum Sterben.

Auf Baté haben sich zwei Götter vereinigt die Welt zu schaffen. Es sind „Maitikitiki„ und „Tamakaia“. In Eromanga ist es „Nabu“, der nach der Schöpfung der Erde zuerst die Frau erschuf. Diese gebar einen Sohn, von dem die Eromanger in direkter Linie abstammen. Die übrigen Inseln bevölkerte Nabu nun in ähnlicher Weise. Seltsamerweise ließ er jedoch die Menschen auf allen Vieren gehen, die Schweine dagegen aufrecht. Dies verdroß aber die Vögel und Reptilien derart, daß sie eine Versammlung beriefen, auf der vor allem die Eidechse eine Abänderung verlangte, die Bachstelze dagegen dieselbe lebhaft bekämpfte. Die Eidechse drang durch, kroch nach Schluß auf eine Kokospalme und sprang von oben auf den Rücken eines Schweines, so daß dieses auf die Vorderbeine sank, und von dem Augenblicke an sich nicht wieder erheben konnte. Die Schweine gingen nun sämmtlich auf allen Vieren, die Menschen dagegen aufrecht. Von dem Schutzgott und Schöpfer Aniwas und Futunas, „Maisiki“, erzählt man sich: Er habe vor langer, langer Zeit ein großes Canoe, voll von Männern, Weibern und Kindern, von den Tonga nach Aniwa und Futuna geleitet und sei dann in seine Heimath, den Ocean, zurückgekehrt. Gelegentlich besuche er jedoch seine Getreuen, meistens in Gestalt eines schönlockigen Mädchens, sie zu segnen oder zu strafen. (Die Bewohner von Futuna sind Polynesier, diejenigen Aniwas Melanesier, die einen polynesischen Dialekt, dem von Rarotonga ähnelnd, reden.) Der Glaube an ein Jenseits ist auf allen Inseln verbreitet. Fast durchgängig fehlt jedoch der Begriff des Paradieses, während die Hölle überall eine große Rolle spielt. Auf Aneityum heißt die Unterwelt „Imai“, eingetheilt war sie in zwei Abtheilungen. An einem Orte gab es Ueberfluß an Yams, Brodfrucht rc., ferner ein reiches Jagdgebiet, an dem andern wurden die Verdammten, namentlich die verabscheuungswürdigsten, die Geizigen und die Mörder, über spitze Steine geschleppt, mit scharfen Gegenständen in der durchbohrten Nase, nebenbei Hunger und Durst leidend. Der Eromanger lebt in dem seiner Meinung nach im Westen belegenen Jenseits genau so wie auf seiner Insel, auch nimmt er dieselbe sociale Stellung wie hier ein. War er z. B. ein Häuptling,

[1]) Eine ausführliche Schilderung der Inseln und ihrer Bewohner nebst Segelanweisung für den Archipel vom Verfasser dieses erschien in den „Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung zu Hamburg“, Band IV, 1877 (vergl. „Globus“ XXXV, S. 175). Im Anschluß daran behandelte in demselben Bande J. D. E. Schmeltz in eingehendster Weise „Die Thierwelt der Neu-Hebriden“, und Dr. R. Krause „Schädelformen der Neu-Hebriden“.

so wird er auch im Schattenreiche herrschen u. s. w. Dasselbe glauben auch die Bewohner von Nguna. Bei ihnen heißt dieses zweifelhafte Jenseits „Bokas“. Der Verstorbene hat hier jedoch noch keine Ruhe. Dieser Ort ist gewissermaßen das Wartezimmer. Nach einiger Zeit stirbt er zum zweiten Male, steigt tiefer hinab und leider auch zu einem Orte, an dem er sich in jeder Beziehung verschlechtert. Dieser heißt „Mangalulululu“. Hier muß er abermals ein Weilchen hausen und zwar länger wie in Bokas. Endlich stirbt er zum dritten Male und nun hat die arme Seele in „Mangaseäsea“ Ruhe. Es wird nichts wieder von ihr gehört und gesehen. Die Neugier und das Bewußtsein, ein besonders großer Zauberer und heiliger Mann zu sein, trieben einst einen Bewohner von Farelapa (einem Dorfe Ngunas) Namens Munuaisu dazu, eine Reise in diese Regionen und zurück zu unternehmen. Er schlug die Erde sechsmal mit einer Zauberruthe. Beim sechsten Schlage öffnete sie sich und unter furchtbaren Donnerschlägen stieg er zu Bokas hinab. Dort sah und erkannte er zahlreiche „natemates“ (Geister der Verstorbenen). Ohne Aufenthalt schritt er vorwärts, bis er sich unterhalb Tiklasoa, einem andern Dorfe, befand, um hier durch eine Quelle wieder an die Oberfläche zu steigen. Allein diese hatte ihren Ursprung oberhalb des Schattenreiches. Es blieb ihm daher nichts Anderes übrig, als auf demselben Wege, den er gekommen, nach Farelapa zurückzukehren. Als Geschenk der Geister brachte er zahlreiche Proben ihrer Nahrung mit empor: ein Stück Schweinefleisch, ein Huhn, Yams und einige Bananen. Seine Zauberkraft und Heiligkeit wurden natürlich jetzt außerordentlich gefürchtet. Die Macht der Priester besaß er in ausgedehntem Maße, ja bestimmt glaubte man von ihm, daß er des Nachts, während Alles um ihn schlummerte, die Zunge zu enormer Länge hervorschnellte, die Geister derjenigen einzuziehen, denen er nicht wohl wolle.

In Batö heißt die andere Welt „Cacinototo“; an ihrem Eingange sitzt Salatau, der jeden Eintretenden mit einer Keule auf den Kopf schlägt. Aehnliche Ideen herrschen auch auf den übrigen Inseln. Populär, wenn ich so sagen darf, werden Schöpfer, Unterwelt u. s. w. natürlich nicht. Es sind zu große, heilige Dinge und nur mit Furcht spricht man ihre Namen aus. Die in zweiter Linie stehenden nun folgenden Gottheiten sind weit mehr in Gebrauch, wenngleich sich auch noch die später aufgeführten Specialgötter einer größern Beliebtheit erfreuen. Vor allem verehrt der Eingeborene die Geister der Verstorbenen, die Natmas oder Natemates. Dann aber auch Sonne und Mond. Diese stellte man sich auf Aneityum als Mann und Weib vor, die vor langer, langer Zeit auf der Erde gewohnt hätten. Im Laufe der Zeit sei die Sonne zum Himmel emporgestiegen und habe dem Mond geheißen zu folgen, was dieser auch gethan. Die einzige Tochter Sina ist beim Vollmond in demselben sichtbar. (Diese Sina kennen auch die Samoaner als im Mond befindlich.) Zur Feier dieses Ereignisses fanden Tänze u. s. w. um rohe Holzblöcke mit geweihähnlichen Aesten an den Seiten statt. Auf geheiligten Steinen wurde Schweinefleisch, Früchte, selbst Kawa geopfert, von dem die Priester zum Zeichen, daß das Opfer willkommen geheißen sei, etwas nahmen und den reichen Rest dem Volke überließen, das sich daran delektirte. Auf Eromanga werden steinerne Nachbildungen des Neumondes und des Vollmondes, letztere einem großen Armringe ähnlich, verehrt. Diese Mondbilder sind der Sage nach nicht von Menschen gemacht; würde Jemand dieselben nachmachen, würden sie sofort vernichtet.

Die Geisterwelt ist eine sehr umfangreiche. Den Geistern der Verstorbenen werden auf dem sogenannten „Marum“ oder „Malavaran“, dem öffentlichen Versammlungsplatze der Dörfer, besondere Bildsäulen, hohle Baumstämme, auf die vielfach ein Gesicht eingeritzt ist, gesetzt. Auf Mallicollo, Nguna, krönt man die Stämme hier und da mit dem Schädel des Betreffenden, oder auch mit einer hölzernen Nachahmung desselben, auf die dann mit einem Brei aus Kokos und einer Schlingpflanze, sowie Lehm, oder auch einer harzigen Masse, Gesichter modellirt werden, deren Augen hier und da große Muscheln bilden. Das Innere des Kopfes ist mit Gras, Steinen &c. gefüllt. (Nach Berichten Albertis' finden sich derartig zubereitete Schädel auch in Katau, 25 Miles von der Mündung des Fly River, auf Neu-Guinea.) Der etwa fünf Fuß lange, unten zwei Fuß starke Stamm, der sich nach oben verjüngt, trägt an diesem seinem dünnern Ende einige circa drei bei vier Zoll von einander entfernte Oeffnungen. Durch Schlagen mit einem Stocke lassen sich auf dieser seltsamen Trommel, die zugleich so heilige Zwecke verbindet, die verschiedenartigsten Töne hervorbringen. Bei allen religiösen Festen, die mit Vorliebe während des Vollmondes stattfinden, begleiten „heilige Männer“ mit dieser eigenartigen Musik die feierlichen Tänze und sonstigen Zeichen der Verehrung, die den in der Trommel wohnenden Geistern dargebracht werden. Als besonders geheiligte Bäume, die den Versammlungsort zieren, gelten Casuarinen. Zuweilen, wie unter anderen auf Ambrym, ist der „Tempelraum“ besonders durch Bambuspallisaden und Rohrwände eingefriedigt. Ein leichtes Dach schützt die darunter befindlichen, hier aus Baumfarrn gefertigten Idole, die, in roher Weise geschnitzt, einen roth und weiß bemalten Kopf darstellen. Commodore Goodenough sah unter diesen eine durch besonders ausgeführte Brüste als weiblich bezeichnete Gestalt. Die Mitte nahm die erwähnte Trommel ein. Opfersteine standen umher. Vor jedem Bild lagen eine Menge Opfergaben, so daß es schwer hielt, sich hindurch zu winden. Ratten und Vögel haben hier stets reiche Nahrung; räumen sie etwas darunter auf, so hat nach der Meinung der Gläubigen der Geist die Gabe dankbar angenommen.

Außer diesen verehrten Geistern existiren nun noch eine Menge Specialgottheiten. Ein Gott schützt das Haus, sein Bild dient daher vielfach als Stütze am Eingange oder steht vor demselben (unter anderen auf Banna-Lava). Fast immer ist er aus Baumfarrn in der erwähnten Weise gefertigt [1]). Ein anderer Gott schützt die Quellen der Bäche und Flüsse; wieder einer die Pflanzungen. Auf Tanna errichtet man ihm inmitten derselben Gerüste, auf welche Opfergaben niedergelegt werden. Für Fischfang und Jagd ist gleichfalls ein gütiges Wesen; dann sogar auch für die Küche, dessen Pflicht es ist, dafür zu sorgen, daß die Mahlzeiten regelrecht und gesund zubereitet werden.

Auf Nguna besitzen die „Priester“ für jeden Specialgott eine entsprechende steinerne Nachbildung, „natatapu“ genannt. Die Natatapus für den Schweinegott, dem die Fruchtbarmachung dieser verbreiteten Thiere obliegt, stellen z. B. einen Theil desselben, gewöhnlich die Schnauze, dar, für den Gott der Yamspflanzung gilt eine Yamsnachbildung &c. Auf Aurora (Maiwo) sah Bischof Selwyn 1878, daß die Eingeborenen eifrig Blätter auf einen derartigen, unter einem Baum befindlichen Stein streuten, bittend, daß die Schweine recht fruchtbar seien. Der Wechsel der Jahreszeiten sowie jede Witterungsänderung sind gleichfalls von Göttern verursacht. Auf Eromanga jedoch wird der Regen der Sonne zugeschrieben. Sobald das zu Zeiten erwünschte Naß nicht regel-

[1]) Zwei Exemplare dieses Idols besitzt das in seiner Art einzig dastehende Museum Godeffroy in Hamburg. Abbildung bei Eckardt, Archipel der Neu-Hebriden (Verh. d. V. f. n. U. z. H. IV).

mäßig fällt, werden die Sterne zornig und werfen die Sonne so lange mit Steinen, bis sie zum Nachgeben gezwungen ist und wieder regnen läßt. Den officiellen Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln die Priester, die vielfach zugleich Häuptlinge sind, oder sogenannte „heilige Männer“, denen übernatürliche Gaben zugeschrieben werden. Auf Nguna ist eine Priesterklasse, „Narisona“ genannt, so mächtig, daß sie Regen und Sonnenschein nach Belieben verursacht; eine andere, „Namunuai“ genannt, macht Krankheiten, heilt, läßt sterben, ruft Stürme hervor, treibt Teufel aus u. s. w. Ist Jemand vom Teufel besessen, resp. einem bösen Geiste aus Bolas, dem Orte, der, wie erwähnt, die erste Station zur Unterwelt bildet, von dem die Geister jedoch nach Belieben zurückkehren können, um die Lebenden zu quälen, so sieht der Namunuai mit seinen tief ins Innere blickenden Augen das genau. Er geht mit einigen Blättern in der Hand zu dem Unglücklichen, stellt ihm seine schreckliche Lage vor, läßt sich Geschenke zusagen und befiehlt dann dem unsaubern Geist, sich in einen Stein oder eine Eidechse ꝛc. zu verwandeln, natürlich war das Eine oder das Andere vorher unter den Blättern geschickt verborgen. Der Eingeborene trägt nun, um sich nach Kräften vor allen bösen Geistern zu schützen, im Armring oder dem Gürtel ein mit bunten Farben bemaltes Zweiglein eines gewissen Baumes. Vielfach verlegt man den Sitz der bösen Geister auch in die Vulkane. Die schwarzen Begleiter des Com. Wiseman von J. Br. M. S. „Curacoa“ weigerten sich bei der Besteigung des Yasowa auf Tanna deshalb auch bis zur Kratermündung zu gehen, da der im Innern hausende sehr böse Geist sie verschlingen oder steinigen werde. Die „Krankheitsmacher“ spielen auf den Hebriden eine große Rolle. Hat ein solcher einen bösen Geist veranlaßt Jemand krank zu machen, so läßt der Leidende nichts unversucht, beide zu versöhnen. Das Muschelhorn wird geblasen, je nach dem Grade der Schmerzen leichter oder stärker, daß nur der „nahak“ nicht verbrenne. Der „Nahak“ ist eine von dem Erkrankten berührte Speise oder dergleichen, deren Rest sich der Krankheitsmacher zu verschaffen gewußt hat; verbrennt er nun diesen, so ist das Leben unrettbar verloren. Stirbt der Betreffende trotz allen Blasens und aller Opfergaben, die dem Gefürchteten dargebracht werden, dennoch, so waren letztere einfach ungenügend. Rev. Geddie erhielt auf Aneityum einst diese hier „natmas“ genannten Nahaks. In einem kleinen Bastsäckchen fand sich ein irdenes Gefäß, dann in einem zweiten Sacke eine Zinnschachtel mit einer schwarzen Masse, Reste eines Blattes einer den Geistern geheiligten Pflanze; ferner menschliche Haare, Fragmente eines weiblichen Schurzes aus Pandanusblättern, und Stückchen Zuckerrohr, aus denen der Saft gesogen war. Soll die Beschwörung vor sich gehen, so sucht sich der Krankheitsmacher irgend etwas von der zu schädigenden Person zu verschaffen, z. B. etwas Haar, angebrochene Nahrung, Stückchen der Kleidung, läut dazu eine Quantität Blätter der geheiligten Pflanze, rührt alles in den Topf und setzt ihn ans Feuer, zu den Natmas bittend, daß sie die betreffende Person krank machen. Je mehr nun dieser Mischmasch erwärmt wird, desto größer werden die Schmerzen des Betheiligten. Diese geheimnißvolle Prozedur heißt „naragess“.

Die Bedeutung des Tabu, das auch hier gilt, ist bekannt, und will ich daher nicht näher darauf eingehen. Belegt der Priester oder Häuptling etwas mit dem Tabu, so ist es heilig, unantastbar. Wird das Tabu gebrochen, so wird der Betreffende mit dem Tode bestraft; gelingt es ihm zu entkommen, so strafen ihn die Götter sicherlich. Das Zeichen des Tabu ist gewöhnlich ein an einer Stange befestigter Büschel.

Die Schilderungen der Schließung der Ehe, der Beschneidung, Leichenfeier und ähnliche Gebräuche unterlasse ich, als hierher nicht gehörig; Näheres darüber in meiner erwähnten Abhandlung. Versagen kann ich mir jedoch nicht die Darstellung eines größern religiösen Festes zu geben, dem Rev. Gordon auf Espiritu Santo beiwohnte, und das in seinen Hauptzügen den auf den übrigen Inseln gebräuchlichen sehr ähnelt. Anwesend waren auf dem umfangreichen Festplatz einige Tausend Eingeborene. Zu Beginn trat eine hervorragende Persönlichkeit an die vorhin erwähnte Trommel und begann diese geschickt zu bearbeiten. Im Takte bald den Körper vorwärts, bald rückwärts biegend, tanzten dazu eine Anzahl junger Leute. Das Fest war eingeleitet. Nun begab sich der Priester zu einem der unter prächtigen Casuarinen errichteten Opfersteine, der augenscheinlich neu errichtet war, während ein anderer, etwa 5 Fuß langer, 3 Fuß breiter, 1 Fuß dicker auf vier starken 1 Fuß hohen Pfeilern ruhender, Altar dem vorigen Jahre anzugehören schien, legte unter gewissen Bewegungen seinen Zauberstab auf denselben, um ihn, als die beiden Häuptlinge zweiten und dritten Grades hervortraten, jeder eine grüne ungefähr 6 Fuß lange blätterreiche Weinrebe senkrecht über dem Kopfe haltend, mit der rechten Hand zu ergreifen und hinter den nun in gewandten bestimmten Sprüngen über den Platz Davoneilenden heftig hin und her zu schwingen, ihnen in derselben Weise folgend. Allmälig näherten sich diese drei von oben bis unten roth bemalten, mit Zweigen gewisser Pflanzen phantastisch geschmückten wunderlichen Heiligen wiederum dem Altar, auf den nun der Priester sprang, in der Linken den Sack haltend, mit der Rechten einen etwa 15 Zoll langen Stab ergreifend. Noch war dieses nicht geschehen, als eine Anzahl der Anwesenden sich bemühte, Ferkel in Säcke und Körbe zu stecken, je 20 wanderten mit fabelhafter Geschicklichkeit in einen Sack; die Vorbereitung auf den nun folgenden zweiten Akt, „apromos“ genannt. Eine Anzahl junger Leute vertheilte sich zu Beginn desselben, etwa 2 bis 3 Yards von einander entfernt, in zwei Reihen auf den Festplatz, jeder in seiner rechten Hand eine 2 Yards lange Ruthe, der Mittelrippe eines Kokosblattes ähnlich, haltend. Auf jedem Ende stand ein Mann, der nach einem gegebenen Zeichen durch die Reihen zu laufen begann, von jedem der Jünglinge einen Schlag mit der Gerte um die Brust empfangend, und selber mit den über dem Kopfe emporgehaltenen Armen einen klatschenden Ton hervorbringend. Am Ende der Reihe rieb sich jeder dieser Büßer mit Taro ein, dem Körper die Schläge weniger empfindlich zu machen, die Jünglinge tauschten die einmal benutzte Ruthe gegen andere und die Scene begann von Neuem. Bald war der Platz dicht mit Ruthen bedeckt. Die Opfer schienen wild vor Erregung oder Schmerz zu sein. Ein Zeichen und wieder änderte sich die Scene. Vier bis fünf Tänzer traten auf; die Säcke mit den Ferkeln wurden herbeigeschleppt, eines nach dem andern herausgezogen und in die Luft geschleudert. Jeder Tänzer suchte diese sonderbaren Bälle zu fangen und brachte die schrecklich schreienden zur Erde fallenden zu dem noch immer auf dem Altar nach dem Klang der Trommel tanzenden Priester, der jedes Ferkel mit dem erwähnten Stab durch einen Schlag auf die Schnauze tödtete. So wurden an 200 Thiere getödtet, um am Abend, nebst einigen nachträglich geschlachteten großen Schweinen, gekocht und gegessen zu werden. Bevor die schauerliche Mahlzeit begann, verließen noch etwa hundert Frauen, je vier in einer Reihe, den Busch. Die Gesichter mit verschiedenen Farben in Streifen bemalt hielten die äußeren Glieder in ihren Händen Speere oder Ruthen, die übrigen kurze gebogene Stäbe oder Keulen, auf die sie sich, nach vorn geneigt, beim Vorwärtsgehen zu

stützen schienen. Um die Knöchel trugen Alle Schnüre getrockneter, Kastanien ähnelnder, Nußschalen, die ein seltsames Getöse hervorbrachten. Nach dem Takte der, von den vier den Reigen eröffnenden Frauen geschlagenen, 15 Zoll langen Bambustrommel stampften sie etwa 3 Fuß vorwärts, dann, ohne die Haltung zu ändern, 2 Fuß zurück und bewegten sich so, in der Geschwindigkeit von 100 Yards in der Stunde, über den ganzen Platz. Nun war der officielle Theil beendet, das ersehnte Mal begann.

Die Stellung der auf den Hebriden wirkenden Missionäre ist eine sehr schwierige und gefahrvolle, und nur langsam gewinnen sie Terrain. 1878 waren 11 europäische Missionäre, 89 eingeborene Lehrer auf 50 Stationen vertheilt; 86 Schulen wurden von 2433 Schülern besucht. Die kirchliche Gemeinde betrug in Summa 2644. Die 1279 Seelen starke Bevölkerung von Aneityum ist ganz zum Christenthum übergetreten, ebenso die 192 Seelen zählende kleine Insel Aniwa, das „Madeira“ der Hebriden. Von den circa 10000 Bewohnern von Tanna nehmen nur circa 120 am öffentlichen Gottesdienst Theil. Auf Nguna (500 Einwohner) und den unter der Obhut zweier europäischer Missionäre und vier eingeborener Lehrer stehenden Nachbarinseln Pele (150 Einwohner), Metaso, Makuru, Tongoa x. sind circa 100 Gläubige. Auf Vaté (3000 Einwohner) circa 500. Schlimm sind die Bewohner Mallicollos (10000), dann Santos (20 000) x. Einzelheiten werde ich in einem in Vorbereitung befindlichen Nachtrag zu meiner früheren Abhandlung bringen. Erwähnen möchte ich noch, daß die durchweg evangelischen Sendlinge durchaus nicht in der tadelnswerthen Weise der, namentlich in der Südsee vielfach vorkommenden, blutsaugenden Bekenner Christi vorgehen, die kein Mittel unversucht lassen, sich oder die Kirche zu bereichern, nein, auf dornigem Pfad, umdroht von Gefahren aller Art, vom schrecklichsten Tode oft ereilt, wirken sie. Der Kuriosität halber erwähne ich noch, daß ein Mr. de Fonvielle in der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 6. Juni 1879 mittheilte, daß sämmtliche Einwohner des Archipels, 250 000 bis 300 000 (in Wahrheit etwa 70 000), Katholiken und im Herzen Franzosen seien, die nur darauf warteten, daß die französische Flagge aufgehißt werde. Ob Mr. de Fonvielle wohl einmal in Vaté die Meinung der Eingeborenen über die Wee, Wees (Oui, Oui), wie sie die Franzosen heißen, gehört hat? Dann würde er sicherlich nicht so Wunderbares berichten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft beabsichtigt, den von ihren Schiffen befahrenen Stromlinien nun auch die Drina, den vielgenannten bosnisch-serbischen Grenzfluß, hinzuzufügen. Zu diesem Zwecke wird sie zunächst im Laufe des gegenwärtigen Sommers diesen Fluß durch einen Dampfer von geringem Tiefgange untersuchen lassen. Die serbische Regierung hat ihre Grenzbehörden angewiesen, dem Unternehmen keine Hindernisse in den Weg zu legen.

— Neuerdings sind unter anderen vom französischen Unterrichtsminister folgende wissenschaftliche Missionen vergeben worden: an René Bréon eine geologische Studienreise nach Island, an Gustave Lombard eine Mission nach Abessinien und Schoa, um Untersuchungen über die Statistik, Topographie, Verfassung und Regierung dieser Länder anzustellen.

— Der russische Ostseehafen Liban in Kurland, welcher nach officieller Angabe vom September 1875 erst 10767 Einwohner zählte, soll jetzt deren 29 300 besitzen. Daß dort in Folge der deutschen Zollpolitik große Hafenbauten in Angriff genommen worden sind und ein lebhafter Unternehmungsgeist sich fühlbar machte, berichteten wir früher („Globus“ XXXVI, S. 47); zu verwundern ist es darum doch, wenn die Stadt in so kurzer Zeit fast um das Dreifache ihrer Einwohnerzahl sich vergrößert haben sollte.

— An der Nordküste des Marmara-Meeres herrscht ebenso Hungersnoth, wie in Kleinasien und Armenien. Nach der „Allg. Z.“ sind im Bezirke von Gallipoli, Myriophyton, Ganos u. s. w. während der letzten Monate fast sämmtliche Kinder und älteren Leute verhungert. Von den Feldern ist kaum der dritte Theil bestellt worden, zum Theil weil das Saatkorn vom durchziehenden Militär verzehrt worden ist. Die Dörfer, welche von den Russen während der Okkupation niedergebrannt wurden, sind noch nicht wieder aufgebaut worden, und seit drei Jahren liegen die Aecker ohne Bestellung. Etwa 20000 sogenannte Flüchtlinge durchziehen unstät den ganzen Bezirk um Nahrung zu suchen. In Macedonien in den Kazas von Drama, Serres, Newrekop (am Mesta oder Karasu) herrschen ähnliche Verhältnisse: in einzelnen Dörfern, wie z. B. Makros, waren die Einwohner gezwungen, eine kreideartige Erde zu essen, in Folge dessen viele zu Grunde gingen. Der Sanitätsarzt Leontios, welcher diese Dinge berichtet, mußte seine Inspektionsreise wegen der herrschenden Anarchie und des Räuberunwesens halber unterbrechen.

Nordamerika.

— In den Prairie-Staaten herrscht ein allgemeines Interesse für Anpflanzung von Bäumen, welche Nutz- und Brennholz geben und dem dürren, verbrannten Boden wieder die nöthige Feuchtigkeit verschaffen. Der Eisenbahnbau und die neuen Ansiedelungen im fernen Westen machen immer größere Ansprüche an Holzverbrauch, und der Holzmangel macht sich drückend fühlbar und nöthigt zu großen Ausgaben. Die Eisenbahnen, die dort im Jahre 1879 gebaut wurden, bedurften allein 10 Mill. Holzschwellen. Schon vor 1873 sind Versuche zum Anpflanzen von Bäumen Seitens der Eisenbahn-Compagnien gemacht worden, aber ohne großen Erfolg, woran theils die Wahl ungeeigneter Lokalitäten, theils die schlechte Pflege der Pflanzungen die Schuld tragen mag. Hier und da waren die Bäume allzu nahe an die Bahnen gepflanzt worden, wodurch sie dem Niederbrennen durch Funken der Lokomotiven ausgesetzt waren. In den letzten Jahren ist jedoch das Anpflanzen der Bäume durch die Anstrengungen der Havard Baumschule zu West Rockbury, Mass., befördert worden, namentlich in Kansas an der Fort Scott und Golf-Eisenbahn. Dort sind bereits mehrere hundert Acker Land mit Bäumen bepflanzt und Kapitalisten von Boston haben im letzten Winter die Bepflanzung von weiteren 560 Ackern mit Bäumen in Kontrakt gegeben.

Dieser letztere Kontrakt ist an die Firma von Robert Douglas und Söhne zu Waukegan, Ills., vergeben, welche das größte Geschäft im Lande für Baumzucht betreibt. Diese Firma hat es übernommen, jene 560 Acker zu pflügen

und auf jedem Acker 2720 Bäume zu pflanzen und sie zu verpflegen, bis sie Schatten geben, was etwa in zehn Jahren der Fall sein wird. Alsdann werden sie an die Eigenthümer des Landes übergeben und für jeden Baum unter der Zahl von 2000 auf den Acker wird ein Cent abgezogen, und nur Bäume, die mindestens 6 Fuß hoch sind, werden gezählt.

Die ganze Anzahl der akkordirten Bäume beträgt über 1½ Millionen und der Ausfall von Zehntausenden von Bäumen, wenn auch nur ein Cent per Stück verloren geht, würde für die Kontraktoren doch einen Verlust von Tausenden von Dollars machen. Diese Bestimmung genügt, um die richtige Pflanzung und Pflege durch tüchtige Leute zu garantiren. Daß der Profit aus diesen Waldanpflanzungen sich nach Jahrzehnten auf viele Millionen belaufen wird, liegt auf der Hand. Es ist freilich keine Spekulation von heute auf morgen, aber sie ist nicht bloß eine gewinnbringende, sondern auch eine höchst verdienstliche, die weit und breit jener Gegend ungeheure Vortheile bringen und ihre Kulturfähigkeit außerordentlich erhöhen wird.

Die Bäume, welche man anpflanzen wird, sind vorzugsweise der Catalpabaum (300 Acker) und der Ailanthus (200 Acker), auf den übrigen 60 Ackern wird man Versuche mit verschiedenen Baumarten anstellen. Der Catalpa und der Ailanthus wachsen sehr schnell; der erstere liefert ein weicheres Holz für Zäune, Eisenbahnschwellen ꝛc., der letztere dagegen giebt ein hartes Holz für Bauten, Möbel und zum Brennen. Man erwartet, daß diese Pflanzung bald Nachahmung in anderen Prairie-Staaten finden wird.

(Amerik. Schweizer-Zeitung.)

Vom Büchertische.

H. J. Klein's Lehrbuch der Erdkunde für Gymnasien, Realschulen und ähnliche höhere Lehranstalten (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn 1880) verdient an dieser Stelle eine Erwähnung, weil der als naturwissenschaftliche Autorität bekannte Verfasser den Hauptnachdruck beim Lehren der Geographie auf die Behandlung der natürlichen Gestaltung der Erdoberfläche gelegt wissen will und sein Werk von diesem Gesichtspunkte aus abgefaßt hat. Und das ganz mit Recht! Denn wenn in neuerer Zeit im Unterrichtsplane der höheren Lehranstalten der Geographie ein größeres Gewicht beigelegt wird, so kann diese Disciplin ihre bildende Kraft doch nur voll entfalten, wenn sie nicht, wie früher, lediglich in den Geschichtsstunden als unumgänglicher Anhängsel vorgetragen, oder wenn dabei nur eine größere Menge von Namen und Zahlen, die doch nur verwirren, den Schülern eingeprägt wird, sondern wenn die großen dauernden Verhältnisse der Länder und Meere vorgeführt, wenn anstatt auf einzelne Fakta, auf das Gesetzmäßige und allgemein Gültige der Hauptnachdruck gelegt wird. Dr. Klein hat, von diesem richtigen Grundsatze ausgehend, das topographische Detail, welches in ähnlichen Lehrbüchern oft überwuchert, auf das unumgänglich erforderliche Maß beschränkt und dadurch Raum für eine ausführlichere Behandlung der physischen und astronomischen Erdkunde, welche letztere in ähnlichen Büchern meist fehlt, der Oceanographie u. s. w. gewonnen, kurz für Dinge, welchen jeder Unbefangene eine größere Bedeutung für den Unterricht beimessen wird, als den wechselnden staatlichen und administrativen Einrichtungen, schwankenden Bevölkerungsziffern und dergleichen. Für den Politiker, Gelehrten und Geschäftsmann hat so etwas wohl großes Interesse; dem Schüler aber frommt es z. B. mehr, die allgemeine Bevölkerungsdichtigkeit der Länder kennen zu lernen, als die Einwohnerzahlen von so und so viel Städten auswendig zu wissen, nur um nach fünf Jahren zu erfahren, daß dieselben sich bedeutend geändert haben. Auch halten wir es für recht wichtig, daß die Schüler einen Begriff von dem Wesen und Wirken der Quellen und Wasserfälle, der Deltas und Seen, der Vulkane und Gletscher erhalten und möchten ihnen gern dafür eine Menge von Jahreszahlen und Königsreihen erlassen.

Das Wichtigste über jene Dinge, über die Oberflächengestaltung und die klimatischen Verhältnisse der Erdtheile ꝛc. behandelte Klein in durchaus ansprechender, leicht verständlicher Weise und unterstützt seine Darlegungen durch eine Fülle von gut gewählten charakteristischen Abbildungen (im Ganzen 86) und Kartenskizzen (55 an Zahl). Auch das ist nur anzuerkennen. Denn — sagt er in der Vorrede — „gerade in der Erdkunde kann das Wort den Mangel der Anschauung am wenigsten ersetzen. Für das Verständniß der individuellen Eigenthümlichkeiten und deren Rückwirkung auf die Kulturentwickelung ist es von Wichtigkeit, daß der Schüler eine bestimmte Vorstellung gewinne, wie sich beispielsweise das deutsche Mittelgebirge auch in seinen äußeren Formen von den Alpen oder den Gebirgen der Auvergne unterscheidet, oder wie ungleich der Anblick der Pampas und der Flächen Südafrikas ist. In dieser Beziehung sind gute Abbildungen ganz unersetzlich." Was die Karten anlangt, so sind dieselben mit Absicht leer und skizzenhaft gehalten: sie sollen den Atlas nicht überflüssig machen, sondern nur rasch orientiren. Theilweise sind es rohe Höhenschichtenkarten, und diese Darstellungsweise des Terrains erscheint uns für solche Skizzen durchaus die richtige. Ja, wir würden es mit Freude begrüßen, wenn sich dieses vorzügliche Mittel, das Terrain zu veranschaulichen, mehr und mehr einbürgerte. Nur wäre die erste Bedingung, daß von Fachleuten mehr Länder in dieser Weise nach den Originalquellen bearbeitet resp. solche Karten mehr veröffentlicht würden; eine bei der Weitschichtigkeit und Zersplitterung des Materials überaus zeitraubende, mühselige, aber auch interessante und lohnende Arbeit. Alsdann gewännen die Karten von Italien z. B. oder der sogenannten Balkanhalbinsel und andere theilweise ein anderes Aussehen, als in den vorliegenden Skizzen. Wir möchten dies dem Verfasser für eine zweite Auflage recht ans Herz legen, ihm auch empfehlen, diese Darstellungsweise später in noch weiterm Umfange als jetzt anzuwenden.

Zum Schlusse können wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß das Klein'sche Lehrbuch durch größern und kleinern Druck das Pensum für eine niedere und höhere Stufe des Unterrichts unterscheidet und deswegen den Schüler durch die ganze Anstalt begleiten kann. Der Geographie sind zwar unseres Wissens in den höheren Gymnasial- ꝛc. Klassen keine besonderen Unterrichtsstunden eingeräumt, vielleicht trägt dieses Lehrbuch dazu bei, daß es hier und da geschieht.

a.

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Auf Java.

(Nach dem Französischen des Herrn Désiré Charnay.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

II.

Am nächsten Tage um ein Uhr wurde Charnay von dem Dolmetsch der Residenz zu Wagen in den Palast abgeholt. Dieser Palast ist eine Stadt in der Stadt; von Mauern eingeschlossen, von Kasernen umgeben, von Höfen und Gärten durchschnitten, beherbergt er eine ganze Bevölkerung von Beamten, Dienern und Schützlingen. Den innern Dienst versehen nur Frauen.

Man tritt in einen weiten Hof, in dessen Hintergrunde sich zwei riesige Hallen hinter einander erheben; die erste, der Dalem, dient als Audienzsaal; ihr vorauf geht ein Peristyl mit einem Giebel, an dem das Wappen des Mangku-Nagoro prangt; sie ruht auf 34 Pfeilern mit vergoldeten Rundstäbchen, ist mit Kunstgegenständen, Fauteuils und Tischen ausgestattet, mit Marmor gepflastert und wird Abends mit Fackeln und 25 großen Petroleumkronenleuchtern erhellt. Von irgend welchem Lokalkolorit keine Spur: Möbel, Bronzen, Divans, alles kommt aus Paris; aber dieser nach allen vier Seiten hin offene Palast bildet einen frischen und für das sengende Klima Javas höchst geeigneten Saal.

Die zweite Halle hinter der ersten ist nicht so umfangreich, aber traulicher. Die Ausstattung ähnelt derjenigen der ersten, ist aber reicher: ein schöner Smyrnateppich bedeckt die Mitte; japanische Bronzevasen, große chinesische Töpfe, Divans, Spiegel, Gemälde und Statuen bilden das Mobiliar. Den Hintergrund nehmen drei Zimmer mit großen Fenstern ein, von denen die beiden zur Seite höchst einfach sind, das mittlere aber, ganz von Gold starrend, ein Meisterwerk javanischer Tischlerkunst ist; es zu betreten ist untersagt: es dient den Söhnen des Mangku-Nagoro zum Aufenthaltsort in der Hochzeitsnacht und entspricht somit dem amerikanischen bridal room.

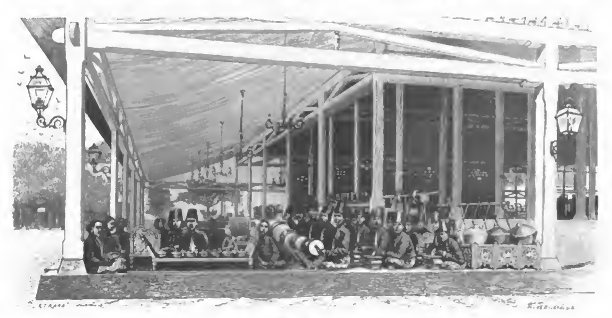
Ein ziemlich häßlicher, aber freundlich aussehender Greis empfängt den Fremden und den Dolmetsch mit einem Lächeln, drückt ihnen die Hand und ladet sie zum Sitzen ein. Es ist der Fürst, was man übrigens seiner Kleidung nicht anmerkt, da er hierin dem untersten Javaner gleicht. Diener kriechen hinter ihm her und zwei reizende kleine Mädchen in niedlichen Gewändern hocken an seiner Seite nieder, den Spucknapf und die Beteldose in den Händen.

Die beginnende Unterhaltung ist banal, wie eine jede, die mit Hülfe eines Dolmetsch geführt wird; Charnay spricht von dem schönen Lande, welches er bewundert, der Fürst von Europa, das er bedauert nicht gesehen zu haben, dessen Erfindungen, Kunst und Politik er jedoch ungefähr kennt. „Warum haben Eure Hoheit (dies ist der Titel) die Weltausstellung nicht besucht?" — „Ja, wenn ich erst 50 Jahre alt gewesen wäre, hätte ich es sicher nicht unterlassen, aber ich zähle 70, und das ist zu spät!" Mittlerweile reichen Diener auf kostbaren Tellern Ingwer und Thee umher. Dann stellt der gutmüthige Alte seinen ältesten Sohn vor, der sich auf Knien nähert und erst nach vielen Kniebeugungen erhebt. Der Fürst hustet, speit aus und lächelt, um seine langen schwarzen Zähne zu zeigen; der Gebrauch des Betels allein könnte sie nicht so färben, sondern die Javaner

der bevorzugten Klassen benutzen eine Tinktur, um ihnen diese Ebenholzfarbe zu geben, auf die sie stolz sind, denn, sagen sie, weiße Zähne zu haben, heißt das nicht Affen und Hunden nachahmen?

Die Besichtigung des Palasts zeigt noch mit Gallerien umgebene Höfe und Wohnzimmer für die Frauen; doch sieht man letztere nur als Dienerinnen mit Scheuern, Waschen und Putzen beschäftigt, da der Fürst trotz der Sitte nur eine Lebensgefährtin und keinen Harem hat. Die inneren Höfe sind mit Pflanzen und Blumen in chinesischen und japanischen Töpfen, Vogelkäfigen, armseligen Kiosks und verkrüppelten Bäumen geziert, die grell gegen die prächtige Vegetation der Umgebung abstechen. Ein Hauch von Verkommenheit weht über diesen zurückgezogenen Höfen; alles ist zu europäisch, zu modern. Noch wurden die Marställe, darin besonders Ponies aus Timor, besichtigt und die Garden gezeigt, denn der Fürst hat ein eigenes Regiment und den Rang eines Obersten in der holländischen Armee, ein Titel, auf den er stolzer ist als auf seine Würde als javanischer Fürst.

Die Spazierfahrt des nächsten Vormittags bot an sich mehr Genuß als der Endzweck, dem sie eigentlich galt: der Besuch einer der Zuckerfabriken des Mangku-Nagoro, wozu dieser den Reisenden eingeladen; denn so interessant auch eine Fabrik ist, so war es doch für einen Freund landschaftlicher Farben und Schönheit eine etwas harte Zumuthung; doch gewährte diese windesschnelle Fahrt im sechsspännigen Wagen, der chinesische Kirchhof zur Linken, die Flußübergänge auf Fähren, die Kampongs und ihre Bewohner eine reichliche Entschädigung für die Mühe. Und überdies war der Empfang höchst schmeichelhaft; ein Sohn des Fürsten war ausdrücklich dazu anwesend und setzte ihm ein angenehmes Frühstück vor, bei dem ein guter Rheinwein keine zu verachtende Würze war. So gestärkt, ließ man die Fabrikation des Zuckers vom Zerstampfen des Rohres an bis zur Verladung in Säcke am Auge vorübergehen und kam noch



Der Gamelan.

zeitig genug in Soerakarta wieder an, um im Palaste einem Bajaderentanze beizuwohnen. Der mächtige Saal war tageshell erleuchtet; der Fürst nahm in der Mitte Platz, der Dolmetsch zur einen, Charnay zur andern Seite. Links hocken zwölf Jünglinge mit nacktem Oberkörper, aber reichen Untergewändern, inmitten zahlreicher Dienerschaft; rechts sitzen, in dunkele Stoffe eingewickelt, fünf Javaninnen auf der Erde, und hinter ihnen regungslos 60 Javanen in schwarzen Kleidern und Hüten bei einer Sammlung der seltsamsten Instrumente. Es ist dies das Orchester des Fürsten, der „Gamelan“, welcher in Java großen Ruhm genießt. „Dieses Orchester ist vom ersten Mangku-Nagoro geschaffen worden, und ich bin der vierte,“ äußerte der alte Herr.

Diese Musik besteht aus kupfernen Instrumenten und Arten von Kochtöpfen in allen Formen und Größen, von der zweilöchrigen Spiegeleierpfanne bis zum riesigsten Steinbuttenkessel; aus Reihen von Kupferplatten, von zwei Zoll bis fast ein Meter Länge, die auf kleinen und großen Bronzegestellen ruhen; aus Täfelchen von tönendem Holz, die, in derselben Anordnung, an die afrikanische Marimba erinnern; aus kleinen und großen Gongs von 10 Centimeter bis 6 Fuß Durchmesser; endlich aus zweisaitigen Geigen unbekannter Form. Jeder Musiker ist mit Stöcken und Stäbchen bewaffnet, an denen Gummikugeln sitzen, um damit die Instrumente zu schlagen.

Auf ein Zeichen des Gebieters setzt sich das Orchester in Bewegung; ein Wirrwarr von seltsamen Tönen wird laut, zum Theil höchst sanft, silbern, klagend, und dazwischen das Brausen der Gongs; manchmal taucht ein reizendes Motiv auf, aber im Allgemeinen schlägt es ans Ohr wie ein Kakophonie sonder Gleichen. Von Zeit zu Zeit begleitet die durchdringende, schreiende Stimme der Weiber diese klagende Musik und man fühlt sich geneigt, diese schwarzgekleideten Männer für Todtengräber zu halten und sich eher in eine Leichenfeier als in ein Freudenfest versetzt zu wähnen.

Vom ersten Tone an lösen sich vier junge Leute von dem Haufen ab; sie stecken in rothen Hosen, die Hüften in grellfarbigen Sarongs; im Gürtel haben sie schöne, reich mit Silber eingelegte Dolche und auf der Brust eine goldene Tafel; ihre Kopfbedeckung, aus einem steif gestärkten javanischen Tuch, welches ihnen den Kopf einzwängt und hinten zwei große Flügel stehen läßt, ist höchst originell; die Ober-

lippen sind mit Kork geschwärzt, um Schnurrbärte vorzustellen. Sie nähern sich kriechend, werfen sich mit gefalteten Händen vor dem Fürsten nieder, stehen auf und grüßen. Diener bringen ihnen Lanzen, und der Lanzentanz beginnt: sie gruppiren sich, entfernen sich, drohen und kämpfen; aber alles das mit so abgemessenen Bewegungen und in so langsamem Rhythmus, daß man schwerlich einen kriegerischen Tanz darin entdecken könnte; sie heben die Füße, drehen sich um und treten auf, als ob sie auf Eiern gingen; diese Bursche werden sich nie ein Leides anthun, und die Lufthiebe, die sie austheilen, werden nie Jemand treffen.

Nun geht es zum Krißtanz. Die vier neuen Künstler kommen in derselben Weise und ebenso kostümirt vor, nur anstatt des Kopftuches haben sie einen prächtigen javanischen Helm in Form eines Diadems und am linken Arm eine Art Schild von ausgeschnittenem und vergoldetem Leder, welcher einen zweiköpfigen Adler vorstellt. Kampf, Parade, Bewegungen weniger langsam; die Kriß treffen sich, schlagen los, ertönen beim Klange der Musik, die ihren Gang etwas beschleunigt; man sieht doch etwas; ein Lob für den Krißtanz!

Noch mehr Beifall ist der Tanz mit Stöcken werth. Von den vorigen unterscheiden sich die Tänzer durch eine ganz wilde Kopfbedeckung und den goldenen Schild in der Hand; hier wird die Bewegung bestimmter: Hieb, Nachhieb, Parade; sie schlagen wirklich drauf los, man hört Holz gegen Holz, und die Schilde erdröhnen unter den Schlägen der Kämpfer. Das Orchester läßt kriegerische Klänge hören, die Geigen kreischen, die Gongs donnern und die Kasserollen gerathen in Aufruhr; der Fürst wird lebendig, schlägt den Takt, macht ein glückliches und stolzes Gesicht und sieht den Fremden mit einem Ausdruck an, der sagen will: „Was meinen Sie? haben Sie je Aehnliches gesehen?“ Dieser verbeugt sich zum Zeichen der Zustimmung, beglückwünscht ihn und bedankt sich für das große Vergnügen; Weine und Erfrischungen werden umhergereicht; der Fürst trinkt Wasser.

Jetzt kommt die Reihe an die Weiber, die sich ihrer Verhüllung entledigen; die Hoffnung aber, sie alle zusammen eine Art Ballet tanzen zu sehen, wird getäuscht: einzeln sollen sie ihre Kunst zeigen. Die erste schreitet vor mit nackten Schultern und Armen, den Busen mit einer Schärpe bedeckt, die ihn wie ein Brett einquetscht; unter dem an der Hüfte offenen Sarong trägt sie eine Hose, und an jeder Seite flattern zwei kleine blaue Enden, mit denen sie ihre Gesten begleitet. Der Kopfputz ist der in Java gebräuchliche: auf dem Hinterkopf zusammengewundene und geknotete Haare mit Blumen dazwischen.

Wie soll man von diesem Tanze sprechen, der des Charakters entbehrt und den man nicht begreifen kann? Was meint dieses ausdruckslos blickende Mädchen mit ihren schläfrigen Gesten? Sie reckt sich aus, verschränkt die Arme, windet die Hände aus einander, alles mit einer verzweiflungsvollen Langsamkeit; sie spielt die Besiegte und zu Boden Geworfene, während man bis 100 zählen könnte. Ihre Hüften sind unbeweglich; der Tanz ist züchtig, man sieht kaum die Füße der Künstlerin; nur ihre Extremitäten bewegen sich wie die Fühlfäden kranker Insekten oder die Füße sterbender Spinnen, ohne daß man eine Ahnung von den Gefühlen hat, die sie ausdrückt. Von Zeit zu Zeit stoßen ihre Gefährtinnen einige klagende Töne aus, als ob Katzen heulten, und sie selbst murmelt, wie einen Todtengesang, unverständliche Worte.

Welch wunderbarer Volksgeist, der in Spielen, die jeden andern zur Ausgelassenheit hinreißen, für seine Gesänge nur tödtliche Trauer, für seine Tänze nur die tiefste Melancholie findet! Es scheint, als ob dies entkräftete Volk nur noch Entsagung und Schmerz ausdrücken und in Gesang und Tanz nur Abscheu vor dem Leben und die Trauer einer seit 20 Jahrhunderten in Knechtschaft und Demüthigung zugebrachten Existenz darstellen kann! Wie dem auch sei, wahrscheinlich haben diese Art Genüsse für den Javanen denselben Reiz wie für uns das beredteste Ballet, und sicherlich würden sie ihre Tänzerinnen nicht gegen die unserigen vertauschen, denn auf Charnay's Frage, ob er jemals europäische Tänzerinnen gesehen, verhüllte Seine Hoheit das Gesicht mit einem Ausdruck des Abscheues, der des heiligen Antonius in der Wüste würdig gewesen wäre.

Der Mangku-Nagoro.

Um 11 wurde die Sitzung aufgehoben und Charnay bedankte sich bei dem Fürsten, der sich in der größten Liebenswürdigkeit zeigte und ihm sogar die Tänzer, den Gamelan und den Palast zu photographiren gestattete, was denn auch am nächsten Tage geschah.

Der Hauptzweck von Charnay's Reise nach Java war gewesen, die Aehnlichkeit gewisser buddhistischer Ruinen mit denen Central-Amerikas zu konstatiren. Die wichtigsten dieser Ruinen liegen bei Boeroe-Boedor und Brambanam am Dieng, zwei Tagereisen von Samarang und im Kediri, dem östlichen Theile der Insel. Boeroe-Boedor sollte den Schluß der Excursion bilden. Andere Ruinen befanden sich auch auf dem Lawoe, 18 Stunden von Soerakarta, und der Reisende beschloß, sie zu besuchen. Zwar sollte die Reise beschwerlich sein: die Straße hörte am Fuß des Berges auf, von da bis zum Dorfe Soekoe mußte geritten und der Rest zu Fuße abgemacht werden; trotzdem wollte er es versuchen, und so bestellte er zwei Postpferde und fuhr eines Morgens um 4 Uhr, mit seinen photogra-

phischen Geräthschaften versehen, ab. Zuerst ging Alles glatt, aber nach circa achtstündiger Fahrt brach der Wagen entzwei und er mußte die Nacht in einem Kampong zubringen; doch benutzte er sein Mißgeschick um verschiedene Aufnahmen zu machen. Ziemlich niedergeschlagen kam er wieder nach Soerakarta zurück.

Man tröstete ihn damit, daß die Ruinen von Soekoe nur ein Restaurationsversuch einer Epoche des Verfalles seien und aus dem 14. Jahrhundert stammten. Nach Raffles wären sie noch jünger und gingen nicht über das 15. Jahrhundert hinaus, 1435 bis 1440, weniger als 40 Jahre vor dem Aussterben der Hindureligion auf Java. Nach demselben Autor wären die Denkmäler von Soekoe die gröbsten und gewöhnlichsten der Gebäude, die in der Insel zerstreut liegen und gehörten einer entarteten Sekte des Brahmanismus an. Die interessanteste Seite dieser Ruinen



Lanzentanz.

ebenso wie der Denkmäler der letzten javanischen Epoche wäre ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit den Gebäuden Mexikos und Yukatans. Das kann ein reiner Zufall sein, fügt Fergusson in seinen Abhandlungen hinzu, aber die Aehnlichkeit ist erstaunlich. Uebrigens nehmen die Ethnologen ohne Anstoß an, daß die malaiische Race sich von der Osterinsel bis Madagaskar habe erstrecken können; in diesem Falle widersteht nichts, daß diese oder eine verwandte Race sich bis nach dem amerikanischen Kontinent ausgebreitet hat. Charnay, der beide Länder, Java und Central-Amerika, gesehen, war von der Aehnlichkeit der Denkmäler ganz überrascht. Fergusson sagt, daß die Javanen ebenso wenig wie die Amerikaner sich gegenseitig die Baukunst haben lehren können; daß aber vielleicht ein alter, gemeinsamer Glauben, das Blut, die Erbinstinkte mit einem Wort, bei beiden Völker überleben, wieder aufwachen und dieselben Wirkungen in so großer Entfernung hervorgebracht haben.

Charnay versuchte nicht noch einmal nach Soekoe zu gelangen, um so mehr, als am Tage nach seinem Wiedereintreffen in Soerakarta, am 24. Juli, das Fest bei dem Kai-

fer stattfinden sollte; er wohnte diesem bei und hatte nicht Ursache es zu bereuen. Um 6 Uhr Morgens fanden sich bei dem Residenten die hervorragendsten holländischen Kaufleute, die oberen Beamten und die javanischen Prinzen ein; letztere in Uniform, die Civilisten in Schwarz, und begaben sich von dort zu Wagen nach dem Kraton.

Wie der Palast des Mangku-Nagoro, ist auch der des Kaisers eine kleine Stadt für sich, aber er hat das Ansehen einer Festung, was dem andern fehlt. Der erste Hof ist in der That von zwei dicken Ringmauern umgeben und man durchschreitet einen langen Gang, der dem Eintritt in eine Citadelle gleicht. Ein reichgekleideter, jovial aussehender Greis von 75 Jahren empfängt die Gesellschaft: es ist der Onkel des Kaisers. Dann öffnet sich ein riesiger Hof und mit ihm eins der wundervollsten Bilder. Mitten im Hof umfaßt eine mächtige Halle eine Menge in glänzenden Ge-



Dolch- und Stocktanz.

wändern: rechts, links, überall, wohin man blickt knien Tausende von Menschen in tiefer Andacht. Die Brust ist nackt, der untere Körper steckt in grellfarbigen Röcken und enorme goldene Ketten heben sich glänzend von ihrem bronzenen Teint ab. Auf dem am Hinterkopf zusammengezwängten Haar sitzen hohe weiße, blaue und schwarze Mützen. Der ganze hintere Theil des Hofes ist mit ebenfalls hockenden Weibern angefüllt.

Links befindet sich der Gamelan des Kaisers und etwas weiter entfernt ein europäisches Militärmusikcorps. Der Sultan thront in der Mitte des Dalems auf vergoldetem Sessel; links von ihm sein Onkel auf einem Polster, einen mächtigen Betelpriem kauend; näher bei ihm der Erbprinz, ein reizender zehnjähriger Knabe mit gekreuzten Beinen, während rechts von ihm der Resident auf erhöhtem Fauteuil Platz nimmt. Ebenfalls rechts sind Reihen von Sesseln für die europäischen Gäste aufgestellt, die sich nach dreimaligem Gruß darauf niederlassen.

Auf ein Zeichen des Kaisers nähert sich ihm kriechend ein blaubemützter Javane und harrt vor ihm mit gefalteten

Händen; das ist der erste Minister. Wie Charnay von dem Onkel des Kaisers erfährt, bezeichnet die einfache schwarze Mütze die unteren, die weiße die Palastbeamten, die blaue den ersten Minister und die Mitglieder der königlichen Familie; aber die schwarze goldeingefaßte und edelsteinbesetzte ist nur ein Vorrecht des Kaisers.

Nach Empfang des Befehles begiebt sich der Minister auf seinen Platz zurück; der Gamelan beginnt eine javanische Weise, Kanonendonner ertönt und jedermann erhebt sich. Der Sultan führt die Spitze, indem er dem Residenten den Arm bietet, Alles folgt und man begiebt sich in einen niedlichen mit Laubgewinden und Teppichen geschmückten Pavillon.

Hier erscheinen die Söhne des Sultans, sieben in ungefähr gleichem Alter von 12 bis 14 Jahren: obgleich illegitim sind sie doch Prinzen; nach ihrer kleinen, zart und fein gebauten Figur, den Blumenkränzen, den goldenen Ketten



Tanz der Frauen.

und Schmucksachen, die ihre nackten Oberkörper, Arme und Hände zieren, dem Schildpattkamm, der ihre Haare festhält, zu urtheilen, könnte man sie für schöne junge Mädchen halten. Bei ihrem Eintritt ertönt Musik und Gamelan und Militärorchester geben abwechselnd ihre schönsten Weisen zum Besten. Nach Beendigung der Ceremonie nimmt jeder wieder in derselben Reihenfolge seinen Platz ein; Erfrischungen und spanische Weine werden herumgereicht, und jedesmal, wenn der Resident sein Glas erhebt, bringt er unter dem Beifall der Menge einen Toast auf den Sultan und den Thronfolger aus. Träger schreiten vorüber mit Speise- und Blumenspenden für die Moscheen. Beim Abzug dieselben Förmlichkeiten wie bei der Ankunft; die Musik schwelgt in Kupfertönen, die Kanonen donnern und die Gesellschaft setzt sich in Bewegung.

Damit war der erste Theil der Feier beendet; am Nachmittag fand ein „Rampok" statt. Um 2 Uhr war Alles für die Vorstellung bereit. Auf dem Platze des Kratons bildeten mit starken Lanzen bewaffnete Javanen ein Carré von 50 bis 60 m Seitenlänge in vier Reihen, von denen

die ersten beiden auf den Knien lagen und die dritte und vierte standen, eine undurchdringliche Hecke von haarscharfen Spitzen, in deren Mitte ein mit Stroh bedeckter Bambukäfig, dessen Thür nur durch eine schwache Schnur zugehalten war, einen Tiger einschloß. Auf ein gegebenes Zeichen beginnt der Gamelan eine ziemlich langsame, kriegerische Weise und zwei Männer stecken das Stroh mit einer Lunte in Brand. Die niederregnenden Feuergarben setzen den Tiger in Wuth; er sucht zu fliehen, brüllt, springt empor und rüttelt an seinem Käfig, bis die Flamme das Seil erreicht und die aufspringende Thür ihm gestattet, hinauszustürzen. Wie der Stier in der Arena weiß er zuerst nicht, wohin; er bleibt stehen und zaudert, da erblickt er die beiden Männer, die sich immer noch nach dem Takte der Musik zurückziehen, und springt auf sie los; diese jedoch flüchten hinter die Lanzenreihe, die sich hinter ihnen sofort wieder schließt; nun geht er nochmals rückwärts, duckt sich und versucht mit verzweifelter Anstrengung in großartigem Sprunge die lebende Mauer zu durchbrechen; aber vergebens, wohl zwanzig Spitzen bohren sich ihm in die Brust und ein wilder Aufschrei, der das Beifalljauchzen der Menge übertönt, entringt sich ihm; wehe denen, die im Todeskampfe seine furchtbaren Tatzenschläge treffen sollten: die Lanzenschäfte zersplittern davon wie Glas.

Das Schauspiel ist schön, grandios, wild aufregend; ein neuer Käfig wird gebracht und ein zweiter Tiger erleidet dasselbe Schicksal wie sein vorangegangener Bruder. Häufig indessen ereignet sich hierbei auch Unglück: manchmal ist des Thieres Sprung so gewaltig, daß er nur die äußersten Lanzenspitzen streift, jenseits auf den Platz stürzt und bis unter die Wagen hin verfolgt werden muß, unter die er flüchtet zum großen Schrecken der Pferde, die, toll vor Angst, wiehern, ausschlagen und durchgehen.

So endete dieser großartige Tag. Zum Schlusse führen wir die Titel der Personen an, die dabei eine Hauptrolle spielten. Der Sultan heißt: „Seine angebetete Hoheit, der Gegenstand der Verehrung, der Nagel der Welt, der Oberkommandant des Kriegsheeres, der Diener des Barmherzigen, der Herr des Glaubens, der Erhalter der Religion, welcher der Neunte ist."

Sein Sohn: „Seine Hoheit, der Gebieter, dem man dient, der ausgezeichnete junge Herr, der die Provinz auf seinen Knien trägt, der göttliche Monarch, der Sohn des Herrschers von Maharam."

Der Mangku-Nagoro endlich macht es verhältnißmäßig kurz: „Seine Hoheit, der Gebieter, dem man dient, der ausgezeichnete Herr, der Kavalier, der die Provinz auf seinen Knien trägt, der da ist der Vierte."

Die geschwänzten Menschen.

a. Die Frage nach „geschwänzten Menschen" wird neuerdings in den anthropologischen Vereinen und Zeitschriften Deutschlands lebhaft erörtert und vom Embryo bis zum erwachsenen Manne verfolgt, so daß es wohl gerathen erscheinen mag, darüber einen kurzen Bericht hier zu erstatten. Zunächst ist ein im 12. Bande des „Archivs für Anthropologie" enthaltener Aufsatz des Freiburger Anthropologen A. Ecker hier zu erwähnen, der eine große Menge neuer Thatsachen über die anatomischen Verhältnisse der Steißgegend beibringt und für das Vorhandensein von Schwanzbildungen eintritt. Er weist darauf hin, daß so etwas freilich bei gewissen Leuten Anstoß erregen könne, die von einer Verwandtschaft des Menschen und Affen nicht gern reden hören, fügt aber sehr treffend hinzu: „Es scheint, daß es immer nur die näheren Verwandten sind, die den in die Höhe gekommenen Vetter geniren, der entfernteren schämt er sich nicht. Ich sollte aber denken, wenn der Morallehrer bereitwillig anerkennt, daß der Mensch die Bestie in sich trägt, wofür leider die Exempla odiosa sich häufen, so sollten wir Naturforscher nicht prüder sein und zugestehen, daß er sie auch an sich trägt."

Was zunächst den menschlichen Embryo betrifft, so ist es eine längst bekannte Thatsache, daß derselbe in früher Zeit in einen schwanzförmigen Anhang ausläuft. Ecker's Icones physiologicae (Leipzig, 1851 bis 1859, Taf. XXV, Fig. 7 b, Taf. XXVI, Fig. 1 bis 4, 7, 9, 12, und XXX, Fig. 2) geben davon Abbildungen, ebenso Kölliker in seiner „Entwicklungsgeschichte", und der angeführte Aufsatz im Archiv für Anthropologie Taf. II, 19 bis 28. Nur über die Größe und die anatomische Beschaffenheit dieses Embryoschwänzchens sind die Forscher nicht einig gewesen und Ecker bringt daher die Sache ins Klare. Die Größe betreffend, so finden sich bei menschlichen Embryonen von 9 bis 12 mm Länge Schwänzchen von 1 bis $1^1/_2$ mm Länge. Die Form ist die eines sich allmälig verjüngenden gekrümmten Kegels, dessen Spitze bisweilen nochmals umgebogen ist. Ueber den anatomischen Bau dieser schwanzartigen Verlängerungen sind die Untersuchungen gegenwärtig noch im Gange; nur soviel steht fest, daß derselbe sich zurückbildet und allmälig in einen bloßen Höcker, den Steißhöcker, übergeht.

Indem wir hier auf anatomische Einzelheiten nicht weiter eingehen können, heben wir nur noch hervor, was Professor His im Leipziger anthropologischen Verein über denselben von ihm bearbeiteten Gegenstand bemerkte (Sitzung vom 20. Februar 1880). Unter „Schwanz" versteht er einen gegliederten, von der Fortsetzung der Wirbelsäule durchzogenen und von Theilen der animalen Leibeswand gebildeten Körperanhang, der den After überragt[1]). Beim menschlichen Embryo glaubt also His das hintere Körperende nur insoweit Schwanz nennen zu sollen, als es den After überragt. Hinsichtlich der von Ecker erwähnten Rückbildung hat man sich zu vergewissern, ob zu einer Zeit des embryonalen Lebens die Wirbelsäule mehr Glieder besitzt, als dem bleibenden Zustande entspricht. Bei Embryonen aus dem ersten Monat bestimmte His die Körpersegmente von der untern Kopfgrenze ab bis zur Steißspitze hin auf 35. Da die Segmente zwischen den Wirbeln liegen, so entspricht dies 34 Wirbeln, einer Zahl, die auch anderweitig bestätigt wird.

[1]) Mit dieser Definition kann, wie Leuckart hervorhebt, der vergleichende Anatom sich nicht einverstanden erklären, denn beim Huhn z. B. liegen die Schwanzwirbel im Innern. Andererseits ist die Lage des Afters nicht unbedingt entscheidend, da derselbe beim Zitteraal z. B. an der Kehle liegt, so daß dieser Fisch nach der obigen Definition nur aus Kopf und Schwanz bestehen würde. Die Insertion des Beckens an die Wirbelsäule muß daher der vergleichende Anatom zum Kriterium nehmen; wo, wie bei den Fischen, Beckenwirbel fehlen, ist eine scharfe Sonderung zwischen Rumpf und Schwanz überhaupt nicht möglich.

Daraus ist zu schließen, daß auch bei den sehr jungen Embryonen, die His benutzte, bis zur Steißspitze hin genau so viel Segmente waren, als der spätern Anzahl von Wirbeln entspricht. Es bildet sich also kein gegliederter Abschnitt der Wirbelsäule zurück.

In Betreff des innern Baues ergiebt sich aus den Durchschnitten der Embryonen, daß in dem nach vorn in die Höhe geschlagenen Körperabschnitt die Kloake bis nahe zur Schwanzspitze reicht, und etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Wirbelhöhen unterhalb dieser sich öffnet. Der kurze überragende Endabschnitt aber hat die Charaktere eines echten Schwanzes. His kam danach zu dem Schlusse, daß der menschliche Embryo einen kurzen, höchstens zwei Wirbelhöhen umfassenden Schwanzstummel besitzt, der auch der Rückbildung nicht anheimfällt. Für diesen Stummel genügt der Ausdruck „Steißhöcker".

Wenn nun auch ganze geschwänzte Völker in das Bereich der Fabel zu verweisen sind, so ist damit doch nicht ausgeschlossen, daß das nachgewiesene embryonale Verhältniß bei einzelnen Individuen als nicht erbliche Bildung fortbestehen könne. Und hierfür liegen in der That unanfechtbare Beweise vor. Sieht man ab von älteren Fällen dieser Art, die Meckel (Handbuch der pathologischen Anatomie, Leipzig 1812, I, 385) und Forster (Die Mißbildungen des Menschen. Jena 1861) anführen, so hat ganz neuerdings L. Gerlach in Erlangen einen geschwänzten Fötus von 77 mm Länge mit haarfein auslaufendem schwanzähnlichen Anhange beschrieben (Fig. 1); ferner giebt Dr. Neumayer in Cincinnati die Abbildung eines neugeborenen Knaben, der in der Gegend des Steißbeines eine mit normaler Haut überzogene und noch eine etwas härtlich anzufühlende $1\frac{1}{2}$ Zoll lange, an der Basis mehrere Linien dicke, nach dem Ende zu allmälig schmäler werdende Cauda besaß, die auch bei geringen Reizungen sich bewegte (Fig. 2).

Fig. 1.

Geschwänzter Fötus des anatomischen Museums in Erlangen.

Den interessantesten Fall endlich beschrieb neuerdings der Chefarzt der griechischen Armee Dr. Ornstein in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft 1879, S. 303. Im Juli vorigen Jahres wurde ihm ein 26jähriger aus Livadia gebürtiger Grieche Namens Nikolaus Agos vorgestellt, über dessen Militärtüchtigkeit er entscheiden sollte. „Als der durch Stimmenmehrheit für tauglich befundene Mensch uns beim Abtreten den Rücken zukehrte, machte sich unterhalb der Kreuzbeingegend eine zapfenartige Verlängerung derselben ohne irgend eine Veränderung der normalen Hautfarbe in auffallender Weise bemerkbar. Bei näherer, sogleich an Ort und Stelle, später im Atelier des Photographen vorgenommener Untersuchung ergab sich, daß es sich um einen anscheinend senkrecht vom Kreuzbein herabsteigenden rundlichen Fortsatz des untern spitzen Theils dieses Knochens handele, welcher sich indessen bei sorgfältiger Besichtigung als ein wenig gegen das Becken zu konkav gekrümmt herausstellt. Der Form nach dem obern Abschnitt eines gestützten, umgekehrten und der Längenachse nach in der Mitte durchschnittenen Kegels nicht unähnlich, dessen Umfang nur am Rande seines frei herabhängenden, rundlich stumpfen Endes unerheblich abnimmt, reicht derselbe nach oben in Gestalt einer gleichförmigen, konvexen Erhabenheit bis nahe an die Symphysis sacro-coccygea. Die ganze Länge dieses nach hinten halbcylinderförmigen Fortsatzes, welcher an der Oberfläche aus einer glatten, festen, 2 bis $2\frac{1}{2}$ mm dicken Haut besteht und im Innern bei angewandtem Druck sich knorpelig anfühlt, beträgt ungefähr 5 cm, von denen etwa $2\frac{1}{3}$ auf den freien und $2\frac{2}{3}$ auf den unter der Haut fortlaufenden Theil desselben kommen. Er erscheint an seinem frei herabhängenden Theile ungeachtet seiner derben, ungegliederten Struktur etwas beweglich — —. Die Breite dieser Steißbeinverlängerung giebt ihrer Länge nur wenig nach, die des freien Endes ist etwas geringer und dürfte der eines mittlern Mannesdaumens gleichkommen."

Eine Abbildung dieses merkwürdigen „Schwanzmenschen" ist nach der Photographie in der Zeitschrift für Ethnographie 1879, Tafel 17, mitgetheilt.

Fig. 2.



Neugeborener Knabe mit schwanzartiger Vorragung in der Steißbeingegend.

Wie gewöhnlich häufen sich in der Wissenschaft die interessanten Fälle, wenn erst einmal einer oder ein paar bekannt geworden sind und so hat denn neuerdings Dr. Max Bartels in Berlin seine Beobachtungen über „eine besondere Art von geschwänzten Menschen" in der dortigen naturforschenden Gesellschaft mitgetheilt. Er unterscheidet fünf Arten von Menschenschwänzen, über welche er im Archiv für Anthropologie berichten wird. Der Vortragende wollte nur eine derselben in der Gesellschaft naturforschender Freunde zur Besprechung bringen, weil sich ihm Gelegenheit geboten hatte, selbst einen solchen Fall zu beobachten. Es handelt sich hier um einen dreitägigen kräftigen Knaben, zu dem Dr. Bartels vor einigen Jahren gerufen wurde und an dessen Kreuzsteißbeingegend „sich ein erhabenes dreieckiges Hautfeld von bilateral-symmetrischem Bau mit nach oben gekehrter Basis und nach unten gerichteter Spitze markirte." Wie der Vortragende durch eine Abbildung erläuterte, bot das Gebilde einen Anblick dar, als wenn ein kurzer, an der Wurzel breiter Schwanz dem Körper unmittelbar am Ende der Rückenwirbelsäule aufliegt. Wohlbemerkt war die Unterfläche dieses schwanzartigen Gebildes nicht frei, sondern derartig mit der Körperoberfläche fest verwachsen, daß die Seiten desselben durch deutlich markirte Furchen von der Nachbarhaut abgegrenzt waren, während die Basis des Dreiecks, das die Umgegend um mehrere Linien überragte, ohne merkliche Grenze in die Haut des Rückens überging.

Der Vortragende erblickt in dieser Bildung eine der fünf oben angedeuteten Formen, und bezeichnet im Gegensatz zu den „freien" Schwänzen diese Form als „angewachsene Schwänze". In der medizinischen Literatur findet sich nur noch ein ähnlicher Fall, der im Jahre 1808 von Labourdette veröffentlicht wurde.

Ein verschlossenes Land.

Reisen nach Korea. Von Ernst Oppert[1]).

Unter allen Ländern Asiens, man könnte fast sagen der Erde, nimmt Korea eine gesonderte, eigenthümliche Stellung ein. Durch seine Lage als eine lang gestreckte, an drei Seiten vom Weltmeere bespülte Halbinsel mit mächtiger Küstenentwickelung und nicht minder durch ein herrliches Klima wie wenige Gebiete begünstigt, ist es auf einer überaus tiefen Stufe der Kultur stehen geblieben, hat allen Versuchen, die gemacht wurden, es mit neuem Leben zu erfüllen, erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt, und ist noch heute eines der am wenigsten bekannten Länder. Während es der Thatkraft russischer und englischer Reisenden gelungen ist, den Kern des asiatischen Festlandes, Pamir und Lob-nor, Tibet und das Land der Tanguten, zu erforschen — an Korea und dem Widerstande seiner Regierung sind europäischer Witz und europäische Macht bis jetzt stets gescheitert. Kein Forschungsreisender kann sich rühmen, die verhältnißmäßig schmale Halbinsel durchkreuzt, von ihr mehr als einige Küstenstriche gesehen zu haben; ja nicht einmal die Küstenlinie ist durchweg erforscht, und man stößt auf große, vor der Hand unlösbare Schwierigkeiten, wenn man versucht, die verschiedenen Küstenaufnahmen europäischer Kriegsschiffe mit den Umrissen einheimischer resp. chinesischer Karten in Uebereinstimmung zu bringen.

Bezeichnend ist es, daß sich schon in dem Titel des vorliegenden, zu gleicher Zeit englisch und deutsch erschienenen Buches das Mißglücken der Oppert'schen Expeditionen ausspricht: es sind Reisen nach Korea, nicht solche in Korea, die er uns schildert. Denn es ist ihm nicht besser ergangen, als anderen vor ihm: in das Innere des Landes einzudringen gelang ihm nicht und bei seinen wiederholten Versuchen, Verbindungen mit dessen Einwohnern anzuknüpfen, hat er sich stets in der Nähe seines Dampfers und der Seeküste halten müssen.

Herr Oppert hat der verschlossenen Halbinsel von China aus im Ganzen drei Besuche abgestattet, die beiden ersten, nur durch einen Zwischenraum von wenigen Monaten getrennten im Jahre 1866, den dritten und letzten zwei und ein halb Jahr später, also 1868 oder 1869. Genau giebt er den Zeitpunkt nicht an, wie er überhaupt über mancherlei äußere Umstände, die zu erfahren den Leser interessiren muß, Stillschweigen beobachtet, z. B. darüber, ob er bei seinen Versuchen, die Regierung von Korea zur Oeffnung ihres Landes und zu freundschaftlichem Verkehre mit fremden Nationen zu veranlassen, lediglich aus eigener Initiative oder im geheimen Auftrage irgend einer Macht gehandelt hat. Denn für einen Privatmann muß ein solches Unternehmen fast zu großartig und kühn erscheinen. Der erste Besuch der koreanischen Küste war eine Art Rekognoscirung: während einer Fahrt nach Niu-tschwang hielt Oppert sich fünf Tage lang in einer Bucht des Golfes Prince Jérôme auf und unterhielt mit den Bewohnern der Nachbarschaft und selbst mit den Beamten so freundlichen Verkehr, daß er baldigst eine zweite Reise unternahm mit der Absicht, den nach der koreanischen Hauptstadt Se'ul führenden Fluß, den Kan-kiang, aufzufinden, in Folge dessen mit der dortigen Regierung in direkte Verbindung zu treten und die Eröffnung des Landes zu veranlassen. Ersteres glückte ihm nach einiger Anstrengung in der That: im August fand er die westliche oder Hauptmündung des Kan-kiang, fuhr dieselbe eine Strecke bis zur Stadt Kan-wha-fu hinauf und nahm sie auf, was sofort für die unmittelbar darauf stattfindende, übrigens resultatlos verlaufene französische Expedition unter Admiral Roze von Nutzen war, aber der Hauptzweck, die Eröffnung des Landes, wurde von der koreanischen Regierung natürlich mit allerlei Ausflüchten, höflich zwar, aber bestimmt abgelehnt. Das Mißglücken der Roze'schen Expedition (vergl. über dieselbe „Globus" XXIV, S. 129 und 145), welche wegen der Ermordung französischer Missionäre unternommen worden war, hatte nur eine Verschärfung der althergebrachten Abschließung Koreas und neue Christenverfolgungen zur Folge. So überaus elend der Zustand des Heeres, der Flotte und der Befestigungen in Korea ist, so jämmerlich die Bewaffnung der Soldaten und die Mannszucht, so mächtig war durch den erfolglosen Angriff der Franzosen der Regierung der Kamm geschwollen; da sie selbstverständlich auch nicht die leiseste Idee von europäischer Macht hatte, so glaubte sie nun der ganzen Welt, zu Lande wenigstens, die Spitze bieten zu können.

Durch einen geflüchteten Missionär wurde Herr Oppert zu seiner dritten Fahrt veranlaßt, die nicht so friedlich verlief, wie die früheren. Es handelte sich dabei um ein höchst seltsames Unternehmen, zu welchem christliche Koreer den Plan entworfen hatten: nämlich darum, sich gewisser Reliquien, an deren Besitz das Glück des Regenten und seiner Familie hängen sollte, und welche an einem wohlbekannten Platze südlich von Se'ul aufbewahrt wurden, zu bemächtigen und dadurch den Regenten zum Nachgeben d. h. zur Eröffnung seines Landes zu zwingen. Man mußte, um an jenen Platz zu gelangen, mit einem Dampfer einen Arm des Prince-Jérôme-Golfes hinauffahren, welcher sich fast 30 Meilen (wohl nautische) ins Innere des Landes erstreckt, und dies war nur einmal im Monate während 30 Stunden zur Zeit der Springfluth möglich, wo dieser sonst fast trocken liegende Arm eine Tiefe von höchstens drei Fuß erreicht. Muthig ging Oppert an diese gewiß abenteuerliche Unternehmung; allein das Unglück wollte, daß sich sein Dampfer verschiedentlich verzögerte, und obwohl er den bewußten Platz ohne Anfechtung erreichte und denselben ohne Bewachung antraf, so fehlten ihm doch die Werkzeuge, den durch einen großen Steinblock versperrten Zugang zu den Reliquien zu öffnen, und er mußte, um nicht mit seinem Dampfboote auf dem Trockenen sitzen zu bleiben, unverrichteter Sache abziehen, erhielt sogar noch Feuer von koreanischen Soldaten, und Korea blieb den Europäern verschlossen wie bisher.

Die Erzählung dieser hier kurz skizzirten drei Fahrten bildet den zweiten Theil des Buches (Kapitel 7 bis 9, Seite 160 bis 292), welchem sechs Abschnitte über koreanische Geographie und Ethnologie, Staatsverfassung und Regierungsform, Geschichte, Sitten, Gebräuche und Religion, Sprache und Schrift, Produkte, Naturgeschichte, Handel u. s. w. vorangehen. Es ist begreiflich, daß der Verfasser während dreier so flüchtiger Besuche nicht viel Gelegenheit gefunden haben wird, sich eingehend über alle jene

[1]) Deutsche Originalausgabe. Mit 38 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1880.

Gebiete des Wissens selbst zu unterrichten. Indessen hat er sich fleißig in der vorhandenen Literatur umgesehen, hat in Schanghai mehrfach Gelegenheit gehabt, mit geflüchteten christlichen Koreern und Missionären, die im Lande selbst gewirkt hatten, zu verkehren, und hat endlich gewiß bei seinen drei Expeditionen darauf geachtet, seine durch Lesen und Erkundigungen gewonnenen Kenntnisse durch eigenes Anschauen zu prüfen. Auf solche Weise ist es ihm gelungen, ein immerhin interessantes Buch zu schreiben (lesenswerth sind namentlich das erste, zweite, vierte und sechste Kapitel); wir glauben, daß der Verfasser schon zufrieden ist, wenn er durch sein Werk nur die Aufmerksamkeit auf Korea lenkt. Schon dies wäre ein Fortschritt zum Bessern: denn ist die Welt erst einmal auf das Land und seine Vorzüge aufmerksam geworden, so hat sicherlich die Absperrung desselben die längste Zeit gedauert; diese Wahrheit haben in unseren Tagen Länder von ganz anderer Bedeutung fühlen und anerkennen müssen.

Manches in der Charakterisirung der Koreaner und ihrer Regierung — die übrigens nicht oder wenigstens nicht mehr, wie allgemein angenommen wird, von China abhängig ist (S. 73) — erinnert sehr an türkische Zustände. Hier wie dort ein ehrliches, treues, gutmüthiges Volk und eine korrupte Regierung und Beamtenwirthschaft. Folgender Passus (S. 35) könnte fast ohne Aenderungen ebenso gut in einem Buche über das türkische Reich wie über Korea stehen:

„Eine eigenthümliche, für die Wohlfahrt und gute Verwaltung des Landes indeß schwerlich zuträgliche Einrichtung ist die, daß sämmtliche Beamte, vom Gouverneur abwärts bis zum niedrigsten Polizeisoldaten, zu ihren Stellen nur auf zwei Jahre ernannt werden und ihre Funktionen an einem und demselben Orte für diese kurze Frist ausüben; nur in seltenen und ausnahmsweisen Fällen wird die Amtsdauer auf ein ferneres Jahr verlängert. Nach Ablauf dieses Zeitraums erfolgt ihre Versetzung an einen andern Platz, wofür jedesmal eine neue, und nach den Verhältnissen ziemlich bedeutende Kaufsumme erlegt werden muß. Die natürliche Folge hiervon ist, daß den Beamten bei diesem beständigen Wechsel gar keine Zeit gegeben ist, sich in den Gang der Geschäfte und in die verschiedenen Lokalverhältnisse hineinzuarbeiten, und während sie gar kein Interesse für das Wohlergehen der ihnen nur auf kurze Dauer anvertrauten Provinzen, Distrikte u. s. w. gewinnen können, sind sie im Gegentheil hauptsächlich nur darauf bedacht, sich während ihrer Amtsdauer durch Erpressungen auf möglichst schnelle Weise für den von ihnen erlegten Preis mit Nutzen bezahlt zu machen. Die Stellen werden eben nur als Einnahmequellen betrachtet, die so schnell und so weit ausgesogen werden müssen, wie der kurze Aufenthalt einem jeden gestattet; daß das unglückliche Volk dadurch einer beständigen systematischen Ausraubung überliefert wird, thut dabei wenig zur Sache — die Regierung befolgt und erreicht dabei zwei Zwecke, den einen, indem sie durch den häufigen Verkauf der Aemter ihren Seckel füllt, den andern, indem sie eine Annäherung der Beamten an das Volk von vornherein verhindert, und zwischen beiden gleichsam eine beständige Schranke aufrichtet.“

Oder man lese Folgendes (S. 19): „Die letzte officielle Zählung der Bevölkerung Koreas ergab ein Resultat von $7\frac{1}{2}$ bis 8 Mill. Einwohnern, wobei jedoch zu bemerken ist, daß auf die Richtigkeit eines solchen Census nicht der geringste Werth gelegt werden kann. Da nämlich ein jeder Ort seine Steuerquote nach der Zahl seiner Bewohner zu berechnen hat, so liegt es im Interesse der Ortsbehörden, soweit dies irgend möglich ist, die wirkliche Anzahl zu verheimlichen und geringer anzuschlagen, um die Steuerlast nach Kräften zu verringern, oder wenigstens der Centralregierung so gering als möglich anzugeben, wovon allerdings nicht die Bevölkerung, sondern sie selbst den Nutzen ziehen.“ U. s. f.

Im Jahre 1864 starb der letzte Nachkomme der Könige aus der Ni-Dynastie, worauf seine Wittwe einen entfernten Verwandten, einen Knaben von vier Jahren, adoptirte, dessen Vater als Regent alle Macht an sich gerissen hat (wenigstens damals in den sechsziger Jahren) und mit der größten Grausamkeit ausübt. Von diesem Zeitpunkte an datirt eine Aera des Despotismus und des Schreckens, wie sie selbst von den an ein absolutes Regierungssystem gewöhnten Koreern bisher nicht erfahren worden war. Schwere Verbrechen kommen bei diesem ehrlichen, gutmüthigen Volke selten vor; Diebstahl wird sehr streng bestraft. Während nun früher die Todesstrafe sehr selten vollzogen, die Verbrecher dagegen nach abgelegenen Inseln verbannt wurden, ist jetzt die Enthauptung eine sehr gewöhnliche Strafe geworden, der namentlich Keiner entgeht, welcher auch nur den leisesten Schatten des Verdachtes einer schlechten Gesinnung gegen die herrschenden Machthaber, den Regenten und seine Genossen, auf sich geladen hat.

Der Koreer unterscheidet sich nach Oppert (S. 115), der hierfür sich auf eigene Erfahrung berufen kann, im Charakter vortheilhaft von seinen Nachbaren, sowohl im Auftreten wie durch die Offenheit seines Benehmens. Er ist, selbst in den unteren Ständen, von Natur ernst und gelassen, ohne daß dadurch eine offene Munterkeit und Freiheit ausgeschlossen werden, die bei näherer Bekanntschaft mehr zu Tage treten. Sie sind durchgehends ehrlich, treu und gutmüthig und schließen sich, sobald sie sehen, daß man es gut mit ihnen meint, mit fast kindlichem Vertrauen auch an Fremde an. Bei den Beamten, namentlich den höheren, liegt die Sache freilich anders.

Im Gang fest, sicher und behende, verräth die Körperbildung der Koreer eine größere Selbständigkeit und freiere Bewegung als die der Japanesen, denen sie, wie den Chinesen, an Größe und Stärke überlegen sind; auch zeigt ihre ganze Haltung mehr Thatkraft und Energie und einen entwickeltern kriegerischen Geist, als man bei diesen findet. Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß sie trotz aller ihrer Körper- und Charaktervorzüge an geistiger Ausbildung und Sittenfeinheit bedeutend hinter denselben zurückstehen; meistens plump von Manieren und ohne wirkliche Lebensart, geben sie sich ganz, wie sie sind, und es fehlt ihnen der Schliff, den man selbst bei den geringeren Klassen in China und Japan nie ganz vermissen wird. Auch bei den höheren Ständen und Beamten, denen man eine gewisse ernste Würde und Grandezza in ihrem Auftreten nicht absprechen kann, tritt dieser Mangel an feinerer Gesittung hervor, sobald sie ihren amtlichen Charakter bei Seite setzen und sich gehen lassen — der rohe Naturmensch tritt dann ganz unverhüllt hervor. Eine rühmliche Ausnahme von der allgemeinen Regel ist vielleicht allein für diejenigen in Anspruch zu nehmen, die im Gefolge einer Gesandtschaft sich einige Zeit in Peking aufzuhalten genöthigt gewesen sind und die dort etwas von dem feinen Tone der höhern Beamtenwelt sich haben aneignen können.

Eine merkwürdige Erscheinung ist die niedrige und verachtete Stellung, welche die Priester in Korea einnehmen. Die officielle Religion, wenn überhaupt von einer Religion die Rede sein kann, ist der Buddhismus, der um das Jahr 372 n. Chr. von China aus Eingang im Lande fand und sich allmälig ausbreitete. Im Punkte der gänzlichen Mißachtung aller ihrer religiösen Gebräuche und Förmlichkeiten aber stehen die Koreer kaum über dem Niveau ganz wilder Völkerschaften, gewiß nicht auf der Stufe, wie man sie bei einem Volke, das doch nicht aller Kultur fremd ist, voraus-

setzen könnte, und tief unter der, zu welcher sich selbst die Chinesen und Japanesen erheben. Die Priester bilden in Korea die letzte unter den sogenannten verächtlichen Kasten, zu welchen außerdem die Beamten der Präfekturen, die Schlächter und Lederarbeiter gehören und welche erst hinter dem eigentlichen Gros des Volkes, den Landbewohnern, Ackerbauern, Hirten, Jägern, Fischern u. s. w., und eben über den Leibeigenen rangiren. Oppert hält diese gewiß seltene Mißachtung der Priester und damit der Religion und aller religiösen Gebräuche für eine Folge der moralischen Verkommenheit und unziemenden Lebensweise der Priester, gegen welche die Regierung schon wiederholentlich hat einschreiten müssen, ohne jedoch damit etwas zu erreichen. Schon vor Jahrhunderten, wie noch heute, ist es ihnen nur gestattet, ihre Bet- und Wohnhäuser außerhalb der Städte und an den Ausgangspunkten der Ortschaften zu errichten.

Diese Mißachtung der Priester ist vielleicht eine der Ursachen, welche die Einführung des Christenthums seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts erleichterten; eine andere muß in dem Charakter des Volkes selbst gesucht werden. Kein anderer asiatischer Volksstamm ist mehr befähigt, wie die Koreer, aus wirklich innerm Gefühl die christliche Lehre anzunehmen. „Der Chinese läßt sich taufen, wenn er dadurch einige weltliche Vortheile zu erlangen glaubt — der Koreer hat nicht allein solche nicht zu erwarten, sondern nur Verfolgungen, Martern und häufig den Tod. Er wird Christ aus Ueberzeugung, nicht aus pecuniären Rücksichten . . . Es ist eine nicht fortzuleugnende Thatsache, und jeder, der nur einigermaßen mit den Verhältnissen, speciell in China, bekannt ist, wird dieser Behauptung beipflichten, daß, wenn überhaupt dort von einem Erfolge die Rede sein kann, ein solcher nur von katholischen Missionären erzielt worden ist. Ganz abgesehen davon, daß dieselben sich weit mehr mit der Sache identificiren, indem sie sich durch Annahme der Kleidung, der Sitten und der ganzen Lebensweise der Eingeborenen diesen mehr assimiliren als ihre protestantischen Kollegen, bietet der katholische Ritus dem dem äußerlichen Sinnesreiz zugänglichen asiatischen Charakter weit mehr Nahrung als der einfachere der protestantischen Kirche. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die leichtempfänglichen Koreer sich der neuen Lehre, die ihnen in so zusagender Form gebracht wurde, zuwandten, und dieselbe bald viele Tausende von Bekennern gewonnen hatte."

Was das Loos der koreischen Frauen anlangt, so ist es wenig von demjenigen der chinesischen verschieden. Die Anzahl derselben in einem Hause richtet sich nach der Stellung und dem Vermögen des Mannes; da aber die mittleren und unteren Stände meist arm sind, so findet man dort selten mehr als eine Frau. Feierlichkeiten beim Eingehen einer Ehe finden nicht statt, und der Mann kann mit dem Weibe wie mit seinem übrigen Eigenthume nach Belieben schalten und walten. Die Frauen müssen sich im Hause in den ihnen bestimmten Gemächern aufhalten und werden bei den höheren Ständen noch mehr von der Außenwelt abgesperrt, als in China. Nur auf dem Lande, wo sie einen Theil der Feldarbeit zu verrichten haben, genießen sie etwas mehr Freiheit. In den Städten aber und größeren Ortschaften verstößt es entschieden gegen die gute Sitte, wenn sie sich bei Tage auf der Straße sehen lassen. Dafür werden im Sommer um 9 Uhr Abends, im Winter noch früher, in der Residenz und den anderen Städten auf ein gegebenes Zeichen die Thore geschlossen, worauf sämmtliche Männer die Straßen verlassen müssen und sich nun die Frauen allein mehrere Stunden lang in der frischen Luft ergehen können. Hat sich ein Mann verspätet, so wird er ohne aufzublicken so schnell als möglich seiner Wohnung zueilen, und keinem wird es beikommen, das strenge Verbot zu übertreten und einer Frau auch nur im Geringsten beschwerlich zu fallen. Die gute Sitte erfordert sogar, daß jeder Mann, der einer spazieren gehenden Dame begegnet, seinen Fächer vor das Gesicht hält, um nicht erkannt zu werden, und sich auf die andere Seite der Straße begiebt.

Bei allen guten Charaktereigenschaften, welche Oppert den Koreern nachrühmt, fehlt ihnen jedoch der Trieb weiter zu kommen, und dies zusammen mit der Nachlässigkeit und Absperrungspolitik der Regierung ist die Ursache, daß die reichen Hülfsmittel des Landes unbenutzt und brach liegen. Das Klima ist ein gemäßigtes, durchgängig schön und gesund, im Sommer wegen der Nähe des Meeres nicht allzu heiß, im Winter nur im Norden sehr kalt; seine Zuträglichkeit zeigt sich schon in der großen Menge steinalter Leute, denen man überall begegnet. Die Vegetation ist außerordentlich reich, weist viele heilkräftige Kräuter und Nutzhölzer auf, darunter im Süden den Kork-, Maulbeer- und Firnißbaum, die Theepflanze, den Bambu, den Weinstock, allerlei Obstbäume; aber nichts davon wird gepflegt und von keiner Art verstehen die Bewohner sonderlichen Nutzen zu ziehen. Es gedeihen zwar allerlei Getreidearten, wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Buchweizen und Hirse, ferner Hülsenfrüchte, Kohlarten und andere Gemüse; doch die Hauptnahrung des Volkes bildet der Reis. Auch Hanf, Flachs, Tabak, Krapp, Indigo und der in China hochgeschätzte Ginsing wächst, wie er eben wachsen will. Von Viehzucht ist kaum die Rede; schon um nicht den gefährlichen Verdacht des Reichthums auf sich zu ziehen, vermeiden die Leute, mehr als ein Paar Ochsen zu halten; Schafe zu halten soll ausschließlich Vorrecht des Königs sein. Dagegen finden sich Gänse, Enten und Hühner in Menge. Flüsse und Meer sind reich an Fischen, im Westen und Südosten besonders an Häringen und Sardellen, die in Massen in das Innere des Landes geschickt und außerdem noch als Dünger verwendet werden. Von feineren Meeresprodukten sind Perlen und Austern zu nennen. Weit wichtiger aber sind die unterirdischen Reichthümer des Landes. Oppert ist der festen Ueberzeugung, daß kein anderes Land des asiatischen Kontinentes Korea an Mineralreichthum gleichkommt; es finden sich Gold, Silber, Kupfer, Steinkohlen, Schwefel, Arsenik, Quecksilber, Blei, Zinn, Eisen und schöne Marmor- und Granitsorten. Allein abgesehen von einigen wenigen Gruben, welche die Regierung in oberflächlicher Weise ausbeuten läßt, verbietet sie auf das Strengste alles Nachgraben und Suchen von Edelmetallen und bestraft die Zuwiderhandelnden selbst mit dem Tode. Nur im Verstohlenen wird Goldstaub aus dem Sande mehrerer Flüsse gewonnen und über die chinesische Grenze geschmuggelt.

Es lohnte sich in der That, ein solches Land dem Verkehre und Handel zu erschließen, und man muß es bedauern, daß des Verfassers Bemühungen nach dieser Richtung hin so gar nicht von Erfolg gekrönt gewesen sind.

Das Elsaß im 13. Jahrhundert.

Von Dr. Bruno Stehle.

II.

Ueber den Bergbau des Elsasses, der schon unter Otto dem Großen in Blüthe war, erfahren wir sehr wenig. 1295 wurden in dem elsässischen Dorfe Türkheim[1]), wo wenige Jahre zuvor arme Leute Gyps gefunden, Blei und Silberadern entdeckt. Auch die Erde, welche man „Margil“ (Mergel) nennt, und mit welcher die Aecker von den Landleuten gedüngt werden, wurde erst nach dem Jahre des Herrn 1200 gefunden. Ferner wird erwähnt, daß bei Heidelberg 1293 eine Goldmine und bei Schaffhausen und Basel kostbare Steine (wohl Rheinkiesel) gefunden worden seien.

Mit den mannigfaltigsten Nachrichten über die Thierwelt des Elsasses erfreut uns der Chronist. Wölfe, die 1271 in Uffholz[2]) mehrere Kinder und 1272 in Wattweiler[2]) und in den nahegelegenen Dörfern mehr als 40 Kinder fraßen, hausten im Wasgenwald, wie Bären, deren letzter im Jahre 1760 im Leberthal geschossen wurde. Etwas unglaublich klingt die Bärengeschichte aus dem Jahre 1296: „In den Bergen des Elsasses wurde ein Knabe, der Ziegen hütete, von einem Bären geraubt und blieb zwei Jahre unter den Bären. Dies geschah um das Jahr 1265, und noch wird dieser Hirt im Elsaß umhergehen. Dieser Hirt ging, da ihn der Hunger trieb, in eine Bärenhöhle und wäre gern daselbst geblieben, um sich der Hungersgefahr zu erwehren; als er aber keine Bären fand, kehrte er voll Schmerz zu den Seinen zurück.“ Auch Adler horsteten in den Hochvogesen, wie aus einer Notiz von 1292 hervorgeht, nach welcher ein Adler zu Rappoltstein zwei Störchen ihr Nest beraubte und die jungen Störche in den Klauen davontrug. Daß diese letzteren ebenso wie heute die allgemeine Aufmerksamkeit erregten und nicht minder als die eigentlichen Frühlingsboten galten, sehen wir aus den zahlreichen Nachrichten über ihre Ankunft, Wegzug, Brutzeit und anderes mehr. Der Tag, an welchem man ihre Ankunft erwartete, war Petri Stuhlfeier oder der 22. Februar, was mit unseren heutigen Beobachtungen stimmt. Von diesem Tag an, entweder zurück- oder vorwärtsgerechnet, wird meist ihr Eintreffen gemeldet. 1281 kamen nur wenige am 22. Februar, die meisten am 12. März; 1283 am 8. Februar, 1287 am 8. Februar, 1290 am 2. Februar, 1291 am 1. Februar, 1292 am 12. März. Die Zeit ihres Wegzugs fällt heute zwischen den 10. und 15. August. Auch für das dreizehnte Jahrhundert müssen wir diesen Monat annehmen, da der Verfasser es für nöthig gefunden hat, den ausnahmsweise frühen Wegzug vor dem 25. Juli 1280 besonders zu verzeichnen.

Von Fischen wird eine Art im Jahre 1286 genannt. Während der Wintermonate waren im Elsaß die Fische, die man „Ruovollin“ nennt, im Ueberfluß. Der Name „Ruovolke“ hat sich im Munde des Volkes bis auf unsern Tag erhalten. Es ist die Quappe oder Lota, sonst in Süddeutschland meist Dreische genannt. Auf eine ausgedehnte Bienenzucht läßt eine Stelle von 1274 schließen, wo die Fülle von Wachs und Honig die Aufmerksamkeit und Bewunderung des Verfassers erregt. Weniger erfreulich war 1269, 1270 und 1271 die Menge der Raupen, deren Unwesen ein Priester mit Weihwasser Einhalt that; 1286 war das Land von einer ähnlichen Plage, Heuschreckenschwärmen, heimgesucht.

Einige interessante Notizen finden sich über die Einführung verschiedener Thiere in das Elsaß. So wird von den Hühnern erzählt, daß nur eine Art von kleinen Hühnern gehalten worden sei; erst später wurden große Hühner mit Bärten und Kämmen, ohne Schwänze und mit gelben Beinen durch Fremde aus entfernten Gegenden eingeführt. Wir werden nicht irren, wenn wir darunter die Cochinchinahühner verstehen. Der Chronist erzählt weiter: „Es gab nur eine Gattung von Ringel- und Holztauben; die griechischen Tauben, die Federn an den Füßen haben, und mehrere andere Sorten wurden erst später in das Elsaß eingeführt. Fasanen brachte zuerst ein Kleriker aus den überseeischen Ländern mit. Weiße Bären, weiße Eichhörnchen, weiße Hasen, Vögel, Kameele und Löwen wurden erst später in das Elsaß eingeführt.“ Diese Thiere kamen nicht selten in damaliger Zeit durch die Verbindung des Abend- und Morgenlandes in Folge der Kreuzzüge in unsere Gegenden.

Sind die Nachrichten, die wir über das Land Elsaß gesammelt, reichlich genug, um uns ein Bild zu entwerfen, das sich einer gewissen Vollständigkeit erfreut, so würden wir wohl mehr wünschen über die Leute, die damals das herrliche Land bewohnten.

Wie heute war schon damals die Fischerei in der Ill ein bedeutender Erwerbszweig. Nach einer Mittheilung aus dem Jahre 1275 wohnten von Straßburg bis Mühlhausen 1500 Fischer. Sonst wird nur noch an einer Stelle von einem Handwerker gesprochen, einem Töpfer, der in Schlettstadt zuerst thönernes Geschirr mit Glas verkleidete. Allgemein spricht sich über diese Verhältnisse Verfasser in den „Zuständen im Beginn des 13. Jahrhunderts“ aus und zwar mit folgenden Worten: „Kaufleute gab es nur wenige; und alle wurden für reich gehalten. Meister in den mechanischen Künsten waren selten, und auch sie galten für reich. Es gab nur wenig Wundärzte, noch weniger Aerzte für innere Krankheiten, wenige Juden. Ketzer waren an vielen Orten in großer Menge: diese haben die Predigermönche, unterstützt durch die Macht der Herren (d. h. des Adels), „löblich“ ausgerottet. Diejenigen, welche mechanische Künste trieben, waren in denselben weit zurück, nachmals aber machten sie darin höchst bedeutende Fortschritte.“ Als Beweis dafür dient uns eine Nachricht, die an einer andern Stelle gegeben wird: Ein Techniker erfand eine Maschine, das Wasser durch die Straßen von Straßburg zu leiten. 1293 heißt es von ihm: Der Erfinder und Meister der Maschine, der zu Straßburg die Breusch durch die Straßen leitete, fiel von der Maschine und gab den Geist auf. „Karren waren selten und die Wagen, welche man gebrauchte, ohne Eisen. Eiserne oder mit Eisen beschlagene Wagen kamen erst später von Schwaben aus nach dem Elsaß.“

---

[1]) Westl. von Colmar.
[2]) Bei Cernay.

Was Verfasser von dem Priesterstande, was er von den damaligen Gelehrten, unter denen er neben Albertus Magnus Johannes von Sacrobusto, der ein Buch zur Berechnung des Kirchenjahres schrieb, ganz besonders erwähnt — dieses Buch war später sehr verbreitet und fand also schon in diesem Jahrhundert aus Paris seinen Weg in die einzelnen Klöster —, was wir ferner von den Orden und der Gründung neuer Ordenshäuser erfahren und anderes mehr: dieses alles würde uns zu weit führen und liegt außer dem Bereich der uns gestellten Aufgabe. Die mitgetheilten Spiele dagegen sind ein nicht unwesentlicher Beitrag zur Charakteristik des Lebens und Treibens des Volkes. 1286 am 1. Mai hielten die Bürger von Straßburg Spiele auf dem Wasser in Schiffen. Als aber die Menge, welche zu dem Schauspiel gekommen war, sich über die Brücke zurückzog, brach diese, und mehrere Menschen kamen jämmerlich um das Leben.

Höchst ergötzlich sind die Spiele aus dem Jahre 1304, die den derben Witz der Bauern wiederspiegeln. Am Tage der Beschneidung des Herrn ließen die Bauern von Wintzenheim[1]) ihren König mit seinen dreizehn Würdenträgern, dem Bienentruchseß und den übrigen nahe der Mühle im bloßen Hemde unter der Brücke durch das Wasser ziehen, um so zu erproben, ob er der königlichen Ehren werth sei. Alle gingen mit ihrem König frohen Muthes unter der Brücke durch bis auf einen. Ein anderer hatte aus Geringschätzung freiwillig auf seine Würde verzichtet. Den verspotteten die jungen Burschen: mit lautem Geschrei beklagten sie ihn, wie einen ihrer Verwandten, läuteten die Todtenglocken, verkündeten seinen Tod. Am folgenden Tage legten sie einen Besen auf die Bahre und trugen denselben wie den Leichnam eines Gestorbenen in die Kirche: hier hielten sie die Todtenfeier, dann trugen sie den Besen an das Wasser und warfen ihn hinein.

An theatralischen Aufführungen zur Belustigung des Volkes fehlte es im 13. Jahrhundert in den elsässischen Dörfern nicht; der Chronist fährt an dieser Stelle mit den Worten fort: „In verschiedenen Dörfern führten die Armen verschiedene Spiele auf. Einige stellten den Papst und die Kardinäle dar; andere spielten öffentlich in den Dörfern und auf den Straßen Kaiser und Könige.“

Dieses sind die einzelnen Nachrichten, die zerstreut und mit historischen Notizen vermischt zu den verschiedenen Jahren sich finden. Die gegebenen dürften wohl genügen zu einer geographischen Skizze des Elsasses vor 600 Jahren und zeigen zugleich, daß sich der Charakter des Klimas unseres Landes im Wesentlichen nicht geändert hat, daß vielmehr nicht selten ganz überraschende Uebereinstimmung getroffen wird. Zum Schlusse gebe ich die Beschreibung des Elsasses und Deutschlands vollständig, da ich glaube, daß eine derartige Schilderung, vor 600 Jahren niedergeschrieben, wegen der Eigenart der Darstellung, der Auffassung naturwissenschaftlicher Objekte und des positiv Gebotenen von allgemeinem Interesse sein wird.

1. Beschreibung des Elsasses.

In Deutschland liegt eine Landschaft, Elsaß genannt, von der Nordsee etwa 61 oder 70 Meilen entfernt, eine Strecke, die ein Mensch in 3 Wochen mit Leichtigkeit zurücklegen kann. Diese Landschaft erstreckt sich zwischen den Städten Straßburg und Basel 16 Meilen in der Länge und 3 Meilen in der Breite, wie gewöhnlich gerechnet wird. Sie enthält 90 Konvente von Nonnen und Mönchen.

In Europa liegt eine Landschaft von mäßiger Größe, welcher der Südpol völlig unbekannt ist; den Nordpol aber hat sie, wie man glaubt, im 50. Grade über sich. Das ist das deutsche Land Elsaß. Dasselbe hat Konstantinopel, die Stadt der Griechen, welche nach dem Atlas unter der südlichen Linie liegt, im Osten; von da bis in das Elsaß kann ein gesunder starker Mann bequem in 8 Wochen gelangen. Auch im Westen von ihm liegt eine Stadt, Cordova genannt, und dorthin kann ein Mann bequem in 7 Wochen gelangen.

Das Elsaß liegt am Rhein. Der Rheinstrom aber entspringt im Süden und fließt gen Norden. Er ist bei Constanz drei Tagereisen vom Elsaß entfernt und fließt mitten durch Deutschland. Er entspringt auf dem Berge... und ergießt sich bei Utrecht in das große Meer. Er wird auf eine Länge von 150 Meilen geschätzt.

Der Rhonefluß entspringt in den Schweizer Alpen und ergießt sich in das Mittelländische Meer.

Die Donau entspringt in Schwaben, vier Tagereisen vom Elsaß entfernt. Sie durchströmt Deutschland, Ungarn und nachher barbarische Länder und fließt endlich bei Konstantinopel in das Pontische Meer. Sie hat eine Länge von 560 Meilen, die ein Mann in 8 Wochen zurücklegen kann.

Es durchfließt Deutschland auch der Elbstrom, der in Böhmen seine Quelle hat und in den Oceanus münden soll.

Von Freiburg im Uechtland bis nach Wien sind 150 Meilen und von Wien bis an die Nordsee sind 150 Meilen; dies ungefähr wird die Länge und Breite (Deutschlands) sein.

Gelegen ist dies Land unter der siebenten Breite; sein längster Tag hat 18, sein kürzester 6 Stunden.

Im Elsaß sind trinkbare Wasser der Rhein und die Ill, außerdem viele Bäche, Quellen und Brunnen. Einige von diesen sind 50, andere 40, andere 30, andere 20, andere 15, andere 10, noch andere 5 oder weniger Fuß tief. Das Wasser der Brunnen ist im Winter warm, im Sommer kühl; das der Bäche dagegen im Sommer warm und im Winter kalt. Ja es ist so kalt, daß das Wasser in einer Nacht zu festem Eise wird.

Dies Land wird durch häufigen Regen bewässert. Der Schnee fällt bis zur Höhe eines Fußes. Er hält zuweilen nur eine Stunde an, dann wieder einen Tag, eine Woche, auch mehrere Wochen lang; in einigen Oertern und Bergen dauert er bis zur Sommersonnenwende.

Im Elsaß wächst ein trefflicher Weißwein in reichlicher Fülle. Die Stöcke aber werden durch Stangen sorgsam gestützt. Es giebt dort auch reichliches Brennholz und viele Fruchtbäume werden daselbst gepflanzt.

Das Elsaß ist zum Theil eben, zum Theil bergig. Es giebt in demselben Wiesen und Fruchtgefilde, Wälder und Felder. Zum Säen des Getreides werden sechs oder vier kleine Pferde gebraucht. Es wächst daselbst Korn, Spelt, Gerste und Hafer; es gedeihen auch Hülsenfrüchte, Bohnen, Erbsen, Wicken, Linsen, und vieler Kräuter Samen ersprießt daselbst.

Es giebt dort große und kleine Pferde, auch Schlachtrosse, welche gerüstete Ritter mit Gewalt gegen die Feinde und von denselben zurücktragen. Es giebt dort Rinder und Schafe, Ziegen und Schweine, Esel und Maulthiere, von Hunden viele, von Wölfen mehrere Arten; dazu Hirsche, Bären, Füchse und mancherlei andere Arten, welche hier nicht alle aufgezählt werden können. Es giebt dort Vögel, welche zur Sommerzeit kommen und im Winter wieder davon fliegen, und zwar folgende Arten: Störche, Ringeltauben, Turteltauben, Kukuke, Wachteln, Gänse, Schwalben und Fledermäuse. Es giebt dort Gänse und Enten

[1]) Westl. von Colmar.

und mehrere Arten von Hühnern. Waldvögel sind daselbst vielerlei Art.

In den Bergen wie in der Ebene liegen Burgen. Auch starke Städte sind daselbst, starke und zahlreiche Dörfer, und volkreich ist das Land.

Beschreibung Deutschlands.

An den Küsten des Oceans liegt ein Land, das Theutonia, Alemannia oder Germania genannt wird. Dasselbe liegt, wie man sagt, in der Nähe des Seesterns oder des Nordpols: von den Einwohnern wird erzählt, daß der Nordstern oder der Wagen es umkreise. Dies Land heißt Theutonia von dem Riesen Theuta, der darin hauste, und dessen Grabmal bei Wien dem Wanderer gezeigt wird. Alemannien wird es von dem Alemannischen See genannt, an dem die Stadt Konstanz liegt. Germanien endlich heißt es, weil es so viele Menschen erzeugt; denn kein Land der Erde, behauptet man, enthalte bei einem solchen Umfange so viele Menschen. Und zwar gelten diese Menschen als treu, arbeitsam, bei den barbarischen Nationen geschätzter als andere.

In der Länge erstreckt sich dieses Land von Utrecht oder von der Stadt Lübeck, welche an dem Gestade des Oceans gelegen ist, wo es das Meer berührt, bis an die Alpen, das sind die Berge, welche Alemannien von Italien oder Longobardien trennen. Vom Ocean bis zu den Alpen sind 120 oder 240 Meilen[1]), die ein Mann in 4 Wochen bequem nach Süden zurücklegen kann.

In der Breite erstreckt sich das Land von der Stadt Freiburg, die Burgund benachbart ist, gegen Osten bis zur Stadt Wien, die an den Grenzen Ungarns liegt. Diese beiden Städte sind nach der Schätzung mehrerer Leute 120 Meilen von einander entfernt; ein Mann kann den Weg bequem in 4 Wochen zurücklegen.

Durchströmt wird das Land vom Rhein, der in den Alpen, das ist in den Bergen, welche Italien von Alemannien scheiden, und zwar auf dem Berge Septimus entspringt und durch den Alemannischen See fließt, an welchem die Stadt Konstanz liegt. Außerdem liegen am Rhein die Städte Basel, Straßburg, Mainz, Köln und viele andere, deren Aufzählung nicht hierher gehört.

Es sind aber in diesem Lande Theutonia vier weltliche Fürsten, welche das Recht haben, den römischen König zu küren. Einer ist der Herzog von Sachsen mit 2000 Mark Einkommen; einer der Pfalzgraf, das ist der Herzog von Baiern, mit 20 000 Mark Einkommen, 5000 von der Pfalzgrafschaft und 15 000 vom Herzogthum, einer der Markgraf von Brandenburg mit 50 000 Mark; einer der König von Böhmen, der zuverlässig auf 100 000 Mark geschätzt wird. Es sind auch drei Regulärfürsten, das heißt solche, die unter den Regeln des Papstes stehen, Wähler der römischen Könige, nämlich der Trierer, der drei Suffragane und 3000 Mark als Einkommen für seinen Unterhalt hat, der Mainzer, der 17 Suffragane und nach zuverlässiger Rechnung 7000 Mark Einkommen hat, der Kölner, der nur 5 Suffragane hat und doch auf ein Einkommen von 50 000 Mark geschätzt wird.

Außer diesen drei Erzbischöfen giebt es noch vier andere: den Rigaer mit 7 Suffraganen und 1000 Mark Einkommen; den Magdeburger mit 7 Suffraganen und 4000 Mark nach der gewöhnlichen Schätzung; den Bremer, der ebenfalls 7 Suffragane hat, und dem von seinen Getreuen 5000 Mark Einkommen zugeschrieben werden; endlich der Salzburger, der 7 Suffragane hat und auf 20 000 Mark oder mehr Einkommen geschätzt wird. Im Ganzen hat Deutschland an Bischöfen und Erzbischöfen 60.

Gelegen ist Deutschland an den Küsten des Oceans zwischen dem Rhein und dem Elbstrom, wie es auf der Karte dargestellt ist; es liegt in der Richtung des Windes, der Circinus oder Tracia genannt wird; es erstreckt sich bis an die Alpen, die Italien und Germanien trennen und höher sind, als die übrigen Berge.

In Deutschland liegt eine Gegend, die das Elsaß genannt wird. Dieselbe soll von dem Ocean in der Richtung der Achse oder des Nordpols etwa 90 Meilen entfernt sein, die ein Mann in drei Wochen mit Leichtigkeit zurücklegen kann. Genannt wird diese Gegend auf lateinisch Alsatia von dem Bach oder Fluß Alsa, zu deutsch aber heißt sie „Elsase", und so wird sie von den Einwohnern genannt. Die Alsa entspringt bei einer stattlichen Burg Namens Pfirt, nahe dem trefflichen, großen, schönen, wohlgebauten, an Besitzungen, Einkünften und guten Mönchen reichen Cisterzienserkloster Lützel. Jene Gegend erstreckt sich zwischen den großen, schönen, edlen Städten Straßburg und Basel, die, wie man sagt, 16 Meilen von einander entfernt sind, doch könnte ein starker Mann diese Strecke ohne allzugroße Mühe wohl in einem[1]) Tage zurücklegen. In der Breite werden vom Rhein bis an die Berge drei oder vier Meilen gerechnet.

[1]) Mit dieser zweiten Zahl sind unzweifelhaft gemeine Meilen d. h. Wegstunden gemeint, deren 10 auf 6 elsässische gerechnet werden.

[1]) Mit Recht vermuthet Jaffé in dieser Zahl einen Schreibfehler.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Eine der Expeditionen, die zu Voruntersuchungen für die projektirte Transsahara-Bahn in die algerische Sahara abgeschickt worden sind, die unter Führung des Ingenieurs Choisy gestellte, ist Ende März nach Tuggurt zurückgekehrt, nachdem sie zwischen Ued Rhir und El-Golea ausgebreitete Untersuchungen vorgenommen hatte. Den Weg von El-Aghuat bis El-Golea hat sie topographisch und geologisch aufgenommen, die Länge des zuletzt genannten südlichsten Ksars der französischen Sahara sorgfältig bestimmt, die Wege durch die Sanddünen im Süden von El-Golea, welche die Eisenbahn nach Insalah hier zu passiren haben würde, rekognoscirt und auf dem Rückwege nach Uargla die Zuflüsse des Ued Mia nach ihrer geographischen Breite festgelegt. (Peterm. Mitth.)

— Aus Algerien kommt die Nachricht, daß Oberstlieutenant Flatters, welcher von Wargla aus durch das Gebiet der Tuareg nach dem Süden vordringen sollte, um eine Trace für die „transsaharische" Eisenbahn ausfindig zu machen („Globus" XXXVII, S. 223), aus Mangel an Mitteln und wegen zu großer Schwierigkeiten nach Alge-

rien hat zurückkehren müssen. Er gedenkt dort die heiße Jahreszeit zu verbringen und im kommenden Oktober seine Reise wieder aufzunehmen.

— Die Hova-Regierung auf Madagaskar. Im Nachstehenden stellen wir nach J. M. Hildebrandt (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin XV, Heft 2) einiges über die malaiische Herrschaft auf der afrikanischen Insel zusammen. Der Reisende sagt, daß er sich des Gedankens nicht erwehren könne, daß die Hova durch Nachäffung europäischer Civilisation und Frömmelei, durch tief eingefleischte Immoralität mit ihren schlimmen Folgen, durch Trunk und andere Laster in der jetzigen Generation ungemein geschwächt sind und wohl in Zukunft noch mehr geschwächt werden. Es wird für sie sehr schwer sein, ohne Hülfe von europäischen Truppen die gesammte Insel Madagaskar zu unterwerfen. Der ganze Norden und Westen, mit Ausnahme einiger Handelsplätze an der Küste, ist noch unabhängig, der Süden und Südosten ebenfalls. So fand Hildebrandt an der Bai von Baly (Westküste) zwei Dörfer, das eine Residenz einer Sakalava-Königin, das andere von mohammedanischen Händlern bewohnt, welche die rothe Flagge Zanzibars resp. des Islam führen. Die Hova haben hier keine Macht mehr, ja nicht einmal Verkehr unterhalten sie mit den Süd-Sakalaven, wenn sie dieselben auch als ihre Unterthanen betrachten. In Mojanga z. B. haben sie dieselben nur durch einen Kunstgriff sich unterworfen. Radama I. griff diesen wichtigen Platz im Jahre 1824 an und kam nach langen Kämpfen angeblich durch Verrath in seinen Besitz. Aber die Sakalaven standen immer und immer wieder auf, bis Jemand Radama rieth, die heiligen Gebeine der alten Sakalava-Könige, welche auf einem nahen Hügel beigesetzt waren, in das Fort zu bringen. Das geschah, und nun erklärten die Sakalaven ihre Unterwürfigkeit; denn gegen die Besitzer ihrer größten Reliquien könnten sie nicht streiten. Die Hova erlaubten ihnen nun, jedes Jahr den alten Kultus bei den Gebeinen zu verrichten; in der letzten Zeit strebten aber die englischen Missionäre danach, diesen Gebrauch als heidnisch zu unterdrücken. Die Hova-Regierung ertheilt keine Erlaubniß zur Ausbeutung von Metallen (Kupfer, Zinn, Kohlen 2c. kommen vielfach vor), denn sie weiß sehr wohl, daß wenn erst einmal ein Strom europäischer Goldsucher sich über Madagaskar ergösse, ihr Reich baldigst zu Ende wäre. So wurden in den fünfziger Jahren an der Bavatobe-Bucht (Westküste) Steinkohlen entdeckt, und es bildete sich eine französische Gesellschaft, um dieselben auszubeuten. Man hatte 200 bis 300 Schwarze und 10 Europäer angestellt, die Arbeiten waren schon in vollem Gange, da sandte die Regierung Truppen, und als die Franzosen auf dreimalige Aufforderung, die Arbeit einzustellen, nicht achteten, kam es zum Kampfe. Mehrere Weiße fielen, die Schwarzen flohen und man mußte die Sache aufgeben.

Von allen eingeführten und von vielen ausgeführten Artikeln werden 10 Procent in natura, seltener in Geld erhoben; vom Ebenholz, gegen dessen Export sich die Hova lange sträubten, sogar die Hälfte. Keiner der Zollbeamten an der Küste, nicht einmal die Kommandanten, welche in den Forts der Küstenplätze stationirt sind, beziehen irgend welchen Gehalt und sollen dennoch gesetzlich den ganzen Zollerlös an die Regierung abführen. In stillschweigender Uebereinkunft begnügt man sich aber in Antananarivo mit einem raisonablen Antheile, welcher theils der Königin, theils den Ministern und anderen einflußreichen Personen ab und zu gesandt wird; das Uebrige theilen die Zollbeamten mit dem Kommandanten. Ueberhaupt wird jeder Regierungsdienst unentgeldlich verrichtet. Die Soldaten erhalten, auch auf dem Marsche, keine Löhnung oder Verpflegung; es wird ihnen aber manchmal ein Stück Land zur Reiskultur angewiesen. Die 1877 „befreiten" afrikanischen Sklaven müssen jetzt fast alltäglich „für die Königin" oder für die Kirche umsonst arbeiten; nach Sonnenuntergang mögen sie dann sehen, wo und wie sie ihren Hunger stillen. — Jene Kommandanten der Forts dürfen unter keinen Umständen dieselben verlassen, besonders nicht nach Sonnenuntergang; zur Zeit Radama's I. stand Todesstrafe darauf. Ueberhaupt ist es allen Malagassen bei Todesstrafe oder lebenslänglicher Zwangsarbeit verboten, die Insel zu verlassen, um in ein anderes Land, z. B. europäische Kolonien, zu gehen.

Eine merkwürdige Steuer wird im Hova-Reiche erhoben in Gestalt des Schwanzstückes — vody ondry — eines jeden geschlachteten Ochsen; dasselbe wird stets der Königin oder deren Stellvertreter übergeben, und diese Sitte findet sich auch bei den unabhängigen Sakalaven, wo es nebst den Unterschenkeln eines Vorderbeines der Dorfobere erhält. Man erzählt, daß in alter Zeit vor einem der Hova-Könige ein Ochse geschlachtet wurde. Bei der Vertheilung des Fleisches wollte Niemand das Schwanzstück. So gebt es mir, sagte der König. So geschah es und geschieht noch heute. Vor etwa zwei Jahren beanspruchte die Königin, daß man an diesem Stücke, wie in alter Zeit (und noch heute bei den Sakalaven) Sitte war, die Haut belasse. Natürlich wurden durch dies Gesetz die Rindshäute Antananarivos stark verstümmelt, und die Kaufleute wollten sie nicht mehr annehmen. Da wurde denn das Gesetz aufgehoben. Die Häute der vielen tausend Ochsen, welche am Neujahrsfeste in der Hova-Provinz geschlachtet werden, beansprucht ebenfalls die Regierung. Jenes Schwanzstück spielt auch sonst noch eine Rolle in den Sitten der Hova. Keine Heirath gilt für gesetzlich und rechtlich geschlossen, bei welcher nicht die Eltern der Braut das vody ondry vom Bräutigam angenommen haben, wodurch sie ihre Zustimmung zu der Verbindung kund thun. Uebrigens wird es in letzter Zeit durch andere Geschenke ersetzt, die dann aber den alten Namen behalten. Das Rindvieh spielt überhaupt eine große Rolle bei den Hovas, und die Königin wie ihre Minister besitzen große Herden davon, die von den Fort-Kommandanten bewacht werden. Früher wurde viel Schlachtvieh aus den Hova-Küstenplätzen nach Mauritius und Bourbon ausgeführt, bis sich die Regierung diesen Handel durch einen hohen Exportzoll verdarb. Um nun diesen Schaden einigermaßen zu decken, erließ sie an alle Küstenplätze den Befehl, daß (zur Vertheuerung des Fleisches) täglich nur eine bestimmte Anzahl aus den officiellen Herden geschlachtet werden sollten. Auch bestand das kleinliche Verbot, Geflügel zu verkaufen und Fische zu fangen. Ein strenges Gesetz verbietet überdies seit Alters den Hovas jegliche Ausfuhr von Kühen. An alles das kehren sich die Sakalaven natürlich nicht.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der an Umfang und Bedeutung hervorragendste Artikel im 2. Hefte der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg" für die Jahre 1878 bis 1879 ist der von J. Kubary über „Die Bewohner der Mortlock-Inseln (Karolinen-Archipel)", eine ausführliche mit Abbildungen versehene anthropologische und ethnologische Beschreibung derselben, welche eine Fülle neuen und interessanten Materials enthält. Wir können hier unmöglich Einzelheiten daraus mittheilen, machen aber darauf aufmerksam, daß Kubary für Mortlock, das G. Gerland auf seiner „Ethnographischen Uebersicht" des Großen Oceans (Petermann's Mitth. 1872, Tafel 8) zu Mikronesien zieht, eine polynesische Bevölkerung anzunehmen Gründe hat. Er fand nämlich besonders auf der Insel Satoan einen Typus mit ziemlich dichtem und langem Bartwuchse, wie er auf sämmtlichen Karolinen nur als vereinzelte Ausnahme vorkommt. Die Möglichkeit einer von Süden, von den Nukuor-(Monteverde-)Inseln ausgehenden Vermischung der Typen erscheint ihm zweifellos; denn außer dem starken Bartwuchse dieser Insulaner und zahlreichen anderen ethnologischen Momenten besagt auch die Tradition der Mortlocker, daß früher ein Verkehr zwischen Mortlock und Nukuor existirte. Da nun

die Bewohner von Nukuor aber reine Polynesier sind (auch sie bezeichnete Gerland als Mikronesier), so schließt Kubary, daß die Mitte der Central-Karolinen von einem Menschenschlage bewohnt ist, der aus einer Vermischung eines mehr malaiischen und eines polynesischen Elementes entstand. Das wird durch mancherlei die polynesische Race charakterisirenden Momente bestärkt, welche sich auf Mortlock bis heute erhalten haben. So sind z. B. die mortlockschen Kriegswaffen, besonders die Keulen, in Form und Namen mit den schon verschwindenden samoanischen übereinstimmend; auch ist der mortlocksche Cażol bloß das zum Segelführen umgearbeitete nukuorsche Canoe und dieses wieder das Modell des samoanischen Fangota-Canoes. Ferner spricht für diese Vermischung der Typen die Sprache, welche eine Reihe Wörter gemeinsamen Stammes aufweist. Von großem Interesse ist auch, was Kubary über die Seefahrten der Mortlocker mittheilt und über die dieselben leitenden Sternkenner (palláuu), die ihre Wissenschaft im Geheimen von Generation zu Generation vererben und eifersüchtig bewahren. Da nur ein solcher den Zusammenhang der Erscheinungen der Elemente mit der Jahreszeit durch Erfahrung kennen gelernt hat, so bestimmt er die Zeit der Reise: er ist also der Kalender der Insulaner. Auf See leitet er das Fahrzeug nach gewissen Sternen, aber nicht blind und ohne Berechnung, sondern je nach dem Winde und dem Strome verschieden, das Gelingen der Reise beeinflussende Kursänderungen vornehmend. Er ist also Sternkenner und Seeführer. Hat trotz der größten Vorsicht das Fahrzeug getrieben und ist das gesuchte Land verfehlt worden, oder hat ein Sturm die Segler verschlagen, so berechnet der palláuu vermittels seiner Kenntniß aller zur Karolinen-Gruppe gehörigen Inseln und deren Leitsterne die Möglichkeit, eine derselben zu erreichen. Demnach sind in seiner Person drei Eigenschaften vereinigt, nämlich die eines Astronomen, eines Navigateurs und eines Geographen.

Bei diesem Anlasse erklärt L. Friederichsen jene Segelkarten der Marshall- (und wahrscheinlich auch der Karolinen-) Insulaner, welche Hernsheim (s. „Globus" XXXVII, S. 224) neuerdings abgebildet, aber nur unzureichend erklärt hat, und von denen das Museum Godeffroy fünf Exemplare besitzt. Diese Karten sind aus dünnen Bambusrohrstäben zusammengesetzt, und darauf sind kleine Muscheln befestigt, welche die Lage der Inseln andeuten. Die Rohrstäbe sind unter verschiedenen Winkeln zusammengebunden, deren Richtung die durch die Meeresströmungen verursachte Dünung bezeichnen sollen, während wiederum gebogene Stäbe den zu segelnden, vom Winde bedingten Kurs vorstellen. Friederichsen gedenkt dieselben bald eingehender zu beschreiben.

Nebenbei sei als Nachtrag zu Richard Andree's Aufsatz „Die Anfänge der Kartographie" („Globus" XXXI, S. 24) bemerkt, daß das gleiche Heft der Hamburger Mittheilungen auf S. 306 zwei vom Könige von Kororofa (am Binuë) in den Sand gezeichnete Karten und das 1879 in Washington erschienene Prachtwerk „Narrative of the second arctic expedition made by Charles F. Hall" acht von Eskimos gezeichnete Küstenkarten enthält.

— Auf der Halbinsel Ducos auf Neu-Caledonien hat M. Albert Lavigne an dem Berge Kumurn Lager vortrefflichen lithographischen Steines entdeckt, welcher nach in Sydney angestellten Versuchen demjenigen von Solenhofen nichts nachgeben soll. Der Gouverneur der Insel hat dem Entdecker das Ausbeutungsrecht von zweien der sieben Brüche, welche er in den letzten drei Jahren bloßgelegt hat, auf 18 Jahre ertheilt.

(Bulletin de la Société Commerciale de Paris.)

Nordamerika.

— Zu Anfang Mai hat W. H. Dall eine neue wissenschaftliche Fahrt nach Alaska angetreten, die gleich jener von 1873 und 1874 im Auftrag der U. S. Coast Survey auf einem Segelkutter unternommen wird. Zunächst beabsichtigt er, in den inneren Passagen des Sitka-Archipels einige hydrographische Arbeiten vorzunehmen, dann längs der Küste an verschiedenen Stellen bis Cooks Inlet und Unalaschka magnetische Beobachtungen anzustellen, ferner nördlich von der St. Lawrence-Insel vorzugsweise den Strömungen und Seetemperaturen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, endlich durch die Bering-Straße und bis Point Barrow hinauf zu gehen. Als astronomischer Assistent begleitet ihn wie auf den früheren Reisen M. Marcus Baker.

(Dr. Behm in den „Mittheilungen".)

— Unter dem Namen „New York Geographical Library Society" hat sich in Newyork eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck es ist, eine freie Bibliothek geographischer Werke, Karten, Instrumente ꝛc. zu errichten und zu unterhalten. Eine solche Bibliothek ist für eine Weltstadt wie Newyork nahezu unentbehrlich und deren freie Benutzung wird sicherlich segensreiche Folgen haben.

— Eine Abtheilung von Vereinigte-Staaten-Ingenieuren hat kürzlich unterhalb des Niagara-Falles Tiefenmessungen vorgenommen. Es war höchst schwierig, sich dem Falle in einem kleinen Boote zu nähern. Große Wassermassen wurden weit von den Fällen weg in den Strom geschleudert, und das Getöse war so schrecklich, daß kein anderer Laut zu vernehmen war. Nahe am Ufer fand man 83 Fuß Tiefe, weiter stromab 100 und bei der geneigten Eisenbahn 192 Fuß. Die durchschnittliche Tiefe der Swift Drift, wo der Fluß plötzlich sich verengert, und seine Schnelligkeit zu groß ist, um gemessen zu werden, beträgt 153 Fuß. Unmittelbar unterhalb der untern Brücke, wo die Wirbel beginnen, ergab sich eine Tiefe von 210 Fuß.

— Die Goldminen der Sierra Mojada im nördlichen Mexiko, über welche auf S. 159 des 37. Bandes des „Globus" berichtet wurde, haben so viel Leute angezogen, daß, wie wir in Petermann's Mittheilungen (Bd. 26, S. 198) lesen, sich daselbst schon eine Stadt von 1500 bis 2000 Einwohnern gebildet hat. Dieselbe liegt am Nordabhange jenes Gebirges unter 27° 30′ nördl. Br., ungefähr auf der Grenze der beiden Staaten Chihuahua und Coahuila, und zählt in ihrer Umgebung bereits an 150 Minen. Im Oktober 1879 hat die Regierung die Umgegend dieser Stadt Villa de Sierra Mojada zu einem besondern Territorium, „Territorio de Sierra Mojada", erhoben, so daß Mexiko jetzt aus 27 Staaten und 2 Territorien (außer dem erwähnten noch Unter-Californien) besteht. Doch lesen wir in der „Allgemeinen Zeitung" vom 30. Mai dieses Jahres, daß „sich die Aussichten nicht verwirklicht haben, welche man sich von den Reichthümern der Sierra Mojada versprach, wohin Tausende geströmt waren, und welche man für ein zweites Californien ausgab". Vielleicht wird demnach das neue Territorium ebenso bald wieder verschwinden, als wie es entstanden ist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Auf Java.

(Nach dem Französischen des Herrn Désiré Charnay.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien des Reisenden.)

III.

Am 26. Juli fuhr Charnay mit der Eisenbahn nach Djokdjokarta; es ist dies eine dreistündige Fahrt durch eine ähnliche Gegend wie bei Solo, ja vielleicht noch schöner durch die rosaschimmernden Berge, welche den Horizont begrenzen. In diesem Theile der Insel herrschen die Zuckerfabriken vor, jeden Augenblick verderben hohe Schornsteine die Landschaft. Brambanam, dessen herrliche Ruinen auf dem Rückweg besucht werden sollten, bleibt rechts liegen, und um 10 Uhr ist das Ziel erreicht.

Djokdjokarta ist wie Solo eine ganz javanische Stadt, allerdings nicht so wichtig, doch ist auch sie der Sitz eines unabhängigen Fürsten und eines Provinzresidenten, dessen Palast mit seiner Front nach der dem Fürsten zu Ehren erbauten holländischen Festung blickt; auch hier finden wir eine Waldstadt, einen großen Platz vor dem Kraton und, wie dort einen Tiger-, so hier einen Leopardenzwinger.

Unser Reisender ließ es seine erste Sorge sein, sich Postpferde zu verschaffen, denn die Eisenbahn hört hier auf und wer nach Boeroe-Boedor will, muß die Reise zu Wagen machen, eine angenehme Abwechselung, die noch dazu das Gute hat, daß sie dem Touristen mehr Zeit zum Sehen gewährt. Die schönen Ruinen sind 15 Stunden von Djokdjokarta entfernt, in der prächtigen Residenz Kadoe. Der gemiethete Wagen war eine schwarze viersitzige und sechsspännige Kalesche; zum Glück aber traf Charnay noch zwei Landsleute, die dasselbe Reiseziel im Auge hatten und durch deren Gesellschaft die Kosten getheilt und das Vergnügen verdoppelt wurde.

Bei der Abfahrt sahen die Reisenden zu ihrer großen Ueberraschung zwei Javanen hinter dem Kutscherbock stehen, deren Zweck bald klar werden sollte; denn kaum entfernt sich der Wagen aus der Stadt, so heulen sie, springen abwechselnd herunter und bearbeiten die armen Pferde mit Peitschenhieben und kräftigen Flüchen, während der Kutscher ruhig auf seinem Sitz bleibt und sich damit begnügt, die Zügel zu halten und zu lenken. Die begütigenden Einreden der Franzosen nützten nichts, ja die Rasenden verdoppeln noch ihre Anstrengung, indem sie die unglücklichen Gäule mit Steinwürfen anstacheln. Der Weg ist schön und gut erhalten; gelb blühende Tulpenbäume säumen ihn ein; Büffelwagen, Lastponies und eine große Anzahl Männer und Weiber beleben ihn wie die Straßen einer großen Stadt; fast ohne Unterbrechung geht die Fahrt im Galopp aus einem Dorf ins andere, bis endlich die erste Station erreicht wird. An großen Schuppen, die den Regierungspostpferden zu Ställen dienen, ist ein riesiges Schutzdach befestigt, welches die ganze Straße überdeckt; unter demselben tummeln sich zu Hunderten Javanen beider Geschlechter, die mit Früchten, Eßwaaren und Getränken handeln; aber ach! über dieser Menge weht ein Hauch trostlosen Elends; Lumpen bedecken ausgemergelte, vor der Zeit verwelkte Gestalten, nicht minder unappetitlich sind die feilgebotenen Waaren, und um die Jammerscene voll zu machen, lungern wahre Herden von schwindsüchtigen, räudigen, ekelhaften Hunden umher! Fort von dieser Stätte des Elends! Zum Glück ist der neue Vorspann fertig, Heuler und Kutscher stehen mit freundlich



Gesammtansicht des Tempels von Boeroe-Boedoer.

grinsendem Gesicht und ausgestreckten Händen da — eine Sprache ohne Worte, die in allen Ländern verstanden wird — das Trinkgeld wird gezahlt, andere treten an ihre Stelle und weiter gehts im Fluge. Sobald aber eine kleine Anhöhe kommt oder ein Fluß, den selbst Fußgänger durchwaten können, versagen die Pferde den Dienst und weder Peitsche noch Steinwürfe bringen sie aus ihrer Widerspenstigkeit; im erstern Falle werden zwei Paar Büffel requirirt, im andern hilft eine Schar von 50 bis 60 Javanen, beide Male natürlich auf Extrakosten der Reisenden. Beim letzten Relais endlich tritt an die Stelle der schweren Kalesche ein leichterer Wagen, der nur vier Pferde bedarf. Gleich hinter der Station wird die Hauptstraße verlassen und auf einem Nebenwege geht es direkt südwärts dem Ziele zu. Eine herrliche Allee wird durchfahren und vor den erstaunten Augen der Reisenden steht auf einem Hügel mitten in einer entzückenden Landschaft eins der schönsten Denkmäler der Welt, der Tempel von Boeroe-Boedor.

Vor dieser Riesenschöpfung steht man zuerst rathlos; das Auge empfängt nur den überwältigenden Eindruck eines enormen Ganzen; nur allmälig wird es Licht; die einzelnen Theile lösen sich, wie ebenso viele wunderbare Bauten, wie eine lange Reihe von Meisterwerken ab; die herrliche Vegetation, die Großartigkeit des Gebäudes, das strahlende Licht, alles vereinigt sich um den Beschauer in Entzücken zu versetzen und eine Wirkung auf ihn hervorzubringen, die er nie vergißt!

Der gelehrte Direktor des Leydener Museums, Doktor Leemans, hat im Auftrage der holländischen Regierung eine Monographie über diesen Tempel veröffentlicht, deren Zeichnungen allerdings den Photographien bedeutend nachstehen, deren Text aber höchst lehrreich und interessant ist; ihm entnehmen wir die nachfolgenden Erklärungen der Details.

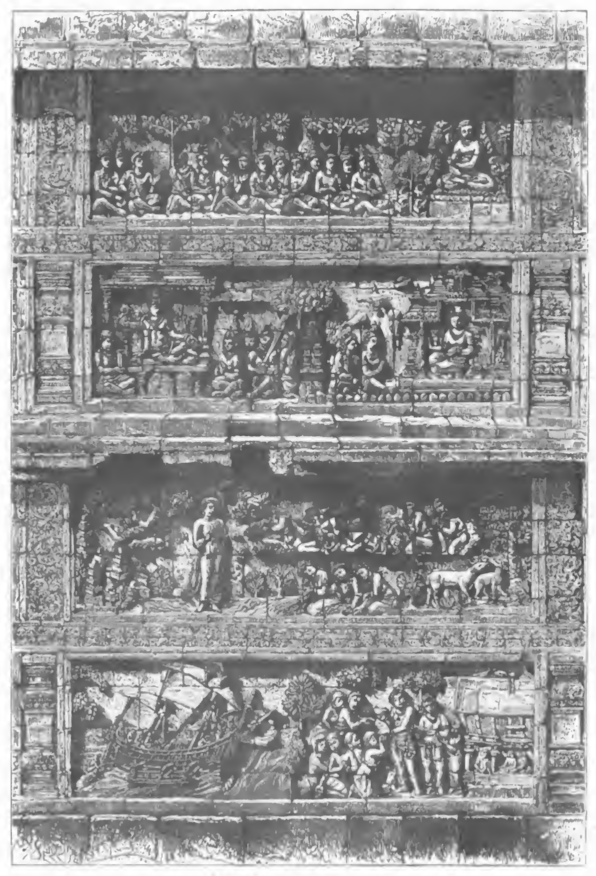
Der Tempel von Boeroe-Boedor, nach Leemans dem achten Jahrhundert angehörig, ist unter allen Denkmälern Javas die glänzendste Manifestation des buddhistischen Geistes. Er erhebt sich auf einem natürlichen Hügel, der ihm in seinem untern Theile als Basis dient, während der obere, mit Steinen bekleidet, das eigentliche Gebäude bildet, welches nicht ein Monument in unserm Sinne ist, da es kein offenes Innere hat, sondern der Hügel, auf den es sich stützt, eine volle Masse ist. Er besteht aus einer enormen Gruppe von fünf in gebrochenen Linien laufenden, mit Nischen für die Buddhabilder versehenen Gesimsen, welche ziemlich schmale Rundwege oder Gallerien bilden, an denen sich die denkbar schönsten Basreliefs bis ins Unendliche hinziehen. Diese Gesimse springen hinter einander zurück und bilden so eine abgestumpfte Pyramide, auf deren obersten Terrasse eine Menge durchbrochener Rotunden (im ganzen Gebäude zusammen 555!) Buddhas in natürlicher Größe enthalten, während in der Mitte sich eine riesige Kuppel über einem kolossalen Buddha wölbt. Das Denkmal mißt ungefähr 120 m in der Basis auf 40 in der Höhe; einen bessern Begriff von den riesigen Dimensionen aber wird man sich machen können, wenn man weiß, daß alle Basreliefs hinter einander eine Linie von über 5 km Länge bilden würden!

Diese Reliefs stellen die Legende der Familie des künftigen Buddha dar, die Geschichte seines Vaters Suddhodana und seiner Mutter Maya (Blume der Schönheit, der Tugend); die göttliche Verkündigung, daß der Gott Bodhisattva in ihr Fleisch werden wird: sie wird den Prinzen Siddartha gebären, der den Hof seines Vaters verlassen, alle Freuden und Reichthümer, ja die königliche Würde aufgeben soll, um, 29 Jahr alt, das Einsiedlergewand anzuthun und Sakya-Muni, der große Reformator, zu werden; sie zeigen somit die ganze Epopöe des Buddha, wo in 136 Bildern 25 000 Personen die wunderbare Geschichte des Gottes tanzen, sprechen und singen; und bei alledem ist nichts Groteskes darin, wie bei den meisten Tempeln Indiens, nein, die vollendetste Kunst hat diese Kompositionen geschaffen und allen Figuren Leben eingehaucht.

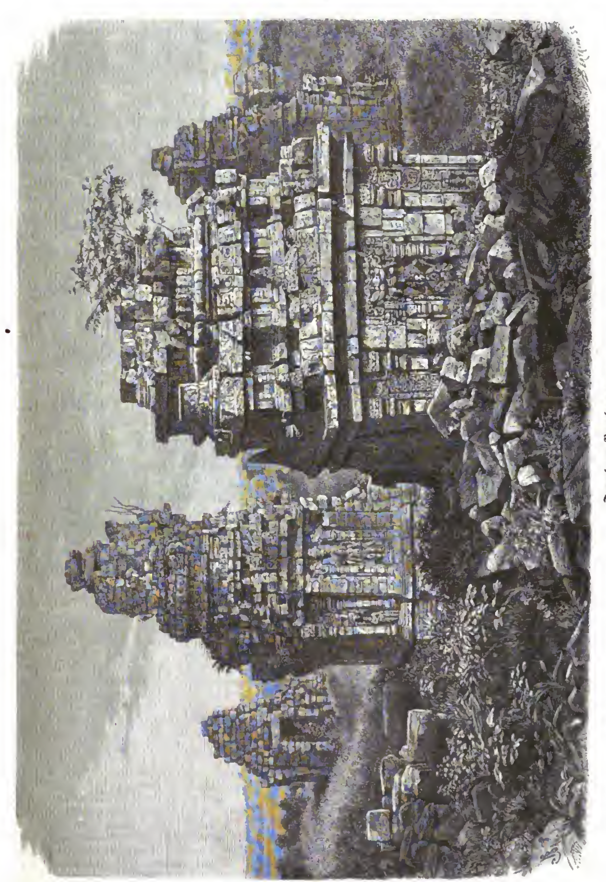
Betrachten wir dasjenige Relief etwas näher, von dem wir umstehend eine Abbildung gegeben haben. Der oberste Theil stellt Sakya-Muni dar, wie er sich in einer Gesellschaft vornehmer Männer, vielleicht Fürsten, wie aus ihrer Kopfbedeckung zu schließen, unterhält. Im zweiten gewähren ein Fürst und eine Fürstin in ihren Palästen angesehenen Leuten Audienz. Die dritte Abtheilung drückt symbolisch folgende Idee aus: Sakya-Muni, der zukünftige Buddha, empfängt die Huldigungen mächtiger göttlicher Wesen; auf einem Lotuskissen durchschreitet er das Meer, dessen Ufer in einiger Entfernung durch Bäume und konventionelle Felsen angedeutet sind; rechts von ihm heben zwei große Schlangen oder Nâgas ihre Köpfe aus der Tiefe des Oceans; links reichen drei Meergeister, auf den Wogen knieend, Schätze ihres Landes dem Frommen dar, der ihr Reich durchzieht; endlich schmücken ihn auf Wolken getragene himmlische Geister, unter ihnen auch zwei fromme Brahmanen, mit Blumen und Kränzen; unklar bleibt die Bedeutung des halbkreisförmigen Gegenstandes hinter Sakya-Muni; doch ist das für das Verständniß des Ganzen nicht erheblich. Sicherlich ist dieses Relief eins der schönsten von Boeroe-Boedor, sowohl in Bezug auf die Idee als auf die Ausführung, ja, kompetente Kritiker behaupten, daß das Original mit den schönen Werken der griechischen Kunst verglichen werden kann. Die letzte Abtheilung derselben Tafel stellt ein Schiff dar, welches Wind und Wogen auf Klippen treiben; von der Bemannung hat sich einer unten an das Steuerruder festgeklammert; ein Königspaar mit einem Kinde steht am Ufer und vertheilt Gaben an zwei alte und vier junge Leute, vielleicht die gerettete Mannschaft des Schiffes; etwas entfernt erblickt man ein auf Pfählen erbautes Haus, wie man sie noch in gewissen Theilen von Holländisch-Ostindien sieht.

Das Gesammtgefüge des Tempels ist wesentlich buddhistisch und erinnert in seiner Form an die Topen Indiens, deren älteste aus der Zeit Asoka's, den man als den Konstantin des Buddhismus betrachten kann, herstammen. Er war es, der im Jahre 250 v. Chr. diese Religion zur Staatsreligion erhob, während sie bis dahin, ebenso wie das Christenthum vor Konstantin, nur die Armen und Elenden zu ihren Bekennern gezählt hatte, und von der Regierung nur geduldet worden war. Die bedeutendsten dieser Topen sind zu Sanchi in Bhopal, zu Sarnath bei Benares, zu Gandhara in Afghanistan und zu Manikyala im Pendschab zwischen Indus und Hydaspes. Sie waren dazu bestimmt, in ihrer Mitte Reliquien des Buddha in einem Dagoba, einer Art Reliquienschrein, zu bewahren.

Diese Denkmäler hatten im Allgemeinen die Form eines Kegels oder einer halbkugelförmigen Kuppel; sie waren massiv, und da nun jeder König, welcher neue Reliquien niederlegte, zugleich den alten Bau mit einer neuen Schicht dicken Mauerwerkes umhüllte, so erreichten diese Gebäude jene beträchtlichen Dimensionen. So war durch stete Neubauten der Durchmesser der Tope von Manikyala, die am meisten an den Tempel von Boeroe-Boedor erinnert, allmälig bis auf 127 Fuß, die Peripherie aber auf circa 400 Fuß gewachsen; außerdem hatte sie noch für die gläubigen Wallfahrer zwei äußere Gallerien, die ihren Durchmesser auf 159 Fuß und den Umfang auf 500 Fuß erhöhten. Die fünf Gallerien von Boeroe-Boedor, welche ebenfalls für die Processionen der Gläubigen bestimmt sind, entsprechen genau



Relief des Tempels von Boeroe-Boedor.

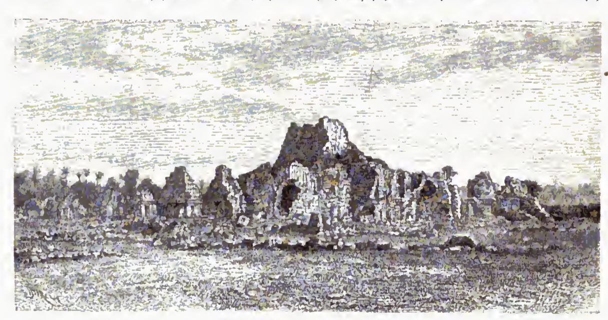


Tempel von Brambanam.

dieser alten Tradition; nimmt man dazu die Form, das massive Innere, die Dagobas, die Skulpturen, so wird man kaum an seinem rein buddhistischen Ursprung zweifeln können. Zu Mengûn in Birma existirt eine Pagode ganz modernen Ursprungs, die ebenfalls fünf Rundgänge aufweist — ein beachtenswerthes Zeichen, wie dieselbe Tradition und dieselbe Bauart sich zwei Jahrtausende hindurch erhalten hat und in von einander so entfernten Ländern sich wiederfindet.

Die Besichtigung war beendet; aber erst wurden noch mehrere Photographien angefertigt, dann erfrischte ein ausgezeichnetes, mit guten Weinen gewürztes Mahl unter dem Schatten der großen Bäume vor dem Tempel selbst die Reisenden. Die Nacht ist da und mit ihr der Abschied; das Wetter ist milde, die Straße gut, der Himmel blitzt von Sternen; aber nicht er allein leuchtet zur Fahrt: Milliarden von Leuchtkäfern lassen ihre Funken sprühen und erhellen mit ihrem zauberischen Lichte Wasserflächen, Reisfelder, Palmen; mit Feuerbränden zum Schutz gegen Tiger bewaffnete Wanderer beleben die Straße; Alles aber überstrahlt der Mond, der nun aufgeht und sein weißes Licht über die ganze Landschaft ergießt. Todtmüde, aber trunken vor Wonne, kamen Charnay und seine Gefährten um Mitternacht in der Stadt wieder an.

In Brambanam, wo sie am nächsten Vormittag um 11 Uhr mit der Eisenbahn anlangten, bestehen die Ruinen erstens aus einer Gruppe von Tempeln auf Pyramiden, die, nach dem Trümmerhaufen zu urtheilen, recht beträchtlich gewesen sein müssen. Ein einziger steht noch; seine vier kleinen Kapellen enthalten unter anderen einen Ganesa und eine Göttin Lakshmi; ersterer, der Gott der Weisheit, der auch die Heirathen und sonstigen wichtigsten Handlungen leitete, ist unter der Gestalt eines Elephanten dargestellt, aber nur mit einem Stoßzahn, da er den andern im Kampfe mit Wischnu verloren. Vor jedem Idol befindet sich ein kleines unterirdisches Behältniß, aus dem heraus ein versteckter Priester seine Orakel ertheilte. Die Umgebung ist mit Fliesen, Statuentrümmern und gemeißelten Steinen übersäet; auch sieht man noch die Unterbauten, auf denen sich andere Tempel und der Palast der Priester erhob, doch erlaubt der beklagenswerthe Zustand dieser Ruine nicht, ihre genauen Verhältnisse auszumessen; wohl nur ein Erdbeben war im Stande, eine solche Verwüstung zu bewirken, Menschen möchten sich schwerlich die Mühe gegeben haben, Alles dermaßen zu zerstören.



Ruinen der Tausend Tempel.

Nach Besichtigung der Ruinen schickte sich der Führer an, den Rückweg nach dem Bahnhof anzutreten. Doch wie? sollte das Alles sein, was von den gerühmten Tausend Tempeln übrig geblieben? Ob aus Unwissenheit oder Faulheit, der Cicerone beharrte dabei, so daß die Reisenden beschlossen, auf eigene Hand Nachsuchungen anzustellen. Und zu ihrem guten Glück! denn nicht allzuweit und entfernt finden sie eine zweite Gruppe Tempel, die um einen größern in der Mitte in Form eines Quadrats liegen, dessen Seiten je fünf Gebäude zeigen: im Ganzen also ein Komplex von 17 Tempeln.

Doch weiter noch! Fünf Meter davon, auf einem mächtigen Erdwall, mit vier von Ungeheuern bewachten Eingängen, erhebt sich die ausgedehnteste dieser Tempelgruppen, der Schandi-Siva: 300 Gebäude, die sich quadratisch um das beträchtliche Mittelheiligthum reihen und so drei breite Alleen bilden. Alle diese Tempel, reizende Pavillons von eleganter Bauart mit drei Meter Seitenlänge auf acht Meter Höhe und überkragendem Innern, sind sich ähnlich und unterscheiden sich nur durch die Basreliefs, die sie, allerdings minder schön und vollendet als die von Boeroe-Boedor, schmücken; sie enthielten und enthalten zum Theil noch Buddhas, die, sowohl in Lebensgröße wie in Miniatur, stets dieselbe stereotype traditionelle Form zeigen.

Die Ruinen zu Brambanam sollen bis ins 4. Jahrhundert hinaufgehen, eine Annahme, für die man keine Stütze hat. Ueberdies geht aus der Gestalt der Tempel und ihrer Idole ohne Zweifel ihr dschaïnistischer Ursprung hervor: es sind Buddhas, oder vielmehr Tirthankars, d. h. dschaïnistische Götter und Heilige in Vermischung mit dem brahmanischen Olymp. Da nun der Buddhismus, der Nachfolger des Brahmanismus, sich erst später in den

Dschaïnismus, eine Fusion der beiden voraufgehenden Lehren, verwandelt hat, so folgt daraus natürlich, daß die Denkmäler von Brambanam, welche dieser letzten Religion angehören, jünger sind als der Tempel von Boeroe-Boedor; und so wird Sir Stamford Raffles Recht haben, wenn er den Ursprung von Brambanam erst in das 11. Jahrhundert setzt.

Es existirt nur ein sehr altes literarisches Denkmal, welches von Java spricht, nämlich ein Bericht über die buddhistischen Länder von dem chinesischen Priester Fa-hian aus dem Jahre 415. Derselbe war im Jahre 400 von China nach Indien gereist, um dort nach heiligen Büchern zu forschen, und wurde bei seiner 15 Jahre später erfolgenden Rückkehr durch den Sturm oder den Strom an die Küste Javas verschlagen. Er erzählt, daß die Brahmanen daselbst blühten, aber daß Buddha's Lehre nicht sehr in Ehren stehe; ein Beweis, daß der Brahmanismus dem Buddhismus vorangegangen, und daß die Denkmäler, von denen die Rede ist, im 4. Jahrhundert noch nicht existirten. Nach ihm verdankt Java den Reis der Einfuhr durch die Indier an Stelle der Hirse, welch letztere als Haupterzeugniß der Insel den Namen gegeben; von den Chinesen bis ins 6. Jahrhundert Ka-ling genannt, erhielt sie von da an den Namen Dschava.

Charnay's Zweck war erreicht: er hatte sich von der Aehnlichkeit und Verwandtschaft überzeugt, die er zwischen den brahmanischen und buddhistischen Denkmälern Javas einer- und denen von Palenque und Yukatan andererseits vermuthet hatte.

Die Hauptpunkte, in denen die Uebereinstimmung zu Tage tritt, sind folgende: Die rohen Idole von Arxa-Domas bei Buitenzorg, die an die von Mexiko und von Copan in Guatemala erinnern; die stete Pyramidenform des Tempels mit ähnlicher Treppe wie in Palenque und Yukatan; die Anordnung der Tempel, eine Art Oratorium, dessen ganzer Inhalt ein Idol bildet, mit unterirdischer Orakelertheilung; dieselbe innere Konstruktion: überkragendes Gewölbe; Einzelheiten der Ornamentation, Terrassen, Vorplätze; endlich Anhäufung der Tempel zu religiösen Centren, die, fern von Städten, Wallfahrtsziele bilden, wie in Palenque, Chichenitza und später, zur Zeit der Eroberung, in Cozumel.

Somit war die Aufgabe des Reisenden erfüllt. Er kehrte nach Batavia zurück, von wo er sich einige Tage später nach Australien einschiffte.

Das Val de Cogne in Piemont.

Von **W. Bertram**, Pastor zu Braunschweig.

I.

Wenn man von Courmajeur, dem piemontesischen Interlaken, das schöne Thal der Dora baltea abwärts gen Aosta wandert und hinter jenem romantischen Felsenpasse, Pierre taillée genannt, die höhere Thalstufe, das Valdigne, verlassen und zugleich dem bis dahin uns begleitenden, weithin leuchtenden Montblanc Lebewohl gesagt hat, dann öffnen sich auf einer kurzen Strecke Weges, den schroffen mit Weinreben und alten Burgruinen geschmückten Felsenhängen zur Linken gegenüber, vier Thäler, welche ihre schäumenden Gießbäche in die rasch dahin eilende Dora ergießen. Unvergleichlich schön und eines geschickten Pinsels würdig ist der Einblick in das erste derselben, das Val Grisanche, unmittelbar hinter dem kleinen Orte Liverogne, denn während aus der Ferne die blendend weißen Firnmassen des mächtigen Ruytor herüberleuchten, schiebt sich zur Rechten in die Thalöffnung ein dunkler Felskegel, dessen Gipfel von einem Kirchlein mit weithin schimmerndem Thurm gekrönt ist, eben weit genug entfernt, um sich lieblich von den im Vordergrunde malerisch gruppirten Wald- und Felspartien abzuheben. Der Eingang der beiden folgenden Thäler, des Val de Rheme und des Valsavaranche, die hinter Arvier sich öffnen und kurz vor den Eisenhütten von Villeneuve ihre Gießbäche vereinigen, ist weniger auffallend und bietet, der niedrigeren Berge und des eintönigen Vordergrundes wegen, wenig an landschaftlicher Schönheit. Fast vollständig versteckt ist dagegen das Thor des vierten Thales, des Val de Cogne, welches dem auf stolzem Felsen liegenden Schlosse von St. Pierre gegenüber mündet und das der Tourist vergeblich suchen würde, wenn nicht das Wahrzeichen des Thals, die weithin leuchtende Schneepyramide der stattlichen Grivola, über die Seitenwand des Thales hervorragte, und wenn nicht die gewaltig brausende Granteivie, die rechts von dem Dorfe Aimavilles unmittelbar aus der Tiefe des schroffen Felsens hervorzubrechen scheint, hinter jenen steilen Höhen ein größeres Thal vermuthen ließe, das solch' wilde Wassermassen herabzusenden im Stande ist. Gerade bei St. Pierre erweitert sich das Thal der Dora bedeutend, um bis Chatillon in südöstlicher Richtung zu ziehen, und gern gönnt sich der Wanderer nach dem langen Marsche vom Fuße des Montblanc her eine kurze Rast, um sich in den Anblick des sonnigen Thalbeckens zu versenken, in welchem das Auge immer wieder an der zur Rechten sich aufbauenden imposanten Becca di Nona und dem halb von ihr verdeckten Mt. Emilius haften bleibt, um dann flüchtigen Fußes die noch $1^1/_4$ Stunde entfernte alte Römerstadt Aosta zu erreichen, wo er gewiß ist, in dem anmuthig vor dem Thore gelegenen Hôtel du Montblanc eine freundliche Aufnahme und ein behagliches Unterkommen zu finden. Gilt es doch, zu tüchtigen Gebirgswanderungen Kräfte zu sammeln, und weiß man es aus Erfahrung, daß es in einem Hochgebirge, an dem der Strom der Reisenden bislang vorbeigefluthet ist, mit dem Comfort der Gasthäuser oft nicht sonderlich bestellt ist. Monsieur Tairaz macht aber seinem Rufe alle Ehre; seine Zimmer sind luftig und wohnlich, seine Küche befriedigt auch einen verwöhnten Gaumen und sein Asti spumante ist vortrefflich. Bereitwillig giebt er uns jede Auskunft und verspricht, zur rechten Zeit Maulthier und Führer bereit zu haben, unser Gepäck auf dem Saumpfade nach dem sechs Stunden entfernten Cogne zu schaffen, und da wir in dem Eßzimmer das bezügliche Blatt der italienischen Generalstabskarte aufgehängt erblicken und außerdem ein „rother" Guide durch das Thal von Aosta daselbst ausgelegt ist, so lassen wir uns behaglich auf dem anstoßenden, geräumigen Balkon nieder, hoch erfreut, unsere Wißbegierde über dies Eldorado Piemonts, zu dessen

Besuch uns die Lektüre der Tuckett'schen Hochalpenstudien [1]) verlockt hat, endlich befriedigen zu können. Allein getäuscht legen wir alsbald das Reisehandbuch zur Seite, weil es von dem, was wir wissen möchten, nichts enthält, und vertiefen uns statt dessen in den Anblick des köstlichen Panoramas, das sich bis zu dem Montblanc hin vor unseren Blicken ausbreitet, und versuchen, uns einigermaßen auf der Karte über die hinter der Becca di Nona liegende, nur wenigen Reisenden bis jetzt bekannte Gegend zu orientiren.

Das Val de Cogne liegt genau südlich von Aosta, zwischen der Dora baltea und dem Flüßchen Orco im Val de Locana, der bei Chivasso in den Po mündet, und bildet eine Hochalpengegend, die sich dreist den schönsten der ganzen Alpenkette, dem Ampezzaner-Thal und dem Engadin, an die Seite stellen kann. Der Orco trennt die das Cogner-Thal im Süden und Westen bildende Hochgebirgsmasse, die man nach dem höchsten Punkte derselben die Grand-Paradiskette nennen kann, von dem Höhenzuge, welcher vom Mt. Iseran fast östlich bis Castellamonte zieht, während das Valsavaranche dieselbe von den nach Nordost sich erstreckenden Contreforts der grajischen Alpen scheidet. Die Grand-Paradiskette ist über und über vergletschert, dagegen führen die nach der Dora baltea, also nach Nord und Nordost zu liegenden, immer noch bedeutenden Höhenzüge nur wenige, unbedeutende Gletscher, ja sind im Hochsommer theilweise ohne Schnee. Das Hauptthal erstreckt sich in südöstlicher Richtung, wird von der Granteivie durchflossen und hat von St. Pierre (628 m) an, wo dieselbe in die Dora mündet, bis zum Col de Fenêtre (2831 m), der die Grenze im S.-O. nach dem Val Champorcher bildet, eine Länge von 32 km. Während eine Anzahl zum Theil sehr steiler und beschwerlicher Pässe (der niedrigste 2570 m) in das Herz des Thals führen, giebt es nur einen auch für Maulthiere und Karren geeigneten Weg nach Cogne, welcher von Aimavilles, resp. von St. Pierre meist der Granteivie entlang läuft, einen steilen Hügel abgerechnet sehr bequem und völlig gefahrlos ist und auch rüstigen Damen, welche einen 6- bis 7stündigen Marsch nicht scheuen, empfohlen werden kann. Da der Reisende aber aus Mangel an anderweitigem, nur einigermaßen erträglichem Unterkommen fast stets von Aosta aus seinen Marsch antreten wird, so werden wir den ganzen Weg von Aosta zunächst ins Auge fassen.

Wer von Courmajeur kommt, wird, um nicht zum zweiten Male die staubige Chaussee zu passiren, den $1^1/_2$ Stunden langen Saumpfad auf dem rechten Ufer der Dora wählen, indem er, Aosta durchschreitend, über den Pont Suaz (570 m) geht, sich dann westlich wendet, eine alte vor ihm liegende Moräne, Côte de Gargantua, links liegen läßt und, immer dem breitesten und betretensten der verschiedenen, theilweise zwischen Gärten und Häusern hinlaufenden Wege folgend, endlich das schöne Schloß Aimavilles erreicht, an dessen Nordseite vorbei ihn der holprige Pfad nach dem Dorfe Aimavilles führt. Wer dagegen von Chatillon oder vom Gr. St. Bernhard kommt, möge die interessantere und aussichtsreichere Chaussee nach St. Pierre auf dem linken Dora-Ufer wählen, welche ihn bei La Sarre, dem ehemaligen Jagdschlosse Victor Emmanuels, von wo aus derselbe seine glänzenden Jagdzüge nach Cogne zu unternehmen pflegte, vorbeiführt [1]) und in $1^1/_4$ Stunden ebenfalls nach Aimavilles bringt, wo beide Wege sich vereinigen.

Von hier aus ist man gezwungen zu Fuß zu gehen oder zu reiten; auch ist sobald keine Aussicht auf Erbauung einer Fahrstraße vorhanden. Der anfangs sehr steinige und holperige Pfad führt bei der Schule und zwei Kirchen vorbei steil bergan bis zum Weiler la Poya (850 m); links hat man die Rochers d'Arberio (1004 m), rechts hört man in tiefer Schlucht die wilde Granteivie brausen. Nachdem man $^1/_4$ Stunde ziemlich eben neben einem offenen, zur Bewässerung der Felder dienenden Kanale gewandert ist, eröffnet sich plötzlich der erste Blick auf die prachtvolle Schneepyramide der Grivola (4011 m), während rechts zu unseren Füßen ein alter römischer Aquadukt, Pont d'Ael, inmitten eines gleichnamigen Weilers auftaucht. Sobald sich nach wenigen Minuten bei einer Biegung ein Theil des Thals uns erschließt, führt der Weg steil hinab, an einigen Häusern und an einem wundervollen, überdeckten Quell vorbei, über den Pont du Chevrit (953 m), neben welchem man noch die Rudera von drei älteren Brücken gewahrt, auf das linke Ufer der in prachtvollen Kaskaden herabsteigenden Granteivie. Hier beginnt der schönste Theil des Thals, das eng und schluchtig, mit immer neuen Bildern bei jeder Wendung, zu beiden Seiten von schroffen oft bewaldeten Felsenwänden oder Geröllhalden begrenzt, sich einige Stunden lang hinzieht, bis es bei Epinel sich wieder erweitert.

Nachdem der Pfad sich etwas aufwärts gewunden hat, erblickt man vor sich den Weiler Vieyes (1178 m), wo ehemals eine elende Kneipe mit dem verlockenden Schilde Vin sans pain dem durstigen Wanderer eine Erquickung bot, jetzt aber mit der fortschreitenden Kultur sogar Kaffee, Milch, Eier und Käse zu haben sind, vorausgesetzt, daß man das Glück hat, den Wirth zu Hause zu treffen und in der mit anheimelnden Neu-Ruppiner Genoseva-Bildern und dem in keinem piemontesischen Gasthause fehlenden, lebensgroßen Bilde Victor Emmanuel's geschmückten, sonst aber höchst primitiven Gaststube Einlaß zu erhalten. Hinter Vieyes gelangt man zu einem ganz ansehnlichen Wasserfalle, Kaskade de Laler (1299 m), der rechts vielleicht an 100 m herabstürzt, sodann an Ruinen alter Häuser, la Nuova genannt (1335 m), und endlich an einem mit riesigen Felsblöcken übersäeten Abhange vorbei zu dem hölzernen Pont de Laval (1384 m), der uns wieder auf das rechte Ufer des Flusses führt. Hier erweitert sich das Thal, die ersten Schneeberge werden sichtbar und vor uns liegt links am Hange das Dorf Epinel (1478 m), der erste zu Cogne gehörende Ort. Nun am Rande eines links sich erhebenden Hügels hin, wo selbst dem Nichtbotaniker die Büsche des stattlichen Astragalus alopecuroides L. in die Augen fallen, dann durch Getreidefelder nach dem Dorfe Crétaz (1505 m) und wir stehen jenseits desselben hart am Ziele unserer Wanderung, denn hinter der steinernen Brücke über die Granteivie erblicken wir am Ende der vor uns sich ausbreitenden, köstlich duftenden Wiesenfläche, dem Pré St. Ours, den Hauptort des Thals, das Dorf Cogne (1536 m), in welchem zwei Gasthöfe uns ihre wirthlichen Räume öffnen, von denen wir das rechts an der Straße gelegene, fast in die Wiese hineingebaute Hôtel de la Grivola wählen, wo-

[1]) Tuckett's Hochalpenstudien (Leipzig 1873) enthalten nur eine flüchtige Schilderung eines Marsches von der Becca di Nona über den Col de Tza-fèche durch das Cogner-Thal bis nach Campiglia und Pont im Val de Locana, dagegen eine ausführliche Beschreibung einer Besteigung der Grivola von Valsavaranche aus. Die Notizen der Reisehandbücher, selbst des erwähnten Guide, sind außerordentlich dürftig; das Beste über das Thal von Cogne mir Bekannte ist in den Abhandlungen des italienischen Alpenklubs zu finden, welchem auch die meisten der unten angegebenen Höhenangaben entlehnt sind. Reisenden, welche dies schöne Thal gründlich kennen lernen wollen, ist Blatt 30, Aosta, der italienischen Generalstabskarte (in Turin erschienen) zu empfehlen; zu einem flüchtigen Besuche genügt Blatt IV von Mayr, Atlas der Alpenländer (Gotha, Perthes).

[1]) In alten Zeiten von den in Aostas Geschichte berühmten Edlen von Challant bewohnt, jetzt dem Grafen Castiglione gehörig.

selbst eine außerordentlich zungenfertige Wirthin uns freundlich willkommen heißt.

Suchen wir uns nun etwas genauer über das Thal zu unterrichten, so ergiebt ein Blick auf die Karte [1]), daß die Südgrenze durch den vom Grand Paradis erst O., dann N.-O. laufenden Grat am Nordhange des Thals von Locana, die Westgrenze dagegen von dem bedeutenden Höhenzuge gebildet wird, welcher vom Grand Paradis über die Grivola an der Ostseite des Valsavaranche nach St. Pierre im Aostathale sich hinzieht. Die Nord- und Nordostgrenze bildet ein bei Aimavilles beginnender, anfangs die Granteivie begleitender Höhenzug, der aber bald genau O. bis zu den Grandes Roises läuft, dann SO. sich wendet und bei dem Col de Fenêtre mit dem Südzuge zusammentrifft. Das also von den angegebenen Höhenzügen umschlossene Gebiet besteht aus dem von der Granteivie durchflossenen Hauptthale von Cogne und aus vier Seitenthälern, welchen, abgesehen von den kleineren, im Hochsommer meist trockenen Bächen, vier größere Gießbäche entsprechen.

In dem Hauptthale von Cogne kann man recht wohl drei Abtheilungen oder Stufen unterscheiden: 1. das untere Thal von Aimavilles (620 m) bis Lilaz (1630 m), in welches drei Seitenthäler, nämlich das Valnontey und Valeille von Süden und das Val de Grauson von Norden her münden; 2. die nächst höhere Stufe, von Lilaz bis zur Alp von Chávanis (1830 bis 2200 m), welcher ein südliches Seitenthal, das Val de Bardonnay, angehört, und 3. die höchste Stufe, von Chavanis bis zum Col de Fenêtre, das überall höher als 2350 m liegt. Die beiden letzten zusammen werden Vallon d'Urtier genannt.

Das Hauptthal wird bis Crétaz im Südwesten von dem nach dem Valsavaranche zu liegenden Höhenzuge begrenzt, der südlich mit der höchsten Spitze der ganzen Gruppe, dem Grand Paradis (4178 m), endigt [2]). Auf diesem Zuge liegt etwa über dem Pont de Laval die schöne Pyramide der Grivola (4011 m) und weiter südlich neben dem Grand Paradis die elegante Aiguille de l'Herbettet (4000 m), beide jedoch vom Thale aus nicht zu sehen, so wenig als die vier nach dem Cognerthale sich herabziehenden Gletscher, von denen der bedeutendste der Glacier di Stragio (du Trajo) ist. Südlich von der Grivola führt über den Grat (Col de Lauzon, 3325 m) die Route royale, ein beschwerlicher Paß, in das Valsavaranche. Bei Crétaz erweitert sich plötzlich das Thal zu der schönen Wiesenfläche, an deren Ostende Cogne liegt. In dem südwestlichen Winkel dieser Wiese befindet sich der Eingang in das erste und bedeutendste Seitenthal, das 2 bis $2^1/_2$ Stunden lange Valnontey, in welches man von Cogne gerade so hineinsieht, wie von Pontresina in das Roseggthal, und das sich prachtvoll von dem Cogne gegenüberliegenden Dorfe Gimillan (2500 m) ausnimmt. Der überaus schöne Hintergrund dieses Thals wird durch die kolossalen Höhen gebildet, welche sich vom Grand Paradis östlich bis zum Tour du Grand St. Pierre (3674 m) hinziehen und welche La pointe de la Lune, la Tête de la Tribulation, la Tête du Grand Crou und Roccia viva heißen. Unter den Gletschern ist der bedeutendste der von Cogne schön zu übersehende Glacier du Grand Crou; nördlich liegt der Glacier de l'Herbettet und östlich der Glacier de Money. Der Uebergang über die Cols in die Gemeinden Roasca und Locana ist höchst beschwerlich und kann nur von tüchtigen Bergsteigern unternommen werden. Vom Tour du Grand St. Pierre zieht sich an der Ostgrenze des Valnontey ein mächtiges Contrefort zur Granteivie hin, das ziemlich steil zwischen Cogne und Champlong endet und unmittelbar über Cogne Silvenoire heißt. Zwischen Cogne und Lilaz ist das Thal wieder sehr enge, so daß die Granteivie sich oft mit Mühe durch die Felsen hindurchzwängt; bei letzterm Orte, eine gute Stunde von Cogne, erweitert es sich wieder etwas, und gewährt einen freilich durch einen vorstehenden Felsen verdeckten Einblick in das zweite südliche Seitenthal, das Valeille, dessen Hintergrund ebenfalls von Gletschern ausgefüllt wird, welche theils vom Tour du Grand St. Pierre und dem Pic d'Ondezana (Glacier du St. Pierre), theils von der Pointe des Sengiers und der Grande Arola (Glacier du Valeille) überragt werden. Von der Arola zieht sich abermals ein felsiges und steiles Contrefort nach Norden, das Valeille vom Val de Bardonnay scheidend und östlich von Lilaz in mächtigen Felsrücken das Thal der Granteivie durchsetzend und die erste Thalstufe abschließend. In schauriger Schlucht hat der Fluß sich durch diesen Rücken Bahn gebrochen, jedoch nicht so tief sein Bett ausgewaschen, daß er nicht genöthigt wäre, eine Viertelstunde oberhalb Lilaz in einem prächtigen Wasserfalle die tiefere Thalsohle zu erreichen.

Die nördliche Seite des untern Hauptthals enthält wenige Schneeberge und nur kleine Gletscher. Der oberhalb Aimavilles mit den Rochers d'Arberio beginnende und anfangs die Granteivie in südlicher, dann mehr östlicher Richtung begleitende Höhenzug erhebt sich bald ziemlich bedeutend und bildet einen leichten Grat, auf welchem nordöstlich von Vieyes der Pic de la Trombe (2660 m) liegt und über welchen zwei Pässe in die Gemeinde Gressan und weiter nach Aosta führen, der eine, von Epinel ausgehend, über den Col du Drinc (2572 m), unmittelbar östlich vom Pic de la Trombe, und der andere, von Crétaz ausgehend, über den Col de Tza-sèche (2790 m). Vom Col du Drinc ab entfernt sich der Kamm etwas von der Granteivie und zieht östlich und nordöstlich über die Pointe de la Valette (3120 m) und den Pic Garin (3447 m) bis zur Pointe Rousse. Nördlich liegt nach Aosta zu die Gemeinde Charvensod und die imposante Pyramide des Mont Emilius, daneben die Becca di Nona. Nach Süden laufen vom Pic Garin zwei Contreforts aus, deren westliches in einem Bogen in der Richtung nach Cogne zu zieht, über dem Weiler Gimillan in der Pointe de Vacheuse endet und die Westgrenze des einzigen aber bedeutenden Seitenthals des rechten Ufers der Granteivie, das Val de Grauson, bildet, welches von dem Gießbache gleiches Namens durchflossen wird. In seinem untern Theile außerordentlich wild und schluchtig, erweitert es sich oben zu einem ausgedehnten Kessel, in welchen das zweite Contrefort vom Pic Garin hineinragt, das in dem Tour de Grauson seinen Abschluß findet. Die Nordgrenze bildet der Höhenzug, welcher von der Pointe Rousse über den Col des Laures (3063 m, Paß nach Brisogne) zu der Grande Roise (3340 m) führt; hier wendet sich der Kamm scharf nach Südosten und läuft über den Col du Coronas (2900 m, Paß nach St. Marcel) nach der Pointe de Tessonet (3341 m) und der Pointe Tersiva (3563 m). Die Südgrenze des Thals bildet ein Felsengrat, welcher von der Pointe Tersiva westlich, fast parallel mit der Granteivie zieht und nicht weit von Cogne steil über dem Weiler Molina endet. Im obern Theile des Thals liegen eine Menge kleiner Seen, ziemlich in der Mitte das

[1]) Sehr schön sind die in Folgendem dargestellten Verhältnisse an einem von dem Abbé Carrel in Cogne im Maßstabe der Generalstabskarte gefertigten Relief zu sehen, welches der genannte Herr sehr zuvorkommend jedem sich dafür Interessirenden in seinem Hause zeigt.

[2]) Auf der Mayer'schen Karte ist die Lage des Grand Paradis falsch angegeben; derselbe ist identisch mit der Becca di Montandeni; der Grand Paradis genannte Berg ist mit dem Tour du Grand St. Pierre und dieser mit der Pointe des Sengiers verwechselt.

größte Châlet des Thals, das Châlet de Grauson, wo ein vortrefflicher Käse bereitet wird.

Die zweite Thalstufe beginnt oberhalb Lilaz (1630 m), wo sich ein schroffer Felsen erhebt, der die untere Stufe nach Osten abschließt, und erstreckt sich etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden lang bis an das Delta von Chavanis, da, wo der schroffe Felsen nördlich zu Ende geht. Der Weg führt nördlich von Lilaz in steilem Zickzack den Felsen (la Balme, 1833 m) hinauf, auf dessen Höhe man diese ganze Stufe überblickt, und bleibt stets in bedeutender Höhe über der rechts in der Tiefe brausenden Granteivie. Zur Linken (nördlich) erhebt sich eine der Südgrenze des Val de Grauson parallel laufende Felsenwand, oberhalb deren sich schöne Alpweiden und eine Anzahl Châlets befinden, gerade aus sieht man neben elenden Hütten (le Crêt) die Chapelle de Notre Dame des Neiges au Crêt (2027 m), rechts davon, jenseits der Granteivie, einen steilen mit Fichten bewachsenen Hang, durch welchen sich der aus dem Vallon de Bardonney kommende Gießbach eine malerische Schlucht gebrochen hat, und über welchen von den rechts unten im Thale liegenden Hütten (les Pianés) aus der Weg in das dieser Stufe angehörende Thal von Bardonney führt. Dasselbe ist das kleinste der Nebenthäler, liegt dem Valeille fast parallel, ist ziemlich öde und wird ebenfalls im südlichen, obern Theile von Gletschern abgeschlossen. Ueber den dasselbe im Südosten begrenzenden Kamm, welcher nordöstlich von der Arola bis zur Grand Pointe de Lavina (3330 m) zieht, führt ein häufig begangener Paß (Col de Bardonney) nach Forzo im Val Soana; ein anderer führt aus dem Thale östlich die Höhe hinauf zum Col de Scaletta in das Val Campiglia.

Die dritte Thalstufe beginnt bei dem Delta von Chavanis, da wo der Paradza von Norden her in die Granteivie fällt und zieht sich östlich bis zum Col de Fenêtre (2831 m), über welchen der Saumpfad ins Val Champorcher führt. Dieser Theil enthält schöne Alpenweiden, die nach Süden und Osten in Geröllhalden übergehen, welche von Gletschern überragt werden, und breitet sich nach Osten amphitheatralisch aus. Es wird nach Süden, dem Val Campiglia zu, von einem Kamm begrenzt, welcher von der Pointe de Lavina in einem Bogen zum Col de Paradza zieht und wegen der Gletscherfelder und des steilen Südabhanges einen sehr beschwerlichen Uebergang (über den Col Arietta oder Col des Eaux-rousses) bietet. Vom Col de Paradza wendet sich der Kamm in scharfem Winkel nordwestlich über die Becca Costasse zum Tour de Ponton (3129 m), worauf er nordwestlich von demselben bei der Pointe Tersiva mit dem oben beschriebenen Höhenzuge zusammentrifft.

In dem ganzen Thale liegen sieben zu Cogne gehörige Ortschaften, Epinel (312 Einwohner) nordöstlich von der Grivola, Crétaz (196 Einw.) am Nordwest-Ende des Pré St. Ours, Cogne (640 Einw.) am Südost-Ende desselben, Gimillan (282 Einw.) nördlich von Cogne, 2500 m hoch, mit prachtvoller Aussicht in das Valnontey, Molina östlich von Cogne, in dem Winkel, wo der Gießbach Grauson in die mit schöner steinerner Brücke (Pont de la Tiue) versehene Granteivie fließt, Champlong (40 Einw.) weiter aufwärts im Thale, wo der Gießbach Licone herabkommt (1604 m), und Lilaz (190 Einw., 3700 m) am Ostende der untern Thalstufe.

Mit Ausnahme von Cogne, welches durch seine Kirche mit weithinschimmerndem Thurme und einige anständigere Gebäude einen wenigstens einigermaßen freundlichen Eindruck macht, haben sämmtliche Ortschaften ein äußerst ärmliches, düsteres Ansehen, welches sowohl durch die monotone Bauart als auch durch die graue Farbe der Steine und des Holzes hervorgerufen wird, ja eine Menge Häuser gleichen eher Ruinen als Wohnstätten lebendiger Wesen. Auf einem steinernen Unterbau erhebt sich das blockhausähnliche Gebäude, dessen Dach aus schweren, grobbehauenen Steinplatten gebildet und oft noch mit größeren Steinen belastet ist und in welches sehr kleine Fenster nur einem kümmerlichen Lichte Einlaß gestatten. An der einen Ecke befindet sich nach außen zu der gemauerte Schornstein; eine Art hölzerner Brücke, zuweilen auch ein gepflasterter Weg, führt in die hoch gelegene Thür, die meist weit genug ist, um einem mit Heu hoch beladenen Maulthiere Einlaß zu gewähren, und einige roh behauene Balken der äußern Wand entlang dienen als Sitzplatz, auf dem Alt und Jung Abends nach vollbrachter Arbeit sich niederläßt. Wie die Mehrzahl der Häuser im Innern eingerichtet ist, vermag ich nicht anzugeben; jedenfalls werden sie, da sie hauptsächlich zur Heuaufnahme eingerichtet sind und zugleich den Viehstand beherbergen, den Bewohnern keine übergroße Bequemlichkeit bieten. Cogne selbst macht, wie schon gesagt, eine Ausnahme. Die beiden Gasthäuser mit ihrem Kalkverputz bilden eine angenehme Unterbrechung des grauen Einerlei; hier und da sind noch andere Häuser massiv erbaut, und besonders fällt ein großes massives, mehrstöckiges Wohnhaus in der Nähe der Kirche ins Auge, welches Viktor Emmanuel nebst seinem männlichen und weiblichen Jagdgefolge, das oft sehr zahlreich war und wohl an 40 Pferde mit sich führte, alljährlich zum Absteigequartier diente. Als besondere Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß hinter dem Hôtel Grivola, wo sich die Maulthierpost befindet, ein Laden etablirt ist, dessen Besitzer tausenderlei Dinge in wahrhaft bewundernswürdiger Unordnung feilbietet und sich sogar damit befaßt, einen Trunk schäumenden Bieres aus Aosta kommen zu lassen. An die Zeiten königlichen Besuchs erinnern auch die theilweise chaussirten und mit wunderlichen Namen versehenen Straßen, wie man denn auf großen Schildern an den Ecken z. B. lesen kann: Rue de Lieutenant, Rue de Linée boreale, letztere zu Ehren einer kleinen rosablühenden, hauptsächlich nordischen Pflanze so benannt, welche für Italien zuerst auf der in der Richtung der Straße liegenden Höhe, Silvenoire genannt, entdeckt sein soll und die sich auch rechts am Wege von Vieyes nach Epinel findet.

Nach dem Gesagten kann man sich nicht wundern, wenn die ziemlich zahlreich auf den hohen Alpweiden liegenden Châlets eben keine architektonische Schönheiten zeigen. Sie gleichen im Ganzen und Großen den Sennhütten der Schweiz, enthalten außer der Schlafstätte für die Sennen Keller oder Kammer zur Aufbewahrung des Käse und lassen an Schmutz nichts zu wünschen übrig. Wer nicht nöthig hat, etwa wegen einer Bergbesteigung die Gastfreundschaft eines Sennen für die Nacht in Anspruch zu nehmen, thut jedenfalls besser, allabendlich die sehr großen, von Maisstroh elastischen, unendlich hohen aber bequemen und sehr reinlichen Betten im Hôtel Grivola aufzusuchen, wo er sicher ist, nicht von jenen blutgierigen Springern belästigt zu werden, welche dem müden Wanderer die Nacht unter dem Dache eines dagegen abgehärteten Sennen zur Höllenqual machen. Bei Tage und während einer tropischen Hitze ist dem durstigen Bergsteiger das plötzliche Auftauchen eines Châlet dagegen stets eine angenehme Ueberraschung, weil er sicher ist, falls er zur rechten Zeit kommt und nicht allzu prüde ist, einen Napf köstlicher Milch, jedenfalls aber in der Nähe gutes Wasser zu finden.

Was nun die Bewohner des Thals betrifft, so gleichen sie zwar den Gebirgsbewohnern jener Gegend, machen aber doch einen etwas absonderlichen Eindruck, der vielleicht durch die eigenthümliche Kleidung, zumal die weibliche, hervorgerufen wird, vielleicht aber auch tiefer begründet ist. Jeden-

falls ist es schwer für einen Touristen, der eine Woche dort verkehrt, darüber ein richtiges Urtheil abzugeben. Während man ganz stattliche Bursche sieht, die sammt den älteren Männern meist in einem grobwolligen, braunen Frack einhergehen, ist der weibliche Theil der Bevölkerung verhältnißmäßig etwas kleiner gerathen, wenn nicht etwa die außerordentlich unvortheilhafte Tracht die Damen bedeutend kleiner erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit sind. Frauen und Mädchen tragen einen sehr faltenreichen Rock von grobem Tuch, der sich fast bis unter die Arme hinaufzieht und sie entsetzlich dick macht. Den Oberkörper bedeckt ein äußerst kurzes Mieder, aus welchem oben ein weißer, gefalteter, stehender Kragen und unten ein über den halben Rock fallender weißer Ueberwurf von Leinen oder Baumwolle hervorquillt. Nimmt man nun noch weiße Hemdsärmel und plumpe Holzschuhe hinzu, so ist die Toilette fertig, welche eben nicht geeignet ist, ein von nur spärlichem, kurzem und straffem dunklem Haar umrahmtes Gesicht in ein vortheilhafteres Licht zu stellen, selbst wenn der Kropf fehlt, der bei den Thalbewohnern von Cogne wie im ganzen Aostathale keine seltene Erscheinung ist. Es ist leicht möglich, wie vermuthet wird, daß die Bewohner von Cogne von den Salassern abstammen. Finden wir doch öfter, daß in abgeschlossenen Thälern der Menschenschlag viele Jahrhunderte lang seine Eigenthümlichkeiten bewahrt und es nur äußerst selten vorkommt, daß er mit fremdem Blute sich vermischt. Sicher ist, daß die Salasser nach der letzten Unterjochung durch die Römer sich in die unwirthlichen Gebirge zurückzogen, und durchaus nicht unwahrscheinlich, daß das Thal von Cogne, in welchem sie seit Jahrhunderten reiche Eisensteinminen bebauten, ihr Mittelpunkt wurde. Interessant wäre es zu erfahren, wie die Bewohner der westlichen, in das Thal von Aosta mündenden Thäler, vom Valsavaranche bis zum Val Grisanche, sich zu den Cognern verhalten; die südlich und östlich gelegenen Thäler von Locana und Champorcher dürften ihrer Lage nach einen andern Menschenschlag bergen [1].

Fast sämmtliche Bewohner, ausschließlich Katholiken, nähren sich von Ackerbau und den Erträgen ihrer Viehherden, die innerhalb der guten Jahreszeit auf die Alpen getrieben werden. Während die ebeneren Partien des Thales, wo es nur irgend möglich ist, zu ausgezeichneten Wiesen umgeschaffen sind, ist jeder kultivirbare Fleck an den Bergen mit unsäglicher Mühe zu Ackerland umgewandelt, auf welchem vorzügliches Getreide, Weizen und Roggen, gebaut wird. Bei der warmen Lage zieht sich die Grenze des Getreidebaues sehr hoch hinauf und kann man noch unterhalb der Chapelle de Notre Dame in einer Lage, die fast dem öden Kessel des Weißenstein auf dem Albulapasse gleichkommt (also bis 2000 m hinauf), vortreffliche Weizenfelder erblicken. Es würde freilich weder Wiesen- noch Getreidebau möglich sein, wenn die Menschenhände nicht der Natur durch ein complicirtes Berieselungssystem und eine unausgesetzte Düngung zu Hülfe kämen. Nicht nur die Wiesen sind von zahllosen kleinen Rillen, größeren Gräben und Hauptkanälen durchschnitten, sondern auch dem Ackerlande wird in regenarmen Zeiten täglich das nöthige Quantum Wasser zugeführt, und man kann Männer und Weiber täglich mehrere Male die steilen Höhen hinaufklettern sehen, um durch das Aufziehen der Schütte und das Abstellen der Gräben die Berieselung zu reguliren. Daß zur Instanderhaltung der langen Kanäle, welche das Wasser oft aus sehr fernen, höher gelegenen Gegenden herbeiführen und zuweilen sehr künstlich auf Aquadukten über Schluchten geführt sind, viel Arbeit erforderlich ist, leuchtet ein; die Cogner wissen aber, daß der ganze Ertrag ihrer Felder und Wiesen und somit ihre Existenz davon abhängt und lassen sich deshalb weder Zeit noch Mühe verdrießen. Man kann den fleißigen Leutchen nicht zusehen, ohne mit Bedauern an manche Partien des nahen Thals von Aosta zu denken, dessen einst so fruchtbare Hänge durch den Unverstand und die Trägheit der Bewohner meist in öde Wüsten verwandelt sind. Man sieht daselbst noch jetzt die Spuren der alten Kanäle, dieser Lebensadern der südlichen Kultur, aber sie liegen längst trocken und zerfallen da. Nur bei heftigen Gewittern und anhaltendem Regen füllen sie sich mit Wasser, während in trockener Zeit durch das Ausrotten der Wälder auf den Felsen und Höhen die Quellen, die sie regelmäßig speisen sollten, versiegt sind. Mühsamer noch als die Bewässerung ist die Beackerung und Düngung. Der höchst primitive Pflug kann natürlich nur auf ebeneren Stellen gebraucht werden, während an den Hängen Hacke und Spaten an seine Stelle treten. Der Dünger wird ausnahmslos in großen Körben auf dem Rücken der Maulthiere oft 300 bis 400 m hinaufgeschleppt, wie denn auch die Ernte wiederum auf Maulthieren heimgebracht wird. Man sieht auch hier, wie eingewurzelte Gewohnheiten sich schwer ausrotten lassen und wie die Kinder an den Sitten der Väter hängen: obgleich der Pré St. Ours bei Cogne vollkommen eben ist und schöne, breite Wege hindurchführen, quält sich Alt und Jung ab, die ganze Heuernte auf dem Kopfe heimzutragen, während die ganze Arbeit in der Hälfte Zeit und weit weniger anstrengend vollbracht werden könnte, wenn in Cogne der Schubkarren bekannt wäre!

[1] Die Geschichte der Salasser, der Urbewohner des Thals von Aosta und seiner Nebenthäler, ist eine höchst tragische. Es hatte dies freiheitsliebende Volk, welches sich mit Ackerbau, namentlich aber mit Bergbau beschäftigte, der bei den zahlreichen Minen der Gegend und dem einstigen Holzvorrathe sehr lohnend war, schon früh die Aufmerksamkeit und Eifersucht der Römer erregt. Durch die zahlreichen Kanäle, die nicht nur ihren Hochöfen und Schmieden, sondern auch ihren Aeckern das Wasser zuführten, wurde den Bewohnern der untern Ebene viel Wasser entzogen, und als diese sich bei dem römischen Senate darüber beklagten, ließ sich derselbe die erwünschte Gelegenheit, mit den Salassern anzubinden, nicht entgehen. Der Konsul Appius Claudius wurde 143 v. Chr. beauftragt, den Bewohnern der Ebene Recht zu verschaffen, wurde aber von den Salassern in blutiger Niederlage zurückgewiesen. Ein neuer Feldzug endete glücklicher für die Römer; die Salasser wurden in die höheren Seitenthäler zurückgedrängt und behielten bloß das Recht, das Wasser an die Sieger zu verkaufen, welche nun selbst die Minen zum Nutzen der Römer ausbeuteten. Als diese sich aber in ihrem Uebermuthe bald weigerten, das Wasser zu bezahlen und die ihrer Reichthümer und Erwerbsquellen beraubten Salasser den Tribut nicht pünktlich zu zahlen vermochten, entstanden fortwährende Reibereien. Um die kühnen Bergbewohner in Schach zu halten, gründeten die Römer die Stadt Eporedia (Ivrea) am Ausgange des Thales und legten dort eine Streitmacht hin. Im Jahre 34 v. Chr. empörten sich endlich die Salasser, kündigten den Tribut und fielen in das ihnen von den Römern geraubte Land ein, welchen Aufstand sie in furchtbarer Weise 25 v. Chr. wiederholten. Da gab Kaiser Augustus seinem Feldherren Terentius Varro Murena strengen Befehl, diesen Empörungen ein Ende zu machen. Dieser wußte sich endlich mit Gewalt und List der Salasser zu bemächtigen; 36000 wurden in Ivrea sub hasta verkauft, um in entfernten Gegenden als Sklaven zu dienen; 8000 wurden in die römischen Legionen eingereiht und in fremde Erdtheile hinweggeführt; ein kleiner Rest zog sich in die unzugänglicheren Seitenthäler zurück. Das Thal von Aosta wurde unter 3000 Prätorianer vertheilt und aus dem einstigen Lager des Varro am Zusammenfluß des Buthier und der Dora erblühte bald die dem Sieger Augustus zu Ehren benannte Stadt Augusta Prätoria, das heutige Aosta.

Die Medschertîn-Somali.

Noch bis vor Kurzem gehörte die Ostspitze des afrikanischen Continentes, das Somali-Land, zu den unbekannteren, von den Reisenden vernachlässigten Theilen desselben. Die Routen von Cruttenden (1847), Burton (1854) und von Heuglin (1857) beschränkten sich auf das schmale Küstengebiet und nur Speke drang 1854 bis 1855 ein Stück über das der Küste parallele Singeli-Gebirge im Gebiete der Wersingeli südwärts vor, ohne jedoch sich je mehr als zehn deutsche Meilen von dem Meere zu entfernen. Seitdem ruhte die Erforschung des Landes länger als anderthalb Jahrzehnte, bis sie im Jahre 1874 durch den Aargauer Kaufmann Gustav Adolf Haggenmacher, Munzinger's Freund, Gehülfen und Todesgefährten, wieder aufgenommen wurde. Auf seiner im Auftrage des Chedive unternommenen Reise drang er von Berbera südlich bis Libaheli vor, welche Orte in der Luftlinie 28 deutsche Meilen von einander entfernt sind, und hat uns, als er im Oktober 1875 von den Gallas unweit Tedschurra ermordet wurde, einen sehr interessanten Bericht über das Land und Volk der Somali hinterlassen (Ergänzungsheft Nr. 47 zu Petermann's Mittheilungen). Klärte uns derselbe über die westlichen Somali auf, so haben wir neuerdings von zwei Seiten Nachrichten über die östlichen, die Medschertîn, erhalten, erstlich von dem französischen Kaufmanne Georges Révoil (s. „Globus" XXXVI, S. 78, und XXXVII, S. 256), auf dessen eben erschienenes Buch: „Voyages au Cap des Aromates" wir noch zurückzukommen gedenken, und sodann von Oberst Graves-Bey, der im Auftrage des Generals Stone-Pascha, des ägyptischen Generalstabschefs, eine Reise nach dem Kap Guardafui unternommen und darüber einen Bericht erstattet hat, aus welchem die „Proceedings of the R. Geographical Society" (June 1880) u. a. Folgendes entnehmen.

Das Volk der Somali bewohnt das Land von Kap Guardafui bis an die Küsten des Rothen Meeres (genauer der Bai von Tedschurra) und gegen Süden bis zum 7. (?) Grade n. Br. [1]). Sie zerfallen in vier Hauptstämme, nämlich die Medschertîn, Ursangalli (Wersingeli), Ischak und Isa [2]); die bei Weitem zahlreichsten und zugleich uncivilisirtesten derselben sind die Medschertîn, welche das Land von Ziadeh (Bender Ziada in 48° 55' ö. L. Greenw.) bis zum Kap Guardafui und südwärts bis 7° n. Br. inne haben; die anderen Stämme sitzen westlich von ihnen in der oben angegebenen Reihenfolge. Das Land der Medschertîns besteht zum größten Theile aus einem Hochplateau, welches felsig und steinig ist, von tiefen, engen Thälern durchschnitten wird und in Stufen oder Terrassen zerfällt, deren Höhe von 1000 bis 5000 Fuß über dem Meeresspiegel ansteigt. Der Anblick des Landes von den Küstenbergen aus ist ein sehr auffallender: eine Folge von Bergketten, deren Kämme dem Auge als horizontale Linien erscheinen, nur selten aber, wenn überhaupt je, Gipfel haben. Die geologische Formation nahe der Küste besteht im Großen und Ganzen aus Kalk, daneben etwas Sandstein und hier und da vulkanischen Felsen; stellenweise findet man ein rosenfarbenes Gestein, welches eine vorzügliche Politur annimmt und offenbar marinen Ursprungs ist. Die Oberfläche des Landes ist unfruchtbar und felsig, die Erdkrume steinig und von geringer Tiefe und bringt nichts hervor außer Gestrüpp, Schlingpflanzen und dickes buschiges Gras. In den Thälern giebt es größere Bäume und auf den hohen Bergen an der Nordküste finden sich prächtige Weihrauchbäume, von denen manche 2 bis 3 Fuß im Durchmesser halten. Der Giftbaum, aus dessen Wurzeln die Eingeborenen eine schwarze pechartige Substanz zum Vergiften ihrer Pfeile gewinnen, kommt im ganzen Lande häufig vor und wächst besonders an den Rändern der Schluchten. Ueberall finden sich Spuren starken Regenfalles während der Regenzeit, über deren Periode die Angaben der Eingeborenen sich widersprechen; wahrscheinlich aber stimmt sie ziemlich mit derjenigen des Nordostmonsuns überein, wie die trockene Jahreszeit mit der Periode des Südostmonsuns. Die schwersten Regen fallen zu Ende des Winters und Anfang des Frühlings. Die Temperatur beträgt im Mai und Juni zwischen 85° und 95° F. und steigt mit den Südwinden auf 105° bis 108°.

Die Medschertîn behaupten von einem fanatischen Araber Namens Darot oder Tah-rud abzustammen, der unter der Regierung des el-Hadschag Ebn Jussuf (75 bis 95 der Hedschra) aus seiner Heimath vertrieben wurde, und leiten ihren Namen von dessen Urenkel ab. Wie alle Somali, haben sie ein angenehmes Aeußere, nur sind sie vielleicht etwas zu dünn, und besitzen kleine zierliche Hände und Füße, wohlgeformte Köpfe, ovale Gesichter, schmale Lippen und weite Nasenlöcher. Ihr Auge ist hell und intelligent, die Haut schwarz mit röthlichem Schimmer und durchaus verschieden vom Blauschwarz der Neger, das Haar wollig. Mit diesen Ausnahmen stehen sie dem Negertypus so fern als die besten Vertreter der weißen Race. Junge Leute tragen ihr Haar lang und schmieren eine Mischung von Lehm und Kalk hinein, wodurch dasselbe sein wolliges Aussehen verliert und zu langen Locken gedreht werden kann; ältere Leute rasiren sich dagegen den Kopf. Die Weiber tragen lange Röcke von weichem Leder oder buntem Kaliko, sowie ein Stück von letzterm Stoffe quer über die Schultern. Ein blaues Tuch auf dem Kopfe ist das Abzeichen einer verheiratheten Frau, während die Mädchen ihr Haar in kleinen von Butter glänzenden Löckchen tragen und es mit Schnüren weißer und rother Perlen schmücken. Die Männer pflegen um den Hals einen Streifen Leder zu tragen, an welchem zwei Stücke Bernstein von der Größe eines Hühnereies befestigt sind.

Die Medschertîn scheinen stets in Furcht vor ihren Nachbarn zu leben; denn nie gehen sie ohne Waffen aus und Jedermann führt einen Wurfspeer und eine Lanze, mitunter auch ein zweischneidiges Schwert, statt des letztern aber gewöhnlich einen schweren Knüttel bei sich. Die mit Widerhaken versehene Lanze werfen sie mit außerordentlicher

[1]) Oberst Graves hält irrthümlicher Weise die Medschertîn, welche allerdings südlich bis zu 7° n. Br. sitzen, für die südlichsten Somali, es wohnen aber noch südlich von ihnen die Hawijah und Abgal, und außerdem wissen wir durch Dr. Fischer („Globus" XXXIII, S. 364), daß die Somali jetzt südwärts bis zu 1° s. Br. vorgedrungen sind, während sie vorher nur bis an die Mündung des Juba, also etwa bis an den Aequator reichten.

[2]) Nach F. Müller, Allgem. Ethnographie, S. 503, in drei Stämme: die Adschi, zu welchen neben anderen als Unterabtheilungen die oben als selbständige Stämme angeführten Medschertîn und Wersingeli gerechnet werden, ferner die Hawijah und Rahanwin.

Kraft und Geschicklichkeit etwa 25 Yards (à 3 Fuß) weit; hat sich dieselbe in den Leib eines Feindes eingebohrt, so ist es unmöglich, sie aus der Wunde herauszuziehen, ohne das Fleisch ringsum in fürchterlicher Weise zu zerreißen. An Stelle der Lanze treten sehr oft Bogen und vergiftete Pfeile. Fast die einzige Beschäftigung des Volkes besteht in dem Abwarten ihrer Herden, und nur wenige beschäftigen sich mit dem Einsammeln des Weihrauchs und anderer Gummisorten; in den Dörfern giebt es außerdem einige Kaufleute und Haifischfänger. Ackerbau ist vollständig unbekannt, und nirgends findet man Gemüse und Früchte außer in einem kleinen Garten im Wadi Fahmme, den ein Araber sich angelegt hat. Man theilte dem Obersten Graves ferner mit, daß sich im ganzen Lande kein Korn irgend welcher Art findet; für diesen Umstand macht er die Faulheit und den Stolz der Leute verantwortlich, da die Männer Handarbeit als eine Schande ansehen. Die Weiber indessen arbeiten schwer, und alles, was in dem Lande geschafft wird, geschieht durch sie. Die einzigen Industriezweige sind das Weben von Matten, hauptsächlich für den Export, und die Anfertigung von Lanzenspitzen, womit sich in jedem Stamme eine kleine Anzahl Männer beschäftigen.

Gegenwärtig zerfallen die Medschertîn in etwa 30 Unterstämme, deren jeder seinen besondern Häuptling und seinen Kadi hat; alle aber erkennen die Oberhoheit des Osman Mohammed Jussuf an, der den Titel „Boghor" oder Sultan führt. Die Bevölkerung zerfällt in Dörfler, Halbnomaden und Nomaden. Die ersteren leben in den etwa 20 Dörfern an der Küste und umfassen die Kaufleute, Gummisammler und Haifischfänger. Die Halbnomaden wohnen gleichfalls in den Dörfern und in deren Umgebung, da sie aber Kameele, Schafe und Ziegen besitzen, so müssen auch sie umherziehen, um Weideplätze zu suchen; sie halten sich an der Küste zwischen September und März auf und ziehen mit dem Nahen des Südwestmonsuns in die Berge. Die echten Nomaden besuchen die Küsten selten und bleiben dann nur wenige Tage dort, um Schafe, Butter, Felle und Gummi gegen Kaliko, Reis, Datteln, Mais, Glaswaare und Eisen auszutauschen. Im Innern giebt es weder Städte noch Dörfer. Die Küstendörfer enthalten etwa 38 000 Einwohner, einschließlich der Halbnomaden, deren Zahl sechs- bis achtmal stärker ist als diejenige der eigentlichen Dörfler. Die nomadische Bevölkerung, welche die Plateaus im Norden bewohnt, soll etwa ebenso zahlreich sein. In den Bergen gegen die Süd- und Südwestgrenze hin, zu beiden Seiten des Wadi Nogal, leben elf Stämme, welche nie an die Küste kommen und mit den übrigen Medschertîn sehr wenig Verkehr unterhalten. Mit ihnen zusammen beläuft sich die ganze Bevölkerung auf etwas mehr als 105 000 Köpfe.

Das wichtigste der Dörfer ist Alluleh an der Nordküste, etwa 30 engl. Meilen westlich vom Kap Guardafui; dasselbe enthält mehrere steinerne Häuser und etwa 350 über eine schmale Landzunge zerstreute Hütten; diese Zunge liegt zwischen dem Meere und einer kleinen Bucht, dem einzigen stets sichern Ankerplatze für die kleinen Schiffe, welche die Küste der Medschertîn besuchen. Das weiter westlich gelegene Marejeh (bei Révoil „Bender Miraiah") ist gleichfalls ein wichtiges Dorf, welches eine starke Ausfuhr von Myrrhen und Weihrauch hat. Von den fünf Forts, welche angeblich den Ort decken sollen, fand Oberst Graves keine Spur. Der Sultan, jetzt ein junger Mann von 19 Jahren, lebt jährlich zwei bis drei Monate in Marejeh und scheint die übrige Zeit im Lande umherzuziehen, um Tribut einzusammeln. Der größere Theil seines Besitzes sowie der seiner Unterthanen rührt von der Plünderung gestrandeter Schiffe her; Oberst Graves behauptet wenigstens, daß zur Zeit seines Besuches sich innerhalb eines Umkreises von 75 engl. Meilen um Cap Guardafui keine einzige Hütte befand, welche nicht irgend einen Gegenstand enthielt, der von einem im vorhergehenden Jahre gestrandeten Schiffe gestohlen war.

Der Jaru-dsang-po in Tibet.

Seitdem durch die große Reise des Panditen Nain Singh von Katmandu nach Lhassa und von da nach den Quellen des Satledsch (1865 bis 1866) im Auftrage des unvergessenen Kapitän T. G. Montgomerie die Erforschung des tibetischen Hochlandes in neuerer Zeit so glänzend wieder aufgenommen worden ist, hat dieselbe nicht wieder geruht, und wenn auch nicht alljährlich, so werden wir doch häufig genug mit neuen Ergebnissen, welche durch Eingeborene in englischen Diensten auf tibetischem Boden erzielt wurden, überrascht. Um hier nur das Wichtigste zu rekapituliren, so erinnern wir an desselben Nain Singh Reise nach den Goldfeldern von Thok-Dschalung und seine Erforschung des obern Indus und des Gartoktschu im Jahre 1867; an den Marsch des als „Nro. 9" bezeichneten Eingeborenen von Nepal nach Schigatze am Jaru-dsang-po und zurück nach Katmandu 1871, wobei er den höchsten Gipfel des Himalaja, den 29 002 Fuß hohen Gaurisankar, in weiten Bogen umzog; an die Umwanderung des nördlich von Lhassa in 15 190 Fuß über dem Meere gelegenen Sees Tengri-Nor durch einen Halb-Tibetaner im Jahre 1871; an die letzte großartige Reise Nain Singh's im Jahre 1874 durch das tibetische Hochland von dem Pangkong-See zum Tengri-Nor und über Lhassa und Tschetang am Jaru-dsang-po nach Assam, nachdem er zuvor 1873 Sir Douglas Forsyth's Gesandtschaft nach Ost-Turkestan begleitet hatte, und schließlich an die Reise von N — m — g, welcher 1878 den Jaru-dsang-po von Tschetang etwa $2^1/_2$ Längengrade (circa 200 engl. Meilen) stromabwärts verfolgt und dessen großen nördlichen Bogen zwischen 93° und 95° östl. L. Gr. entdeckt hat (s. „Globus" XXXV, S. 271; die Karte reproducirt in Petermann's Mittheilungen 1880, Tafel 2 [1]). Jetzt enthält der letzt erschienene Indian Sur-

[1]) Wie man in den letzten Jahren ziemlich allgemein annahm, und wie es auch auf der erwähnten Karte dargestellt ist, tritt der Jaru-dsang-po, der große Fluß von Tibet, als Dihong in die Ebene von Assam ein und bildet somit den Oberlauf des Brahmaputra. Noch hat freilich Niemand den Zusammenhang beider Ströme durch Augenschein nachgewiesen und noch immer trennt ein unerforschter Strich von 20 deutschen Meilen Länge den untersten bekannten Punkt des Jaru-dsang-po von dem obersten des Dihong. Neuerdings ist denn auch R. Gordon in seinem „Report on the Irrawaddy River" (Rangoon 1879) gegen jenen Zusammenhang des tibetischen Stromes mit dem Brahmaputra aufgetreten und behauptet, daß der Jaru-dsang-po vielmehr den Oberlauf des Irawadi bilde, daß der

vey Report (für das Jahr 1878 bis 1879) einen interessanten Bericht über eine Reise eines eingeborenen Forschungsreisenden, L— genannt, welcher bereits vor fünf Jahren einen bis dahin unbekannten Theil des Jaru-dsang-po (in dem englischen Originale kurz als Sanpo bezeichnet) näher erforscht hat. Wir theilen daraus nach den Proceedings of the Royal Geographical Society (June 1880, p. 370) Folgendes mit. Im März 1875 brach der Reisende von Dardschiling in Britisch-Sikkim auf, durchzog das unabhängige Sikkim und überschritt den Himalaja in dem Kangra-lama La (d. i. Paß), jenseit dessen er im Fort Ganpa Dschong festgehalten, aber schon am nächsten Tage unter Eskorte ein kleines Stück weiter geschickt wurde. Allein erst fünfzehn Tage später wurden er und seine Gefährten endgültig losgelassen und ihnen erlaubt, ihre Reise nach Schigatze, der wohlbekannten Stadt unweit des Tsang-po, fortzusetzen. Sie langten dort um die Mitte des Mai an; wiederum wurde der Reisende L— von dem dortigen Gouverneur verhört und durfte nicht eher abreisen, als bis einige Kaufleute eintrafen, die er überredete, für ihn Bürgschaft zu leisten. Während er sich in Schigatze aufhielt, herrschte unter den dortigen Einwohnern die größte Bestürzung in Folge der Nachricht, daß sich der Statthalter (Lieutenant-Governor) von Bengalen und Commissioner von Dardschiling in Sikkim befände. Sofort wurden Truppen zur Bewachung der Sikkim-Pässe abgesendet, und von Lhassa wurden 13 Kompagnien tibetischer Soldaten, die aber zusammen nur 350 Mann stark waren, nach Schigatze in Garnison gelegt. Dieselben führten Schwerter und für je zwei Mann eine Flinte. Neben dem Bazar von Schigatze liegt das von 380 Mönchen bewohnte wohlbekannte Kloster Taschilumbo. Trotzdem die Straße zwischen Schigatze und Dardschiling über Ganpa Dschong vortrefflich ist, herrscht doch sehr wenig Verkehr auf ihr wegen der Absperrungspolitik der Chinesen; während seines 15tägigen Aufenthaltes in der Nähe von Ganpa Dschong passirte dort nicht ein einziger Kaufmann.

Auf einer 80 Schritte langen Brücke aus großen Balken, die auf vier mächtigen Pfeilern ruhen, überschritt L— den fischreichen Paina-Tschu (Penanang Tschu; rechter Zufluß des Tsang-po unweit östlich von Schigatze), folgte demselben abwärts bis zu seiner Mündung und dann dem Tsang-po selbst etwa 50 engl. Meilen weit, eine Strecke, die früher noch nicht erforscht worden war. Die mittlere Breite des Stromes konnte er hier nicht gut bestimmen, da sich derselbe an manchen Stellen in verschiedene Arme theilt, an anderen sich mit kaum wahrnehmbarer Strömung weit ausbreitet. Zwischen Schigatze und Dschagsa (Tschaksa, wo eine eiserne Kettenbrücke über den Tsang-po nach Lhassa führt), wo der Weg südöstlich nach Jasi am Ufer des Jamdok-tscho, des berühmten „ringförmigen Sees", abgeht, findet Bootsverkehr statt und zwischen Schigatze und Jasi beträchtlicher Handelsverkehr: der Reisende begegnete oder überholte täglich 300 bis 400 Leute mit Lasten und reiste etwa drei Tage lang mit etwa 30 Kaufleuten aus Nepal, die sich mit Tuch und Metall nach Lhassa begaben, während er einigen, von dort mit Ziegelthee zurückkehrenden Kaschmiris begegnete. Der Jamdok-tscho ist nach Angabe des Reisenden keineswegs ein ringförmiger See, wie er in so markanter Form auf allen Karten Tibets seit d'Anville's Zeit dargestellt worden ist; man theilte ihm mit, daß die Jaks und Schafe, welche er auf den Bergen der angeblichen großen Insel im See weiden sah, dorthin gelangt seien, ohne Wasser zu passiren, nämlich über eine Landenge von Süden her.

Nachdem L— den Paß Chamba La (zwischen dem Jamdok-tscho und dem Tsang-po) überschritten, erforschte er einen zweiten, noch nicht aufgenommenen Abschnitt des großen Stromes, den zwischen Tschak-dschalve-tschuri, jener eisernen nach Lhassa führenden Hängebrücke, und der Stadt Tschetang (91° 43' östl. L. Gr.), wo Nain Singh 1874 den großen tibetischen Fuß überschritten hatte. Unterwegs kam er bei Dörfern und Klöstern vorbei; bei letzteren achtete er darauf, stets zu Fuß und den Hut in der Hand nach orthodoxer tibetischer Sitte zu passiren; manche Leute sah er, welche aus großer Frömmigkeit auf ihren Knien vorbeirutschten und sich selbst platt auf die Erde legten. In Tschetang konnte er den Strom in einem breiten Thale in der Richtung Ost zu Nord bis zum Horizonte fließen sehen; eine weit entfernte schneebedeckte Kette versperrte den weitern Blick. Der Weg führt am rechten Ufer des Tsang-po jenseits Tschetang weiter, aber L— wurde vor demselben gewarnt, falls er nicht in Begleitung einer großen Gesellschaft von Kaufleuten reiste, da dort Räuber und wilde mit Pfeil und Bogen bewaffnete Stämme in der Gegend von Tschari wegelagerten. (Drei Jahre später hat dann, wie bekannt, der Reisende N—m—g diesen Weg wirklich eingeschlagen und den Tsang-po abwärts bis Gjala-Singdong verfolgt.) Nachdem sich L— deshalb sechs Tage in Tschetang aufgehalten, verließ er, da er fürchtete, daß seine Mittel ausgingen, um die Mitte Decembers die Stadt und wandte sich südwärts in der Absicht, Nain Singh's Weg von 1874 nach Assam einzuschlagen. Bis Tangschoch (Tangschu) scheint er aber davon abgewichen und erst von dort bis Tawang seinem Vorgänger genau gefolgt zu sein. An letzterm Orte, der dicht an der Grenze Bhutans und nur noch circa 50 engl. Meilen von der Grenze Assams entfernt liegt, wurden er und seine Begleiter vor die Behörden geführt, welche ihnen die Erlaubniß zur Weiterreise verweigerten und sie in die öffentliche Mühle einsperrten. Gleichzeitig mit ihnen wurden 300 Kaufleute festgehalten, und zwei junge Männer, welche sich über dieses willkürliche Verfahren etwas allzu frei äußerten, wurden sofort eingekerkert und ihrer Waaren beraubt, die verkauft wurden. Zuletzt sollten drei berittene Soldaten unsern Reisenden und jene beiden jungen Leute nach Lhassa transportiren. Glücklicherweise fand der Befehlshaber eines Forts unterwegs in dem Dokumente, welches die Soldaten bei sich führten, einen Formfehler, sandte letztere nach Tawang zurück und gab den Reisenden die Freiheit, worauf L— nach Schigatze zurückkehrte, nicht ohne unterwegs sehr von der heftigen Kälte zu leiden. Gegen Ende März 1876 traf er dort seine letzten Vorbereitungen und kehrte dann auf demselben Wege, wie Kapitän Turner im Jahre 1783, nach Dardschiling zurück. In Phari, wo drei chinesische Beamte und 30 berittene Soldaten stationirt sind, wurde er wieder einen Monat lang festgehalten, aber zuletzt Dank der Intervention eines der angesehensten Männer im Orte freigelassen; nun stieg er das Thal des Ammotschu jenseits Tschumbi, der Sommerresidenz des Radscha von Sikkim, hinab und erreichte den Paß Dschiliph La, von wo der Weg 15 engl.

Irawadi durch keinen andern großen tibetischen Fluß gespeist werde und daß der Jaru-dsang-po mit keinem andern großen Flusse, als mit dem Irawadi, zusammenhänge, wie dies schon von d'Anville angenommen worden ist. Bei der Kleinheit seiner Zuflüsse und der Mächtigkeit seines Hochwassers sei für den Irawadi ein gewaltiger Oberlauf erforderlich, und dieser sei kein anderer, als der Jaru-dsang-po. (Vergl. Proceedings of the Royal Geographical Society, June 1880, p. 390.) Uns sind die speciellen Daten über die Wassermenge der in Rede stehenden Ströme und die Gordon'schen Ausführungen nicht zur Hand, so daß wir über diese Frage nicht zu entscheiden vermögen. Voraussichtlich wird aber die einfachste Lösung des Räthsels, diejenige durch Okularinspektion Seitens eines eingeborenen Explorers, nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Meilen weit sehr eben, dann aber 9 Meilen weit außerordentlich steil und schwierig ist; es war das die schlimmste Stelle, welche L— zu passiren hatte, seitdem er Indien verlassen. Von Schigatze bis zu diesem Abstieg ist die Straße sehr bequem und ohne alle natürliche Schwierigkeiten, nur ist stellenweise nördlich von Phari das Futter für die Saumthiere spärlich. L—'s Abwesenheit von Indien hatte im Ganzen ein Jahr und vier Monate gedauert.

Aus allen Erdtheilen.

Nordamerika.

— Zu den Handelszweigen, welche in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten einen wesentlichen Aufschwung aufzuweisen haben, gehört auch der Austernexport. So wurden in den letzten vier Jahren, von 1875 bis 1879, 264 230 Faß Austern im Werthe von 1 321 183 Doll. nach Europa verschifft. Während der mit dem 31. März d. J. beendeten sechs Monate wurden 59 643 Faß Austern im Werthe von 298 318 Doll. nach Europa versandt, allerdings eine Abnahme gegen dieselbe Periode des Vorjahrs, was aber wohl hauptsächlich auf Rechnung des milden Winters zu setzen ist, der eine Verschiffung von Austern in größerm Maßstabe nicht rathsam erscheinen ließ. Immerhin dürften die Zahlen für den Aufschwung Zeugniß ablegen, welchen dieser Handelszweig innerhalb einer so kurzen Periode genommen. (A. Z.)

— Mit dem im Frühling d. J. erschienenen zweiten Bande von Prof. Friedrich Ratzel's „Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika" (München, R. Oldenbourg) ist ein Werk vollendet, welches eine erstaunliche Fülle von Material verarbeitet bietet, und das von der als geschickt bekannten Hand eines Mannes, dem die eigene Anschauung der zu schildernden Verhältnisse zu Statten kommt.

Der zweite Band des Werkes schildert die kulturgeographischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten. Dieselben sind zwar in möglichster Vollständigkeit dargestellt, immerhin aber waltete dabei die Rücksicht auf ihre allgemeinen Eigenschaften, ihre Beziehungen zu den natürlichen Daseinsbedingungen, zum Leben und zur Zukunft des nordamerikanischen Volkes, endlich ihre geschichtliche Entwickelung mehr vor als das Streben nach Darbietung von möglichst vielen Einzelheiten. So wie im ersten Band die Naturverhältnisse, so sollten hier die Kulturzustände des großen Reiches zu einem Gesammtbilde vereinigt werden, und in demselben sollten die großen Züge nicht durch unnöthige oder gar ungeordnete Anhäufung von minder wichtigen Thatsachen ihrer natürlichen Deutlichkeit beraubt werden. Jede Seite des Kulturlebens der Nordamerikaner sollte aber eingehende Behandlung finden und jede einzelne auch nach dem Maße der Wichtigkeit, welche sie für uns Außenstehende besitzt. Selbstverständlich ergab sich dabei eine vorwiegende Berücksichtigung der wirthschaftlichen Zustände und Entwickelungen, welche ja in jedem Volke als breites Fundament dem ganzen übrigen Kulturbaue zu Grunde liegen, eine besondere Beachtung aber verdienen bei einem so jungen und daher so sehr noch mit der Entfaltung der materiellen Möglichkeiten seines Landes beschäftigten Volke, wie den Nordamerikanern. Voraussichtlich werden die Nordamerikaner fortfahren, in den nächsten Jahrzehnten ihre Stellung als das in allen wirthschaftlichen Beziehungen hervorragendste Volk der außereuropäischen Länder immer mehr auszudehnen und zu verstärken, und ihr Wirthschaftsleben wird von immer größerer praktischer Bedeutung für alle anderen Völker werden. Es schien daher sowohl aus wissenschaftlichen als aus praktischen Gründen wünschenswerth zu sein, dasselbe ausführlich darzustellen. Die beigegebenen Karten und Figuren werden zur Verständlichkeit der einschlägigen Verhältnisse sich dienlich erweisen.

— M. Désiré Charnay, dessen Reise in Java in Nro. 1 ff. dieses Bandes des „Globus" geschildert wird, befindet sich auf Kosten der französischen Regierung und des M. Pierre Lorillard jetzt in Mexico, um die alten Denkmäler und Inschriften des Landes photographisch zu kopiren und abzuformen. Die Kopien und Abklatsche sollen später unter dem Namen Lorillard-Museum in Paris besonders aufgestellt werden. Die Expedition ist auf zwei, vielleicht auch drei Jahre veranschlagt, wovon eines ausschließlich auf Yucatan zu verwenden ist. Charnay war bereits 1857 in Mexico und Mittelamerika, photographirte damals die Tempel, Gräber und Monumente von Mitla, Palenque, Chichen-Itza u. s. w. und veröffentlichte darüber seine „Cités et Ruines Américaines". Die Kosten seiner Reise sind auf 300 000 Francs veranschlagt; das Journal derselben soll später in der „North American Review", ein detaillirter Plan der Expedition aber baldigst und zwar gleichzeitig in Frankreich, Deutschland, England und Amerika erscheinen. Obwohl die Mexicaner, wie leicht erklärlich, sehr dagegen sind, daß die Reste der früheren Kulturstufen ihrer Heimath entführt werden, so will Charnay doch versuchen, daß er von der Regierung wenigstens einen Antheil an den zu entdeckenden Alterthümern erhält.

— Wo früher, schreibt der „Leader" in Eureka, sich der Ruby-See ausdehnte, findet sich jetzt kein Tropfen Wasser mehr. Vor sieben bis acht Jahren war er 18 bis 20 Miles lang, seine Breite wechselt von $1/2$ bis 2 oder 3 engl. Miles, und an mehreren Stellen war er sehr tief. Zahllose Quellen, die am Fuße des Ruby-Gebirges entsprangen, speisten ihn, so daß er die größte Wasseransammlung im östlichen Nevada war. Während einer Reihe von Jahren ist er nun allmälig ausgetrocknet und endlich ganz verschwunden. Der Grund davon ist räthselhaft; denn das Ruby-Gebirge gilt als das größte und schönste zwischen dem Felsengebirge und der Sierra Nevada, ist gut bewaldet und ist das wasserreichste in ganz Nevada. (Nature.)

Südamerika.

— Seitens der „South American Missionary Society" sind zwei Missionäre, Resyel Polak und Mc Caul in São Pedro de Caroeira am Purûs, dem großen südlichen Nebenflusse des Amazonenstromes, stationirt, welche sich die Erforschung der Umgegend angelegen sein lassen. In nächster Zeit gedenken sie einige noch unbekannte Zuflüsse des Purûs zu besuchen, wobei ihnen von Nutzen sein wird, daß Mr. Polak die Sprache der Hypurina-Indianer versteht. Auch haben sie ihrer Gesellschaft versprochen, bald eine neue Karte eines Theiles des Purûs einsenden zu wollen.

— Ein Engländer, Mr. George Beaumont, beabsichtigt, in der argentinischen Provinz Buenos Ayres eine Straußenfarm zu errichten und hat zu diesem Zwecke 101 Strauße aus Afrika eingeführt.

— Don Ramon Lista, welcher jetzt Patagonien bereist, erklärt, daß die Küste zwischen Bahia Rojas und dem Hafen San Antonio keine Zukunft besitze. An letzterm Punkte besteht die Umgebung durchweg aus Sand ohne Gras oder Wasser, und beim Graben erhielt man nur salziges Wasser. Am 10. April schrieb der Reisende aus Bahia Blanca, daß

er zur Umkehr gezwungen worden wäre, hätte er nicht von dem ihn begleitenden Kutter Wasser für die Pferde erhalten.

— Während des vergangenen Jahres hat das bekannte englische Schiff „Alert“ zuerst unter Sir G. S. Nares, dann unter Kapitän Maclear die Kanäle an der Westküste von Südamerika etwa unter 50° südl. Br. untersucht und aufgenommen, besonders den Trinidad Channel, welcher auf 150 Seemeilen nordwärts von der Magelhaens-Straße eine freie Durchfahrt nach dem Stillen Ocean darbietet, so daß die Schiffe die oft stürmische Fahrt über das offene Meer vermeiden können. Auch besuchte der „Alert“ die Inseln S. Feliz und S. Ambrosio (etwa unter 26° südl. Br.), welche, nach den in ihrer Umgebung gefundenen Seetiefen, weder mit dem Festlande von Südamerika noch mit der Juan-Fernandez-Gruppe einen Zusammenhang zu haben scheinen. Maclear beschreibt die Insel S. Ambrosio als vulkanisch und aus horizontal geschichteten Laven bestehend, welche senkrecht von Basaltmassen durchsetzt werden. Vegetation ist nur spärlich vorhanden, Wasser gar nicht, und obwohl sich Seevögel dort aufhalten, sind die Küsten doch zu steil und abschüssig, als daß man dort Guano sammeln könnte. Den Tiefseelothungen zufolge scheint die Insel als ein vereinzelter Berg von einem unterseeischen Plateau aufzusteigen. (Nature.)

— In der Argentinischen Republik hat soeben das Eisenbahnnetz mehrfache Erweiterungen erfahren: die Westbahn von Buenos Ayres nach Pergamino ist bis Giles eröffnet worden; ferner hat sich der Finanzminister nach Villa Mercedes begeben, um die Eröffnung der Bahn bis San Luis vorzunehmen, und der Minister des Innern ist nach Tucuman abgereist, um den Bau der Eisenbahn von dort bis Salta feierlich in Angriff zu nehmen.

— Briefe aus dem Innern der Argentinischen Republik melden, daß mehrere Tropas (Maulthier-Karawanen) mit Weiß- und Rothweinen beladen, von San Juan nach Rosario abgegangen sind. Man knüpft daran die Hoffnung, daß in Zukunft mehr einheimische Weine in Buenos Ayres getrunken und durch sie die bisher aus Frankreich und Spanien eingeführten verdrängt werden.

— Nach dem in London erscheinenden „South American Journal“ scheinen sich die Verhältnisse Paraguays, welches durch den Krieg gegen Lopez so jämmerlich heruntergekommen war, allmälig etwas zu bessern. Die Bevölkerung nimmt, besonders durch Einwanderung, zu: es herrscht Ruhe und Frieden; die Einnahmen sind zwar gering, werden aber gewissenhaft und zu nützlichen Dingen verwendet. Während Ende April 1878 in London 505 Ballen Tabak aus Paraguay lagerten, stieg die Zahl 1879 auf 858, 1880 auf 2760 Ballen. Die englischen Gläubiger der Republik fangen wieder an zu hoffen, daß sie vielleicht doch noch einmal zu einem Theil des Ihrigen kommen.

Polargebiet.

— Zu Anfang April d. J. ist eine neue dänische Expedition nach Grönland abgegangen, unter Marinelieutenant G. Holm, der 1876 mit Steenstrup einen Theil des Distriktes Julianehaab untersuchte, und den der Architekt Groth und der Cand. polyt. C. L. Petersen begleiten. Sie soll Ausgrabungen im Distrikt Julianehaab vornehmen, wo sich Ruinen des alten Bischofssitzes Garde befinden, und auch mit Voruntersuchungen zu einer spätern Expedition nach der Ostküste Grönlands sich beschäftigen. Herr Prof. Fr. Johnstrup in Kopenhagen schreibt darüber an Dr. Behm: Bekanntlich ist man verschiedener Meinung gewesen, wo der sogenannte „Osterbygd“, d. h. die östliche Niederlassung, gelegen habe, ob es auf der westlichen oder östlichen Küste gewesen sei, und man ist jetzt gesonnen, so viele Beiträge zur fernern Beleuchtung der Frage wie möglich einzusammeln. In Verbindung hiermit hat die Expedition deshalb auch den Auftrag, eine für ein folgendes Jahr beabsichtigte Bootexpedition nach dem südlichen Theil der Ostküste Grönlands vorzubereiten, da hier keine Untersuchung vorgenommen worden ist, seitdem Graah seine bekannte Reise in den Jahren 1829 bis 1830 unternahm. (Petermann's Mitth.)

— Am 3. Juni d. J. hat das holländische Schiff „Willem Barents“ seine dritte Nordpolexpedition angetreten.

— Die englische Admiralität hat der unter Kapitän Howgate auszusendenden amerikanischen Nordpolexpedition, welche in Lady Franklin Bay eine Station anlegen will, die Lebensmittel-Depôts zur Verfügung gestellt, welche Sir G. Nares in den Jahren 1875 und 1876 an der Westküste des Smith Sund errichtet hat. Zum Expeditionsschiffe ist der Dampfer „Gulnare“ von 230 Tonnen bestimmt; die Bemannung wird aus 15 Offizieren und Matrosen bestehen, die Observations-Abtheilung für die Station aus 25 Mann, einschließlich die Gelehrten.

— Den ersten ausführlicheren Bericht in deutscher Sprache über Nordenskjöld's Umschiffung Asiens bringt uns das eben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene Werk „Die Nordpolarreisen Adolf Erik Nordenskjöld's 1858 bis 1879“ (mit 44 Holzschnitten und 4 lithographirten Karten). Dasselbe ist der Hauptsache nach eine Uebersetzung von Alexander Leslie's „Arctic Voyages of A. E. Nordenskjöld“, einer nach den Quellen sorgfältig zusammengestellten Uebersicht sämmtlicher Polarreisen des berühmten schwedischen Geologen. Diese größtentheils streng fachwissenschaftliche Quellenliteratur, deren 193 Nummern umfassendes Verzeichniß dem Buche beigegeben ist, beläuft sich nach Leslie's Berechnung auf 6000 Druckseiten mit 150 Abbildungen und wurde für die Abfassung des vorliegenden Buches, speciell für die Darstellung der schwedischen Polarexpeditionen von 1858, 1861, 1864, 1868, 1872 bis 1873, der Reise nach Grönland 1870 und der beiden Fahrten nach dem Jenissei 1875 und 1876 durchgearbeitet. Das letzte Kapitel jedoch, „Die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt 1878 bis 1879“, hat in der deutschen Ausgabe auf Grund neuerer ausführlicher Berichte, besonders der Briefe Nordenskjöld's an den Mäcen der Polarforschung, Oskar Dickson, eine beträchtliche Ergänzung und Erweiterung erfahren. Vornehmlich möchten wir noch auf das hochinteressante erste Kapitel, „Die Familie Nordenskjöld: autobiographische Skizze“, hinweisen, sowie auf Anhang I, den medicinischen Bericht des Dr. Envall, welcher einerseits das Bild der Ueberwinterung in der Musselbai 1872 bis 1873 in wünschenswerther Weise ergänzt, andererseits aber so manche Veränderung in den betreffenden Einrichtungen und der Ausrüstung der späteren Expeditionen veranlaßt hat, für deren Zweckmäßigkeit der vortreffliche Gesundheitszustand bei der Ueberwinterung der „Vega“ das beste Zeugniß ablegen sollte.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1880.**

Lucca und seine Umgebung.

(Nach dem Französischen des M. Henri Belle, französischen Konsuls in Florenz.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

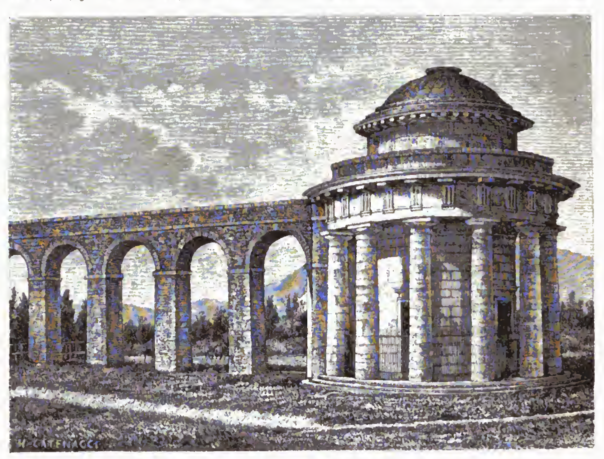
Fährt man auf der Eisenbahn von Florenz über Prato nach Lucca, so erblickt man unfern seines Zieles und bald hinter der Station Altopascio zur Linken, im Süden, den Wasserspiegel des Sees von Bientina, welcher den letzten Rest der Sümpfe darstellt, welche einst Arno und Serchio durch ihre Vereinigung bei Hochwasser gebildet haben. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dieses ganze schöne Thal von Sümpfen verpestet und die Einwohner vom Fieber decimirt. Zur Zeit des Hochwassers ergoß sich von Norden und Süden, von Serchio und Arno her gleichzeitig die Fluth in den See und bildete dort ein wahres Binnenmeer. Man dämmte nun den Serchio und Arno ein, und geschickt angelegte Schleusen dienten dazu bald den Gewässern des Bientina-Sees Abfluß zu gewähren, bald denen jener beiden Flüsse den Zutritt zu verwehren. Aber die kleinen Bäche, die von den Pisaner Bergen herabkommen, und die starken Winterregen, welche keinen Abfluß mehr fanden, nachdem die Schleusen geschlossen waren, setzten nichtsdestoweniger einen Theil des Landes unter Wasser: 10000 Hektaren fruchtbaren Bodens waren alljährlich mehrere Monate lang überschwemmt. Da entwarfen toskanische Ingenieure, Meister in der Wasserbaukunst, den Plan, dem Bientina-See Abfluß zu verschaffen, indem sie einen Tunnel unter dem Arno hindurch führten und ein ehemaliges Strombett herrichteten, daß es den Ueberfluß des Sees direkt ins Meer leitete. Damit war der „flüssige Feind“ besiegt; ohne mehr schaden zu können, wälzten sich nun die gelben Wogen des Arno zwischen hohen Dämmen hin, in einem Niveau, welches höher liegt, als das des Bientina-Sees. Toskana kann auf die Namen seiner großen Ingenieure, eines Fossombroni und Zendrini, welche ihm in unblutigem Kampfe Provinzen gewannen, fast stolzer sein, als auf die seiner berühmtesten Kriegshelden.

Jenes so eroberte Thal hat den Beinamen „der Garten Toskanas“ erhalten; „Obstgarten“ oder „Baumgarten“ wäre richtiger. Wohin man blickt, Gehänge von Weinreben, Bäche von hohen Pappeln oder blühenden Hecken eingefaßt, weiße oder hellroth angestrichene Häuser mit langen Bogengängen und ganze Dörfer im Grün verstreut, alte Kastelle und Kirchthürme auf den bewaldeten Hügeln und im Hintergrunde von blauem Nebel umhüllten Felsenkämme der Apenninen, die acht Monate im Jahre mit Schnee bedeckt sind. Man meint, die Bewohner dieser entzückenden Landschaft müßten glücklich sein; aber die Thatsachen entsprechen dem Anscheine nicht. Denn die Landleute hier sind nur Halbbauern oder Pachtmeier, d. h. sie bewirthschaften das Land eines andern, der die Hälfte des Ertrages erhält, und die Pachtung (il podere) ist meist so klein, daß der Mann darauf kaum seine Nahrung findet, so unendliche Mühe und Sorgfalt er auch auf die Bewirthschaftung des Bodens verwendet. Deshalb wandern viele nach auswärts und suchen sich lohnendere Arbeit; zu zehn oder fünfzehn thun sie sich zusammen, und wählen sich einen Anführer, dem es obliegt, gute Arbeit ausfindig zu machen, den Lohn einzuziehen und

ihn zu vertheilen und die Interessen seiner Gesellschaft gegen die Arbeitgeber und Behörden zu vertreten. Zu Tausenden landen diese Arbeiter um die Mitte des Juni in Bastia auf Korsika, auf dessen Westküste ohne ihre kräftige Hülfe die Ernte nicht rechtzeitig eingebracht werden könnte. Für sie ist das kein Exil: denn man spricht dort ihre Sprache, und am Horizonte sehen sie stets die heimathlichen Berge von Lucca.

Der Bahnzug nähert sich nun der Stadt Lucca: wie ein riesiger Circus steigen die Berge rings an und schauen herab auf das malerische originelle Städtchen in ihrer Mitte, mit seinen wohlerhaltenen Befestigungen in Vauban'scher Art, die mit prächtigen Bäumen bepflanzt sind, über welche die Glockenthürme herüberragen. Ehe man in den Bahnhof fährt, sieht man zur Linken eine lange Reihe von Bogen — es sollen 459 sein —, welche in der Ferne bei den Bergen von Pisa anheben und nahe der Stadt Lucca in einer Rotunde dorischen Stiles ihren Abschluß finden; diese schöne Leitung bringt täglich 8000 Liter klaren gesunden Wassers von Vorno und Guamo zur Stadt und ist ein Werk des lucchesischen Ingenieurs Nottolini, der es 1823 auf Befehl der Herzogin Marie Louise von Bourbon aufführte.

Lucca rühmt sich mit Recht, eine der ältesten Städte Toskanas zu sein; ehe noch von Florenz die Rede war, war es bereits eine alte Ansiedelung. Ob es indessen eine etruskische Stadt war, ist nicht ausdrücklich bezeugt; auch



Die Wasserleitung von Lucca.

haben sich dort keine etruskischen Denkmäler gefunden. Später bemächtigten sich die Ligurer des Ortes, der bis in das Augusteische Zeitalter hinein als ligurisch angesehen wurde. 218 kommt er zum ersten Male in der Geschichte vor, als sich der Konsul Sempronius Longus nach seiner Niederlage an der Trebia dorthin zurückzog. Im Jahre 177 v. Chr. wurde er römische Kolonie und muß besonders in der Zeit Julius Cäsar's von Bedeutung gewesen sein, da derselbe dort wiederholt mit seinen politischen Freunden Zusammenkünfte abhielt. In der Kaiserzeit wird die Stadt wenig genannt, war aber während des Gotheneinfalles eine wichtige Festung, die dann von den Langobarden schwer zu leiden hatte. Einen besondern Aufschwung nahm die schon früher von der Gräfin Mathilde, den deutschen Kaisern und den Markgrafen von Toskana mit Privilegien ausgezeichnete Stadt durch ihren Handel im 11. und namentlich im 12. Jahrhundert, wo sie sich unter gewählten Konsuln selbst verwaltete. Ihre Münzen circulirten in ganz Italien; sie konnte mehrere tausend Bewaffnete stellen und nahm mit Galeeren an den Kreuzzügen Theil. Dann aber folgten, wie in sämmtlichen italienischen Städten, wilde Parteikämpfe zwischen Guelfen und Ghibellinen: ein Haupt der letzteren, Castruccio Interminelli, lieferte im Jahre 1314 Lucca den Pisanern aus, welche drei Tage lang plünderten, brannten und mordeten; deren Anführer Uguccione della Faggiuola herrschte nun als wahrer Tyrann, bis er dem, der ihn gerufen, weichen mußte und Castruccio von Ludwig dem Baiern zum Herzog von Lucca, Pistoja, Volterra u. s. w. erhoben wurde. Für Geld wanderte dann Lucca nach Castruccio's Tode 1328 aus einer Hand in die andere, wobei ihr Preis stets stieg, ihr Werth



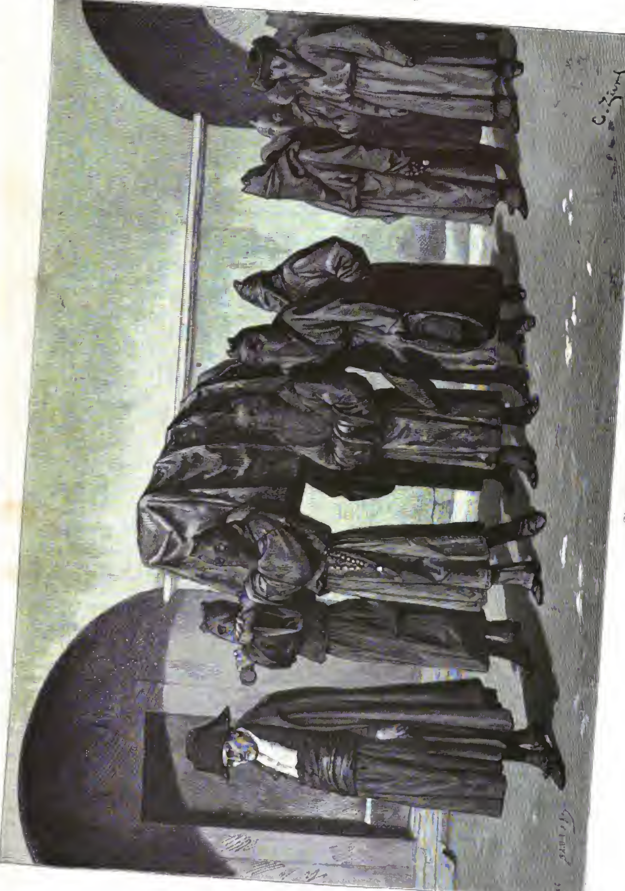
Der Dom in Lucca.

aber ebenso stätig abnahm: nach einander besaßen sie Castracani, Gherardo Spinola, Johann von Böhmen, die Brüder Rossi von Parma, Mastino und Alberto della Scala und endlich die Pisaner, welche sie 26 Jahre lang entsetzlich knechteten. Diese Periode lebt in der Erinnerung fort als „schiavitù babilonica“ (babylonische Knechtschaft), und bis auf den heutigen Tag hat sich als Spur jener Tage, wenn auch halb unbewußt, ein Gefühl der Feindschaft zwischen Lucchesen und Pisanern erhalten. Erst Kaiser Karl IV. gab der Stadt im Jahre 1369 gegen eine Summe von 100 000 Goldgulden, die ihr vom Papste, dem Marchese von Este und anderen Großen vorgestreckt wurde, die Freiheit wieder. Allein von Neuem begannen innere Fehden, bis die durch Handel und Bankgeschäfte reich gewordene Familie der Guinigi, ähnlich den Medici in Florenz, in zwei Generationen die oberste Gewalt an sich riß. Nach dem



Hauptthür des Doms in Lucca.

Sturze Paolo Guinigi's, der 30 Jahre lang geherrscht hatte, wurde von Neuem die Demokratie eingesetzt, die immer aristokratischer wurde, bis 1799 die Franzosen die im 18. Jahrhundert sehr gesunkene Stadt besetzten. 1805 schenkte Napoleon sie mit dem Prinzessinnentitel an seine Schwester Elisa Bacciochi, welcher die Lucchesen ein gutes Gedächtniß bewahrt haben, weil sie Straßen baute, den Unterricht, die Künste und Gewerbe förderte, die Gefängnisse verbesserte und viel für die Verschönerung und die Gesundheitspflege der Stadt that. Als deshalb Napoleon gestürzt war und seine großen und kleinen Satelliten mit ihm, war es nicht das Volk, welches Elisa verjagte, sondern die österreichischen Bajonnette. Marie Louise, die ehemalige Königin von Etrurien, erhielt das Ländchen durch den Wiener Kongreß zugesprochen, und nach ihrem Tode (1824) folgte ihr ihr Sohn Karl Ludwig, der sich die Erbauung von Deichen, Fahrstraßen, Brücken u. s. w. gleichfalls angelegen sein ließ. Er hätte vielleicht noch mehr Gutes geleistet, wenn ihn nicht



Ein Begräbniß in Lucca.

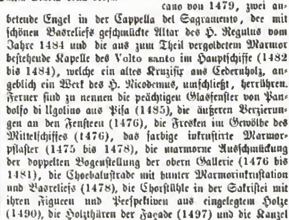
seine österreichischen Vettern daran gehindert hätten; sein Gemüth war aber so furchtsam, daß er, als seine getreuen Unterthanen 1847 von ihm eine Verfassung verlangten, flüchtete und sein Land an Toskana abtrat, mit dem es 13 Jahre später an Victor Emmanuel fiel.

Heute ist die frühere Republik nur eine schlichte Provinzialstadt, die innerhalb ihres Festungsgürtels thatenlos schlummert, die aber mit ihren Denkmälern, ihren alten Kirchen und Palästen für den Reisenden einen lohnenden Anziehungspunkt bildet; man erfährt hier wieder einmal, wie sehr durch die politische Zersplitterung des Mittelalters in Italien das Aufblühen und die Verbreitung der Kunst befördert worden ist.

Betritt man vom Bahnhofe aus durch die Porta S. Pietro die Stadt, so erblickt man gleich rechter Hand den Dom und wird gefesselt von seiner reichen originellen Façade, die eine Mischung verschiedener Stilgattungen darstellt, aber in ihrem Ganzen an die Gothik der französischen Kathedralen aus dem dreizehnten Jahrhundert erinnert. Eine Inschrift in der Vorhalle meldet, daß das Gebäude eine Gründung des Bischofs Anselmo Badagio, nachmaligen Papstes Alexander II. (1061 bis 1073), aus dem Jahre 1060 ist; doch haben sich von der ursprünglichen Anlage nur die Grundmauern erhalten, und dieselbe ist nicht nur restaurirt, sondern während des 13., 14. und 15. Jahrhunderts vollständig neu gebaut worden. Ihre Stelle nahm vorher eine Basilika ein, die der heilige Frediano, Bischof von Lucca 560 bis 588, erbaut hatte, und in deren Krypta im Jahre 708 die Reliquien des afrikanischen Bischofs S. Regulus übertragen worden waren. 1060 wählte man anstatt der Basilikenform als Grundriß das lateinische Kreuz mit drei Schiffen und vergrößerte den Chor; die Façade aber blieb damals unvollendet und die Arbeiten an derselben wurden erst zu Beginn des 13. Jahrhunderts durch Meister Guidetto von Como wieder aufgenommen. Von ihm rührt der reiche Portikus vom Jahre 1204 her, welcher Anklänge an den damals beliebten byzantinischen Geschmack zeigt; da der Meister den alten Glockenthurm neben der Kirche erhalten sollte, war er gezwungen, den einen Bogen schmaler zu machen, als die übrigen. Die innere Ausschmückung wurde 30 Jahre später von den lombardischen Künstlern Belenato und Aldibrando ausgeführt. Wiederum wurden im Jahre 1308 Aenderungen vorgenommen und der Bau fortgeführt; Ser Matteo Campanari vergrößerte damals die Arme des Kreuzes, erhöhte die Mauern und erbaute die Tribuna. Später werden als Baumeister, denen man die Fenster des Chors verdankt, Bonaventura Nolenzi von Lucca, Lippo Pucci von Florenz (1336) und Meister Nikolas von Siena (1363) genannt. Im Innern ist es schwerer, sich von dem allgemeinen Bauplane Rechenschaft abzulegen. Man wollte, wie es scheint, das Gewölbe mit Spitzbogen abschließen, die auf viereckigen Pfeilern ruhten; als aber um 1372 die Mauern auswichen, fürchtete man ernstlich für den ganzen Bau und zog die berühmtesten Architekten und Ingenieure Toskanas zu Rathe. Auf ihren Rath errichtete man die noch heute vorhandenen schönen achteckigen Pfeiler, deren Kannelüren als Fortsetzungen der Rippen und Bogen erscheinen. Auch die äußeren Strebepfeiler wurden damals neugebaut oder verstärkt. Um 1400 fing man an das Aeußere des Gebäudes mit seinem reichen Schmucke an verschiedenfarbigem Marmor, Skulpturen und herrlichem Netzwerk zu versehen. Leider reichten aber die Mittel nicht aus, um die wunderbare Ausschmückung, welche man geplant hatte, auf der dem Blicke besonders ausgesetzten Südseite auszuführen. Man legte zwar noch die Häuser, welche an den Dom angebaut waren, nieder und rasirte die Gärten, um einen schönen Platz zu gewinnen; aber die Kriege, welche auf den Sturz Paolo Guinigi's folgten, machten diesen Verschönerungen ein Ende. Erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wurde dann der Dom mit allen jenen Kunstwerken geschmückt, welche man noch heute darin bewundert, und die wir hier nur aufzählen, nicht beschreiben können. Da ist im rechten Querschiffe das schöne Marmordenkmal des päpstlichen Sekretärs Pietro da Noceto vom Jahre 1472, ein Werk des lucchesischen Künstlers Matteo Civitali, von welchem auch das daneben befindliche Grab des Domenico Bertini di Gallicano von 1479, zwei anbetende Engel in der Cappella del Sagramento, der mit schönen Basreliefs geschmückte Altar des H. Regulus vom Jahre 1484 und die aus zum Theil vergoldetem Marmor bestehende Kapelle des Volto santo im Hauptschiffe (1482 bis 1484), welche ein altes Kruzifix aus Cedernholz, angeblich ein Werk des H. Nicodemus, umschließt, herrühren. Ferner sind zu nennen die prächtigen Glasfenster von Pandolfo di Ugolino aus Pisa (1485), die äußeren Verzierungen an den Fenstern (1476), die Fresken im Gewölbe des Mittelschiffes (1476), das farbige inkrustirte Marmorpflaster (1475 bis 1478), die marmorne Ausschmückung der doppelten Bogenstellung der obern Gallerie (1476 bis 1481), die Chorbalustrade mit bunter Marmorinkrustation und Basreliefs (1478), die Chorstühle in der Sakristei mit ihren Figuren und Perspektiven aus eingelegtem Holze (1490), die Holzthüren der Façade (1497) und die Kanzel



Fenster des Oratoriums Santa Maria della Rosa.



(1498), alles Werke von Nikolas da Noceto und der beiden Lucchesen Jacopo da Ghivizzano und Domenico Bertini.

Im 16. Jahrhundert gab es nur wenige Leute von Geschmack; damals behandelte man die wunderbaren Schöpfungen früherer Jahrhunderte wie alten Plunder, den man zerstören konnte. So durchbrach man 1521, um eine Kapelle del Sagramento herzustellen, die Mauern des rechten Querschiffes und dabei verschwand das schöne Tabernakel Bertini's, ganz abgesehen davon, daß dadurch der Generalplan des ganzen Baues gestört wurde und der geschnörkelte Barockstil der Kapelle nicht zu der leichten zierlichen Bauart des Domes paßt. Eine ganze Anzahl von Architekten und Dekorateuren haben hier ihre Erfindungsgabe angestrengt, um das, was ihre Vorgänger geschaffen, umzugestalten oder zu zerstören. Ein Bischof ließ sich, um direkt aus seinem Palaste in die Kirche gelangen zu können, einen Gang errichten und die Arkaden des Porticus zumauern, wodurch er das ganze Aeußere des Gebäudes schimpfirte; ein anderer folgte ihm darin, indem er zum Besten seiner Familie schmutzige Baracken an dasselbe anklebte, und in der schönen Tribuna Campanari's nisteten sich Magazine und Fruchthändler ein. Erst seit der Annexion und besonders seit dem Jahre 1870 ist eine Kommission ausschließlich damit beschäftigt, das ganze Gebäude wieder in denselben Zustand wie im 16. Jahrhundert zu setzen; leider verfügt dieselbe über zu wenig Mittel, um ihren mit Geschick und Verständniß entworfenen Plan so bald ausführen zu können.

Außer den oben genannten könnte noch manch anderes Kunstwerk hier angeführt, noch so mancher lucchesischer Künstlername hier genannt werden, wenn nicht der Raum hier fehlte. So findet sich im linken Querschiffe von Jacopo della Quercia der herrliche Sarkophag mit der liegenden Gestalt der Ilaria des Carretto, der 1405 gestorbenen zweiten Gemahlin des oben erwähnten Paolo Guinigi, des Herrn von Lucca. Auch einige große Florentiner Meister sind vertreten; Fra Bartolommeo durch eine seiner schönsten Kompositionen, die „Vergine del Santuario“ vom Jahre 1509, Domenico Ghirlandajo durch ein Hauptwerk in der Sakristei. Gemeinden, Bischöfe, Adlige und Korporationen wetteiferten damals, die Kathedrale zu schmücken und ihre Kapellen zu bereichern; in Folge dieser Lebenskraft der italienischen Gemeinden im Mittelalter, dieser Gläubigkeit und diesem Eifer der Gemüther nahmen die Künste fast überall jenen Aufschwung und jene Entwickelung, deren Spuren uns noch heute mit hoher Bewunderung erfüllen und uns zum Beispiele dienen sollten.

Als Belle die Besichtigung des Domes vollendet hatte, und schon abendliche Dunkelheit dessen Inneres erfüllte, trat ein Leichenzug in denselben ein; barmherzige Brüder, das Gesicht mit ihrer schwarzen Kapuze verhüllt, so daß nur die beiden Augen zu sehen waren, trugen den Sarg, die Fackeln warfen ihr phantastisches Licht bald hierhin, bald dorthin auf das Gewölbe und die Denkmäler an den Wänden, und wie die Todtenglocke dazu ertönte, konnte man sich in das Mittelalter versetzt glauben. Man vergißt dann eben, daß man keine Mönche vor sich hat, sondern brave Bürger, die nach vollbrachter Arbeit sich im Café Garibaldi wieder zusammenfinden und über das allgemeine Stimmrecht debatiren.

Lucca besitzt an funfzig Kirchen, welche fast alle aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera datiren und dem Künstler wie dem Archäologen hochinteressante Studienobjekte bieten. Sie alle zu beschreiben ist unmöglich; nur einige der hervorragendsten können wir anführen.

Unmittelbar hinter dem Dome liegt das Oratorium Santa Maria della Rosa, so benannt nach einem alten Freskobild der Madonna, welche drei Rosen in der Hand hält; man fand dasselbe im 14. Jahrhundert unter den Ruinen einer früher dort zu Ehren des H. Paulus errichteten Kapelle. Das zierliche Bauwerk hat zahlreiche Ausbesserungen und Umänderungen erlitten und dabei seinen einheitlichen Charakter vollständig eingebüßt; aber manche Einzelheiten sind herrlich, wie die Fenster aus dem 13. Jahrhundert und die von Civitali's Schülern gemeißelte äußere Thür der Südseite. 1873 hat ein Privatmann eine Restauration der Nordseite unternommen, welche durch ein gewöhnliches modernes Fenster ganz entstellt war. Es wäre zu wünschen, daß man auch die schlechten Fresken in den Gewölbekappen beseitigte.

Das Val de Cogne in Piemont.

Von **W. Bertram**, Pastor zu Braunschweig.

II.

Kehren wir nun im Hôtel de la Grivola ein und schauen uns dort etwas um, so führt uns eine steinerne Treppe abwärts in die Küche und sonstigen Wirthschaftsräume, aufwärts hingegen auf nur wenigen Stufen in den mäßig großen Salon, während die meisten Logirzimmer noch eine Etage höher liegen. Auf der Südseite befindet sich, nach der bedeutend höher gelegenen Straße zu, jener breite, bereits oben erwähnte Eingang, welcher von Maulthieren passirt werden kann und zu den Heumagazinen führt. Die Zimmer sind meist mit Holz bekleidet, haben kleine Fenster (der Salon sogar Doppelfenster), sind reinlich, entbehren aber alles Luxus, wie man ihn in den Schweizer Hôtels zu finden gewohnt ist. Ein Sopha, und zwar ein bereits ziemlich abgenutztes, befindet sich nur im Salon; die Gastzimmer begnügen sich mit Stühlen, Waschtisch, Nachttisch und den bereits oben gewürdigten hohen, kolossalen Betten, welche nur von zwei Personen regiert werden können.

Aus dem Salon tritt man durch eine Kammer auf einen auch vom Flur aus zu erreichenden, das Haus an der Nordwest- und Südwestseite schmückenden, schmalen, hölzernen Balkon, von welchem sich eine wahrhaft entzückende Aussicht eröffnet. Zu unseren Füßen ein kleiner Küchengarten, dahinter der im frischesten Grün prangende Prò St. Ours und jenseits desselben ein wundervoller Blick in die Hochalpenwelt! Zur Rechten sieht man die schwarzen Hütten von Gimillan hoch auf den Matten liegen, von wo aus man, um die Pointe de Bocheuse herum, zum Col Tsa-sèche aufsteigt, und welche weiter nach links in jenen Felsengrat auslaufen, der die gerade vor uns über Cretaz sich öffnende dunkele Schlucht begrenzt und scheinbar mit dem Pic de la Trombe

endigt. Während im Hintergrunde der blendendweiße Montblanc die Schlucht abschließt, erheben sich zur Linken derselben die von der unsichtbaren Grivola auslaufenden Contreforts, auf welchen man theilweise zwischen Fichten versteckt die Châlets von Vermiana und die du Pucet am Fuße der Pyramide du Pucet (3273 m) erblickt. Nach S.-W. schaut man direkt ins Valnontey hinein, aus welchem besonders der Grand-Cron-Gletscher und die ihn überragenden Schneeberge hervorleuchten, bei Mondschein ein ganz unübertreffliches Bild. Um nach N.-O. Aussicht zu haben, muß man etwas in die Wiese hineintreten, von wo man über Cogne hinweg rechts von Gimillan die Schlucht erblickt, durch welche der Grauson herabkommt, während rechts davon der Grat beginnt, der die Granteivie bis zur Pointe Tersiva begleitet und auf dessen Matten man das Châlet Taverona erblickt. Die Aussicht in das Hauptthal hinauf wird durch das mit Silvenoire endende Contrefort gehemmt.

Der Aufenthalt im Hôtel Grivola an sich ist leidlich und würde noch mehr zu empfehlen sein, wenn die Verpflegung eine bessere wäre. Der Reisende muß mit Milch- und Mehlspeisen, die oft wunderbar zubereitet werden, mit Salami und gebratenen Hühnern vorlieb nehmen. Der sogenannten Bouillon, die aber mit Fleisch keine Bekanntschaft gemacht hat, kann man durch geriebenen Käse einen etwas pikanteren Geschmack geben, wenn man nicht Vorsichts halber selbst etwas Fleischextrakt bei sich führt. Ganz vorzüglich ist der in Grauson bereitete Käse. Während der Reisende nur Weißbrot zu essen bekommt, giebt es „pour les paysans" auch Roggenbrot, über dessen Beschaffenheit ich leider kein Urtheil abgeben kann. Der gewöhnliche Rothwein ist gut; der Vino d'Asti, der in Aosta vorzüglich ist, war hier durch das Alter verdorben. Die Preise (8 Fr. Pension) sind mäßig; man darf nicht vergessen, daß sehr viel von Aosta hertransportirt werden muß.

Was nun die von Cogne aus zu machenden Excursionen betrifft, so richten sich dieselben natürlich danach, ob man einfach Tourist ist oder wissenschaftliche Zwecke damit verbindet. Wer von Aosta bloß bis Cogne wandert und nach einiger Rast auf demselben Wege wieder zurückkehrt, der hat mit Ausnahme des lieblichen Blicks ins Valnontey von der eigentlichen Pracht und Herrlichkeit des Thales nichts gesehen. Man sollte mindestens eine halbe Tagestour daran wenden und über den Pont de la Tine bei Molina den freilich nicht besondern Weg zu den Matten von Gimillan hinaufsteigen; wer aber wirklichen Genuß haben will und ein paar tüchtige Tagestouren nicht scheut, dem sei gerathen, den ganz ungefährlichen Pic de la Trombe zu besteigen, und wenn er Zeit hat, nach Chavanis hinaufzugehen und über la Suffe und Taverona zurückzukehren.

Wer dagegen direkt mit der Gletscherwelt in Berührung kommen will, pilgere ins Valnontey hinauf zum Châlet du Money oder zum Col de Lauzon zwischen Grivola und Grand Paradis, oder ins Valeille oder Bardonnay. Höchst interessant, aber weniger aussichtsreich ist ein Ausflug ins Val de Grauson.

Zu allen Tagestouren ist es nöthig, sich mit Proviant zu versehen, weil unterwegs nirgends etwas zu bekommen ist, als vielleicht zu guter Stunde in einem Châlet etwas Milch. Eigentliche Führer giebt es in Cogne nicht; indeß besorgt die Wirthin gern für wenige Francs irgend jemand zum Tragen des Proviants, allenfalls auch, falls der Weg dies überhaupt gestattet (z. B. nach Chavanis, Aosta), ein Maulthier zum Reiten. Man verlasse sich übrigens bei unbekannteren Partien nicht allzusehr auf solch einen Führer, wenn er nicht ganz bestimmt erklärt, den Weg genau zu kennen; man macht oft böse Erfahrungen damit und steht sich meist bei einer guten Karte ebensogut. Für den Pic de la Trombe wende man sich wegen Besorgung eines kundigen Burschen an den sehr gefälligen Abbé Carrel, der in den oberen Regionen sehr zu Hause ist und außerdem manchen guten Rath ertheilen kann [1]).

Um den Pic de la Trombe zu erreichen (etwa vier Stunden bis hinauf), geht man nach Epinel hinab, biegt bei den ersten Häusern des Dorfes rechts ab, windet sich durch einige Gassen und zwischen Gärten hindurch und gelangt, nachdem man einen steilen Abhang zur Rechten hinaufgeklettert ist, in einem Bogen an den nördlich von Epinel liegenden, steilen, mit Fichten bewachsenen Hang, an dessen Fuße ein zwischen Hecken befindlicher Quell zum stärkenden Trunke ladet. Nun beginnt das Steigen an dem abschüssigen Berge hinauf; es folgt eine zu umgehende Schlucht, an deren jenseitiger Wand ein loses Geröll das Klettern erschwert, worauf es über grüne Matten zu einem einsamen, verfallenen und meist verlassenen Châlet (Tavalion) geht, bei welchem ein dünner Röhrenstrang ein freilich nur am Morgen genießbares Wasser liefert. Man befindet sich hier unmittelbar über dem Pont de Laval und hat bereits einen köstlichen Blick auf die gerade gegenüberliegende Grivola und den von ihr sich herabziehenden Glacier de Nemenon, welcher durch eine kolossale Moräne gleichsam in seinem Sturze aufgehalten wird. Hinter dem links vom Gletscher sich befindlichen Contrefort, das auch la Petite Grivola genannt wird, liegt der Glacier du Trajo (Stragio). In der Tiefe zu unseren Füßen braust in dunkeler Schlucht die Granteivie, rechts tauchen die Hütten von Vieyes auf, zur Linken, über Epinel und Crétaz, leuchten die hellen Häuser von Cogne. Nachdem man abermals eine Schlucht umgangen hat, erreicht man über eine mit Felsblöcken bedeckte Mulde ein Plateau, von welchem ein schwer zu findender Zickzackpfad direkt auf die Höhe zur Rechten führt, worauf man, eine Zeitlang ziemlich eben fortschreitend, bald die Einsattelung, den Col du Drinc, vor sich liegen sieht, der in kurzem Anlauf gewonnen wird. Den Kamm überschreitend eröffnet sich mit einem Schlage ein überraschender Blick in das Thal von Aosta und auf die Walliser Alpen, wie er schöner kaum gedacht werden kann. Nun gilt es die nordwestlich etwa noch $1/2$ Stunde entfernte felsige Kuppe zu erreichen, welche man gewinnt, indem man an der linken Seite des Felsengrats emporklimmt, eine Zeitlang auf dem Kamme selbst hinschreitet, dann dicht vor der höchsten Spitze an der Nordseite hinab- und über Geröll und Grashalden endlich wieder emporklettert. Die sanft gewölbte Kuppe, welche nach allen Seiten einen freien Rundblick gewährt und auf der Generalstabskarte als Pointe du Drinc bezeichnet ist, hat von dem Abbé Carrel den charakteristischen Namen Pic de la Trombe von den zahlreichen daselbst beobachteten Windhosen oder Tromben erhalten, die interessant genug sind, um die Aufmerksamkeit der Reisenden in hohem Grade zu fesseln. Während ringsum sich kein Lüftchen regt, hört man plötzlich ein eigenthümliches Sausen, welches aus dem nach dem Cognerthale zu liegenden zerklüfteten Gestein zu kommen scheint. Neugierig blickt man sich um und gewahrt mit einem Male eine kleine einige Fuß hohe Windhose, welche langsam über das Plateau hinschreitend alle kleineren Gegenstände, die in ihrem Bereiche liegen, erfaßt und in raschem Wirbel hoch in die Luft führt, bis sie jenseits des Plateaurandes wieder verschwindet. Vielleicht verdanken diese Tromben der aus dem kalten Thale der Granteivie in das warme Thal von Aosta herüberwehenden Luft ihren Ursprung. Während wir Gelegenheit hatten, in einer halben Stunde wohl an sechs derselben zu gewahren, sind sie nach Carrel's

[1]) Derselbe hält in Cogne eine meteorologische Station.

Aussage an anderen Punkten des Höhenzuges noch nicht beobachtet. Der Pic de la Trombe (2660 m) zählt entschieden zu den schönsten Aussichtspunkten der Alpen und würde unvergleichlich genannt werden müssen, wenn ihm nicht die Zierden des Rigi und Generoso, die Seen, mangelten. Man übersieht mit einem Blicke das Thal von Cogne bis zum Col de Fenêtre hinauf, die ganze Grand-Paradis-Gruppe, den Ruytor, den Montblanc und die Walliser Alpen bis zum Monte Rosa hin und davor das sonnige Thal von Aosta bis zu seiner untern Biegung bei Chatillon. Den Glanzpunkt bildet die mächtig aus dunkelem Thalgrunde sich zum Himmel emporthürmende Grivola mit ihrem prachtvollen, reinweißen Schneegrat und der in seiner ganzen Riesengestalt in blendendem Glanze daliegende Montblanc, während auf den Walliser Alpen es besonders der Mont Velan, Mont Combin, das Matterhorn und der Mont Rosa sind, welche unsere Blicke fesseln. Das duftige Thal der Dora, in welchem wir St. Pierre und Aosta unmittelbar zu unseren Füßen erblicken, und in welches man in fünf Stunden über Gressan hinabsteigen kann, findet im Osten einen großartigen Abschluß durch die in größter Nähe liegende Becca di Nona und die grotesken Kuppen des Mont Emilius und Pic Garin, welche durch grüne mit einzelnen Schneehalden bedeckte Matten von uns getrennt sind.

Eine überaus lohnende, wenn auch etwas anstrengende Tagestour, auf der sich uns ein prachtvoller, höchst instruktiver Blick auf die ganze Grand-Paradis-Kette erschließt, ist eine Exkursion in das obere Vallon d'Urtier mit dem Rückwege über das Châlet Taverona. Man geht an der Granteivie hinauf, indem man dicht hinter Cogne den nach Molina führenden Weg links liegen läßt, und tritt bei Champlong auf das rechte Ufer bis Lilaz, wo die Wege sich theilen. Ehe man den Felsenpfad zur Linken ersteigt, versäume man nicht, noch etwa eine Viertelstunde weiter im Flußthale aufwärts zu gehen, um den schönen Wasserfall der Granteivie zu beobachten, die dort aus der zweiten Thalstufe sich brausend herabstürzt. Rüstige Fußgänger brauchen nicht ganz wieder zurückzugehen, sondern suchen halbwegs sich einen Weg nach dem sich den Felsen hinaufwindenden Zickzackwege zu bahnen. Auf der Höhe (la Balme) hat man einen prachtvollen Einblick in das Valnontey mit seinen ziemlich hoch hängenden Gletschern, welche links von der Pointe de Lavina, rechts durch den nun in seiner ganzen Majestät sich präsentirenden Grand Tour de St. Pierre gekrönt werden. Nach N.-W., in der Richtung nach Cogne zu, füllt der schimmernde Montblanc den ganzen Thalspalt aus, neben uns in schwindelnder Tiefe rüstet sich die Granteivie zu ihrem großen Salto mortale, während vor uns die ganze zweite Thalstufe sich entfaltet, zur Linken eine steile Felsenwand, welche die prächtigen Alpenweiden von Taverona bis Gueula stützt, gerade vor uns neben den elenden Hütten von le Crêt die Chapelle de Notre Dame du Neige au Crêt und dahinter, den Horizont begrenzend, das grüne Delta von Chavanis. Der Weg führt nun weiter durch Getreidefelder, an einzelnen Hütten und an einem schönen Quell vorbei, erst mäßig, dann immer schärfer ansteigend, zur Kapelle, von wo ab er in dem nun enger werdenden Thale eine tüchtige halbe Stunde lang hoch an dem Felsen zur Linken hinführt, bis er sich über dem Einfluß des Paradza in die Granteivie eine Zeitlang nördlich wendet und, durch schöne Alpenwiesen aufwärts leitend, in einem großen Bogen die rechts auf den Höhen am linken Ufer des Paradza liegenden Châlets von Chavanis erreicht (3½ Stunden von Cogne). Wenn man von hier aus noch ein halbes Stündchen weiter östlich bis zum Châlet le Brouillot geht, so hat man ziemlich den höchsten Punkt in der Mitte des großen Amphitheaters erreicht und wird sich leicht orientiren können. Gegen Norden hat man den Kamm, hinter welchem das Val de Grauson liegt und an welchem, von links nach rechts, die Châlets von Gueula, in der Tiefe, links von dem kleinen oft ausgetrockneten See, Pianas, etwas rechts darüber Ivergneux, und zuletzt über den dicht vor uns auftauchenden Hütten von la Manda die von Ponton am Fuße der Tersiva liegen. Bei Ivergneux sieht man den Pfad sich den Hang hinaufschlängeln, welcher über den Grat in das Val de Grauson führt. Im Osten fallen sofort der Tour de Ponton und rechts davon die Becca Costasse ins Auge, zwischen denen der Col du Fenêtre liegt. Im Vordergrunde sieht man das Châlet du Paradza. Der Südhang wird links vom Col du Paradza, rechts von der Lavina abgeschlossen, und stellt eine öde Halde mit Gletschern und ungeheuren Geröllhalden dar. Im S.-W. erheben sich die übrigen schimmernden Schneegipfel der Paradis-Kette. Um nun über das bereits erwähnte Taverona zurückzukehren, steigt man zu den Hütten von Pianas hinunter und den jenseitigen Hang hinauf, bis man auf einen sogenannten Weg stößt, welcher westlich nach Gueula führt. Man hüte sich jedoch, irgend einen der links sich abzweigenden Pfade einzuschlagen, indem dieselben zu unübersteigbaren Schluchten führen, sondern halte sich stets auf dem höchstliegenden Wege, der in großen, durch die an dem Felsengrat sich zur Granteivie herabziehenden Schluchten bedingten Bogen nach den Châlets von la Susse und endlich nach dem von Taverona führt, welches etwa oberhalb Lilaz liegt. Der ganze Weg über die schönen Alpweiden, auf denen man großen Viehherden begegnet, ist unbeschreiblich schön, weil man beständig in der höchsten Vollständigkeit die sämmtlichen Gipfel der Grand-Paradis-Kette bis zur Grivola vor sich hat, und durchaus nicht beschwerlich. Anstrengend, besonders nach langer Wanderung, ist dagegen der Abstieg nach Cogne. Bald hinter Taverona scheint sich der Weg zu verlieren; bei einiger Aufmerksamkeit wird man jedoch den sich den Abhang hinabziehenden Pfad, welcher sich bald mit dem von der Eisengrube Licone kommenden Wege vereinigt, gewahr werden, der nun steil in großem Zickzack und größtentheils auf losem Geröll sich ins Thal von Cogne hinabwindet und schließlich zur Seite eines meist trockenen Gießbaches in fast schnurgerader Linie auf die Brücke zwischen Champlong und Molina ausmündet.

Um das Val de Grauson zu erreichen, geht man über den Pont de la Tine, läßt, wenn man nicht zuvor dem schönen Wasserfalle des Grauson dicht hinter Molina einen Besuch machen will, den Weiler rechts liegen und steigt zwischen Getreidefeldern und Mauern den Weg nach Gimillan hinauf, bis ein Weg nach einer rechts sich zeigenden Kapelle abbiegt. Denselben verfolgt man zwischen Wiesen hindurch immer zur Linken des in der Tiefe brausenden Grauson. Sobald aber die Wiesen aufhören, muß man, statt rechts zum Flusse hinabzusteigen, auf einem Zickzackpfade den Berg zur Linken hinaufklettern, den eine kleine Kapelle krönt, um so die enge Felsenschlucht des Grauson zu umgehen. Nachdem man eine Biegung des Weges erreicht hat, wird der schöne Rückblick in das Thal von Cogne abgeschlossen und man sieht vor sich in einen tiefen Kessel mit einigen Wiesen und elenden schwarzen Hütten, in welchem links von dem Châlet Pilaz (oder Pila) ein schöner Wasserfall das Auge fesselt. Nach kurzer Zeit wird der Gießbach überschritten und man wendet sich durch die Wiesen dem schroffen Felsen zur Rechten des Wasserfalls zu, dessen Höhe durch eine eingehauene Treppe erreicht wird. Jenseits desselben beginnt ein enges Defilé, in welchem der Weg oft steil aufwärts führt und an dessen Ende endlich der kesselförmige obere Theil des Thals sich öffnet, dessen größtes Châlet das am Fuße des

Tour de Grauson liegende Châlet du Grauson ist und in welchem man sich nach der oben gegebenen Beschreibung leicht zurecht finden wird.

Die drei südlichen Thäler werden für den das meiste Interesse haben, welcher direkt mit den prächtigen in dieselben sich hinabziehenden Gletschern in Berührung zu kommen wünscht und ein Freund wilder Hochgebirgsscenerie ist. Sie sind leicht und ziemlich bequem zugänglich, während die aus denselben nach Süden führenden Pässe nur mit großen Beschwerden und unter Leitung eines kundigen Führers zu begehen sind. Der am häufigsten benutzte ist der königliche Jagdweg über den Col de Lauzon, der von Valnontey aus in großem Zickzack die Felswand hinauf, dann mäßig ansteigend endlich in das Valsavaranche hinüberführt. Um den Grand-Croz- und Money-Gletscher in der Nähe zu sehen, muß man von Valmiana im obern Valnontey nach den Châlets du Money hinaufsteigen oder gegenüber zu den Hütten von Herbettet emporklimmen.

Alle drei Thäler, wie überhaupt der ganze südliche Höhenzug, beherbergen noch eine ziemliche Zahl des im übrigen Europa so ziemlich ausgerotteten Steinbocks, zu dessen Jagd der vormalige König Victor Emmanuel fast alljährlich nach Cogne oder nach Ceresole in Val d'Orca (südlich vom Grand Paradis) zu gehen pflegte. Die noch vorhandenen sogenannten königlichen Jagdwege, die aber seit des Königs Tode mehr und mehr in Verfall gerathen, und die von demselben an mehreren Orten ausdrücklich zum Schutz des Steinbocks angestellten Wildhüter zeugen noch heute von dem lebhaften Interesse, welches der Ré galantuomo einst für dies edle Wild hegte. Auf die Tödtung eines Steinbocks von der Hand Unberufener, selbst der Wildhüter, war eine hohe Strafe gesetzt, und hatte der muthige Schütz nach Tuckett's Bericht nicht nur 600 Francs zu erlegen, sondern außerdem neun Jahr Galeeren zu erwarten. Uebrigens müssen vor noch nicht langer Zeit auch hier die Steinböcke noch häufiger gewesen sein, denn man hat verschiedentlich mit Erfolg gekrönte Versuche gemacht, sich der Jungen zu bemächtigen und in zoologische Gärten überzuführen. Letzteres ist jedoch meines Wissens nicht gelungen; der letzte Transport gelangte nur bis Chamouny, wo sämmtliche Thiere starben. Der Reisende darf übrigens von Glück sagen, wenn er einen lebenden Steinbock zu sehen bekommt; Tuckett ist auf seinen vielen Wanderungen nur einige Male diesem interessanten Thiere begegnet.

Ist nun das Thal von Cogne jedem Reisenden, der ein Freund großartiger Scenerie ist, angelegentlichst zu empfehlen, so bietet es besonders dem Botaniker eine reiche Fülle schöner und seltener Pflanzen, deren er anderswo nur höchst einzeln oder nur mit großer Mühe habhaft werden kann, ja einzelne Pflanzen, wie das Aethionema Thomasii Gay, sind bis jetzt bloß hier gefunden worden. Schon auf dem Wege nach Cogne begegnet er einer Anzahl seltener Sachen, wie Galium rubrum, Echinospermum deflexum, Sisymbrium strictissimum (vor Vieyes), Achillea tomentosa, Alsine Jacquini, Geranium lividum, Astragalus alopecuroides (zwischen Epinel und Crétaz), Campanula spicata, Linnaea borealis, Digitalis media, Ajuga Chamaepitys, Nepeta Nepetella, Festuca flavescens Bell. (bei Vieyes).

Eine außerordentlich reiche Ausbeute liefert das Flußbett der Granteivie, in dessen Gries sich eine Menge Hochgebirgspflanzen angesiedelt haben. Man thut jedoch wohl, dasselbe vor Mittag zu besuchen, ehe die Gletscherwasser die interessantesten Stellen unzugänglich gemacht haben. Hier, besonders bei Epinel und vor dem Eingange ins Valnontey, finden sich unter vielen anderen Sachen Astragalus aristatus und exscapus, Artemisia Mutellina und glacialis, Achillea herba rota, Asperula longiflora, Epilobium Fleischeri, Juncus alpinus, Trifolium saxatile und caespitosum, Equisetum variegatum; im Gries bei Lilaz: Herniaria alpina, Hieracium pilosissimum Koch, Peleterianum und farinaceum, Poa nemoralis glauca. Ein Hügel bei Crétaz beherbergt Armeria plantaginea, Androsace septentrionalis und diverse Rosa; auf dem Pré St. Ours steht Rumex arifolius (dicht beim Gasthofe), Colchicum alpinum, Bulbocodium vernum, Rosa montana, graveolens, pimpinellifolia, coriifolia und cinnamomea. An den Felsen rechts am Eingange ins Valnontey wächst Sempervirum Wulfeni, Peucedanum Oreoselinum, Hieracium pallescens und amplexicaule, gegenüber auf Felsen das prachtvolle Hieracium lanatum, weiter aufwärts auf einer Wiese Phyteuma Halleri, Carex aterrima, Juncus Jacquini; am rechten Ufer Pinguicula grandiflora, Thalictrum foetidum, Alsine recurva, setacea und laricifolia, Sagina saxatilis, Silene Vallesia, Astragalus leontinus, Epilobium Fleischeri und collinum, Bupleurum stellatum, Gentiana lutea. An den Abhängen über Cogne nach Silvenoire findet man Orchis ustulata und unter den Fichten Linnaea borealis. Im Valeille kommen vor z. B. Sinapis Cheiranthus, Cerastium glaciale, Phaca alpina, Gnaphalium Leontopodium, Achillea herba rota, Gentiana tenella, obtusifolia und nivalis, Pedicularis rostrata forma glabrata, Ajuga pyramidalis, Salix Lapponum und Juncus filiformis. Im untern Theile des Val de Grauson: Aethionema Thomasii (auf Geröll hinter der Kapelle), Lotus villosus, Oxytropis lapponica, Astragalus aristatus und monspessulanus (linkes Ufer), Crepis grandiflora, Artemisia nana, Podospermum laciniatum und calcitrapifolium (bei Molina am Wege), Pirola chlorantha, Linaria italica, Pedicularis rostrata, Scutellaria alpina, Colchicum alpinum, Carex frigida und Avena distichophylla. Die Strecke zwischen Lilaz und dem Delta von Chavanis bietet Sempervirum Wulfeni, Androsace septentrionalis, Hieracium lanatum, villosum und villosissimum (20 Minuten vor der Kapelle), Aethionema Thomasii, Matthiola varia, Helianthemum alpestre, Silene Vallesia, Potentilla alpestris, Athamantha cretensis, Laserpitium hirsutum, Artemisia glacialis, Campanula Allionii, Pedicularis gyroflexa und tuberosa, Oxyria digyna, Elyna spicata, Carex sempervirens und andere, Avena distichophylla. Der größte Reichthum entfaltet sich auf dem Delta von Chavanis bis nach le Brouillot hin, sowohl auf der Höhe, als in dem Winkel zwischen Granteivie und Paradza, wo man unter vielen anderen Pflanzen findet: Ranunculus rutaefolius und pyrenaeus, Hugueninia tanacetifolia, Thlaspi alpinum, Viola pinnata, Saponaria lutea (massenhaft), Lychnis alpina, Geranium aconitifolium, Phaca astragalina, Oxytropis Halleri, Alchemilla pentaphyllea, Epilobium origanifolium und alpinum, Rhodiola rosea, Hieracium glanduliferum, Leontodon pyrenaicus, Gnaphalium norvegicum, Scorzonera austriaca, Centaurea axillaris (?) und nervosa, Valeriana celtica (massenhaft), Gentiana tenella, excisa, aestiva, brachyphylla und nivalis, Pedicularis gyroflexa, cenisia, incarnata, Armeria alpina, Primula pedemontana, Salix Arbuscula, Lloydia serotina, Elyna spicata, Juncus trifidus, Jacquini und triglumis, Luzula lutea und flavescens, Carex atrata, nigra, foetida, capillaris und andere, Agrostis rupestris.

Auf den Matten von Guenla nach Taverona zu: Petrocallis pyrenaica, Oxytropis foetida, Paronychia argentea, Adenostyles alpina, Campanula Allionii, Betonica

hirsuta, Tofjeldia capitata, Avena sempervirens und Aethionema Thomasii (beide im Geröll über Champlong). Fast ebenso lohnend ist die Ausbeute einer Excursion nach dem Pic de la Trombe; hier wachsen unter vielen anderen Pflanzen, besonders um den Col du Drinc herum: Anemone baldensis, Arabis coerulea, Draba Johannis, Erysimum pumilum, Saponaria lutea, Arenaria biflora, Oxytropis lapponica und cyanea, Sibbaldia, Geum montanum, Herniaria alpina, Saxifraga diapensoides, adscendens und andere, Artemisia spicata, Erigeron uniflorus, Valeriana saliunca, Pedicularis rosea, Androsace carnea, Salix reticulata, retusa und herbacea, Luzula spicata und lutea, Carex frigida, curvula, nigra, capillaris und andere, Festuca violacea Gand. und pumila, Poa laxa, Avena sempervirens. Außer den genannten Touren würden dem Botaniker die Abhänge über Gimillan, der obere Theil des Val du Grauson, die Matten über Valnontey zum Col de Lauzon hinauf, und das linke Ufer der Granteivie der zweiten Thalstufe, von les Pianés ins Varbonnay hinauf, vielleicht auch die Abhänge über Crétaz, unterhalb der Châlets du Poucet, zu empfehlen sein.

Die Bevölkerung in dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya.

Mit einleitenden allgemeinen Bemerkungen. Von Dr. **Konrad Ganzenmüller.**

I.

Die größte Massenerhebung der Erdrinde im östlichen Asien wird durch das erhabenste Gebirgssystem der Erde begrenzt. Das majestätische Randgebirge des Himalaya erstreckt sich im Norden von Vorder-Indien zuerst von Osten nach Westen, dann von Südost nach Nordwest und hat eine Länge von 2400 km oder 320 geographischen Meilen, was der Entfernung von Cadiz bis Hamburg gleichkommt. Wenden wir einen aufmerksamen Blick auf die Flußläufe in demselben, so zeigt sich uns eine merkwürdige Region, welche die Wasserscheide zwischen drei nach verschiedenen Seiten gerichteten Stromsystemen und einen gewissen Mittelpunkt bildet: es ist dies das Quellgebiet des Indus (mit dem Setledsch), des Ganges und des Brahmaputra, und das Hochgebirge wird daher naturgemäßerweise in den östlichen und den nordwestlichen Himalaya geschieden.

Die zusammenhängende gewaltige Gebirgsmasse, welche von der bezeichneten Wasserscheide nach Nordwesten sich hinzieht und den Indus im Nordosten und im Westen, sowie den Setledsch, den Spitifluß, den Tschinab und den Dschilum im Südwesten zur Grenze hat, kann als Centralzug des nordwestlichen Himalaya bezeichnet werden[1]). Die durchschnittliche Gipfelhöhe beträgt hier zuerst 6000 bis 6400, im weitern Verlauf 4600 bis 4900 m, im äußersten Westen aber erhebt sich unter 35° 14′ nördlich, 74° 34′ östlich Gr. der Nanga Parbat oder Diyamir auf 8115 m oder 26 692 engl. Fuß. Die Paßhöhe beträgt im Südosten etwa 5200 und senkt sich weiterhin im Allgemeinen auf 4300 m. Die niedrigste Stelle des ganzen mächtigen Gebirgszuges bildet der nordwärts von Kaschmir unter 34° 21′ nördlich, 75° 30′ östlich Gr. gelegene 3463 m hohe Dras- oder Tsodschipaß, welchen der 3674 m hohe Gipfel des Groß-Venedigers in den europäischen Alpen nur um 211 m überragt[2]).

Der Indus oder Sindhu entsteht aus drei Quellflüssen. Von diesen entspringt der längste und wasserreichste, der Singhi-tschu (Löwenstrom), der als Hauptquellfluß zu betrachten ist, am Nordost- oder Ostabhang des 6700 m hohen Kailas-Parbat (auch Tise-Pik genannt[1]), fließt zuerst nördlich, hat bei dem Sommerdorf Dschiatschan eine Meereshöhe von 4835 m und wendet sich später nach Nordwesten und Westen. Oberhalb Taschigang vereinigt er sich mit dem von Südost kommenden Langtschu und bald darauf mit dem aus derselben Gegend herfließenden Gartung-tschu. Unterhalb jenes Ortes ist der Lauf des Indus zuerst in einem weiten Thale, dann in einer engen Schlucht zwischen Bergketten hin gegen Nordwesten gerichtet. Unter 33° nördlich, 79° 15′ östlich Gr. nimmt er den von Süden kommenden Koyul auf. Bei Dora wird sein Thal bis 3 km breit. Eine kleine Strecke westwärts vom 79. Grade östl. Gr. wendet er sich nach Südwesten und durchbricht eine Granitkette, welche sich weiter nach West auf der rechten Seite des Flusses hinzieht. Bevor derselbe sich wieder west- und nordwestwärts wendet, ergießt sich in ihn der Hanle. Bald darauf bildet das Thal eine Ebene bis zu einer Breite von 6½ km. Das Wasser hat einen langsamen Lauf und breitet sich zuweilen 1 km weit aus. Weiter abwärts treten die Berge wieder näher heran. Dann mündet der von Südwest kommende Nibar- und später, gegenüber von Maya, der Pughafluß. Bei Upschi, wo der Gyafluß auf der linken Seite sich mit dem Indus vereinigt, wird das Thal wieder breiter, bis es in der Gegend um Le, der Hauptstadt von Ladak, eine Ausdehnung von 9 km erreicht. Der Indus hat hier eine Meereshöhe von 3200 m. Im Anfang des Juli 1856 fand ihn Schlagintweit 22 m breit und in der Mitte 2,75 m tief. Von den begrenzenden Felsen am linken Thalrande bis zum Niveau des Flusses ist eine breite, sanft abfallende Fläche, welche gut bewässert werden kann und mit zahlreichen Dörfern und wohlbebauten Feldern bedeckt ist. Weiter nordwestwärts, nachdem die Berge wieder nahe an

---

[1]) Der Karakorum wird am besten zu dem Himalayasystem gerechnet. Vergl. Markham, Boglo and Manning pp. XXIII, XL.

[2]) Vergl. Petermann, Indien und Innerasien (nördliches Blatt) in Stieler's Handatlas Nro. 64, Gotha 1876. (Auf dieser Karte finden sich die meisten der im Folgenden angegebenen geographisch wichtigen Punkte.) Vergleiche ferner Schlagintweit, Reisen in Indien und Hochasien III. Karte, und Petermann, Mittheilungen XVII (1871), Tafel 20; XXI (1875), Tafel 8. Mit größter Genauigkeit ist fast der ganze nordwestliche Himalaya dargestellt auf der Drew's Werk über Dschemu und Kaschmir beigegebenen Karte: The Territories of the Maharadja of Jummoo and Kashmir. With Portions of the adjoining countries. Compiled chiefly from the Maps of the Great Trigonometrical Survey of India. London 1876.

[1]) Nicht weiter im Osten, wie auf Nro. 64 in Stieler's Handatlas angegeben. Vergl. Petermann, Mittheilungen XVII (1871), Tafel 20.

den Indus herangetreten sind, wird derselbe nicht unbedeutend durch den Tsanskhar verstärkt. Dessen Gebiet besteht aus zwei Hochthälern, dem Tscharapa- (im Südosten) und dem Pentse-Thal (im Nordwesten), welche beide in einer Linie liegen, aber entgegengesetztes Gefälle haben und in das weite nun entleerte Seebecken einmünden, in dem die Hauptstadt Padun gelegen ist. Der vereinigte Fluß nimmt nordnordöstliche Richtung an und sein Thal wird bald so schmal, daß man nur zur Winterszeit, wenn er gefroren ist, auf dem Eise durch dasselbe nach dem Indus und nach Le gelangen kann. Auch das Industhal ist weiter nach Nordwesten fast immer sehr enge und bildet vielfach einen tief eingeschnittenen Felsenkanal, der unten nicht mehr als 20 m breit ist. Auf der linken Seite erheben sich die Felswände steil bis 600 m, die Berggipfel sind etwa 2000 m über dem Fluß oder 5000 m über dem Meere erhaben. Der beschwerliche Verkehrsweg führt zum Theil über die Bergrücken hin. Es kommt hier von Süden der Wanla-, dann bei Atschinathang der Kandschi- und bei Maral der nicht unbedeutende Suru-Fluß. Der letztere hat seine Quelle nicht fern von der des Pentse und nimmt unweit Kargil den von Nordwesten von dem Deosaiplateau kommenden Schigar mit dem Dras-Fluß auf. Zwischen Kartakscho und Skardo wird der Indus in einer Meereshöhe von 2338 m auf der rechten Seite sehr bedeutend durch den Schayok verstärkt. Erst um Skardo, der Hauptstadt von Balti, erweitert sich das Industhal wieder und bildet eine Ebene von 32 km Länge und 1 bis 8 km Breite. Unterhalb derselben wird der Strom abermals von Bergen eingeengt und jenseits Rondu wird er so wild, daß die Straße sein ödes fast ganz unbewohntes Thal verläßt und seitwärts über die Höhen führt. Bei Haramosch erreicht er seinen nördlichsten Punkt, durchbricht dann das Gebirge und wendet sich nach Süden. Hier nimmt er auf der rechten Seite den von Nordwest kommenden Gilgit und weiterhin auf der linken den von Südost herfließenden Astor auf. Darnach verfolgt er eine Zeitlang westliche und dann weithin durch wenig bekanntes Land im Allgemeinen südsüdwestliche Richtung.

Im Süden von dem Kailas Parbat liegen 4650 m über dem Meer die beiden heiligen Seen: der von Norden nach Süden 24 km lange und von Osten nach Westen 17 km breite Mansarowar oder Mapang-tso und westlich von diesem der wohl doppelt so große tiefblaue Rakus-tal, welche als Quellbecken des Setledsch betrachtet werden. Dieser hat westnordwestliche Richtung, nimmt unter anderen den von Norden kommenden Fluß von Tschemerti auf und wendet sich unterhalb Schipki nach Südwesten, das Gebirge in wildem Laufe durchbrechend. Er wird hier durch den Spiti verstärkt, welcher aus dem Laro-tschu und dem Lodi-tschu entsteht und gegenüber von Schalkhar den Parang-Fluß aufnimmt. Der Spiti setzt die allgemeine Thalrichtung nach Nordwest hin weiter fort. Von ihm führt der 4450 m hohe Kunzum- oder Kulzumpaß hinüber in das nächste Längenthal, in das des Tschinab. Von dessen zwei Quellflüssen entspringt der Tschandrabhaga (Mondesgabe) am Südostabhang des Baralatschapasses, nimmt zuerst auf eine Strecke von 88 km südöstliche, dann südliche Richtung, wendet sich aber plötzlich nach Westen und Nordwesten, und vereinigt sich mit dem Suryabhaga (Gabe der Sonne), fließt als Tschinab nach Nordwesten meist in einem tiefen Felsenkanal und empfängt verschiedene Sturzbäche aus den Bergen und den Gletschern. Bei Atholi erweitert sich das Thal im Norden zu einer sandigen Fläche. Der Fluß hat hier eine Meereshöhe von 1939 m und nimmt den von Norden kommenden Bhutna, sowie später, etwas oberhalb Kischtwar, den Maru Wardwan auf. Die Länge von der Quelle bis hierher beträgt etwa 520 km, das Gefälle 3500 m. Dann wendet sich der Fluß nach Süden, Westen und Südwesten. Die Quelle des Dschilum liegt unter 35° 30′ nördlich, 75° 21′ östlich Gr. bei Vernag; er fließt in nordwestlicher Richtung und in langsamem Laufe durch das „herrliche Hochthal von Kaschmir“ und an dem Wullersee vorbei. 28 km unterhalb desselben wird der Charakter des Flusses, mit dem sich bis dahin alle Wasser von Kaschmir vereinigt haben, und der dort eine Breite von 128 m hat, plötzlich ein anderer. Er stürzt, das Gebirge durchbrechend, über Felsen in wildem, raschem Laufe dahin, und ist zur Schifffahrt nicht mehr wie früher tauglich; er verfolgt zuerst westsüdwestliche, dann westliche und zuletzt nordwestliche Richtung bis in die Gegend von Mosesserabad, unweit welcher Stadt er den von Nordosten kommenden Kischenganga aufnimmt, worauf der Dschilum sich endlich nach Süden wendet.

Nach Uebersteigung der von den heiligen Seen südwärts gelegenen Himalayaregionen bietet sich auf einmal ein anderes Land den Blicken dar, denn es beginnen nun die Hochflächen. Ungeachtet der bedeutenden Höhe dieser Gegend ist die topographische Gestaltung jedoch keineswegs die einer vollkommenen Ebene, da in nicht geringer Entfernung von hier nach allen Richtungen hin Kämme und Berge 200 bis 300 m hoch dieselbe überragen. An den Kailas, welcher nach den Vorstellungen der Inder als Götterberg Meru den Mittelpunkt der Welt bildet, schließt sich im Nordwesten der Tise Gangri an. Am höchsten wird derselbe in dem Gebirgsrücken, der sich im Südwesten des Gartung-tschu hinzieht — so erreicht der Tschiblen-Pik unter 31° 29′ nördlich, 80° 10′ östl. v. Gr. 6250 m — und wird meistens auf dem 5353 m hohen Tschako-la überschritten. Die ganze Gegend von 31 bis 33° nördlich und 79½ bis 81½° östl. v. Gr. bleibt fast durchweg auf einer Höhe von 4000 m [1]). Von der Wendung des Setledsch bei Schipki zieht nach Norden der Porgyalkamm mit dem 6700 m hohen Porgyalgipfel. Nicht weit davon beginnt ein außerordentlich gewaltiger (im Einzelnen wieder sehr mannigfach gegliederter) zusammenhängender Gebirgszug, der im Allgemeinen weithin Nordwest-Richtung beibehält, zu dem Großartigsten gehört, was der Himalaya überhaupt bietet, und die Wasserscheide bildet zwischen dem Indus im Norden einerseits und dem obern Setledsch, Tschinab und Dschilum andererseits. Im Südosten liegt zunächst unter 32° 22′ nördl., 78° 28′ östl. v. Gr. der 7612 m hohe Gya-Pik, westlich von diesem der 7534 m hohe Paranggipfel. Hier führt ein Weg vom Setledsch das Spitithal aufwärts über den 5639 m hohen Parangpaß nach dem 4540 m [2]) hoch gelegenen 24 km langen, 6 bis 8 km breiten Bergsee Tso Moriri und nach dem Industhal. Die günstigste Uebergangsstelle in diesem Theil des Hochgebirges bildet der weiter nordwestlich unter 32° 43′ nördl., 77° 21′ östl. Gr. liegende 4330 m hohe Baralatschapaß, auf dem sich die Wege nach Spiti (im Südosten), nach Ladak (im Norden) und nach Lahol (im Süden) kreuzen. Nordwestlich von dem Paß beginnt eine Reihe von ungeheuer mächtigen Gletschern und Schneefeldern. Der Hauptkamm des Gebirges zieht längs des Tsanskhar- und Pentsethales hin, er sendet aber verschiedene Seitenrücken aus, welche ebenfalls zum Theil mit Schnee bedeckt und

[1]) Der Eiger in den Berner Alpen ist 3975 m, das Schreckhorn 4080 m hoch.

[2]) Die Mischabelhörner erreichen eine Höhe von 4554 m.

durch größere oder kleinere tief eingeschnittene Querthäler geschieden sind. Besonders weit ausgedehnt und mächtig ist der eine Strecke nordwestlich von dem Umasi oder Bhar-dar-Paß liegende Durang-Drang-Gletscher, und weiterhin, südostwärts von Suru, erreichen die beiden Nun-Kun-Piks die Höhe von 7054 m; dann senkt sich das Gebirge allmälig zu dem schon genannten Dras- oder Tsodschi-Paß, welcher eine verhältnißmäßig bequeme und einen großen Theil des Jahres zu passirende Uebergangsstelle von Kaschmir nach Balti darbietet, erhebt sich aber südwärts vom Kischenganga zu dem 5125 m hohen Haramuk-Pik und steigt zwischen dem Kischenganga- und Astorgebiet immer höher und höher an, bis es in der ebenfalls schon erwähnten, aus kolossalen Felsenmassen bestehenden Berggruppe des Nanga Parbat eine Gipfelhöhe von über 8000 m erreicht, und auf 16 km Länge auch nicht ein Punkt unter 6000 m liegt.

Alles Land zwischen dem obern Indus bis Koyul und dem obern Setledsch bis Schipki gehört zu der tibetischen Provinz Gnari Khorsum. Hier liegt unter Anderem auf der rechten Seite des Singhi-tschu in einiger Entfernung von demselben, nördlich von dem Sommerdorfe Dschiatschan, das Hirtenlager Giatscharuff in einer Höhe von 4794 m [1]) und am Gartung-tschu unter 31° 44′ nördlich, 80° 23′ östl. v. Gr., 4343 m über dem Meer [2]) die Handelsstadt Gartok, in welcher im August und September eine große Messe abgehalten wird. Von der Westgrenze Tibets an umfaßt das Land zu beiden Seite des Industhales die dem Maharadscha von Dschemu und Kaschmir: Rambir Singh [3]) gehörenden Gouvernements von Ladak, Balti und Gilgit. Ruptschu, zunächst im Westen von Gnari Khorsum liegend, ist eine Provinz von Ladak. Die niedrigsten Gründe haben eine Meereshöhe von 4100 bis 4500, die Berge eine solche von 6000 bis 6400 m. In dem ganzen Lande, welches etwa 188 geographische Quadratmeilen groß ist, sind vielleicht 500 Bewohner. Dieselben leben in Zelten, deren Gesammtzahl etwa 100 beträgt (ein Zelt für jede Familie). Diese Zelte sind von Zeug aus Yaks- oder Ziegenhaaren und ungefähr 4 m lang, 3 m breit und 2 m hoch; sie sind mit kleinen Flaggen aus Yakschweifen verziert. Der wichtigste Ort ist das unter 32° 48′ nördlich, 78° 56′ östl. v. Gr., 4351 m hoch gelegene und von 20 Lamas bewohnte Kloster Hanle, welches als der „Große St. Bernhard“ [4]) des Himalaya bezeichnet werden kann. Unter Ladak versteht man alles Land zu beiden Seiten des Indus von Upschi (28 km oberhalb Le) auf eine Länge von 160 km bis an die Grenze von Balti. Es umfaßt 186 geographische Quadratmeilen. Die Bevölkerung beträgt nach einer auf Befehl des Maharadscha von Dschemu und Kaschmir im Jahre 1873 veranstalteten Zählung 20 621 Seelen (11 106 männlichen, 9515 weiblichen Geschlechts). Die Hauptstadt ist Le, dieselbe liegt unter 34° 9′ nördlich, 77° 36′ östl. v. Gr., 3515 m über dem Meere [5]), auf der rechten Seite des Indus, 4 km von demselben entfernt, und 246 m über dem Spiegel des Flusses; sie hat etwa 1000 Häuser (mit 3000 Einwohnern), darunter ist ein Palast und ein bedeutender Bazar; denn obgleich weder reich an Rohstoffen noch an Manufakturwaaren, ist Le doch der Sitz eines sehr belebten Transithandels, zumal als das Emporium für Schalwolle oder Paschmina zwischen Gartok und Kaschmir. Südlich vom Indus liegt 4128 m über dem Meere [1]) das aus 40 Häusern bestehende Dorf Gya an dem Flusse gleichen Namens, wo die Gebrüder Schlagintweit im Juni 1856 durch den Anblick von blühenden Saaten überrascht wurden. Tsauskhar ist ein Distrikt, welcher sich von Ladak bis zur Wasserscheide auf den Centralzug des nordwestlichen Himalaya erstreckt und fast genau mit dem Gebiet des gleichnamigen Flusses zusammenfällt. Es stimmt ganz mit Ladak überein sowohl durch den landwirthschaftlichen Charakter, als auch durch Race, Sprache und Sitten der Bewohner, gehört aber zu dem Gouvernement Udampur (weiter im Süden). Die Größe beträgt 145 geographische Quadratmeilen. Die Zahl der Bewohner ist gering. Dem Engländer Drew wurden 43 Dörfer bekannt, von denen jedes 10 bis 12 Häuser zählt; so mag die Summe aller Wohnungen 500 und die der Bevölkerung 2000 Seelen betragen. Der Hauptort ist Padum, 3461 m über dem Meere, am linken Ufer des Tsauskhar; es ist der Sitz eines Thanadars oder Kreishauptmanns und einer Garnison. Das Land am Indus westlich von Ladak wird Balti (oder auch von den benachbarten Völkerstämmen nach persischer Weise Baltistan) genannt. Es zerfällt in verschiedene Gebietstheile. Längs des Indus liegt Kharmang oder Kartakscho, Skardo und Rondu, südwärts von dem Stromthal (südlich von Kartakscho): Kargil, südlich von diesem Kartse und noch weiter südlich Suru; im Süden von Skardo das Deosai-Plateau und südostwärts Dras. Zu den auffallendsten Eigenthümlichkeiten von Balti gehören die steilen hohen Felswände der Thäler und die Kahlheit der Abhänge. Die Thalsohlen der großen Flüsse liegen nur 2100 bis 2400 m über dem Meere. Dras, Kargil, Suru und Skardo (zusammen mit Tsauskhar) hatten bei der Zählung im Jahre 1873: 58 000 Bewohner (29 881 männlichen, 28 119 weiblichen Geschlechts). Von Sandschak und Dah an der Grenze von Balti gegen Ladak finden sich abwärts im Indus-Thale verschiedene kleine Ortschaften. Die Hauptstadt Skardo liegt in einer Meereshöhe von 2267 m [2]) auf der linken Seite des Indus, 45 m über dem Flusse, unter 35° 20′ nördl., 75° 44′ östl. v. Gr. und besteht aus verschiedenen Häusergruppen oder kleinen Flecken, welche über die weite Fläche zerstreut sind. Sie war einst der Sitz des Königs von Balti; mehrere Ruinen deuten auf frühern Glanz. Die Verbindung mit der Hauptstadt von Ladak bleibt den ganzen Winter offen. Unterhalb Rondu, welches auf der linken Seite des Indus liegt, fließt der Strom zwischen vertikal aufsteigenden Gneißfelsen; an der schmalsten Stelle ist er mit einer Seilbrücke überspannt, welche 113 m lang ist. Kargil am Suru-Fluß besteht aus einer Vereinigung von verschiedenen kleinen Dörfern. Die Häuser von Dras, 2994 m [3]) über dem Meere, sind schlecht gebaut. Eine Oeffnung in der Mitte des Daches dient als Kamin und das Feuer wird in der Mitte des Wohnraumes angezündet. Das 3650 bis 3950 m hoch gelegene Deosai-Plateau ist gänzlich unbewohnt. Westwärts von Balti liegt Astor oder Hasora. Hier sind nur die Thäler des Astor-Flusses und des Indus-Stromes bevölkert. Astor, ein Dorf mit einem Fort, ist gegenwärtig die Hauptstation der „Gilgit-Brigade“, von welcher sich 1200 Mann daselbst befinden. Südwärts von Ruptschu, gleichfalls an der Grenze von

---

[1]) Der Montblanc ist 4810 m hoch.
[2]) Das Finsteraarhorn 4275 m.
[3]) Sein Vorgänger hieß Gulab Singh. Nach diesem ist das „Reich“ auf Petermann's Karte (Indien und Inner-Asien) bezeichnet.
[4]) Das im Jahre 1762 gegründete Hospiz auf dem Großen St. Bernhard liegt 2472 m über dem Meere.
[5]) Die Dreiherrenspitze ist 3505 m hoch.

[1]) Die Jungfrau 4167 m.
[2]) Der Julier-Paß, welcher von Bivio südostwärts ins obere Engadin führt, ist 2287 m hoch.
[3]) Die Zugspitze 2960 m.

Gnari Khorsum, ist das 100 geogr. Quadratmeilen große Spiti. Dieses haben bei der Aufstellung von Gulab Singh als Herrscher von Dschemu und Kaschmir im Jahre 1846 die Engländer beansprucht; es war die erste ihrer Besitzungen, welche von rein tibetischer Race bevölkert ist. Der Hauptort ist Drangkhar, 3892 m über dem Meere am rechten Ufer des Todi-tschu oder des Spiti-Flusses. Weiter nach Westen liegt das Gebiet von Lahol; es umfaßt 87½ geogr. Quadratmeilen. Der östliche Theil steht unmittelbar unter britischer Herrschaft und heißt daher auch Britisch-Lahol, der westliche wird, wie Tschamba mit Pangi (und noch andere Gebiete in jener Gegend), von einem einheimischen kleinen Fürsten beherrscht, der aber den Engländern tributpflichtig und ganz von demselben abhängig ist. In Lahol findet man bedeutende Abnahme der Regenmenge und den Uebergang zu dem trockenen Klima von Ladak. Der bedeutendste, indeß nur aus einer geringen Anzahl von Häusern bestehende Ort ist Kardong, 3120 m über dem Meer, am linken Ufer des Suryabhaga nicht weit von dessen Vereinigung mit dem Tschandrabhaga (bei Tendi); es ist daselbst die nördlichste Missionsstation, in welcher sich eine Zeitlang die drei deutschen Missionäre Jäschke, Heyde und Pagel aufhielten. In Tschamba-Lahol liegt Triloknath am linken, in Pangi: Kilar am rechten Ufer des Tschinab. Weiter abwärts an demselben Fluß liegt Padar mit Atholi, westlich davon Kischtwar, nördlich von diesem Wardwan und westwärts von diesen beiden am Dschilum: Kaschmir mit der Hauptstadt Srinager.

Der nordwestliche Himalaya hat eine schmale Achsenzone von Gneiß, welche zum Theil mit seinen höchsten Erhebungen zusammenfällt. Silurische und wahrscheinlich auch vorsilurische Gebilde sind zu beiden Seiten der Achsenzone in großer Mächtigkeit und Ausdehnung, sowie in großer Mannigfaltigkeit der Gesteine entwickelt. Von der devonischen Formation ist bisher noch nichts vorgefunden worden. Die Steinkohlenformation und zwar mit Ausschluß von deren produktivem Theile füllt weite innere Becken. Sie erlitt beträchtliche Zusammenfaltungen und in Folge dessen bedeutende Zerstörung, ist daher jetzt spärlich verbreitet. Die permischen Gebilde und die untere Trias fehlen. Die Schichtgebilde der obern Trias und der rhätischen Stufe sind innig vereinigt in ähnlicher Weise entwickelt wie in den europäischen Alpen und nehmen große Räume ein. In einigen Theilen, welche einer Erhebung lange nicht unterlagen, fand eine regelmäßige Fortentwickelung der Sedimentformationen statt; in den Jurabecken von Spiti und Rupschu reicht sie bis in die Kreideformation hinein. Die Nummulitenformation ist nur am äußersten Südwestrand, entlang dem Abfall gegen die indische Ebene und im Nordosten, entlang dem linken Ufer des Indus vom Hanle- bis zum Tsanskhar-Fluß entwickelt, in letzterer Gegend in Meereshöhen von 3300 bis 3600 m. Sie erreicht hier eine Mächtigkeit von 1500 m und besteht zumeist aus rothen und grünen Schieferthonen, die mit Sandsteinen und zuweilen mit losen Konglomeraten wechseln.

In Bezug auf die größere oder geringere Menge atmosphärischen Niederschlags können wir im nordwestlichen Himalaya überhaupt vier Regionen unterscheiden: 1. Die Region, in welcher periodischer Regen fällt (im Allgemeinen bis zu dem Centralzug sich erstreckend); 2. die Region, in welche der periodische Regen nicht mehr hinreicht, wo aber noch Regen genug fällt, um den Reisbau und das Wachsthum der Sträucher zu ermöglichen (Kaschmir und die Gebiete bis zur Wasserscheide in dem Centralzug umfassend); 3. die Region, in welcher nur wenig Regen fällt und Sträucher ohne künstliche Bewässerung nicht wachsen (Theile von Balti und Astor einschließend); 4. die regenarme Region (zu welcher Gnari Khorsum, fast ganz Ladak mit Rupschu und der größte Theil von Balti gehört). Das Klima von Tibet und Ladak wird bedingt durch das Zusammenwirken der größten mittlern Erhebung der Erdrinde und der größten mittlern Trockenheit der Luft in der Breite von 28 bis 36° nördlich. Man kann im Himalaya für 260 m Erhebung eine Wärmeabnahme von 1° C. rechnen. In mittelhohen Lagen von Lasa in Tibet bis Le in Ladak kann es vorkommen, daß ein ganzes Jahr hindurch der atmosphärische Niederschlag kaum einen Zoll beträgt. Die niedrigste Lage, in welcher Schneefall im Winter im Himalaya beobachtet wurde, war 760 m über dem Meer. Erst über 1500 m kommen häufiger Schneefälle vor, und 1800 m mag als die Grenze bezeichnet werden, wo regelmäßig im Winter Schnee fällt und wo derselbe eine Zeitlang liegen bleibt. Als die „Grenze des ewigen Schnees“ im Himalaya zuerst genau gemessen wurde und sich das Resultat ergab, daß dieselbe im Norden höher liege als im Süden, entstanden Zweifel, bis das Gesetz gefunden wurde, daß in den südlicher gelegenen Zügen die Isotherme, welche mit der Schneelinie coincidirt, einen höhern Temperaturgrad aufweist, als dies weiter im Norden der Fall ist, und daß die Ausnahme und Unregelmäßigkeit nicht im Süden liegt, weil zu nieder, sondern im Norden, weil zu hoch, und daß hier die Ursache in der geringen Menge des atmosphärischen Niederschlags zu suchen und zu finden ist. Die Schneegrenze liegt auf der südlichen (indischen) Seite des Hochgebirges von Bhutan bis Kaschmir — 27½ bis 34½° nördlich — mit einer Mitteltemperatur von + 0,6° C. bei 4950 m, auf der nördlichen (tibetischen) Seite mit einer Mitteltemperatur von — 2,8° C. bei 5675 m. Die Gletscher oder mehr „die hartgefrorenen Schneebetten“ reichen im Allgemeinen bis 3350 m herab [1]). Fast alle zu dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya gehörenden Gebirte sind von einer solch mächtigen Erhebung, daß nur in Balti Dörfer und in Kaschmir Dörfer und Städte unter 1800 m oder 6000 engl. Fuß gefunden werden [2]). Der größte Theil der Bewohner lebt auf Höhen zwischen 2750 bis 3350 m [3]), in Gnari Khorsum und Rupschu im Allgemeinen noch höher, wie z. B. das Kloster Hanle und das Dorf Gya das ganze Jahr hindurch, Norbu (am obern Para, 4859 m), Kordzog (nicht weit vom Westufer des Tso Moriri, 4676 m), Pugha (4651 m) im Sommer bewohnt ist. Die Heerden werden im Himalaya in Tibet und Rupschu bis auf Höhen von 4600 bis 4900 m hinaufgetrieben und bleiben daselbst vom Juni bis zum September. Die Hirten errichten kleine steinerne Wälle, hinter welchen sie sich gegen die rauhen Winde schützen [4]). In der Höhe von 5650 m ist der Druck der Atmosphäre nur 50 Proc. oder die Hälfte von dem Druck auf dem Meeresspiegel. Die menschliche Natur gewöhnt sich indessen an diese Verminderung des Luftdrucks, wie an die Abnahme der Wärme. Das Klima von Gnari Khorsum ist sehr kalt und sehr

---

[1]) Die extremste Schneegrenze in den Alpen unter 46½° nördlich liegt mit einer Jahrestemperatur von — 4,4° C. an den südlichen Abhängen bei 2800 m, an der nördlichen bei 2770 m.
[2]) Der Rigi ist 1780 m hoch.
[3]) Der Watzmann 2740 m.
[4]) Die Viehweiden in den Alpen sind bis 2450 m, mitunter auch noch etwas höher zu finden.

trocken. Der Tso Moriri ist vom Ende Oktober bis Anfang Mai fest zugefroren. In der Gegend um Le beginnen die Fröste schon zu Anfang September und dauern mit wenig Unterbrechung bis Anfang Mai, so daß nur vier Monate zur Bestellung des Ackers frei sind. Die mittlere Jahrestemperatur betrug 1856 daselbst + 5,6° C. [1]). Auch in Balti ist die Trockenheit noch sehr groß; nur die Höhen unter 3000 m empfangen etwas mehr atmosphärischen Niederschlag. Skardo hat eine mittlere Jahrestemperatur von + 10,6° C. [2]). In Tsanskhar ist es sehr rauh. Um Dras fällt im Winter viel Schnee. Das obere Spiti-Thal ist sehr regenarm, im untern wird es etwas feuchter und auch milder. Die mittlere Jahrestemperatur von Kardong in Lahol beträgt + 6,7° C. [3]).

Der größte Theil des Centralzuges erhebt sich so hoch über den Spiegel des Meeres, daß zusammenhängender Wald von demselben gänzlich ausgeschlossen ist. Wenn indeß auch an den Flüssen der großen Hochthäler Bäume nur vereinzelt vorkommen, so werden doch zuweilen die Gesträuche baumartig. Der Charakter der Flora beruht auf Vermischung von arktischen und Steppenformen. Der Getreidebau überschreitet selten 3600 m; vereinzelt findet er sich in Balti bis 4200, in Tibet bis 4480 m [4]). Die obere Grenze der Grasvegetation ist bei 4700 m; in Ladak finden sich aber Viehweiden bis 5030 m. Der größte Theil der Höhen zwischen dem obern Setledsch und Indus, welche der indische Reisende Nain Singh 1867 überschritt, ist kahl und öde. Nur an den Seiten der Flüsse findet sich Graswuchs: so am Singhi- und Gartung-tschu. „Das etwas tiefer gelegene Setledsch-Thal bei Tirtapuri giebt reichliches Futter für die Heerden." Bei Tholing findet man Getreidebau. Die Vegetation von Ruptschu ist im Allgemeinen äußerst spärlich. Nur um Dorah am Indus, bei Kordzog, im Westen des Tso Moriri, sowie am untern Ridar-Fluß wächst Gras. „Der Hauptcharakter von Ladak ist extreme Unfruchtbarkeit und nur wie Oasen sind die kleinen fruchtbaren Gebiete an den Flüssen zerstreut." Um Gya wird Gerste gebaut; ungeachtet der bedeutenden Höhe stehen hier einige Pappeln. Fast alles Land um Le wird gepflügt und mit Weizen, Gerste und Lucerne besäet; es wachsen hier auch mitunter Pappeln und einige Weiden- und Tamariskenarten. Die Lonicera tatarica, die Heckenrose, die Stachel- und Johannisbeere findet sich am Fuß niederer Felsen. Weiter trifft man Anbau unweit der Mündung des Tsanskhar, sowie im Wanla-Thal. „Mit der Kahlheit der steilen felsigen Thalgehänge contrastirt aufs Angenehmste das schöne Grün der Fruchtbäume, mit welchen alle Balti-Dörfer umgeben sind." Um Skardo wird ziemlich viel Weizen und Gerste gebaut. Bei dem Orte Rondu stehen viele Fruchtbäume; Anbau von Gerste findet man auch um Padun und Dras. Das Deosai-Plateau dagegen ist trocken und steinig und nur an den wenigen Flüssen finden sich einige kleine Weideplätze. Im Astor-Thal ist der anbaufähige Boden sehr beschränkt. „Im obern Spiti- wie im Larotschu-Thale findet sich vereinzelte Feldcultur nur da, wo etwas mehr als gewöhnlich Befeuchtung eintritt, sei es durch kleine Bäche oder durch einige der wenigen Quellen." Auch künstliche Bewässerung durch Gräben von bedeutender Länge sieht man in einzelnen Theilen angewendet, und an manchen Orten steigen die Felder in drei bis sechs Fuß hohen Terrassen die Höhen hinan. Es wächst namentlich Weizen, Gerste, Buchweizen und Hirse. Reicher wird die Vegetation im Gebiet des Tschinab. Im untern Bhutna-Thal sind zu beiden Seiten die Berge mit Eichenwäldern bekleidet und an den Ufern findet sich Feldbau. Die Höhen rechts und links vom Tschinab unterhalb Atholi zeichnen sich durch ihre schönen Deodara-Cedern aus, deren festes Holz, welches am wenigsten von Insekten, wie Ameisen, zu leiden hat, im Pendschab ganz besonders geschätzt wird. Im Marn Wardwan-Thal sind Wälder sehr häufig. Die Dörfer in Kischtwar sind von Platanen und von Fruchtbäumen beschattet.

Unter den Thieren ist die zahme Katze allgemein in Tibet, Ladak und Balti verbreitet. Die Hunde sind die steten Begleiter der tibetischen Schäfer und folgen diesen über 5500 m hohe Pässe ohne merkliche Anstrengung. Der tibetische Hase (Lepus pallipes), sowie das tibetische Murmelthier (Arctomys bobac) sind weit verbreitet; letzteres besonders auf dem Deosai-Plateau. Ferner begegnet man wilden Schafen, wilden Pferden oder Kyangs, wilden Ochsen oder Yaks und Antilopen in großen Heerden auf den höchsten Plateaus. Am obern Indus und Setledsch, wie überhaupt in den hochgelegenen Gebieten des Himalaya, haben nicht nur die Schafe einen sehr dicken und schweren Pelz als Winterkleid erhalten, sondern auch die Ziegen haben an der Wurzel ihrer langen Haare jene „Dunen", welche die „Paschmina" zu den Geweben Kaschmirs liefern. Hühner wurden in Ladak und Balti erst durch Gulab Singh eingeführt. Adler und Geier erheben sich bis auf Höhen von 6700 bis 7000 m. Nach diesen mögen die tibetischen Raben am höchsten vorkommen. Ueber das Gebiet von Ruptschu und Spiti ist das tibetische Rebhuhn oder der Tschakor (Perdix rufa) verbreitet. An den Ufern der Seen finden sich überall Wasservögel in Menge, darunter große wilde Gänse. Trotz ihrer Kälte enthalten die Wasser im Himalaya Fische in großer Zahl; in einzelnen kleinen Bächen wurden dieselben bis in Höhen von 4600 m gefunden [1]). Schmetterlinge sieht man im Allgemeinen bis 3950, in Ladak und Balti sogar bis 4870 m. An den Ufern des Mansarowar sind die großen Schwärme schwarzer Mücken sehr lästig. Am Tso Moriri fand Hermann von Schlagintweit eine kleine Krabbenart vom Genus Apus von 3/4 bis 1 Zoll Länge. Das Vorkommen von Infusorien scheint im Himalaya ebensowenig von irgend einer Höhe begrenzt zu sein wie in den Alpen.

[1]) Christianssund (63° nördl.) hat eine mittlere Jahrestemperatur von + 6° C.
[2]) Würzburg: + 10,4° C.
[3]) Bergen: + 7° C.
[4]) In den Alpen: 1525 m.

[1]) In den Alpen nur bis 2150 m.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Als der Rücktritt Oberst Gordon's von der Generalstatthalterschaft des Sudan bekannt wurde, befürchtete man allgemein, daß die dort errungenen Fortschritte wieder rückgängig gemacht werden, und namentlich der Sklavenhandel in Aegypten aufblühen würde. Diese letztere Vermuthung ist schneller bestätigt worden, als selbst der größte Pessimist befürchtete; die authentischen Aktenstücke darüber Seitens der Herren G. Schweinfurth, G. Roth und Gessi veröffentlicht jetzt die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient“ (1880, Nr 6). Schweinfurth schreibt: „Auf die erste Nachricht hin, daß die Rückkehr Gordon's auf seinen Posten oder die Besetzung des letztern durch einen europäischen Nachfolger nicht mehr zu befürchten stände, haben die Händler von Darfur sofort ihre seit langer Zeit daselbst aufgespeicherte Waare vom Stapel laufen lassen, indem sie dieselbe direkt nach Siut expedirten, auf dem alten Handelswege, der Aegypten mit dem Gebiete des centralen Sudans in Verbindung setzt. Das geschah unbekümmert um ein eigenes, zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Siut errichtetes Amt, an dessen Spitze Achmed Pascha Dasamali stand. Als die erste Abtheilung der Karawane gegen Ende April in Siut anlangte, entwickelte sich unmittelbar vor den Thoren der Stadt ein lebhafter offenkundiger Handel. Jedermann aus der Stadt ging nach dem Lager der Karawane, um sich daselbst die Sklaven anzusehen und seine Einkäufe zu machen. Ungescheut währte dieses Treiben mehrere Tage, da weder der Mudir noch der Direktor des Amtes der Abschaffung der Sklaverei und des Sklavenhandels sich um die Sache zu kümmern schien. Die Welt hätte vielleicht von dem Ereignisse gar nichts erfahren, wenn nicht ein Lehrer der amerikanischen Missionsschule, Herr G. Roth, aus eigenem Antriebe nach Cairo gereist wäre und den Fall hier selbst zur Anzeige gebracht hätte. — — Der Mudir von Siut, sein Stellvertreter und der Direktor des Sklavenamtes sind ihres Amtes entsetzt und hier vor ein Kriegsgericht gestellt worden (und 160 Sklaven wurden in Freiheit gesetzt). Graf della Sala, ein ehemaliger österreichischer Offizier, ist auf Verlangen des englischen Generalkonsuls zum Direktor des Sklavenamtes in Siut ernannt worden, und da er mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet wurde, so erwartet man von dem energischen Auftreten dieser für den Posten geeigneten Persönlichkeit den besten Erfolg.“

Hat nun auch in diesem Falle Remedur stattgefunden, so doch noch nicht bei den Scheußlichkeiten, welche Gessi ebenda aus Meschera-el-Rek berichtet. Danach hat ein gewisser Jussuf, jetzt Pascha und Gouverneur des Senaar, den aus Schweinfurth's Reisewerk wohl bekannten Monbuttu-Fürsten Munsa hinterlistig ermorden lassen, dessen Frauen und Töchter sich angeeignet und etwa 30 Monbuttuknaben, darunter einen Bruder des Erschlagenen, zu Eunuchen gemacht. Und solche Bestie bekleidet ein hohes Amt unter der ägyptischen Regierung!

„Es ist zu beklagen — schreibt Gessi — daß Gordon sich gerade in dem Momente zurückgezogen hat, wo er die Früchte seiner Anstrengungen ernten konnte. Der Vicekönig hat wohl die besten Absichten, aber ich beginne zu verzweifeln und Alles, was geschehen, als das Vorüberziehen eines Meteors zu betrachten. Diese Völker werden nun wohl noch mehr von den Arabern gequält werden, denn zuvor, da letztere nie vergessen werden, daß sie mit mir gemeinsame Sache gemacht haben“ (eben gegen die arabischen Sklavenhändler).

— Der König von Abessinien hat an den deutschen Kaiser einen Brief gerichtet, auf welchen die Antwort in der nächsten Zeit abgehen soll. Mit Ueberbringung derselben und von Geschenken ist Gerhard Rohlfs beauftragt worden, welcher mit dem Könige persönlich bekannt ist. Rohlfs wird nach Ausführung seines Auftrages zurückkehren, während sein Begleiter auf der Reise nach Kufra, Dr. Stecker, welcher ihm auch nach Abessinien folgt, versuchen wird, von dort nach Süden vorzudringen. Danach zu schließen, hat Dr. Stecker seine Reise über Murzuk nach dem Sudan, welche er im Einverständnisse mit der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland“ bereits angetreten hatte („Globus“ XXXVII, S. 158), aufgegeben und scheint sich auf die Heimreise gemacht zu haben. Man darf mit Recht gespannt sein zu erfahren, was ihn zu diesem sonderbaren Entschlusse bewogen hat.

Polargebiet.

— Am 19. Juni ist der Dampfer „Eira“ von Peterhead zu einer Entdeckungsreise nach den arktischen Gebieten abgegangen. Er hat eine Bemannung von etwa 25 Leuten, einen Photographen, denselben, welcher Kapitän Nares begleitete, und einen Arzt an Bord und ist auf zwei Jahre mit Kohlen und Lebensmitteln versehen, obwohl er nicht so lange Zeit fortbleiben soll.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten läßt in S. Francisco eine Expedition ausrüsten, um nach dem Nordpolarschiffe „Jeannette“ Nachsuchung zu halten. Es ist dafür der Zollkutter „Corwin“ bestimmt, der mit Lebensmitteln auf ein ganzes Jahr versehen wird und zugleich die Aufgabe hat, nach zwei vermißten Walfischfahrern zu forschen. Kapitän Markham befürwortet, daß jedes Jahr, so lange die „Jeannette“ abwesend ist, ein solches Schiff nach ihr ausgesendet werde, um je nachdem Nachrichten von ihr heimzubringen oder ihr respective ihrer Besatzung Hülfe zu bringen.

Vermischtes.

— Die Franzosen wollen in der Tiefseeforschung nicht hinter den Seemächten germanischen Stammes, Engländern, Deutschen und Nordamerikanern, zurückbleiben. Am 15. Juli soll der große Regierungsdampfer „Le Travailleur“ von Bayonne aus eine Fahrt längs der atlantischen Küsten von Spanien antreten, an welcher Professor Milne-Edwards und der Marquis de Folin sich betheiligen. Auch die Niederländer treffen Vorbereitungen für eine Expedition nach Westindien, wo mit dem Schleppnetze gearbeitet werden soll. (Nature.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Lucca und seine Umgebung.

(Nach dem Französischen des M. Henri Belle, französischen Konsuls in Florenz.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Diejenige Kirche Luccas, welche nächst dem Dome die Blicke am meisten auf sich zieht und in der Erinnerung des Reisenden am besten haften bleibt, ist unstreitig San Michele, deren prächtige Façade den schönsten Schmuck des gleichnamigen Platzes bildet. Im ersten Augenblicke kann man nicht umhin, den Bauplan sonderbar zu finden; denn die Façade steht außer jedem Verhältnisse zum Schiffe, und die eine Seite ist höher als die andere. Diese Anomalien werden jedoch erklärlich, wenn man erfährt, daß der Bau, so wie er heutigen Tages dasteht, das Ergebniß von drei auf einander folgenden Restaurationen ist, welche zu sehr verschiedenen Zeiten stattfanden und nicht zu Ende geführt wurden. Die Gründung der Kirche reicht bis in das achte Jahrhundert zurück; mehrere Urkunden aus jener Zeit bezeichnen sie als eine dem Erzengel Michael geweihte Kapelle, welche auf der Stelle des altrömischen Forum errichtet worden war. Von letzterm blieb nur ein Abzugskanal, etwas Pflaster und am Rande Reste von Säulenhallen übrig, auf welchen die adeligen Familien der Martini, Bulgarini, Orlandi, Strambi und Paganelli, welche insgesammt in den Blutfehden des Mittelalters ihre Rolle gespielt haben, ihre Häuser und Paläste erbauten. Im 12. Jahrhundert wurde die Kirche neu gebaut und vergrößert, um den städtischen Rathsversammlungen, die sich in der kleinen Kirche San Alessandro zu eng fühlten, zu den Sitzungen zu dienen.

Der Name des Baumeisters ist verloren gegangen; keine Inschrift, keine Urkunde nennt ihn; zahlreiche Anklänge jedoch an die Kirche San Cristoforo und an den untersten Theil des berühmten Baptisterium zu Pisa, die Identität verschiedener Architekturstücke und Theile der Ausschmückung berechtigen zu der Vermuthung, daß alle drei Gebäude Werke desselben Künstlers sind, nämlich des Diotisalvi, dessen Namen auf einem Denksteine in San Cristoforo eingegraben ist. Zudem sind Beispiele genug bezeugt, daß trotz des politischen Haders zwischen Lucca und Pisa Künstler aus der letztern Republik an den Bauten der erstern während des 13. bis 15. Jahrhunderts thätig gewesen sind.

Gegen Ende des 12. oder zu Beginn des 13. Jahrhunderts beschloß man, San Michele gänzlich zu erneuern und mit einer Façade zu versehen, welche alles bisher Geleistete an Schönheit und Zierlichkeit übertreffen sollte, vielleicht weil die erste zu einfach erschien oder weil sie, was glaublicher ist, unvollendet geblieben war und nur die rings um das Gebäude herum laufenden Arkaden existirten. Guidetto, der Dombaumeister, wurde auch mit dieser Arbeit betraut, bei welcher es galt, Vorhandenes weiter zu führen und die eigene Phantasie zu zügeln.

Ursprünglich hatte man, wie die Kämpfer der Bogen und Konsolen beweisen, nach altem Gebrauche eine Säulenhalle geplant; allein Guidetto ging davon ab und begnügte sich damit, über der schon stehenden Bogenstellung noch vier weitere mit überaus reichen und auf die mannigfaltigste Weise mit Laubwerk und phantastischen Thierköpfen geschmückten Säulchen zu errichten. Dabei aber gab er seiner Façade



S. Michele in Lucca.

eine solche Höhe, daß sie die Dachgiebel der Kirche um ein Bedeutendes überragt und wie eine isolirte dünne Mauer erscheint, der die vom Gebirge her wehenden heftigen Winde Schaden zufügen könnten. Allerdings beabsichtigte er, wie die Rosettenfenster im vierten Stockwerke der Façade deutlich beweisen, auch die Mauern der drei Schiffe höher zu machen; aber er fand keine Zeit sein Werk zu vollenden, und erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts ging man daran, das Dach der Kirche der Façade entsprechend zu erhöhen. Allein man führte das nur an dem südlichen Seitenschiffe durch, während das Mittelschiff wegen Geldmangels unvollendet blieb und das nördliche Seitenschiff gar nicht in Angriff genommen wurde, wodurch man die Harmonie des Ganzen störte. Auswärtige und innere Kriege verhinderten während des ganzen fünfzehnten Jahrhunderts die Wiederaufnahme der Arbeiten, und erst im sechszehnten, wo man viel Geld auf Ausbesserung der Kirchen verwandte, geschah etwas — leider das Falsche: Guidetto's Plan wurde nicht zu Ende geführt, sondern die schon vorhandene Erhöhung des halben Mittelschiffs der Symmetrie halber durch ein Gewölbe verdeckt, die schön proportionirten Fenster zerstört und dafür große rechteckige Löcher in die Mauer gebrochen, die hohen Bogen, welche den Glockenthurm tragen, zugemauert und das Innere mit scheußlichen Altären und Kapellen verunstaltet. Später zerstörte man den Chor vor dem Hauptaltar, die beiden Ambonen, die Krypta, kurz alles, was sich noch von



Das Rathhaus in Lucca.

der alten Kirche erhalten hatte, und baute von außen an die Reste der Apsis Buden und Läden an, die an Handwerker und kleine Kaufleute vermiethet wurden.

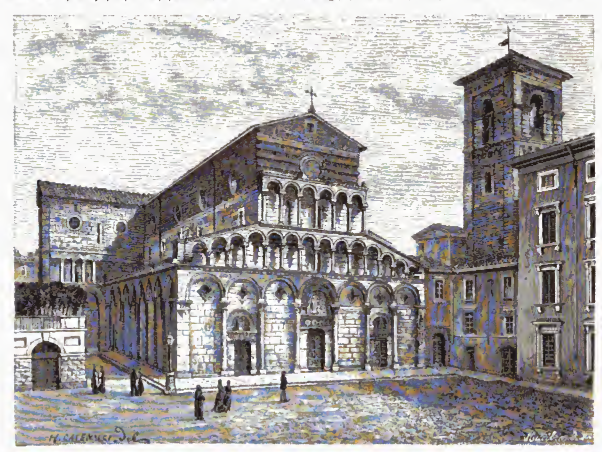
Erst in unserer Zeit war der gute Geschmack und die Achtung vor Kunstwerken und historischen Erinnerungen groß genug, daß sich Mittel fanden, die inzwischen ziemlich baufällig gewordene Façade von Grund aus wiederherzustellen, den Fenstern des Schiffes ihre ursprüngliche Gestalt und der Apsis die zierliche Einfachheit wiederzugeben. Es gereicht dem Baumeister Pardini, welcher die Renovation leitete, zu hohem Lobe, daß er den anmuthigen, harmonischen Stil Guidetto's wieder gefunden und belebt, sich in den Geist des zwölften Jahrhunderts so tief versenkt und die schöne Façade, welcher die beiden letzten Jahrhunderte so übel mitgespielt hatten, mit so viel Geschick und Zartgefühl wieder hergestellt hat.

Das Innere der Kirche bietet außer einem werthvollen Gemälde Filippino Lippo's, von welchem aber wegen der Dunkelheit der Kapelle und den Leuchtern und dem Flitterstaat des Altars fast nichts zu erkennen ist, nur sehr wenig. Erwähnung verdient eine schöne Madonnenstatue von Matteo Civitali am südlichen Eckpfeiler der Façade, welche im Jahre 1480 zum Andenken einer schrecklichen Pest errichtet wurde, welche die Einwohner der Stadt decimirte und erst in Folge öffentlicher Gebete, Processionen und Gelübde der Adelsfamilien gewichen sein soll.

Gegenüber der Kirche San Michele erhebt sich das Rathhaus. 1370 hatte man auf dieser Stelle eine offene Säulenhalle erbaut, in welcher sich das Gericht unter Vorsitz des Podesta versammelte. 1492 beschloß man dann, dort einen Palast zu errichten, in welchem der Bürgermeister wohnen und der große und kleine Rath zusammentreten sollte.

Wahrscheinlich leitete Matteo Civitali und sein Sohn Nicola den Bau, welchen einer seiner Urenkel, Vincenzo mit Namen, vergrößerte und zu Ende führte. Heute hat darin ein Gerichtshof erster Instanz seinen Sitz aufgeschlagen.

An einem kleinen Platze in der Nähe steht die Kirche Santa Maria fuori le mura (d. i. außerhalb der Mauern), auch Santa Maria Bianca genannt. Im elften Jahrhundert befand sie sich wirklich, wie ihr Name besagt, außerhalb der Mauern und nahe bei einem der Stadtthore, und erst 1260 wurde sie in die neue Ummauerung aufgenommen, auf deren Fundament man kürzlich beim Neubau einiger Häuser der Nachbarschaft gestoßen ist. Auch sie stammt aus den ersten christlichen Jahrhunderten, wurde aber wie alle alten Luccheser Kirchen im 11. und 12. Säculum neugebaut; von dem ursprünglichen Gebäude hat sich nur eine ganz byzantinische Skulptur der Madonna erhalten, welche jetzt über der kleinen Seitenthür zur Linken eingemauert ist. Ihre Façade besteht, wie die dritte Abbildung zeigt, aus einem untersten Stocke von sieben Bogen mit drei Thüren, deren Architrave reich verziert sind, und darüber zwei Bogenstellungen, wie bei San Michele, nur daß die kleinen Säulen derselben einfacher sind. Ganz oben erhebt sich noch nackt und kahl eine Ziegelmauer, ein Beweis, daß man die Front im 16. Jahrhundert erhöhen wollte, um dann auch das Innere, wie bei San Michele, aufzumauern; da dies aber nicht ausgeführt wurde, so erscheint jetzt die Vorderseite um so



Santa Maria Bianca in Lucca.

gedrückter, als auch durch Aufhöhung des Bodens etwa $1\frac{1}{2}$ m des Fundamentes verborgen worden sind. Das innere Gewölbe wird von granitenen Säulen getragen, deren antike Kapitelle von einem altrömischen Tempel, welcher vielleicht auf demselben Platze gestanden hat, herrühren. Der ganz aus weißem Marmor bestehende Hauptaltar, in Gestalt eines Triumphbogens, ist ein Werk des Vincenzo Civitali — die im 18. Jahrhundert hinzugefügte Attika entstellt ihn gänzlich.

San Francesco, im östlichen Theile der Stadt, enthält die Grabmäler des Paolo Guinigui, des Herrschers von Lucca, und des großen Condottiere Castruccio Antelminelli, aber sie ist unzugänglich, weil sie in ihrem Innern ein Militärmagazin birgt.

Wenn man sich von hier nach der Nordseite Luccas zur Kirche San Frediano, einer der merkwürdigsten und interessantesten von allen, begiebt, kommt man durch eine kleine dunkele und schmutzige Gasse, deren Häuser eine auffallend gebogene Linie bilden. Hier und da bemerkt man Reste eines massiven Ziegelbaues, auch ein halb vergrabenes mächtiges Thor im Rustika-Stil. Das war der Eingang zu einem römischen Amphitheater, dessen äußere Bogenstellungen zugemauert sind und jetzt Häuser und elende Buden bilden. Nach dem plumpen Stile der Bogen im zweiten Stocke und der schwerfälligen Bauweise zu schließen gehört das Bauwerk der Zeit des Verfalles an. Im Jahre 553 befestigten sich die Gothen darin und hielten dort drei Jahre lang eine Belagerung durch die Griechen unter Narses aus. In späteren Zeiten verwandelten sich die Gallerien und Bogen in Magazine, Gefängnisse und dergleichen, ja selbst ein Palast wurde daraus gemacht, und wo sich früher Gladiatoren umgebracht hatten, wuchsen nun Gemüse und Obstbäume. Im Jahre 1819 ordnete die Herzogin

Marie Louise Ausgrabungen an, welche ergaben, daß das Amphitheater 54 Bogen zu zwei Stockwerken zählte. Auch deckte man mehrere Reihen Stufen und 3 m unter dem heutigen Boden das antike Pflaster auf. Die größte Axe des ganzen Baues mißt 121 m, die der Arena 78, die Bogen sind über 7 m hoch. Es ist zu bedauern, daß die interessante Ruine nicht auf Kosten der Gemeinde gänzlich freigelegt und im Stande erhalten wird.

Von der Arena, welche jetzt der Marktplatz einnimmt, tritt man auf einen langen schmalen Platz, an dessen Ende sich die graue ernste Façade der Kirche San Frediano mit ihrer großen byzantinischen Mosaik auf Goldgrund erhebt. Auf den ersten Blick macht die enorme Breite der Front (siehe die vierte Abbildung) im Verhältnisse zu ihrer Höhe einen unangenehmen Eindruck; man bedenke aber, daß die beiden Seitenflügel erst Zuthaten einer sehr späten Zeit sind und nur die drei mittleren Abtheilungen dem ursprünglichen Baue angehören. Diese Basilika ist eine der interessantesten in Mittelitalien, wenn sie auch keineswegs den viel gesuchten echten Typus lombardischer Baukunst vorstellt, wie passionirte Archäologen behaupteten, sondern nur einen Neubau aus dem Beginne des zwölften Jahrhunderts. Ueber den ursprünglichen Grundriß und die Orientirung der Kirche ist eine Fluth von Abhandlungen für und wider verfaßt worden, die gedruckt oder handschriftlich in der Luccheser Akademie aufbewahrt werden und jedenfalls die Geschichte des Bauwerkes klargestellt haben.

Im sechsten Jahrhundert ließ der Irländer Frediano



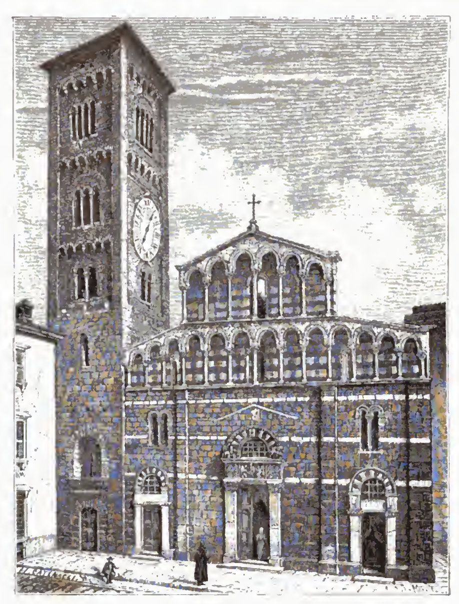
Die Kirche S. Frediano in Lucca.

(Frigidianus), welcher von 560 bis 578 den bischöflichen Stuhl von Lucca einnahm, am Ufer des Serchio, der damals in der Nähe der Stadt floß, eine Kirche zu Ehren der Heiligen Stephanus, Laurentius und Vincentius erbauen, welche, als der fromme Bischof in ihr begraben wurde, dessen Namen annahm. (Nach anderer Lesart gründeten sie die langobardischen Könige Bertharic und Cunibert zu Ehren des Frigidianus.) Die Apsis dieser Kirche befand sich auf der Stelle der jetzigen Façade von 1112, wie man 1844 durch Ausgrabungen festgestellt hat. Daneben befand sich ein Kloster, das in Urkunden vom Jahre 685 und 686 erwähnt wird; es wurde von Faulone, dem Majordomus Cunibert's, restaurirt und reich beschenkt. Im Jahre 1112 ließ der Prior Rotone die Basilika umbauen, zum Schutze gegen die Ueberschwemmungen des Serchio um etwa 3 m höher legen und vergrößern, und 1147 weihte sie Papst Eugen III. feierlich ein, als er auf einer Reise nach Frankreich die Stadt Lucca berührte. Der Glockenthurm wurde erst später hinzugefügt, wie denn der ganze Bau erst im Jahre 1223 vollendet wurde. Bis in das 15. Jahrhundert blieb nun die Basilika unberührt; dann aber begann eine Zeit, in welcher eine wahre Manie herrschte, Kapellen und Altäre zu bauen, außen anzuflicken, ja eine über die andere zu setzen und dadurch den Grundplan ganz zu verändern. Chor und Ambonen wurden außerdem zerstört, der Hauptaltar in veränderter Gestalt auf eine andere Stelle gerückt und das kostbare Mosaikpflaster des Schiffes regel- und symmetrielos in die Apsis verlegt. Erst neuerdings, in den Jahren 1844

bis 1858, hat der Baumeister Pardini eine Restauration durchgeführt und, so viel als möglich war, dem Denkmale seinen ursprünglichen Charakter wiedergegeben.

Die Façade ist weit einfacher, als diejenige aller anderen Kirchen in Lucca, und entbehrt der sonst beliebten Bogenreihen, der Mäander und des Schmuckes an phantastischen Thier- und Menschenköpfen. Eine einfache Säulenstellung, deren Gesims in der gleichen Höhe mit den Seitenschiffen liegt, theilt sie in zwei Hälften, in deren obere ein großes, 1829 ausgebessertes Mosaik, Christi Himmelfahrt darstellend, eingelassen ist. Offenbar war auch beabsichtigt worden, die Lünetten über den Thüren in gleicher Weise mit goldgrundigem Mosaik zu füllen, wodurch die Façade ein viel reicheres Aussehen erhalten hätte, und ihre unteren Theile mit den oberen mehr in Zusammenhang gebracht worden wären.

Im Innern erstaunt man über die Kühnheit des Baues,



San Agostino in Lucca.

besonders des Mittelschiffes, das von dünnen Säulen getragen wird: ernst in seinen Linien, wie in der Farbe des Marmors, die hohen Wände ohne jegliche Verzierung, ausgenommen ein einfaches Gesims unter den Fenstern. Die Bogen, zwölf an jeder Seite, werden von antiken Säulen getragen, die vielleicht aus dem Amphitheater herrühren; sie sind theils von Granit, theils von Cipollino, von verschiedenem Durchmesser und ungleicher Höhe, was natürlich auf die Dicke der gleichfalls antiken Basen von Einfluß war. Auch die Kapitelle korinthischen Stiles gleichen sich nicht, aber diese Unregelmäßigkeiten thun dem Gesammteindrucke keinen Abbruch und fallen erst bei genauem Studium auf. Die Rundbogenfenster, welche von innen aus in eine Art viereckiger Nischen eingesetzt sind, sind hoch und oft, besonders an der Südseite, mit Skulpturen, Thiere darstellend, einige auch mit bunten Glasmalereien geschmückt.

Das Innere umschließt mancherlei Kunstwerke, wie den großen alten marmornen Taufbrunnen mit Reliefs von Meister Robertus aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die merkwürdig sind wegen der Trachten der dargestellten Personen; ein neueres Taufbecken von dem fruchtbaren Matteo Civitali; in der Cappella del S. Sacramento die Reliefs der Madonna mit vier Heiligen, ein Meisterwerk des Jacopo della Quercia; ferner alte Fresken des Luccheser Malers Amico Aspertini und anderes.

Es wäre in dieser und den anderen Kirchen der Stadt, in S. Salvatore, S. Andrea, S. Anastasio, S. Cristoforo und S. Agostino, die von 1324 datirt (s. Abbildung auf S. 70) noch mancherlei zu erwähnen und zu beschreiben — es wäre das aber eine den Leser ermüdende Aufzählung. Erwähnt sei nur noch, daß in S. Cristoforo der Bildhauer Matteo Civitali seine letzte Ruhestätte gefunden hat, als er 1501 im Alter von 65 Jahren starb. Doch meldet nur eine einfache Inschrift seinen Namen und seinen Beruf — die Stadt, welche er mit so vielen Bauten und Kunstwerken schmückte, hat ihrem berühmten Sohne nie auch nur das bescheidenste Grabdenkmal errichtet.

Die Liven in Kurland.

Professor L. Stieda in Dorpat erwirbt sich ein großes Verdienst dadurch, daß er jüngere Mediciner in die anthropologische Laufbahn hinüberführt und zur Verarbeitung des reichen lebenden Materials der baltischen Provinzen veranlaßt. Hier gerade kann im finnisch-lettisch-slavisch-deutschen Völkergewirr eine gut und exakt durchgeführte Anzahl von anthropologischen Messungen die wünschenswerthe Klarheit in die ethnischen Verhältnisse bringen und die Resultate der Sprachwissenschaft unterstützen. Es ist daher jeder Beitrag willkommen. O. Grube gab uns 1878 „Anthropologische Untersuchungen der Esten“; es folgte dann O. Waeber mit „Beiträgen zur Anthropologie der Letten“ und schließlich Ferdinand Waldhauer mit seiner Inaugural-Dissertation „Zur Anthropologie der Liven“ (Dorpat, Schnakenburg 1879). Auf die letztere Schrift wollen wir hier eingehen.

Waldhauer giebt zunächst eine Aufzählung der Literatur über die Liven, welche mit der Historia lettica des bekannten Paulus Einhorn 1649 beginnt, in welcher wir jedoch die sehr interessanten Berichte A. J. Sjögren's über seine im Auftrage der russischen geographischen Gesellschaft im Jahre 1846 nach Livland und Kurland unternommene Reise zur genauen Untersuchung der Reste der Liven und Krewingen (Denkschriften der russ. geogr. Ges. Bd. II, S. 253 bis 266) vermissen, und gerade diese Arbeit hätte dem Verfasser manches hochinteressante ergänzende Material liefern können.

Dann wird die geographische Verbreitung des kleinen zum finnischen Stamme gehörigen Völkerrestes angegeben, der die Urbewohner des größten Theiles von Liv- und Kurland seine Vorfahren nannte. Die Liven sitzen heute nur noch an der Nordspitze Kurlands, am Riff von Domesnäs, dem Rigischen Meerbusen und am Strande der Ostsee. Sie wohnen in Dörfern, deren Waldhauer im Ganzen noch 12 zählt. Drei davon gehören zum Gute Popen, die übrigen zu Dodangen. Die Anzahl aller noch als Liven angesehenen Personen beträgt etwa 2400, welche auch jetzt noch fast gar nicht mit den Letten sich vermischen, sondern sich aus Nationalstolz rein erhalten. Fischerei ist der Haupterwerb der Liven, außerdem sind sie tüchtige Seeleute, die in ihren Booten nach Finland, Schweden, Preußen und Riga hin handeln.

Die Liven kennen in ihrer Sprache diese Bezeichnung für ihr Volk nicht, sie nennen sich selbst randalist (Strandbewohner) oder Kala mied (Fischer). Davon, daß sie mit den Esten zusammen einen Volksstamm der finnischen Familie ausmachen, wissen sie nichts. Bis zum achten oder neunten Jahre spricht das Kind nur Livisch, dann erst lernt es die Kirchen- oder Schulsprache, das Lettische.

Hauptaufgabe Waldhauer's waren die bisher vernachlässigten Körpermessungen an Liven; er hat dieselben nach dem Broca'schen Schema angestellt, das nicht weniger als 60 verschiedene Messungen verlangt, welche in den Tabellen niedergelegt sind. Danach ergiebt sich folgendes anthropologisches Bild des Liven: Er ist von hohem, schlankem, kräftigem Wuchs, durchschnittlich 1736 mm hoch; die meisten haben eine athletische Muskulatur. Verkümmerte Individuen sind selten und korpulente Menschen sieht man niemals. Das Kopfhaar ist gewöhnlich braun oder dunkelbraun, in einzelnen Fällen schwarz, blonde Haare sind außer bei den Kindern höchst selten zu beobachten. Gewöhnlich tragen die Liven das Haar zu beiden Seiten schlicht herabgekämmt, doch ist lockiger Haarwuchs nicht selten. Rothes Haar sah Waldhauer nicht. Am übrigen Körper ist der Haarwuchs stark, besonders an den Extremitäten. Die Farbe der Augen ist fast nie blau, meist grau, graubraun oder braun. Der Kopf ist mäßig lang und ziemlich breit; der Kopfindex 79,9. Das Gesicht ist lang und schmal, ohne stark vorstehende Backenknochen. Die Stirn hoch, der arcus supraorbitalis stark vorspringend. Die Nase von mittlerer Länge und nicht spitz, meist gerade mit ein wenig hervortretender Spitze. Der Mund mittelgroß, die Lippen schmal. Die Richtung der Zähne ist meist von geringer Neigung nach vorn. Gemessen hat Waldhauer 100 Männer, die fast durchweg deutsche Namen führen, die ihnen von ihren deutschen Herren gegeben wurden.

Seine Ergebnisse hinsichtlich der somatischen Verhältnisse der Liven faßt der Autor in folgende Worte zusammen: „Der Live steht seiner Körperbildung nach zwischen dem Esten und dem Finnen, und zwar schließt er sich dem Carelier näher an, als dem Esten. Dieses Resultat scheint mir deshalb von Bedeutung zu sein, weil es mit den Resultaten der Sprachforschung stimmt. Nach Wiedemann nimmt die livische Sprache ihre Stellung zwischen Estnisch und Carelisch ein, nach Koskinen aber steht die livische Sprache unter allen finnischen Dialekten dem Carelischen am nächsten.“

Südsee-Sagen[1]).

Von F. Birgham.

3. Götter- und Heldensagen aus Hawaii.

Im Jahre 1875 erschien in Honolulu eine Wochenschrift unter dem Namen „The Islander", die jedoch schon nach der 35. Nummer einging, so daß vollständige Exemplare derselben nicht allein am Publikationsorte selten sind, sondern das mir vorliegende wohl auch das einzige in Europa sein dürfte. Auf den 244 Seiten dieser Zeitschrift findet sich nun eine Fülle von bisher unveröffentlichten Mittheilungen über die Hawaii-Gruppe und ihre Bewohner, aus welchen in Folgendem einige der auf Sage und Tradition der alten Hawaiier bezüglichen zusammengestellt wurden.

Die hawaiischen Kahunas (Priester, und zugleich Aerzte, wie bei vielen Naturvölkern) sind, seit Einführung des Christenthums vor nun 60 Jahren, verschwunden; sie allein waren es, die durch mündliche Ueberlieferungen von einer Generation zur andern die Tradition ihrer Götter und die Geschichte und Genealogie der Könige vor der Vergessenheit bewahrten. Vieles wird mit ihnen auf immer verloren sein, die jetzigen Generationen kümmern sich wenig um die Traditionen ihrer heidnischen Vorfahren, und um so wichtiger scheint es deshalb, so viel als möglich zu retten und zu erhalten, ehe die ganze eingeborene Race dahin sein wird.

Die Mythologie der alten Hawaiier war keine einheitliche, abgeschlossene; gleich derjenigen ihrer Stammesbrüder auf allen Südsee-Inseln bestand sie aus zahlreichen einzelnen, oft sich widersprechenden Sagen und Traditionen, deren geregelte Zusammenstellung deshalb unmöglich ist.

Kane und Kaneloa, die fast immer zusammen erwähnt werden, waren die obersten Götter und Erschaffer; die Zahl der Neben- und Untergötter ging ins Unendliche, denn gleich dem Indianer Nordamerikas sah der Kanaka überall eine Gottheit: in den Sternen, im Blitz und Donner, in den Winden, auch konnte er in jedem Thiere, Fische, Vogel oder jeder Frucht sich selbst einen Gott wählen. Kane und Kaneloa waren nach der Sage fremde Götter, d. h. sie kamen aus Kahiki, einem fernen Fabellande (vielleicht die räthselhafte Urheimath der Polynesier), von wo sie über die Oberfläche des Meeres nach Hawaii wanderten; sie brachten den Pisang, die Kokospalme und den Brotfruchtbaum zur Ernährung der ersten Menschen mit. Die hawaiische Version der Erschaffung des Menschen zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit dem biblischen Berichte: Kane machte den ersten Menschen, Hulihonua, aus der Erde am Meeresufer; sein Weib Keaka-hulilani, die hawaiische Eva, wurde aus dem Geiste (aka) des Mannes erschaffen, während dieser schlief.

Maui war ein Abkömmling Kane's, und ihm verdankt nach einer andern Tradition die hawaiische Gruppe ihr Dasein: er nahm seine Angel und warf den Haken an langer Schnur in das Meer, so daß er sich in den flachen Meeresboden einbohrte. Als nun aber Maui den letztern heraufziehen wollte, brach derselbe in viele Stücke, so daß der Gott nicht, wie er vorhatte, eine einzige große Insel, sondern die verschiedenen Eilande des heutigen Archipels über den Meeresspiegel emporhob. Dieselbe Sage findet sich unverändert bei den Maoris: auch hier zog Maui mit dem Angelhaken die Insel aus dem Meere heraus, und noch heute heißt die nördliche Hälfte der neuseeländischen Doppelinsel bei den Eingeborenen „te ika a Maui", d. h. der Fisch des Maui. Die Frau des hawaiischen Maui hieß Hina, und ihren vier Söhnen wurde der Ursprung des Feuers zugeschrieben [1]).

Außer Kane und Kaneloa wurden noch Ku und Lono zu den Hauptgöttern Hawaiis gerechnet. Durch Kapitän Cook's Tod ist die Sage von Lono allgemeiner bekannt geworden, doch verdient die Uebersetzung der alten Tradition noch Interesse. — Lono-akua, wohl ursprünglich ein hoher, nach seinem Verschwinden vergötterter Häuptling, wohnte auf der Insel Hawaii; seine Frau war die schöne Kaiki-lani. Ein sterblicher Mann wagte es, sich ihr zu nähern; Lono belauschte seine Liebeserklärung und voller Wuth und Eifersucht erschlug er sein Weib. Aber sogleich von Reue ergriffen, verfiel er in völlige Raserei; nachdem er die Leiche in seinen heiau (Tempel) gebracht, wanderte er kreuz und quer durch die Insel, indem er Jeden, den er antraf, zum Zweikampfe herausforderte und vermöge seiner übernatürlichen Kraft besiegte. So kam er auch nach der Kealakeakua-Bay, und nachdem er zum Andenken an sein ermordetes Weib jährliche Kampfspiele (daher makahiki, d. h. das Jahr, genannt) im Ringen, Laufen und Speerwerfen eingeführt, bestieg er sein dreieckiges Kanu und fuhr auf das hohe Meer hinaus. Daher hat diese Bay auch ihren Namen, denn ke-ala-o-ke-akua bedeutet „Der Weg des Gottes". Vor seiner Abfahrt versprach er jedoch dem Volke, einst wiederzukehren „auf schwimmenden Inseln mit Hainen von Kokospalmen und voll fetter Schweine und Hunde". Als nun „sechs Generationen später" Cook's Schiffe in die Kealakeakua-Bay einliefen, wurden sie natürlich für Lono's schwimmende Inseln gehalten; noch heute bedeutet das hawaiische moku sowohl Schiff als Insel. Cook's Tod auf derselben Stelle, wo nach der Sage der Gott sein Land verließ, könnte fast als gerechte Strafe für die geduldete Vergötterung des Seefahrers durch die Eingeborenen betrachtet werden [2]).

Eine andere Sage nennt Lono den Gemahl der Vulkangöttin Pele, mit dem sie zusammen von Kahiki nach Hawaii kam [3]); aber das Paar lebte im Streit mit einander, bis Lono seine fürchterliche Gattin in ihren Kratern und Lavaseen zurückließ und seine Wanderung nach fremden Ländern antrat. Ein anderer Gemahl der Pele war Kamapuaa, der von der Insel Oahu herstammte; er war ein bösartiger Gott, auch hatte er die Macht, nach Belieben die Gestalt eines Menschen oder eines Ebers anzunehmen (daher die zweite Hälfte seines Namens: puaa = Schwein). Ueber ihn berichtet folgende Tradition: Olopaua, der König von

---

[1]) Nro. 1 und 2 s. „Globus" Bd. XXXVII, S. 316.

[1]) Vergl. „Der Ursprung des Feuers; eine hawaiische Sage", „Globus" Bd. XXXV, S. 287.

[2]) Vergl. „Der hundertjährige Todestag Kapitän Cook's", „Globus" Bd. XXXV, S. 185.

[3]) Vergl. „Die Vulkangöttin Pele und die Sintfluth", „Globus" Bd. XXXVII, S. 316.

Oahu, hatte einen heiligen Hahn, den er sehr hoch schätzte. Als nun Kamapuaa diesen Hahn wegnahm und verschlang, sandte der König 400 seiner Krieger aus, um den Frevler zu bestrafen. Aber der Gott erschlug sie alle bis auf einen, der dem König die Nachricht brachte. Nun sandte Olopana 4000 Mann, denen es aber nicht besser ging, denn auch sie fielen alle vor der übermenschlichen Kraft Kamapuaa's. Hierauf sammelte der König ein ungeheueres Heer, um endlich den Tod seines Hahnes und seiner Krieger zu rächen. Diesmal gelang es auch, den Gott mit seinen Eltern zusammen in das Thal Keliiwaa bei Kaunla auf Oahu einzuschließen; die zahllosen Krieger des Königs hielten den Eingang zu dem Thale besetzt, während auf den anderen Seiten senkrechte und hohe palis (Felsabhänge) den Ausweg versperrten. Umsonst bemühten sich Kamapuaa und seine Eltern, an denselben emporzuklettern, aber alle Anstrengungen waren vergebens. Da verwandelte der Gott sich in einen Eber, und als solcher wühlte er rasch eine Rinne oder Furche in den Abhang, in welcher alle hinaufkletterten und so der Rache des Königs entgingen. Die Furche aber besteht noch heute in dem Pali von Keliiwaa und ist als Kawaa o Kamapuaa bekannt.

Eine ähnliche Tradition spielt auf der Insel Molokai. Um den Besitz derselben kämpften der Gott Kana und sein Bruder Niheu, der, obgleich er von sehr kleiner Gestalt war, eine ungeheuere Kraft besaß. Als nun eines Tages beide Brüder in einen Ringkampf geriethen, zertraten sie mit solcher Wuth und Kraft einen Hügel am Meeresufer, daß große Stücke desselben ins Meer flogen, wo sie noch heutigen Tages die kleinen Inseln in der Nähe des Ufers bei Pelekunu bilden, und an Stelle des Hügels die jetzige tiefe Schlucht in jenem nördlichen Theile der Insel entstand.

Ein Nachkomme Niheu's war der König Ku-alii, ein Hauptheros der alten Hawaiier; er soll um das Jahr 1500 bei Kalapawai auf Oahu geboren worden sein, wo sich noch Spuren seines Heiaus finden. Er war als gewaltiger Läufer berühmt, denn nach der Tradition konnte er in einem Tage fünf Mal um die ganze Insel Oahu laufen, obgleich ihr Umfang gegen 100 engl. Meilen beträgt. Er trug immer das Idol seines Gottes Kuhooneenuu um den Hals; dies soll ein fremder Gott gewesen sein. Unter dem Schutze desselben vollbrachte Ku-alii große Thaten, und in blutigen Kämpfen besiegte er die anderen Häuptlinge der Insel. Auf dem Wege nach Waianae wird noch die Stelle gezeigt, wo er mit einem Satze über eine 20 Klafter breite Schlucht sprang, und so seinen Feinden entkam. Er soll 175 Jahre alt geworden sein („vier Vierzig und fünfzehn", nach hawaiischer Rechnung); da er nun lange vor seinem Tode vor Schwäche nicht mehr gehen konnte, wurde er von seinen Leuten in einem koko (Netze) getragen, um noch die Krieger in der Schlacht befehligen zu können. Als sein Tod herannahte, wurden von seinen Häuptlingen verschiedene Pläne vorgeschlagen, auf welche Weise die Knochen des Königs, dem Gebrauch gemäß, nach dem Tode zu verbergen seien, damit kein böser Geist oder Zauberer mit denselben Unfug treiben könne; aber keiner der Vorschläge gefiel dem König. Da deutete sein kahu (Leibdiener) auf seinen Mund, und Ku-alii nickte mit dem Kopfe und starb. Darauf wurden seine Knochen zu Pulver zerrieben und heimlich in die Speise der Häuptlinge gemischt; „und so blieben sie auf ewig verborgen".

Eine seltsame Sage ist diejenige von dem Gotte Kaualahi: gleich der Minerva der Alten sprang er aus dem Haupte seine Vaters Haumea (hu ka lolo ke poo o Haumea).

Kaili war der große Kriegsgott der Hawaiier und als solcher der besondere Schutzgötze des Königs Kamehameha I., der alle Inseln des Archipels unter seinem Szepter vereinigte. Im Jahre 1792 ließ er seinem Gotte ein Hauptheiau bei Kawaihae auf Hawaii erbauen, in welchem der große Holzgötze mit Kriegshelm und rothem Federmantel stand. Am Tage der Vollendung des Tempels wurden 11 Menschen, viele Hunde und Schweine dem Gotte geopfert. Auch im Mittelpunkt der Insel stehen auf dem Hochplateau noch die Ruinen des großen Heiaus, den der vor Jahrhunderten dort herrschende, fabelhafte König Umi nach Eroberung der ganzen Insel dem Kriegsgotte weihte[1]).

4. Mythologie und Sagen auf den Banks-Inseln.

Vor der Anthropologischen Gesellschaft in London hielt der Missionär R. H. Codrington am 8. Juni einen Vortrag über religiöse Gebräuche und Glauben in Melanesien, mit besonderer Berücksichtigung der Banks-Inseln, welche den nördlichen Theil des Neuhebriden-Archipels bilden, und der nordwestlich derselben gelegenen Salomon-Gruppe. Unter allen Melanesiern waren die Eingeborenen der Banks-Inseln die einzigen, welche keine Kleidung trugen und nicht der Anthropophagie anhingen. Doch giebt es keine Beweise, daß sie je durch polynesische Einwanderung oder Nachbarschaft beeinflußt wurden, obgleich noch heute Eingeborene leben, welche sich eines Besuches von Doppelkanus aus Tonga erinnern.

Die Mythologie der Banks-Insulaner unterscheidet genau zwei Arten von übernatürlichen Wesen, nämlich die nach dem Tode fortlebenden Seelen der Verstorbenen und die eigentlichen Götter, welche nie Menschen waren. Letztere werden Wuis genannt und zerfallen in zwei Klassen: körperliche und unkörperliche. Von ersteren, welche dennoch vielleicht nur vergötterte Nationalhelden sein mögen, ist Qat der hervorragendste; die Legenden über denselben entsprechen denjenigen über Maui oder Tangaroa bei den Maoris, Hawaiiern und anderen polynesischen Stämmen. Die Tradition von Qat's Verschwinden von den Inseln erinnert sehr an diejenige des hawaiischen Lono, doch sollen seit Ankunft der Missionäre manche Ausschmückungen aus der Bibel, z. B. aus der Geschichte von Noah und der Fluth, hinzugekommen sein. Die Brüder des Gottes Qat heißen alle Tangaroa, welchen Namen auf den nördlichen Neuhebriden alle Wuis führen, während auf den Banks-Inseln auch die als Amulete oder Fetische benutzten Steine so genannt werden. Zu derselben Klasse wie Qat und seine Brüder, aber mit viel geringerem Rang, gehören auch gewisse Wuis, welche mehr die Natur unserer Feen oder Elfen haben. Manche derselben, die Nopitu heißen, können sich unsichtbar machen und fahren dann in die Körper der Menschen. Solche Besessene, die selbst Nopitu genannt werden, würden z. B. eine Kokosnuß zum Trinken ansetzen, aber statt der Milch würde das Muschelgeld der Eingeborenen herauslaufen und gegen ihre Zähne rasseln; oder sie würden Muscheln erbrechen oder sich auf einer Matte kratzen und schütteln, während das Geld aus ihren Fingerspitzen herausfällt, alles Thaten der Nopitu.

Die andere Klasse der Wuis, diejenige der körperlosen, nimmt einen viel höhern Rang im Pantheon der Banks-Insulaner als Qat und seine verkörperten Nebengötter ein. Sie haben weder Form, Gestalt noch Namen, und es werden keine Legenden über sie erzählt. Doch sind sie sehr zahl-

[1]) Vergl. „Eine Besteigung des Hualalai auf der Insel Hawaii", „Globus" Bd. XXIX, S. 145.

reich und haben Macht denjenigen Menschen beizustehen, die sich mit ihnen in Verbindung setzen können. Dies kann gewöhnlich mit Benutzung von Steinen, Schlangen, Eulen und Haifischen geschehen, doch hat nicht Jeder die Gewalt dazu, sondern nur die Mitglieder einer besondern Priesterklasse. Wenn einer derselben seinen Stein oder seine Schlange hat, mit welchen er den Beistand seines Wui erlangen zu können glaubt, so kann er seinen Sohn oder andere Verwandten belehren und ihn an seine Stelle treten lassen. Das einzige Opfer für die Götter scheint bei den Banks-Insulanern das gebräuchliche Muschelgeld zu sein.

Ueber den Ursprung des Todes berichtet eine seltsame Tradition, welche sich ohne Veränderung auf den Banks-Inseln sowie den Salomon-Inseln findet. Vor langen Zeiten starben die Menschen nicht, sondern wenn sie ein hohes Alter erreicht hatten, streiften sie ihre Haut ab, wie die Schlangen oder Krabben, und kamen in erneuter Jugend hervor. Einst ging auch ein altes Weib an das Bachufer, um ihre Haut zu wechseln; darauf warf sie die alte Haut in den Bach, wo sie an einem Baumzweige hängen blieb. Nun kehrte das Weib, jetzt in Gestalt eines jungen Mädchens, in ihre Hütte zurück, wo sie ihr Kind gelassen hatte. Aber dieses erkannte natürlich seine Mutter nicht wieder und fürchtete sich vor der Fremden. Um endlich das Kind zu beruhigen, ging die Mutter wieder an den Bach, holte die abgeworfene Haut und zog sie wieder an. „Und seit jener Zeit müssen alle Menschen sterben!"

(Berichtigung: „Globus" Bd. XXXVII, S. 318 „Südsee-Sagen", Spalte rechts, Zeile 18 und 25 von oben, lies „Fächer" statt „Tücher".)

Die Bevölkerung in dem Centralzug des nordwestlichen Himalaya.

Mit einleitenden allgemeinen Bemerkungen. Von Dr. **Konrad Ganzenmüller**[1]).

II.

Die Dichtigkeit der Bevölkerung[2]) ist im nordwestlichen Himalaya etwas größer als im östlichen, jedoch immer noch gering, verglichen mit der in den Ebenen und Mittelgebirgen. Sie ist beschränkt durch die nicht unbedeutende Fläche der ihrer Höhen wegen unbewohnbaren Gebiete, wie durch die Schwierigkeit des Verkehrs. In den bewohnbaren Regionen des Centralzuges gehört die Bevölkerung theils zur mongolischen (tibetischen), theils zur kaukasischen (arischen) Race. Die zur erstern zählenden Stämme finden sich hauptsächlich auf der Nordostseite des wasserscheidenden Kammes in den Ländern, die vom Indus und seinen Nebenflüssen durchströmt werden.

Rein tibetisches Volk[3]) bewohnt Gnari Khorsum.

In den hochgelegenen Gegenden weiter im Westen leben die Tschampas[4]), welche sich ethnographisch weder von der Bevölkerung im Südosten, noch von den Ladakhis im Nordwesten unterscheiden. Sie bewohnen die beiden Seiten des Indus-Thales, einige Kilometer unterhalb Demtschok bis Maya, ferner das Hanle-Thal, das obere Parang-Thal an der Grenze gegen Spiti, die Gegend um den Tso Moriri, nördlich davon das Pugha-Thal, westlich von diesem die Umgebung der Salz-Seen, einen kleinen Theil des obern Tscharapa- (Tsanskhar-) Thales, das obere Kharnak-Thal (und im Norden des Indus die Gebiete am Tschangtschenmo nördlich vom Pangkong-See[1]). Die Tschampas sind Hirten und leben in Zelten, welche sie in Höhen von 4800 m (15 700 Fuß) bis herab zu 4200 m (13 700 Fuß) aufschlagen; tiefer herab kommen sie nicht. Das Nomadenleben hat ihnen einige Eigenthümlichkeiten aufgeprägt. Sie haben ein mehr hervorragendes Kinn, einen ausdrucksvollern Mund und eine mehr abgehärtete Natur als die Ladakhis und sind stets wohlgemuthen und heitern Sinnes. Wenn sie um das kleine Feuer sitzen, welches ihr frugales Mahl wärmt, erschallt fröhliches Gelächter. Statt der Wollkleider der Ladakhis tragen manche von ihnen lange Gewänder aus Lammfellen[2]). Ihre Zahl beläuft sich auf etwa 500 Seelen. Sie sind in zwei Lager getheilt, welche sich im Sommer trennen und verschiedene Weiden beziehen, aber im Winter sich wieder vereinigen. Die Zeltlager werden regelmäßig im Jahre viermal geändert, so daß sie ungefähr immer drei Monate auf einem Platze bleiben[3]). Es findet sich bei ihnen, wie bei den Tibetern und Ladakhis, Polyandrie. Ihre Sprache ist die tibetische; sie lernen selten schreiben[4]). Ihrer Religion nach sind sie Buddhisten, doch wird niemals ein Tschampa ein Lama[5]). Die Bewohner von Ruptschu werden gern gebraucht zum Befördern der Waaren von Central-Ladak nach Gartok oder nach Lahol und den britischen Territorien; sie werden dafür theils mit baarem Gelde, theils mit Getreide gut bezahlt. Leicht ertragen sie die ungemein strenge Winterkälte in ihren Zelten und betrachten Le als eine Stadt, der man nur im Winter nahen dürfe, und Kaschmir als ein „heißes" und „ungesundes Land"[6]). —

Die Ladakhis, welche sich selber Bhots nennen, bei ihren Nachbaren aber den erstern Namen führen, sind eben-

---

[1]) Abkürzungen in den Noten.

Cunningh. Lad.	= Cunningham Ladak.
Drew, J. a. K.	= Drew, the Jummoo and Kashmir Territories.
G. Tib.	= Ganzenmüller, Tibet.
R.	= Ritter, Erdkunde.
Schl. Reis.	= Schlagintweit, Reise in Indien und Hochasien
Schl. Res.	= Schlagintweit, Results.

[2]) Ein Abschnitt aus einer eingehenden Behandlung des Himalaya-Systems.

[3]) Ausführlich besprochen in: Ganzenmüller, Tibet nach den Resultaten geographischer Forschungen früherer und neuester Zeit. (Stuttgart, 1878.) S. 79 bis 104.

[4]) Tschang oder Tschang-pas bezeichnet im Tibetischen „Hirten" oder „Viehbesitzer". Vigne, Travels in Kashmir II, p. 343.

[1]) Drew, J. a. K. Race Map.

[2]) Ib. pp. 242, 473. 489.

[3]) Ib. p. 238.

[4]) Ib. p. 491.

[5]) Ib. p. 242.

[6]) Ib. p. 290.

falls tibetischer Race. Sie haben sich unterhalb der Tschampas überall da angesiedelt, wo der Boden anbaufähig ist; ihre höchsten Dörfer liegen 4300 m (14 000 Fuß) über dem Meere und sie gehen herab bis 2700 m (9000 Fuß [1]). Außer dem Indus-Thal von Maya bis Dargu um Atschinathang (und dem Thal des mittlern Schayok) ist von ihnen ganz Tsanskhar bevölkert; sie haben auch kleine Ansiedelungen am obern Bhutna; an der Grenze gegen die Baltis bewohnen sie einige Dörfer gemeinschaftlich mit diesen [2]). Die Körperform der Ladakhis tritt als rein mongolisch hervor. Die Backenknochen sind hervorstehend; der untere Theil des Gesichtes ist schmal; das Kinn ist klein und gewöhnlich zurückstehend; die Stellung der Augenlider ist schief, die Farbe der Augen braun; die Nase ist meist breit gedrückt; die Lippen sind hervorragend, aber nicht sehr dick. Das schwarze Haar ist vorn und an der Seite des Kopfes kurz geschnitten; hinten ist es lang und in eine Art Zopf vereinigt, welcher auf den Rücken reicht. Die Frauen haben die Haare in der Mitte getheilt und auf jeder Seite in einen Zopf geflochten. Bei den Männern findet sich fast durchgängig ein kleiner Schnurrbart. Der Bartwuchs ist aber im Allgemeinen ein sehr spärlicher [3]). Die durchschnittliche Körpergröße beträgt für die Männer 1,57 m (5'2"), für die Frauen 1,447 m (4'9¼"). Schön von Aussehen sind die Ladakhis nicht; aber sie sind sanft und von guter Gemüthsart, nichts weniger als kriegerisch, auch nicht zänkisch, obwohl sie sehr viel geistige Getränke zu sich nehmen. Mord, Raub und Gewaltthaten sind bei ihnen so gut wie unbekannt; Unbefangenheit und Unbehülflichkeit sind charakteristisch. Doch sind sie nicht unfähig, Verschiedenes zu lernen, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet. (Es giebt kaum mehr einander entgegengesetzte Charaktere, als die Ladakhis und Kaschmiris) [4]).

Die Kleidung ist sehr einfach; sie ist wollen, grob und dick; die Wolle wird von Männern, Frauen und Kindern gesponnen. Die Männer tragen ein weites und langes vorn über einander geschlagenes und um die Lenden mit einem Gürtel zusammengehaltenes Gewand. Als Kopfbedeckung haben sie entweder sehr große Kappen, welche über das Hinterhaupt herabreichen, oder kleinere von Lammfellen mit Ohrenlappen, die im Sommer aufwärts gestellt sind. An den Füßen haben sie feste Stiefel. Die Sohle und der untere Theil derselben besteht aus Leder, der obere aus Filz oder Wollenzeug. Diese Art der Fußbekleidung ist gut gegen die Kälte und eignet sich zum Erklimmen von Felsen, wo der Grund sehr trocken und scharf ist. Die Frauen tragen ebenfalls ein langes wollenes Gewand von blauer oder rother Farbe [5]). Ueber die Schulter werfen sie eine Art Schal, ein längliches mit Pelz gefüttertes Tuch, das vom Hals bis an die Knie reicht und auf der Brust mit einer Schnur und einer metallenen Schnalle zusammengehalten wird; dasselbe hat gewöhnlich zwei grelle Farben, z. B. grün mit breitem, rothem Rand [6]). Als Schmuck des Hauptes findet sich bei ihnen ein Band mit Muscheln oder rauhen Türkisen und Perlen verziert, welches von der Stirn aus nach dem Hinterhaupt gelegt wird. Die Stiefel gleichen denjenigen der Männer. Zuweilen wird von den Frauen ein sehr entstellendes Bemalen ihres Gesichtes ausgeführt, das ihre Reize statt des Schleiers gegen die Augen der Männer schützen soll. Die Kleidung beider Geschlechter bleibt Jahr aus Jahr ein dieselbe. Die Lamas von der Sekte Geluk-pa oder Galdan-pa, die in Ladak zahlreich vertreten sind, tragen gelbe Röcke, die anderen rothe [1]).

Die allgemeine Nahrung bildet Gerstenmehlbrei, mit Fleisch zubereitet. Es finden gewöhnlich drei Mahlzeiten statt: Morgens, Mittags und Abends. Als Getränk dient Tschang, ein leichtes Bier, ohne Hopfen gebraut, in der Regel von saurem Geschmack. Es wird auch Branntwein bereitet, doch ist der Genuß desselben durch das Gesetz verpönt. Ein sehr beliebtes Getränk ist Thee; doch sind Viele zu arm, um sich dieses gestatten zu können. Es herrscht bei den Ladakhis überhaupt eine sehr große Frugalität [2]).

An Bau- und Brennholz ist großer Mangel. Weiter im Süden trifft man Häuser vorherrschend aus Holz gebaut mit schiefen Dächern, im Norden sind sie meist aus getrockneten Backsteinen, haben zwei oder auch mehrere Stockwerke und flache Dächer, also tibetische Form [3]).

Die Ladakhis sind fast alle Ackerbauer; die Zahl der Handwerker und Handelsleute ist gering; die Kaufläden-besitzer in Le sind zur Hälfte Fremde. Eine Familie bebaut 2 bis 4 Acres. Die Söhne theilen das Erbe nicht, sondern bewirthschaften es gemeinschaftlich. Das Feld wird mit Hülfe des Yak und der gewöhnlichen Kuh gepflügt, das reife Getreide entweder mit der Sichel geschnitten oder mit der Wurzel ausgerauft. Der Yak eignet sich auch vorzüglich zum Ziehen von Lastwagen, wozu er von den Ladakhis fleißig benutzt wird; denn einen Theil ihres Lebensunterhaltes erwerben sie sich als Fuhrleute von Handelsgütern [4]).

Männer wie Frauen sind sehr ausdauernd im Tragen von schweren Lasten. Sie befördern unter lustigem Gesang 60 Pfund an einem Tag bis 30 km weit. Gegen Kälte sind sie nicht empfindlich; sie sind im Stande, durch nichts als ihre Kleider geschützt, in einer kalten Nacht ohne Schaden auf dem steinigen Boden im Freien zu schlafen. Alle haben eine tiefgewurzelte Abneigung gegen das Waschen; doch sollen sie jährlich einmal ein Bad nehmen. Obwohl im Mittel die Bewohner Ladaks zu den kräftigsten und arbeitsamsten Menschen gehören, findet sich doch auch hier jene für die Tibeter eigenthümliche Unterleibskrankheit hartnäckiger bis zu Lebensgefahr sich steigernder Constipation [5]).

Polyandrie ist allgemein. Diese Sitte läßt sich wohl am besten aus der Armuth des Landes an fruchtbarem Boden erklären. Es leben mitunter vier Brüder mit einer Frau [6]); die jüngeren bleiben in einer untergeordneten Stellung; dem ältesten Bruder fällt die Sorge für die Kinder zu. Diese sprechen von dem „ältern" und von dem „jüngern Vater" [7]).

---

[1]) Drew, J. a. K. pp. 231, 489.
[2]) Ib. Race Map.
[3]) R. III, S. 623. Schl. Reis. II, S. 42. Cunningh. Lad., Plates X — XIV, Abbildungen von Ladakhis.
[4]) Drew, J. a. K. p. 239.
[5]) Ib. p. 240.
[6]) Cunningh. Lad. pp. 297, 298.

---

[1]) Cunningh. pp. 299, 303 — 305 und Plates XV — XIX. Schl. Reis. II, S. 454. Drew, J. a. K. p. 240.
[2]) Ib. p. 247. R. III, S. 620.
[3]) Drew, J. a. K. p. 249.
[4]) Ib. p. 246.
[5]) Schl. Reis. III, S. 287. G. Tib. S. 85.
[6]) Vergl. Wei tsang thou chy (Chinesische Geographie) in Nouveau Journal Asiatique I. serie, tome III (1829), p. 253: „Dans le Tubet les femmes sont plus robustes que les hommes; ceux ci sont au contraire d'une constitution plus délicate. C'est aussi pour cette raison, que quelquefois trois ou quatre frères de la même famille ne prennent qu'une seule femme."
[7]) Bei der Ankunft der Spanier auf der Canarischen Insel Lancerota hatte daselbst „eine Frau mehrere Männer, welche in der Ausübung der Rechte des Familienhauptes wechselten. Der eine Ehemann ward als solcher nur während eines Mondumlaufes anerkannt; sofort übernahm ein anderer das Amt und jener trat in das Hausgesinde zurück." (Alex. v. Humboldt, Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Continents. In deutscher Bearbeitung von Hermann Hauff, Stuttgart 1874, I, S. 35.) Etwas Aehnliches scheint bei den

Auf die Frage, was aus der Ueberzahl der weiblichen Wesen werde, konnte Drew keine genügende Antwort erhalten; er fand auch nicht, daß es viele alte Jungfrauen gebe, und die Zahl der Nonnen ist geringer, als die der Mönche. Nach seiner Ansicht ist es nicht unwahrscheinlich, daß in Folge der Polyandrie die Zahl der weiblichen Geburten vermindert wird. Die Frauen Ladaks haben im Verhältniß zu denen Indiens große Freiheit; sie gehen stets unverschleiert. Bei dem Feldbau verrichten sie in Gemeinschaft mit den Männern ihren Theil der Arbeit [1]).

Als Drew nach Ladak kam, um den Maharadscha zu besuchen, wurde er überall mit **Musik** von Flageolet, Cimbeln und Trommeln empfangen. Zur Zeit der großen Messe in Gartok ließen sich drei Musiker von Ladak in Moorcroft's Behausung auf Hautboi und Trommel mit Gesang und Tanz hören. Die Hautboi glich ganz einer schottischen Sackpfeife und auch der Gesang erinnerte an die Lieder der Bergschotten [2]).

Die meisten Ladakhis verstehen ihre Sprache — das Tibetische — mit **tibetischen Charakteren** schön und ungezwungen zu **schreiben**. Die Schriftzeichen sind dem Devanagari oder Schastri entlehnt, in welchem das Sanskrit dargestellt wurde, und — nach den Forschungen von Csoma de Körös — in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts n. Chr. aus Kaschmir nach Ladak gekommen [3]).

Die **Zeit** wird ähnlich wie bei Tibetern und Mongolen nach Cyklen von 12 oder 60 Jahren **gerechnet**. Jedes Jahr trägt den Namen eines Thieres: 1. Mause-, 2. Ochsen-, 3. Tiger-, 4. Hasen-, 5. Drachen-, 6. Schlangen-, 7. Pferde-, 8. Schaf-, 9. Affen-, 10. Vogel-, 11. Hunde-, 12. Schweine-Jahr. Der erste 60jährige Cyklus beginnt 1026 n. Chr., der 15. im Jahre 1876. Während die Inder für jedes der 60 Jahre einen besondern Namen haben, nahmen die Tibeter und Ladakhis die Nomenklatur der Chinesen an, welche die 12 Thiernamen mit den Benennungen der „fünf Elemente“: Holz, Feuer, Erde, Eisen, Wasser, verbinden, z. B. 1. Holz-Mause-Jahr, 2. Holz-Ochsen-Jahr, 3. Feuer-Tiger-Jahr, 4. Feuer-Hasen-Jahr u. s. w., 11. Holz-Hunde-Jahr, 12. Holz-Schweine-Jahr, 13. Feuer-Mause-Jahr, 14. Feuer-Ochsen-Jahr u. s. w. [4]).

Die alte **Ladakhi-Silber-Münze**, die bisweilen noch vorkommt, ist der Dschad oder Dschao; aber als die allgemeinste Handelsmünze wird jetzt, selbst in Le, die indische Rupie (1,90 M. bis 2 M.) betrachtet. In den Bazars von Ladak und Balti findet man im gewöhnlichen Verkehr auch häufig Silberklumpen, Yambus genannt, sowie europäische und amerikanische Münzen mit Privatstempeln. Von Kupfergeld wird mit Vorliebe das chinesische von quadratischer Form gebraucht [5]).

Einen **Ständeunterschied** kennen die Ladakhis nur insoweit, als Grobschmiede und Musiker am tiefsten zu stehen scheinen und sich die höher stehenden Frauen mit

alten Britanniern Sitte gewesen zu sein. Es hatten immer zehn oder **zwölf Männer** — meist **Brüder** — **Frauen gemeinschaftlich** und die **Kinder** wurden als **demjenigen angehörend** betrachtet, welchem die **Jungfrau zuerst zugeführt** worden war. Vergl. Caesar, de bello Gallico V, 14 (Ed. Dübner I, p. 141): „Uxores habent deni duodenique inter se communes, et maxime fratres cum fratribus, parentesque cum liberis; sed si qui sunt ex his nati, eorum habentur liberi, quo primum virgo quaeque deducta est.“

[1]) Drew, J. a. K. pp. 250, 251.
[2]) Ib. p. 254. R. III, S. 473.
[3]) Drew, J. a. K. p. 473. Cunningh. Lad. p. 5, not. 1.
[4]) Ib. p. 394.
[5]) Ib. p. 306.

solchen nicht verheirathen. Die Priester bilden keine besondere Kaste; ihre Stellen sind nicht erblich [1]).

Die herrschende **Religion** ist der **Buddhismus** [2]). Aus jeder Familie verläßt einer der Söhne die weltlichen Angelegenheiten, d. h. er wird Lama. Fast in jedem Dorfe ist ein Kloster, an den Eingängen in dasselbe sind Gebetcylinder; der Hof ist geschmückt mit Glocken, Lampen, Sceptern, Flaggen. In dem Hauptschiff der Tempel steht ein Altar, in den Seitenschiffen werden musikalische Instrumente, verschiedene in Ehren gehaltene Objekte und die heiligen Bücher aufbewahrt. Von der Decke hängen zahlreiche Gebetsflaggen herab [3]). Das Studium der Priester wird in Lasa vollendet und dort die Weihe erlangt. In Ladak ist die rothe Sekte (Duk-pa) vorherrschend. Zur Erntezeit erhalten die Lamas einen Theil des Ertrags; sie sind mit dem Erhaltenen stets freigebig gegen Reisende. Pferde- und Kameelfleisch zu essen, ist ihnen verboten, doch genießen sie Fleisch von Ziegen, Schafen, Rindern. Sie verheirathen sich nicht und sind die „geistlichen Vorstände“ der übrigen Volksklassen. Am 25. December, „wann die Sonne am fernsten steht“, haben sie ihr Hauptfest. An einigen Stellen im Lande sieht man kolossale in Felsen gehauene Figuren, welche Götter darstellen [4]); überall finden sich (ähnlich wie in Tibet) Manis (Gebetmauern) und Tschortens (Opfer- oder Reliquienbehälter), sowie Gebetflaggen, welchen die heiligen Gebetsworte: „Om mani padme, hum!“ aufgeprägt sind [5]).

Die rein tibetische Race der Bewohner von Ladak beginnt sich mit dem Auftreten des Islam zu ändern. Schon 70 bis 80 km (40 bis 50 Meilen) westlich von Le werden die Muselmänner sehr häufig. Christliche Missionäre sind bis Ladak noch nicht vorgedrungen. Die der Grenze nächste Station ist jene zu Kardong in Lahol [6]).

Die **Ladakhis**, welche **Tsanskhar** bewohnen, haben unter allen die besten Eigenschaften. Dieselben bewahrten die alte Einfachheit der Sitten und ihre Ehre ohne Flecken. Ihre Sprache hat einige dialektische Abweichungen von der zu Le gesprochenen [7]). —

Die **Baltis** [8]) sind von derselben Race wie die Ladakhis und unterscheiden sich im Allgemeinen von diesen weniger, als dieselben mitunter von einander selbst verschieden sind [9]). Sie bevölkern die **südlichen Seitenthäler** des **Indus**, namentlich das **untere Suru-Thal**, dann das **Indus-Hauptthal** selbst an der Mündung des Suru und von **oberhalb Kartakscho** bis **Tulu** (unterhalb Rondu), und im Norden die unteren Thäler des **Schayok** und des **Schigar** bis herab zu 1800 m (6000 Fuß) [10]). Die Baltis haben eine ausgeprägte **turanische Physiognomie** mit hohen Backenknochen und kleinen schiefen Augen, aber meist einer weniger eingedrückten Nase als die Tibeter; auch zeigt sich bei ihnen etwas stärkerer Bartwuchs. Der Statur nach sind sie größer und stärker, als die Ladakhis, was von dem mildern Klima herrühren mag; doch haben sie nicht dieselbe Ausdauer im Tragen, sind aber dafür geschickt, Waa-

[1]) Drew, J. a. K. p. 241.
[2]) G. Tib. S. 93 bis 101.
[3]) Vergl. Schl. Atlas to the Res. Vol. II, Panoramas and Views Nro. 12: Interior of the Buddhistic temple of the monastery Mangnang, in Gnari Khorsum.
[4]) Vergl. Abbildung: Drew, J. a. K. p. 257.
[5]) Ib. pp. 256 — 259. G. Tib. S. 98.
[6]) Schl. Reis. III, S. 256.
[7]) Drew, J. a. K. p. 284.
[8]) Vergl. Ptol. Geogr. VI, 13 (Ed. Wilberg, p. 424): ὑφ' οὓς παρὰ τὸ Ἴμαον ὄρος Βύλται.
[9]) Drew J. a. K. p. 356.
[10]) Ib. p. 490 und Race Map.

ren und leichtere Lasten auf Bergpfaden weiter zu befördern, die ein anderer belasteter Mann nicht zu gehen wagen würde [1]). Im Vergleich zu den Kaschmirern sind sie unschön; so gewöhnlich Frauenschönheit in Kaschmir angetroffen wird, ebenso selten ist sie in Balti [2]). Die Gesichtsfarbe der Baltis ist gewöhnlich gelb [3]). Sie sind gut geartet und von heiterer Gemüthsstimmung [3]).

Ihre Kleidung ist aus demselben Stoff wie die der Ladakhis; aber sie tragen nur kurze bis an's Knie reichende Röcke und auf dem Haupte kleine runde Kappen, (der Oberste in einem Dorfe hat über dieser Kopfbedeckung noch eine Art Turban). In der wärmern Jahreszeit geht das Volk zu einem Theil barfuß; im Winter werden Stiefel angezogen von weichem Leder oder von Ziegenfellen mit nach innen gekehrtem Haar. Die Baltis scheeren nach mohammedanischer Sitte die Haare kurz und lassen nur an den Schläfen Seitenlocken stehen.

Als Mohammedaner haben sie die Polyandrie verlassen und Polygamie angenommen, obschon sie dieselben ökonomischen Gründe für die erstere hätten, wie die Tibeter und Ladakhis, denn der anbaufähige Boden ist sehr beschränkt. Das Land ist verhältnißmäßig arm und bietet keine Mittel für eine dichte Bevölkerung. Die Bewohner wandern daher gern aus und gründen Ansiedelungen in besseren Gegenden. So finden sich viele Baltis in Yarkand und Kaschmir, ja sogar in Dschemu. Hunderte gehen in den Militärdienst des Maharadscha und es ist ein eigenes „Balti-Regiment" formirt. Am liebsten suchen sie in neuester Zeit die britischen Territorien auf; an ein heißeres Klima sind sie in ihren engen niedriger gelegenen Thälern schon gewöhnt. Trotz der Auswanderung erzeugt indeß das Land mehr Leute, als es hinreichend ernähren kann, und die Folge davon ist eine schwächliche Bevölkerung; die körperlich kleineren Ladakhis sind viel robuster und ausdauernder als die Baltis [4]).

Ihre Sprache ist ein Dialekt der tibetischen; sie ist ohne ein besonderes Alphabet — bei den Eigennamen werden oft arabische Schriftzeichen angewendet — und wenig von der Ladaks verschieden [5]).

Während es früher hier nur Buddhisten gab, sind jetzt alle Baltis Mohammedaner und gehören der Sekte der Schiiten an, mehrere aber auch der zwischen Schiiten und Sunniten stehenden, Namens Nur Baksch. Der Islam war in jenen Gegenden lange immer im Fortschreiten begriffen; erst in neuester Zeit ist in der weitern Ausbreitung desselben ein Stillstand eingetreten, da der Maharadscha von Dschemu und Kaschmir dem Buddhismus als einer der seinen verwandten Religion die größte Aufmerksamkeit zuwendet [6]). —

Die Dards [7]) bewohnen einige Theile am Indus ober- und unterhalb Dah von Sandschak bis Marol zwischen Ladakhis und Baltis, sowie das Indus-Thal unterhalb Tulu und an dessen Wendung nach Süden, ferner das Dras-Thal, das Thal des mittlern, und unter Schingo, des mittlern und untern Schigar (eines Zuflusses des Suru), das Gebiet des obern Kischenganga-Thales und jenseits des Indus das Gebiet des Gilgit-Flusses. Sie sind nach Sprache und Physiognomie arischer Race. Dr. Leitner ist der erste gewesen, der sie näher erforscht hat [1]). Die Dards sind breitschulterige wohlproportionirte Menschen [2]); sie sind thätig und ausdauernd, tüchtige Bergsteiger und vortreffliche Lastträger; ihre Gesichtsbildung ist ziemlich schön; das Haar ist gewöhnlich schwarz, manchmal auch braun; die Gesichtsfarbe ist meist, wenn auch nicht immer, so licht, um die Röthe der Wangen durchscheinen zu lassen; die Augen sind braun. Wenn sie auch geistig nicht so geweckt sind, wie die Kaschmiris, so sind sie doch von klarem Verstand und von lebhafter Auffassungsgabe. Sie kämpfen für ihre Rechte und erwehren sich der Unterdrückung so lange als möglich. Sie sind nicht gerade von besonders sanfter Gemüthsart, aber auch nicht unhöflich, wenn ihnen nicht Unrecht geschieht. Dies sind Eigenthümlichkeiten, welche ihnen Sympathien erwerben. Völkerstämme, die wie die Dards, ohne Schmeichelei und Furcht auf der einen und ohne impertinente Selbstüberschätzung auf der andern Seite dem Fremden begegnen, sind im Oriente nur selten anzutreffen. Die Frauen sind nicht schön; erst die Gegend jenseits des Indus soll wieder schmuckere Gestalten aufzuweisen haben.

Die Kleider der Dards sind wollen; nur die Angehörigen höherer Klassen tragen im Sommer baumwollene Gewänder, soweit sie solche bekommen können. Das lange lose Kleid wird von einem Gürtel zusammengehalten. Die Kappe hat eine eigenthümliche Form. Man rollt ein Stück wollenen Tuches (etwa eine halbe Elle lang) so zusammen, daß in der Mitte eine Vertiefung für den Kopf entsteht und ringsherum eine Art Krämpe zum Schutze gegen die Kälte oder gegen die Sonnenstrahlen. Diese Kopfbedeckung ist charakteristisch, da die Dards dieselbe überall beibehalten, wo sie auch zerstreut leben mögen, mit alleiniger Ausnahme derjenigen, welche sich zum Buddhismus bekennen. An den Füßen tragen sie Lederstreifen, welche mit einem langen vielfach herumgewickelten Riemen zusammengehalten werden, der den Fuß zugleich gegen die Kälte schützt [3]).

Die Dards zerfallen in bestimmte Klassen, welche als Kasten bezeichnet werden können, und welche nicht unter einander heirathen. Man kann deren vier unterscheiden.

Am niedrigsten stehen die Dums, welche die Musik pflegen (gleich den niedrigen Marasis im Pendschab, den Domes in verschiedenen Theilen Indiens, den Bems in Ladak, den Batals in Kaschmir. Auch die niedrigste Kaste in Dschemu heißt Dum, obwohl die Musiker und Tänzer nicht aus derselben genommen sind). Ihre Zahl ist nicht groß. Da sie sich in Gestalt und Gesichtszügen mehr oder weniger von den Angehörigen höherer Klassen unterscheiden, so liegt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß sie von den früheren durch die einwandernden Arier verdrängten Bewohnern Indiens abstammen.

Die Kremins scheinen mit den Kahars in Indien, den Dschimars im Pendschab identisch zu sein. Sie sind Handwerker und ebenfalls wenig zahlreich. Ihrer Abstammung nach sind sie wohl Mischlinge von früheren Bewohnern und den ersten Einwanderern.

---

[1]) Drew, J. a. K. p. 357.
[2]) Vigne, Travels in Kashmir II, pp. 235, 236, 271.
[3]) Drew, J. a. K. p. 358.
[4]) Ib. p. 359.
[5]) Ib. p. 473. Vigne, Travels in Kashmir II, p. 267.
[6]) Drew, J. a. K. p. 360. Schl. Reis. III, S. 265.
[7]) Wohl die Δαδίκαι des Herodot (III, 91; VII, 66). Die Dards sind die Δέρδαι des Strabo (XV, 1. — Ed. Kramer III, p. 214 —: φησὶν ὅτι ἐν Δέρδαις [im Sanskrit: Daradacas] ἔθνει μεγάλῳ τῶν προσεῴων καὶ ὀρεινῶν Ἰνδῶν), die Δαράδραι des Ptolemäus (VII, 1. — Ed. Nobbe II, p. 149 —: ὑπὸ δὲ τὰς τοῦ Ἰνδοῦ Δαράδραι), die Dardae des Plinius (Nat. hist. XI, 31. — Ed. Sillig II, p. 281 —: in regione septentrionalium Indorum, qui Dardae vocantur).

[1]) The Languages and Races of Dardistan by Dr. G. W. Leitner.
[2]) Photographie von drei Dards aus der Gegend von Dras. Drew, J. a. K. p. 424.
[3]) Drew, J. a. K. p. 425.

Die *Yaschkuns* sind am zahlreichsten; in Astor und Gilgit bilden sie den Hauptbestandtheil der Bevölkerung, deren Beschäftigung vorzüglich in Ackerbau besteht. Leitner redet von ihnen als „Mischlingen von den höher stehenden Schins und einer andern Klasse“ [1]); Drew dagegen spricht die wahrscheinlicher klingende Ansicht aus, daß die Yaschkuns und Schins, welche sich in Körpergestalt und Physiognomie fast ganz gleichen, den eigentlichen Volksstamm ausmachen, den man Dards nennt, und daß diese einst in das Land einfielen und es den ursprünglichen Bewohnern nahmen, von denen noch Ueberreste in den niederen Kasten zurückgeblieben sind. Wie die Eintheilung in Yaschkuns und Schins entstanden sein mag, läßt sich kaum erklären. Eigenthümlich ist, daß (nach Leitner) ein Schin eine Frau aus der Yaschkun-Kaste, nicht aber umgekehrt ein Yaschkun eine Frau aus der Schin-Kaste nehmen kann [2]).

Die *Schins* stehen am höchsten. An einigen isolirten Plätzen bilden sie die Mehrheit der Bewohner; in Astor und in Gilgit sind die Yaschkuns überwiegend. Eine Eigenthümlichkeit von ihnen ist, daß sie einen eben so großen Abscheu vor der Kuh haben, wie die Mohammedaner vor dem Schwein, daß sie weder Kuhmilch trinken, noch Butter genießen, noch auch getrockneten Kuhmist brennen. Rinder müssen zum Pflügen der Aecker gehalten werden; sie suchen aber mit denselben, wenn irgend möglich, in keine nähere Berührung zu kommen. Ein größerer merkwürdiger Kontrast zwischen solchem Abscheu vor der Kuh und der hohen Verehrung, welche die Hindus diesem Thiere zollen, wird kaum irgendwo zum zweitenmal so nahe beisammen zu finden sein. In Daschkim (21 km oder 15 Meilen unterhalb Astor) vermeiden die Schins Geflügel zu essen oder zu berühren. Wahrscheinlich haben sich dergleichen Absonderlichkeiten aus früherer Zeit erhalten, als diese hohe Kaste streng abgetrennt von den übrigen Bewohnern lebte. Die Schins sind mit Yaschkuns untermischt längs des Indus-Thales und in den Seitenthälern, welche sich unmittelbar in das Hauptthal öffnen. Yaschkuns ohne Schins wohnen in den höher gelegenen Gegenden, namentlich in Nagar, Hunsa, Ischkoman, Yasin und Tschitral [3]).

Die *Dards bekennen sich zum Islam*. Von ihrer frühern Religion wissen wir nichts; ebensowenig ist bekannt, wann sie bekehrt wurden. Als die Sikhs in jene Länder eindrangen, waren sie noch „laue Bekenner der Lehre des Propheten“. Erst durch den Anführer der Sikhs, Nathu Schah, wurden sie „gute Mohammedaner“. Nun sind sie theils Schiiten, theils Sunniten, theils Molai (eine Modifikation der Sekte der Schiiten), welche in Bezug auf Beten und Fasten den Sunniten, in Bezug auf Anerkennung der wahren Nachfolger Mohammed's den Schiiten folgen. Molais und Schiiten trinken Wein, die Sunniten enthalten sich desselben. Diese religiösen Unterschiede fallen keineswegs mit den Kastenunterschieden zusammen. In einigen Theilen des engen Industhales, welche zu Central-Ladak gehören, wohnen Dards, welche sich zum Buddhismus bekennen, so in Grugurdo, Sanatscha, Urdus, Dartschik, Gaston, Dah, Phindur, Baldes, Hanu [4]). Ihre Sprache, wie auch ihre Sagen weisen darauf hin, daß sie von Gilgit her eingewandert sind, doch muß dies schon seit lange geschehen sein. Sie sprechen meist das Dardi, in dem Seitenthale von Hanu dagegen haben sie das Ladakhi angenommen. In ihren Gesichtszügen haben sie gar nichts mit den Bewohnern von Ladak gemein und diese beiden Racen haben sich gar nicht oder nur sehr wenig vermischt. Die Dards sind größer und stärker als die Ladakhis, aber nicht so schön wie ihre Stammesangehörigen in Astor und Gilgit. Ihre Kleidung ist derjenigen der Ladakhis ähnlich. Sie sind sehr schmutzig und die Frauen übertreffen in dieser Hinsicht noch die Männer. Das Gesicht scheint niemals gewaschen zu werden. Man findet bei ihnen Polyandrie. Die religiösen Gebräuche beobachten sie nicht mit derselben Aufmerksamkeit wie ihre Nachbarn; auch werden keine jungen Männer Lamas. Die Leichname verbrennen sie [1]).

Die *Sprache der Dards*, von der zuerst Leitner in seinem Werke über Dardistan ein Wörterverzeichniß und eine kurze Grammatik gegeben hat, und welche mit dem im südlichen Himalaya zwischen Rawi und Tschinab herrschenden Dogri verwandt ist [2]), zerfällt in mehrere Dialekte. Diejenigen, welche auf der linken Seite des Indus gesprochen werden, sind der von Astor und der von Dah; dieselben werden nicht schriftlich dargestellt [3]).

Von Noth, von Bedrückung oder von anderen Ursachen gezwungen, sind die *Dards vielfach aus ihrem eigenen Heimathslande zerstreut* worden. In Rondu leben sie nahe zusammen mit den Baltis. Die beiden verschiedenen Stämme vermeiden hier aber streng, unter einander zu heirathen. Um Bascho leben sie gemischt und gehen auch Ehen ein, so daß die Verschiedenheit mehr und mehr verschwindet. In Dras sind die Dards Sunniten, und die eben daselbst wohnenden Baltis Schiiten. Wo die Dards in Verbindung mit den Batis kommen, werden sie von diesen — gleichviel ob sie Mohammedaner oder Buddhisten sein mögen — *Brok-pa* oder *Blok-pa* genannt. Brok bezeichnet aber im Tibetischen einen hochgelegenen Weideplatz und Brokpa sind daher „*Hochländer*“. Sie scheinen mit den Baltis bekannt geworden zu sein, indem sie über die Hochpässe vordrangen und die höchsten, vielleicht zuvor bewohnt gewesenen Theile oder Thäler in Besitz nahmen [4]). —

Die majestätische Gebirgsmasse des Nanga-Parbat oder der Diyamir bildet die Grenze von Balti und von dem Reich des Maharadscha von Kaschmir und Dschemu. Die westlich davon liegenden Gebiete haben die *Tschilasis* in Besitz. Dieselben gehören zu der Race der Dards. Bis 1850 pflegten sie oft plündernd und raubend in das Astor-Thal einzufallen, das Vieh wegzutreiben und die Einwohner als Sklaven mit sich fortzuschleppen. Eine auf Befehl des Maharadscha 1851 gegen sie ausgesendete militärische Expedition hat sie so erschreckt, daß sie seit jener Zeit nicht mehr über die Grenze gekommen sind. Es ist sogar ein friedlicher Verkehr mit ihnen angebahnt. Auffallend ist, daß während die Bewohner von Astor alle Reiter sind und viele Ponies ziehen, die Tschilasis die Pferde und deren Gebrauch wie deren Nützlichkeit für den Menschen nicht kennen [5]).

Weiter gegen den hier zuerst nach Westen, dann nach Südwesten und Süden fließenden *Indus* liegt terra incognita oder „unexplored country“ [6]). Noch niemals ist es einem Europäer gelungen, in dieses Gebiet vorzudringen. Von allen Seiten schwer zugängig, ist dasselbe von *einer Anzahl unabhängiger, einander gegenseitig feindlich gesinnter Bergvölker* bewohnt. Im Ganzen

[1]) Leitner, Dardistan II, p. 25; III, p. 48.
[2]) Drew, J. a. K. pp. 427 — 429.
[3]) Ib. p. 429.
[4]) Ib. Race Map.

[1]) Drew, J. a. K. pp. 430 — 432.
[2]) Die Zahlen von 1 bis 5 heißen im Dogri: ek, do, tre, tschar, pandsch; im Dardi: ek, duh, tre, tschar, pusch; in beiden Sprachen: Hand = hath; Auge = (im Dogri) akhi, (im Dardi) atschi u. s. w. Drew, J. a. K. pp. 516 — 521.
[3]) Ib. pp. 468 — 473.
[4]) Ib. p. 433.
[5]) Ib. pp. 398 — 399.
[6]) Ib. General Map.

genommen wurde es noch niemals und von keiner der angrenzenden Mächte förmlich unterworfen. Jede Gemeinde erwählt selber ihr Oberhaupt und verkehrt wenig mit den Nachbarn. Mit der Außenwelt steht es nur durch einige wenige Individuen in Verbindung, die das Vorrecht besitzen, als Handelsleute die Gegend zu bereisen. Ein Mullah, Mitglied der indischen Landesvermessung, in Besitz dieses Privilegiums, durchstreifte in der doppelten Eigenschaft als Handelsmann und Forschungsreisender in neuester Zeit das Indus-Thal mit mehreren seiner Nebenthäler [1]). —

Zwischen den Wohnsitzen der bis jetzt eingehender betrachteten Volksstämme und der Bevölkerung im Süden des wasserscheidenden Centralzuges des Himalaya liegen weite Strecken gänzlich unbewohnten Landes. Dasselbe umfaßt von Südosten nach Nordwesten folgende Theile: In Ruptschu: die Hochgebirgsrücken zwischen dem Konul- und Hanle-Thal, zwischen dem Hanle-Thal und dem Tso Moriri, zwischen dem Sumkiel und dem Tscharapa; in Central-Ladak: die Bergrücken zwischen Indus und Markha, zwischen Gya, Markha und Sumkiel einerseits und dem Kharnak andererseits; in Tsanskhar: die ausgedehnten Regionen des Hochgebirges zwischen dem Kharnak- und dem mittlern Tsanskhar-Thal, zwischen diesem und dem Pentse- sowie zwischen dem mittlern Tsanskhar- und dem Wanla-Thal; in Balti: die weiten Gebiete zwischen dem Pentse und Tsanskhar einer- und dem Suru andererseits, die Hochgebirgsrücken zwischen dem obern Schingo-, dem Dras- und dem obern Kischenganga-Thal, ferner das ganze Deosai-Plateau; in Astor: die Gegend westwärts vom Astor- bis zum Kischenganga-Thal; weiter im Süden in Spiti und Lahol, sowie in dem zum Reich des Maharadscha von Dschemu und Kaschmir gehörenden Gouvernement Udampur: die zum größten Theil mit ewigem Schnee bedeckten gewaltigen Hochgebirgsregionen zwischen dem Tsanskhar-, Pentse- und Suru-Thal im Norden und dem Tschinab- und Maru-Wardwan-Thale im Süden [2]). —

Die Provinz Spiti im Westen von Gnari-Khorsum ist von „rein tibetischer Race“ bevölkert.

Weiter westwärts in Lahol zeigt sich auch noch viel Tibetisches. Jenes Gebiet wird von einer Mischrace zwischen Tibetern und Hindus, von den Kanets, bewohnt. Diese sind in Körperform und Kultur weniger von der entsprechenden Stufe der Hindus, welcher sie sich zurechnen, entfernt, als die Bhot Radschputs, die in Kamaon und Gerhwal am zahlreichsten sind, und wenn sie keine höhere Stelle als jene einnehmen, so ist dies als Folge davon zu betrachten, daß es ihnen niemals gelang, gleiche politische Macht sich zu verschaffen. Sie finden sich als die herrschende Bevölkerung in (Kamaon, Tschamba, Kulu und) Lahol. Auch in Kischtwar kommen sie noch vor, dort aber mit Muselmännern vermischt, während in den anderen Provinzen, am deutlichsten in Lahol, jene ihrer Mitbewohner, die nicht als reine Kanets sich zeigen, in Race, Sprache und Lebensweise den Tibetern mehr verwandt sind. Das Haar tragen die Kanets zu beiden Seiten weit herabhängend und auf dem obern Theil des Kopfes kurz geschoren; an der Stirn ragt meist etwas Haar unter dem kleinen leichten Turban hervor. Man sieht bei ihnen wie bei den Bhot Radschputs, daß sie hohen Werth auf Schmuckgegenstände legen; so tragen auch die Männer gern Ohrringe, Armbänder und Gehänge aller Art. Der einfachste Schmuck, den selbst die Kulis selten vergessen, ist eine frische Blume über dem einen Ohr ins Haar gesteckt [3]).

Im Suryabhaga-Thal sprechen die Bewohner einen Hindu-Dialekt, welcher dort Gari (in Tschamba: Gadi) genannt wird. Im übrigen Lahol bedient sich das Volk zweier Sprachen: des Tibetischen und des Baten. Das Letztere erstreckt sich dem Tschandrabhaga-Thal entlang ziemlich weit abwärts. In den mittleren Theilen Lahols finden sich nach den sehr gründlichen und lange fortgesetzten Untersuchungen von Jäschke auch noch das Bu-nan und das Ti-nan als älteste Sprachreste aus der Zeit vor der arischen Einwanderung, die auch deutlich als vom Tibetischen getrennt zu erkennen sind. Die Schrift der Bewohner von Lahol (und Kulu) ist eine Mittelform zwischen Sanskrit und Tibetisch. Es wird, wie im Bengali und in dem ebenfalls auf das Sanskrit (aber in sehr veränderter Form) basirten Tibetischen von links nach rechts, nicht, wie im Hindustani, von rechts nach links geschrieben [1]). —

Die Pahari, d. h. „Bergbewohner“ — von ihren Nachbarn im Süden, den Dogras, also genannt —, bevölkern Padar, im Westen von Lahol, und Pangi, Kischtwar (und Badarwa, sowie weit im Westen Budil, zu beiden Seiten des Ans-Flusses). Sie sind ein sehr abgehärteter Volksstamm, von kräftiger Körpergestalt und haben eine gerade aufsteigende Stirn, dichte Augenbrauen und eine gebogene Nase; ihr langes schwarzes Haar fällt bis auf die Schultern herab; der Bart ist etwas dicht, wird aber nicht sehr lang. Die Männer tragen lichtgraue wollene Röcke, diese werden in jedem Hause selbst verfertigt und haben in einigen Theilen etwas längere, in anderen etwas kürzere Gestalt; sie werden stets mit einem Gürtel oder einem Bande um die Lenden zusammengehalten. Die Kappen sind von verschiedener, manchmal von spitziger Gestalt, zuweilen sind sie mit Seitenlappen versehen. Auf Reisen werden vielfach wollene Decken, von demselben Stoff wie der Rock, mitgenommen, um sich mittels derselben gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Die Frauen haben ein langes Gewand ebenfalls meist von hellgrauer, manchmal auch von schwarzer Farbe, das, gleich dem Rock der Männer, durch einen Gürtel zusammengehalten wird; außerdem tragen sie niedere runde Kappen. Die überwiegende Kaste unter den Paharis sind die Thakars. Diese sind fast die alleinigen Besitzer des Landes; sie sind die „Bauern der Berge“. Die niederen Kasten der Dum und Megh sind überall zerstreut; die denselben Angehörenden sind wie die Thakars gekleidet, aber gewöhnlich nicht so groß von Körpergestalt und von weniger gutem Aussehen [2]). Das Pahari, welches schriftlich nicht dargestellt wird [3]), bildet den Uebergang von dem mit den Hindu-Dialekten in der Ebene sehr verwandten Dogri zum Kaschmiri [4]). Ihrer Religion nach sind die Paharis größtentheils Hindus [5]).

Weiter nach West hin wohnen die Kaschmiris und Tschibhalis. —

In den näher betrachteten Gebieten bewohnt die turanische Race: Gnari Khorsum und Spiti (Tibeter), Ruptschu (Tschampas), Ladak und Tsanskhar (Ladakhis), Balti (Baltis).

Die arische Race: Astor — nebst Gilgit — und Theile von Balti (Dards), Padar und Kischtwar (Paharis), Kaschmir (Kaschmirer und Tschibhalis) [6]).

Die Mischrace der Kanets: Lahol.

Turanische Sprachen und Dialekte werden gesprochen in: Gnari Khorsum und Spiti (das Tibetische),

---

[1]) Geographical Magazine 1878, p. 12. Mit Karte.
[2]) Drew, J. a. K. Race Map.
[3]) Schl. Reis. II, S. 449, 450.

[1]) Schl. Reis. S. 453.
[2]) Drew. J. a. K. pp. 106, 107 und Race Map.
[3]) Ib. p. 472.
[4]) Ib. p. 467.
[5]) Ib. p. 106.
[6]) Ib. Race Map.

in Ladakh und Tsanskhar (das Ladakhi), in Balti (das Balti).

Arische Sprache in: Astor — nebst Gilgit — und einigen Theilen von Balti (das Dardi), in Padar und Kischtwar (das Pahari), in Kaschmir (das Kaschmiri und Tschibali)[1].

Der Buddhismus ist verbreitet über Gnari Khorsum, Spiti, Ruptschu, Ladak und Tsanskhar.

Der Mohammedanismus über Balti, Astor — nebst Gilgit — sowie über Kaschmir.

Der Hinduismus über Padar und Kischtwar[2].

[1]) Drew. J. a. K. Language Map.
[2]) Ib. Faith Map.

Es ist schwierig, bei diesem Gemisch von Sprachen und Dialekten die Befehle der Regierung zum allgemeinen Verständniß zu bringen. Die officielle Sprache in dem Reich des Maharadscha von Dschemu und Kaschmir ist das Persische; in demselben werden alle Erlasse abgefaßt. Der Gebrauch dieser Sprache, deren Schrift auch in den britischen Provinzen des Pendschab für das Hindustani adoptirt ist, und welches von den Reisenden und Handelsleuten von Kabul und Yarkand in Dschemu und Kaschmir gesprochen und verstanden wird — daher auch als das „Französische Asiens“ bezeichnet werden kann —, ist auf die Herrschaft der Großmogulen in Delhi zurückzuführen[1]).

[1]) Drew. J. a. K. p. 470.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Mr. Laurence Oliphant ist kürzlich von einer Forschungsreise im Ostjordanlande nach England zurückgekehrt und jetzt nach „Nature“ mit der Ausarbeitung seiner Resultate beschäftigt.

— Jedem Leser von F. Kanitz' Werke „Donau-Bulgarien und der Balkan“ wird erinnerlich sein, mit wie großer Anerkennung derselbe überall von dem rastlosen und zielbewußten Wirken Midhat Pascha's für sein damaliges Wilajet spricht. Er ist so recht eigentlich ein weißer Rabe unter der bodenlos versumpften türkischen Beamtenschaft und weiß, was dem Lande frommt und wo der Krebsschaden sitzt, der an dessen Marke zehrt — allein was vermag ein einzelner Mann zu thun, wo es sich um ein so gewaltiges Reich und so verschiedenartige Nationen und deren Bestrebungen handelt! Wir finden in der „Warte des Tempels“ eine ausführliche Schilderung eines Besuches, den Midhat, jetzt Generalstatthalter (Wali) von Syrien, von Tiberias und Nazareth kommend der deutschen Templer-Kolonie bei Haifa abgestattet hat. Er erkundigte sich sehr eingehend nach den Bedürfnissen und den Verhältnissen der Kolonie, bewunderte den Fleiß und die Leistungen der deutschen Bauern und versprach ihnen seine ernstliche Unterstützung. Die „Warte des Tempels“ schreibt darüber: „Während der Mahlzeit trank der Wali auf das Wohl und Gedeihen unserer Kolonie, wobei er, der auch gewählt und geläufig Französisch und Arabisch spricht, in einem längern, in türkischer Sprache gehaltenen Trinkspruch auseinandersetzte, daß die Türkei in ihrer Entwickelung stillgestanden sei und deshalb sich habe an Europa wenden müssen. In Militäreinrichtungen und Marine, in Fabriken und Handel, überall seien die Europäer ihre Lehrmeister; so seien ihnen aber auch europäische Lehrmeister in der Bearbeitung des Bodens, in der Agrikultur, ein Bedürfniß. Er freue sich nun sehr, hier eine Kolonie zu finden, die diesem Bedürfniß entgegenkomme, und er wünsche ihr nicht allein das beste Gedeihen, sondern werde ihre Bestrebungen auch mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln unterstützen. Hierzu forderte er auch die anwesenden Beamten, den Pascha von Acca und Kaimakam von Haifa, auf, indem er sie direkt darauf aufmerksam machte, daß es ihre Pflicht sei, anstatt, wie bisher oft geschehen, erschwerend den Unternehmungen der Kolonisten entgegenzutreten, denselben alle mögliche Erleichterung und Unterstützung angedeihen zu lassen.

Midhat Pascha ist also der erste höhere türkische Beamte, der unsere Mühe und Arbeit und ihre Erfolge anerkennt und würdigt; wir sind gleichsam erst jetzt vom türkischen Staat anerkannt, indem der Pascha und Kaimakam von höhern Orts die Weisung bekommen haben, das Werk nach Kräften zu unterstützen.“

Wenn es nur nicht auch hier wieder so geht, wie in Bulgarien, wo Midhat bald abberufen wurde und seine Nachfolger sich beeilten, die von jenem angefangenen Verbesserungen zu vernichten, oder sie verfallen ließen!

(Nachschrift: Ende Juni ist die Nachricht eingetroffen, daß in Haifa ein blutiger Zusammenstoß zwischen Beduinen und den deutschen Kolonisten stattgefunden hat. Man glaubt, daß die von Midhat getadelten türkischen Beamten die Anstifter der Beduinen gewesen sind.)

— Im russischen Kommunikationsministerium soll man die Erbauung eines förmlichen Eisenbahnnetzes in Sibirien beabsichtigen und zwar zuerst diejenige einer 350 Werst langen Bahn von Jekaterinenburg im Ural nach Tjumen. Wenn es aber heißt, daß diese erst noch zu erbauende Bahn im Falle eines Krieges mit China zur schnellen Truppenbeförderung dienen soll, so genügt ein Blick auf die Karte, um zu begreifen, wie geringe Vortheile diese verhältnißmäßig kurze Strecke nur zu bieten vermag.

Afrika.

— Am 7. Juni d. J. hat sich die dritte belgische Expedition nach Inner-Afrika in Brindisi nach Aden und Zanzibar eingeschifft. Dieselbe wird von dem Genie-Hauptmann Ramaekers befehligt und besteht außerdem aus den Lieutenants Belem und Becker und dem Photographen Demeuse.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Lucca und seine Umgebung.

(Nach dem Französischen des M. Henri Belle, französischen Konsuls in Florenz.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

III.

Die flüchtige Musterung der Luccheser Kirchen wäre unvollständig, wenn wir nicht zum Schlusse der kleinen Kirche San Giusto Erwähnung thäten, welche schon in Urkunden des elften Jahrhunderts als neben dem königlichen oder herzoglichen Hofe, d. h. dem Palaste der lombardischen Herzoge und später der Grafen und Markgrafen von Toscana, gelegen erwähnt wird. Ihre Façade, welche gewiß aus dem 13. Jahrhundert datirt, entbehrt in den Einzelheiten nicht der Zierlichkeit; namentlich fällt die reich verzierte Mittelthür auf. Seitenwände und Apsis sind leider durch anstoßende Gebäude verdeckt. An der Vorderwand sieht man in zwei Höhlungen des Steines zwei Lilien (italienisch gigli), welche man stets für das Florentiner Wappen (rothe Lilie auf silbernem Grunde) genommen hat. Wie aber wäre dasselbe nach Lucca gekommen, wo jene Stadt dermaßen verhaßt war, daß schon der bloße Name „Florentiner" für eine tödtliche Beleidigung galt? Nun steht auf demselben kleinen Platze, wie die Kirche, ein alter Palazzo mit großartigem Thor, welcher im Stile Matteo Civitalis gehalten ist. Derselbe gehört heutigen Tages dem Marchese Lucchesini, war aber einst Eigenthum der jetzt erloschenen adeligen Familie der Gigli — offenbar stehen also jene Lilien an der Façade von S. Giusto mit dieser Familie, welche wohl Gründer oder Beschützer der Kirche war, in Zusammenhang, sind ein redendes Wappen und haben mit der Arnostadt nichts zu schaffen. Die Gigli waren übrigens ein mächtiges Geschlecht, von welchem verschiedene Mitglieder hohe Posten in der Regierung und Verwaltung der Republik Lucca sowie im Klerus bekleidet haben. So wurde im 16. Jahrhundert Silvestro Gigli, Prior von S. Michele, welcher diese Kirche 1501 durch den Baumeister Marti restauriren ließ und in derselben später auch begraben wurde, Bischof von Worcester. Im Jahre 1518 übertrug Papst Leo X. das Patronat von S. Michele an die Familie Gigli, und noch 1590 kommt ein Martino Gigli als Kanonikus an der Kathedrale vor.

Das Innere von S. Giusto hat, wie die meisten Kirchen Toscanas, im 17. Jahrhundert eine Umgestaltung erfahren, natürlich nicht zu seinem Vortheile: prätentiöse Schnörkel, schwere häßliche Gesimse, gewöhnliche Malereien, kurz der ganze Kram, welcher den Verfall bezeichnet, wurden darinnen angebracht.

S. Giusto diente übrigens dem Rathe der Luccheser Kaufleute als Versammlungsort; dieselben waren als Curie organisirt, übten einen starken politischen Einfluß aus und redeten durch ihre erwählten Konsuln bei den Verträgen, welche die Republik mit anderen Staatsgemeinden abschloß, ein Wort darein. 1214 ergriff die Korporation sogar die Waffen gegen die Adeligen, wurde aber später gezwungen, in ihren Verhandlungen die Politik ganz bei Seite zu lassen und sich nur mit rein kommerciellen Dingen zu befassen. In letzteren aber entschied sie mit voller Freiheit und ohne Appellation. Ihre meisten Mitglieder waren Seidenspinner und -weber, sowie Banquiers. Sie hatte ihr eigenes Gesetzbuch, ihre eigenen Beamten, Siegel und Fahnen; sie

gründete das Spital S. Luca und errichtete die barmherzige Brüderschaft, deren Mitglieder Kaufleute oder Handwerker sein mußten und in der ersten Zeit ansehnliche Privilegien genossen. Napoleon unterdrückte im Jahre 1807 die ganze Organisation und errichtete an ihrer Stelle eine Kommission zur Beförderung des Ackerbaues und der Gewerbe, welche direkt vom Fürsten ernannt wurde und nie etwas Besonderes geleistet hat.

Lucca zeichnet sich außer durch seine Kirchen auch durch seine *Paläste* aus, welche an Wichtigkeit und Größe nur in einigen italienischen Städten ihres Gleichen haben. Während in den übrigen kleineren Orten Toscanas die adligen Familien nach den Bürgerkriegen des 13. und 14. Jahrhunderts ihre nur noch nothdürftig im Stande gehaltenen Paläste alljährlich nur einige Wochen hindurch bewohnten und sonst in Florenz an den Festen und dem reichen üppigen Leben sich vergnügten, setzten sie in Lucca ihren Stolz darein, von außen imponirende und drinnen prächtig ausgestattete Wohnsitze sich zu erbauen und ihre enge Heimath nicht zu verlassen. Die meisten dieser Paläste, wie z. B. der *Palazzo Micheletti*, datiren also aus jener Zeit, wo die Luccheser Aristokratie ihre Macht im Staate wieder erlangt hatte. Nur zwei stammen aus älterer Zeit und beide gehören noch heute, wie vor fünfhundert Jahren, der Familie Guinigi, welche in der Geschichte der Stadt eine so ansehnliche Rolle gespielt hat. Dieselben, einander gegenüber gelegen, sind aus rothen Ziegeln erbaut und mit großen Bogenstellungen geschmückt, deren jede in vier kleinere, von Marmorsäulen getragene Bogen getheilt wird. Die großen Thüren haben maurische Formen, Anklänge an die Moscheen und Paläste, welche die Luccheser während der Kreuzzüge im Oriente kennen lernten. Der eine Palast wurde um 1384 erbaut; später, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, mauerte man die offenen Loggien (Gallerien) zu, um sie bewohnbar zu machen, und brachte die Fenster an, wie sie noch heute zu sehen sind. Zwei Säle des einen Gebäudes enthalten das Archiv der Familie, dessen ältestes Diplom vom Jahre 916 datiren soll; außerdem enthält es noch vier Urkunden aus dem 10. und neun aus dem 11. Jahrhundert. Wohlgeordnete und numerirte Stöße enthalten eine enorme Menge Briefe von Fürsten, Päpsten und berühmten Personen aller Stände und Jahrhunderte. Vielleicht ließe sich dort noch mancher interessante historische Fund thun.



Hauptthür der Kirche S. Giusto.

Nicht weit davon steht der Palast Michel und der Palazzo Trenta, ein schöner Bau des 15. Jahrhunderts, nur leider in der Neuzeit durch vier Läden, die man im Erdgeschosse ausgebrochen hat, arg entstellt. Dieser Palast war einer von jenen, in welchen, ehe es noch ständige Theater gab, während des Karnevals Komödie gespielt wurde; und in ihm soll König Karl VIII. von Frankreich gewohnt haben, als er 1494 zur Eroberung des Königreiches Neapel durch Italien zog.

In der Via San Giorgio fällt die große, originelle, reich verzierte Façade des Palastes Bernardini ins Auge, nicht wegen ihres neuen Stiles, wohl aber durch ihre Wucht und Pracht: die Fenster des Erdgeschosses haben Sockel mit Konsolen, die bis auf die Erde herabreichen und mit Früchten, Bändern und Löwenklauen verziert sind, über dem Thore im Rustica-Stile springt ein von zwei Sphinxen getragener Balkon vor, über den Fenstern des zweiten Stockwerkes sind riesige Fratzengesichter ausgehauen u. s. f. Den Palast Buonvisi, ein gutes Bauwerk aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, erwähnen wir weniger wegen seiner Architektur, als wegen seiner Besitzer, die durch Handel und Bankgeschäfte in die Höhe kamen, selbst in England Komptore besaßen, Königen und Kaisern zu hohen Zinsen Geld vorschossen und ihre Tuche und Seidenzeuge, die sie in Lucca fabricirten, bis an die Küsten des Atlantischen Oceans und der Ostsee verführten. Mit dem Gelde kamen auch die Ehren; ein Mitglied der Familie brachte es bis zum Kardinal, und dieser war es, welcher den Palast erbaute. Außerdem besaß die Familie noch ein einfaches, aber zierliches und reich mit Deckengemälden geschmücktes Gartenhaus; es steht unfern des Thores San Gervasio. Bemerkenswerth durch seine schönen Verhältnisse und die kräftige strenge Architektur ist ferner der Palazzo Bernardini, ein Werk des Nicola Civitali, 1512 vergrößert, bis zu den Fenstern des ersten Stockes ganz aus Hausteinen aufgeführt. Die mit großem Luxus ausgestatteten Zimmer enthalten Gemälde von großem Werthe,

darunter einen Fra Bartolomeo, Möbel, Waffen, Fayencen, selten schöne Stoffe und andere Werthgegenstände aus dem 16. bis 18. Jahrhundert. Der kleine Platz vor diesem Palaste wurde im vorigen Jahrhundert vergrößert, wobei man unter den Grundmauern einer kleinen weggerissenen Kirche antike Fresken, Tänzerinnen darstellend, auffand; dieselben gehörten möglicher Weise zu irgend einem etruskischen Monumente, einem Grabmale oder Tempel, der in alten Zeiten den Platz jener Kirche Santa Maria in Via eingenommen hatte. Leider sind auch diese Fresken damals mit zerstört worden.

Wir schließen unsern Rundgang durch die Paläste Luccas mit dem Regierungspalaste ab, weil er der jüngste von allen ist. Einst erhob sich an seiner Stelle eine in der Geschichte der Stadt berühmte Feste, die „Augusta“, deren dicke Mauern und hohe Thürme der Condottiere Castruccio Antelminelli 1322 zu seiner und seiner Söldner Sicherheit bauen ließ. Er verwendete dazu die Steine von den Häusern derjenigen Bürger, die er getödtet oder verbannt hatte, und das Geld derer, welche er am Leben ließ. Giotto selbst soll nach Vasari und anderen glaubwürdigeren Quellen den Plan dazu entworfen haben. Nach Castruccio's Zeiten hatten die Pisaner die Burg in Besitz und knechteten von da aus die Stadt. Als dann der Kardinal Guidone, Karl's IV. Statthalter in Toscana, die Stadt frei gab, stürzte sich die ganze Bevölkerung, ohne Unterschied des Alters, Standes



Palast Micheletti und Kirche San Giovanni.

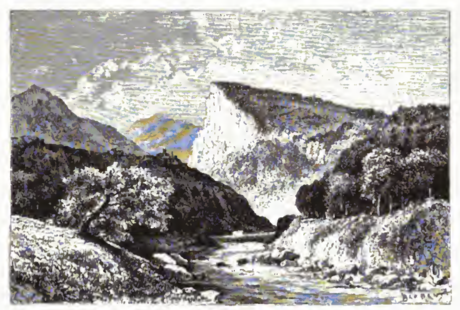
und Geschlechtes, auf die Zwingburg und zerstörte sie von Grund aus. Im Jahre 1577 wollte die aristokratisch regierte Republik einen ihrer würdigen Palast haben und berief dazu den großen Baumeister Bartolomeo Ammanati von Florenz, welcher ein Projekt entwarf und dasselbe in fünf Jahren auszuführen versprach. Doch vollendete er nur einen Theil des Ganzen, von dem schönen Südportal bis zu dem Thore in der Mitte der heutigen Façade, und einen Theil des großen innern Hofes mit seiner ionischen Säulenhalle. 1728 wurde dann der Bau wieder aufgenommen; damals fügte der Luccheser Francesco Pini seine Rococozuthaten hinzu. Die Baciocchi änderten wenig; doch schufen sie im Osten des Gebäudes durch Niederlegung einer Kirche und mehrerer Häuser einen freien Platz und verlegten seine Hauptfaçade dorthin. Sie ist regelmäßig, aber nüchtern und kalt und gewährt kein Urtheil über das, was bei Ausführung von Ammanati's schönem Plane zu Stande gekommen wäre.

Jener große Platz (Piazza Grande), der den Namen Napoleon's behalten hat (?), ist mit Bäumen bepflanzt und jetzt der bevorzugte Spaziergang der Offiziere und der bessern Gesellschaft. Unter Baciocchi's Regierung sollte er mit einem Denkmal Napoleon's geschmückt werden, welches schon entworfen war, als das Jahr 1815 Marie Louise auf den Thron von Lucca setzte, und der Bildhauer den Befehl erhielt, aus dem Napoleon einen Karl III. zu machen. Als dann die Stadt im Jahre 1843 der Herzogin aus Dankbarkeit für die Errichtung der Wasserleitung ein Denkmal errichten wollte, wurde dieser Karl III. nach einer der Außenbastionen versetzt und an seiner Stelle die noch vorhandene Gruppe, ein Werk Bartolini's, errichtet.



Die Brücke della Maddalena oder del Diavolo.

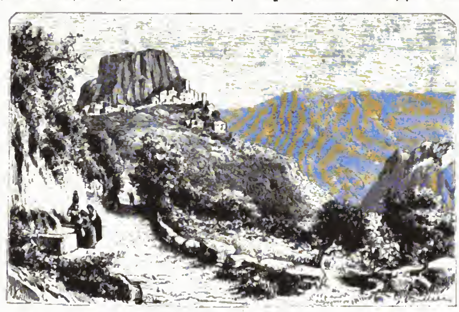
Der reizendste Platz Luccas, sich gegen Abend, bei Sonnenuntergang, von den Strapazen einer Besichtigung von Kirchen und Palästen zu erholen, sind die großen mit Bäumen bepflanzten Wege auf den Wällen und Bastionen. Lucca hat nach einander drei Ummauerungen gehabt. Die erste derselben umschloß nur ein Drittheil der heutigen Stadt; die von den Römern unter dem Konsulate des Q. Flaminius und von dem Langobardenkönige Desiderius erbauten



Cocciglia bei den Bagni di Lucca.

Mauern bestanden aus großen Blöcken harten Kalksteines und waren mit viereckigen Thürmen versehen. Noch heute findet man hier und da Spuren derselben in den Grundmauern moderner Gebäude z. B. gegenüber dem Oratorium Santa Maria della Rosa.

Gegen das Ende des 12. Jahrhunderts machte sich dann



Lucchio bei den Bagni di Lucca.

die Nothwendigkeit fühlbar, die beträchtlich angewachsenen Vorstädte gegen feindliche Handstreiche zu schützen, und man beschloß, eine zweite Mauer zu errichten. Diese bestand aus kleinen, mit Mörtel verbundenen Steinen; an den Ecken waren halbrunde Thürme errichtet, die Thore wurden durch vorgeschobene Werke geschützt, und um das Ganze zog sich ein breiter Graben. Zwei der alten Thore haben sich bis heute erhalten. Als dann die Erfindung der Feuerwaffen die Kriegsführung völlig veränderte, galt es wiederum, neue Befestigungen zu schaffen. Zu denselben entwarf den Plan Matteo Civitali, der, wie viele Männer jener Zeit — man denke an Michelangelo, Dürer, Cellini —, ein ebenso tüchtiger Ingenieur wie großer Künstler war. Sechzig Jahre später brachte Paciotti die nöthig gewordenen Verbesserungen

an, und die ganze Arbeit, so wie man sie noch heute sieht, wurde dann im Jahre 1645 vollendet. 124 Bronzekanonen, deren jede 4000 kg wog, wurden auf den Wällen aufgepflanzt; 1799 führten sie die Oesterreicher fort, zugleich mit dem Schwerte Castruccio's und dem Sattel und der Muskete Piccinino's, den kostbaren historischen Reliquien der Armeria.

Von jener Zeit an war Lucca nur noch ein Fürstenthümchen, das die Nachbarmächte duldeten, so zu sagen ein Happen für die großen europäischen Heere — eine anmuthige Residenz zwar, aber kein fester Platz mehr. Baciocchi und die Bourbonen pflanzten statt der Kanonen Bäume auf die Wälle und schufen prächtige terrassenartige Spaziergänge, von denen aus man die Ebene und die mit Dörfern und Villen besäeten Hügel der Umgebung überschaut. Bei San Concordio, dessen Kirche schöne Fayencen der della Robbia besitzt, schauen zwischen Oelbäumen und immergrünen Eichen weiße Villen hervor, die durch die Berge vor den Sonnenstrahlen geschützt werden. Meist sind es schöne Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert mit geräumigen Gallerien, wie sie so recht für das leichte, bequeme Leben des Südens passen. Manche sind auch ältern Ursprungs und haben noch Thürme und Zinnen, mitunter sogar einen Thurm an jeder Ecke, wie jene, in welcher die Söhne Castruccio's am 18. Mai 1355 Messer Francesco Castracani meuchlings erschlugen.





Frau aus der Campagna von Lucca.



Landmann von den Luccheser Bergen.

Von der Ostbastion aus übersieht man die weite Ebene von Altopascio und Fucecchio und die Kanäle, welche sie durchschneiden und zum See von Bientina auslaufen. Weiterhin zeigt sich der graue Thurm von Porcari und die Hügel von Montecarlo mit ihren alten Befestigungen, dann die von Montecatini mit seinem amphitheatralisch angelegten Schlosse, das malerische Gelände von Valdinievole, reich an Weinbergen und Oelbaumpflanzungen, an weißen, gel-

ben, rosafarbenen Häuschen, Pachthöfen mit Säulenhallen und großartigen Villen, wie die Villa Collodi z. B., welche sowohl durch ihre schöne Lage, als auch durch ihren mit Statuen und seltenen Pflanzen geschmückten Garten ausgezeichnet ist, oder in noch höherm Grade der Landsitz der Torrigiani, der den Beinamen Königin der Luccheser Villen führt. Man findet kein Ende, wollte man alle diese Schlösser mit ihren Parks, diese alten Thürme, Klöster und Kirchen aufzählen.

Die schönste Aussicht genießt man aber oberhalb des Thores Santa Maria, wo man jene große malerische Spalte in den Pizzorna-Bergen sich gegenüber hat, durch welche der Serchio in die Ebene tritt. In schier endloser Folge baut sich eine Landschaftscoulisse hinter und über der andern auf, von den leichten Hügeln im Vordergrunde bis zu den höchsten Gipfeln der Apenninen, deren wilde phantastische Umrisse sich von dem blauen Himmel abheben. Und auch hier wieder dieselbe heitere Staffage von kleinen Häusern, ansehnlichen Villen, Glockenthürmen und arkadenreichen Klöstern, und in der Ebene mit Pappeln besäumte Bewässerungskanäle. Kein Landschaftsmaler hat je einen reichern, edlern und lachendern Hintergrund ersinnen können.

Am Serchio aufwärts führt die malerische Straße nach den Bagni di Lucca vorbei bei Borgo a Mazzano und dem Ponte della Maddalena, auch Teufelsbrücke genannt, einem ungeheuren Rundbogen, der die höchsten Häuser in der Nähe überragt, und so steil und eng ansteigt, daß er für Wagen fast unpassirbar ist. Dieses kühne, lustige Bauwerk wurde vor länger als einem halben Jahrtausend auf Castruccio's Befehl erbaut.

Die Bäder von Lucca sind vielleicht weniger wegen ihrer Heilkraft, als wegen ihrer anmuthigen, reizenden, mit Kastanienwäldern bedeckten Umgebung berühmt. Im obern Thale des Serchio liegt inmitten eines wunderbaren Panoramas auf der Spitze eines Felsens die kleine Stadt Barga, die einen Besuch verdient wegen ihrer alten Kathedrale und ihrer zahlreichen bunten Basreliefs della Robbia's. Durch das Thal der Lima wiederum steigt man hinauf zu den wildesten Schluchten und steilsten Gipfeln des Apennin, zu dem Gebiete der Nadelhölzer und Alpenweiden. Dort herrscht nicht mehr das leichte, fröhliche Leben, wie in der Ebene (daß auch dort nicht alles Gold ist, was glänzt, sahen wir oben); die Leute in den Dörfern Cocciglia und Lucchio, deren Abbildungen wir geben, haben die Tracht und das Wesen von Gebirgsbewohnern, die mit der Rauhheit des Klimas und der Unfruchtbarkeit des Bodens zu kämpfen haben. Sie sind in dickes dunkles Tuch gekleidet, sind wenig mittheilsam, und selten gleitet ein Lächeln über ihr Gesicht, das ein riesiger Bart oft zur Hälfte bedeckt. Ihre Nahrung besteht fast nur aus Schwarzbrot und dem Mehle der echten Kastanie. Wann die Hälfte des Vorrathes erschöpft und kaum noch genug vorhanden ist, um Frau und Kinder den Winter über zu erhalten, ziehen die Männer fort und suchen in Corsica oder Algerien auf sechs Monate Arbeit. Darum findet man auch nicht selten in irgend einem abgelegenen Thal einen armen Köhler z. B., der, so gut es eben geht, französisch spricht.

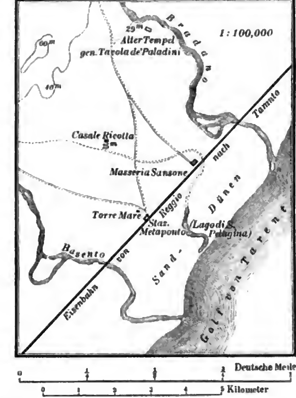
Manche ziehen auch noch weiter fort, nach Amerika an die Ufer des Parana oder des Uruguay, und kommen dort zum Theil im Elend um. Andere aber haben drüben Reichthum erworben, und dann ist ihre Heimathsliebe so mächtig gewesen, daß sie sich in ihren schmutzigen Dörfern, in ihren wilden einsamen Thälern stattliche, fast luxuriöse Häuser haben erbauen lassen, um an der Stätte ihrer Kindheit auch ihre letzten Lebensjahre zu verbringen.

Die Ruinen von Metapontum.

In der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Beilage Nro. 188, Dienstag 6. Juli 1880) berichtet ein Anonymus aus Rom über die Aufdeckung eines neuen Tempels der antiken Stadt Metapontum, welche, wie unsere Kartenskizze zeigt, am Meerbusen von Tarent zwischen den Mündungen der Flüsse Bradanus und Casuentus (heute Bradano und Basento) gelegen war. Eine einstündige Fahrt von Tarent aus bringt den Reisenden nach der Eisenbahnstation, welche bis vor kurzer Zeit Torre Mare hieß, jetzt aber in Metaponto umgetauft worden ist. Die Gegend beschreibt der Korrespondent folgendermaßen: „Landschaftliche Reize besitzt dieselbe gerade nicht; sie stellt sich dar als eine weite, hier und da etwas gewellte Fläche, die, wie vor Alters, so noch heute zum größten Theile mit Getreide bebaut ist. Man begreift bei diesem Anblick, warum die Metapontiner eine Aehre als Wappen auf ihren Münzen führten, und erinnert sich des „goldenen Sommers", den sie dem delphischen Apoll als Opfer sandten. Vereinzelte Meiereien, in ziemlich großen Distanzen von einander liegend, und einige kleine Ortschaften gewähren der spärlichen Bevölkerung, welche die Feldarbeit besorgt, ein meist recht armseliges Obdach. Die niedrigen Bergketten der Basilicata, die im Norden und Nordosten die Ebene begrenzen, und noch mehr die hohen, zum Theil schneebedeckten calabrischen Berge, die im Südwesten dem Blick sich darbieten, liegen zu entfernt, um bei dem landschaftlichen Gesammteindruck der Gegend mitwirken, denselben steigern zu können."

Metapont wurde zu Beginn des siebenten vorchristlichen Jahrhunderts von Achäern unter Leukippos gegründet und entwickelte sich rasch in Folge der Fruchtbarkeit seiner Umgebung, wenn auch die Stadt während der ersten Jahrhunderte ihres Bestehens wenig genannt wird. Bekannt ist, daß der von Kroton vertriebene Pythagoras in Metapont Zuflucht fand und bis zu seinem späten Tode dort lebte. Die Bürger ehrten sein Andenken so hoch, daß sie sein Haus zu einem Tempel ihrer Hauptgöttin Ceres weihten und der Straße, in welcher es lag, den Namen Museum gaben. Noch zu Cicero's Zeiten wurde sein Grab dort gezeigt. Die Stadt, deren Einwohner später von sprichwörtlicher Verweichlichung waren, hielt zum König Alexander von Epirus in dessen Kämpfen gegen die Lucanier und Bruttier, später zu Pyrrhos, endlich zu Hannibal, und als letzterer 207 v. Chr. durch die Schlacht am Metaurus gezwungen wurde, Unteritalien zu räumen, zog er seine Truppen aus der Stadt, führte aber gleichzeitig ihre sämmtlichen Einwohner hinweg, um sie vor der Rache Roms sicherzustellen. Damit verschwindet sie aus der Geschichte; ihr Name wird zwar noch ab und zu genannt, aber mit der Blüthe einer der reichsten und mächtigsten Städte Großgriechenlands war es für immer vorbei.

Die Stätte, wo dieselbe gestanden, wurde vom Herzoge von Luynes näher untersucht, welcher 1833 ein Werk darüber in Paris erscheinen ließ. Die Mauern der Stadt und das Theater, von welchem Pausanias als den einzigen Ueberresten des Ortes zu seiner Zeit (zweites nachchristliches Jahrhundert) spricht, sind jetzt völlig verschwunden. Die wichtigste Ruine ist die eines dorischen Tempels, 5 km in der Luftlinie von der Mündung des Bradano entfernt, vom Volke als Tavola de' Paladini bezeichnet, von welchem noch 15 Säulen stehen, 10 an der rechten, 5 an der linken Langseite. Dieselben scheinen ihrer Form nach dem 6. Jahrhundert anzugehören. Auf Anordnung der italienischen Regierung sind die Fundamente dieses Bauwerkes zum Theil freigelegt, und das Ganze durch eine hohe Mauer gegen Zerstörungsluft geschützt worden. Außerdem hatte man bisher nur noch Gräber etwas südlich vom Tempel und einige Reste von antiken Gebäuden [1]), etwa eine halbe Stunde nordöstlich von der Station nahe der Eisenbahn aufgefunden. An letzterer Stelle, wo vor einiger Zeit die Masseria Sansone erbaut worden ist, war eine offenbar künstliche, ansehnliche Bodenerhöhung vorhanden, welche den Namen Chiesa di Sansone [2]) führte und für den Ueberrest eines Tempels galt, was gelegentlich dort an den Tag gekommene Säulentrommeln und andere Werkstücke bestätigten. Kürzlich sind hier nun Ausgrabungen vorgenommen worden, durch welche ein zweiter alter Tempel (bisher nur theilweise) aufgedeckt wurde. Er gleicht im Stile und Materiale ganz dem andern, datirt also wohl aus derselben Zeit. Seine Säulen zeigen die gleichen kräftigen Verhältnisse, haben dieselben stark über den Schaft ausladenden alterthümlichen Kapitelle, welche unten mit einer kehlförmigen Einziehung und zwei Ringen versehen sind, und bei beiden ruhen die Säulen auf einem Stylobat von fünf Schichten. Nur ist der neue Tempel viel größer als der alte, seine Säulen sollen gerade die doppelten Dimensionen von jenen haben. Von denselben befinden sich wenigstens die untersten, je eine oder zwei Trommeln, die mit feinem weißen Stuck überzogen waren, noch an Ort und Stelle. Im Juni dieses Jahres war ein Raum von etwa 41 m in der Länge und 31 m in der Breite, auf welchem etwa 45 Säulentrommeln und 22 Kapitelle gezählt wurden, aufgedeckt; doch dürfte noch mehr als die Hälfte des Tempelareals von Erde bedeckt sein.



Lage der alten Stadt Metapont nach der neuen italienischen Generalstabsaufnahme in 1:50000 auf die Hälfte reducirt.

Bei der Ausgrabung hat man auch eine Anzahl kleinerer Objekte gefunden, namentlich viele Terracotta-Stücken, welche einst zur Sima (Rinnleiste, Dachtraufe) des Tempels gehörten, ferner Terracotta-Figuren, Bronzen, Münzen und besonders eine dreizeilige, in der dritten Zeile von rechts nach links laufende alterthümliche Inschrift, nach welcher der Tempel dem Apollon geweiht gewesen zu sein scheint. Alle diese Funde beabsichtigt man jetzt in einem kleinen, dicht bei dem Stationsgebäude aufzuführenden Museum aufzustellen; auch macht bereits ein Photograph im Auftrage der Regierung Aufnahmen vom Tempel und von den interessanteren Fundstücken.

[1]) Weil man diese Reste für die der Stadt selbst halten muß, die Tavola de' Paladini aber von hier volle 4 km entfernt liegt, so hat man geschlossen, daß letztere vielleicht nie innerhalb der Stadtmauern gelegen hat. Andererseits spricht aber die Nähe von Hügeln (s. die Skizze, welche einen solchen von 60 m angiebt) dafür, daß nahe diesem Tempel die keiner griechischen Stadt fehlende Akropolis zu suchen ist und vielleicht auch noch gefunden wird, daß das Heiligthum also recht wohl innerhalb der Stadt gelegen haben kann. Nimmt man, wie manche wollen, den brackischen See unmittelbar östlich von der Station, den Lago di Santa Pelagina, für den Ueberrest des einstigen Hafens von Metapont, so hat die Stadt einen Durchmesser von etwa einer deutschen Meile gehabt.

[2]) Der Korrespondent der „A. Z." nennt die Stätte des Tempels speciell „Pesca di San Vito".

Dr. O. Lenz' Uebersteigung des Atlas.

Das zweite Heft des zweiten Bandes der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" enthält die zum Theil schon seit Monaten eingetroffenen Berichte des Dr. O. Lenz über seine so erfolgreich begonnene marokkanische Reise. Während die ersten Briefe bekanntere Gebiete behandeln, nämlich einen Ausflug von Tanger, wo der Reisende am 13. November 1879 landete, nach Tetuan, dann die Route von Tanger nach Fes, weiter über Mekines nach Selâ-Rabat an der atlantischen Küste und weiter landeinwärts nach Marrakesch, so beschreiben seine letzten drei

Briefe vom 18. März, 3. und 13. April dieses Jahres Gegenden, welche zwar schon von einigen Europäern besucht, aber nicht ausführlich geschildert worden sind. Wir entnehmen denselben das Nachstehende.

Tarudant im Wad Sus, 18. März 1880.

Es ist ein gewisses Gefühl der Befriedigung, womit ich den nachstehenden kurzen Bericht beginne. Habe ich doch einen Theil meines Vorhabens, und zwar nicht den leichtesten, die Ueberschreitung des hohen Atlas, hinter mir, und zwar durchquerte ich das Gebirge an einer Stelle, die meines Wissens von anderen Reisenden nicht gewählt worden ist [1]). Rohlfs' erste Reise ins Wad Sus ging von Agader aus, und den Atlas überschritt er weiter östlich als ich, auf der Straße von Fes nach Tafilet, und wenn ich auch diesen gewaltigen Gebirgszug nicht in seinen höchsten Theilen durchkreuzen konnte (die Paßhöhen auf meiner Route überschritten nicht 4000 Fuß, die umgebenden Gipfel nicht 7000 Fuß), so boten sich doch auch auf meinem Wege recht bedenkliche Schwierigkeiten der verschiedensten Art.

Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Marrakesch, dessen Lage eine ganz wunderbare ist, konnte ich endlich am 6. März von dort aufbrechen. Ich hatte viel Gepäck, da ich, in Hinblick auf die beabsichtigte Reise nach Timbuktu schon hier eine große Anzahl Gegenstände kaufen mußte, die unterwegs gar nicht oder nur sehr theuer zu haben sind. Zu unserer Karawane gehörten außer mir folgende Personen: mein Begleiter und Dolmetsch Sidi Hadsch Ali; mein erster Diener und Dolmetsch Cristophal Benitez aus Tetuan, von spanischen Eltern, aber fertig arabisch sprechend und ein recht gebildeter, brauchbarer Mensch; ich habe denselben, der hier den Namen Abdullah führt und allgemein für einen Araber gehalten wird, bereits seit meiner ersten Tetuaner Reise engagirt. Ferner hat sich uns in Marrakesch ein junger Scherif angeschlossen, ein Verwandter des Sultans, und wie dieser ein aus Tafilet gebürtiger Schürfa, Muley Achmid, der sich bisher im Gefolge Muley Ali's, des Onkels des regierenden Sultans, aufhielt und aus bloßer Reiselust ein Stück mit uns geht, vielleicht die ganze Tour mitmacht. Wir vier Personen bilden die Herren der Karawane und speisen gemeinsam. Als Koch fungirt Sidi Muhammed ben Dschiluk, den ich in Fes engagirt habe. Zwei junge Burschen, Muhammed und Amhamid Faradschi, stehen ihm zur Seite und haben den Dienst in den Zelten; für die Pferde und Kameele endlich sorgen Muley Ali, Hadsch Muhammed und Alladur. Das Gepäck ist vertheilt auf zwei Kameele, zwei Pferde, ein Maulthier und zwei Esel; ich und Hadsch Ali sind beritten, die übrigen müssen zusehen, wie sich auf den Tragthieren ein Sitz herrichten läßt. Alle Leute sind wohl bewaffnet, so daß wir in unsicheren Gegenden selbständig uns vertheidigen können; ich habe zu dem Zweck eine Partie der hier üblichen Gewehre gekauft und meine Revolver vertheilt; ebenso finden die Bajonette Anklang, die ich von Berlin mitgenommen habe.

6. März. Am ersten Reisetage kamen wir nur bis zu der vier Stunden südwestlich von Marrakesch gelegenen Stadt Tamesloht, einer Sauia, besonders für Frauen, wie wir denn auch, da gerade Festtag war, zahlreichen Gruppen von Weibern und Kindern begegneten, die zu jenem Ort gewallfahrtet waren.

Der Weg führte anfangs durch die mit zahllosen Geröllen bedeckte Ebene, weiterhin kamen kleine Platten von dem schon oft beobachteten, horizontal liegenden und in Schalen abgesonderten Kalkstein, die sich bis zu 10 m über die umliegende Ebene erheben. Einige kleine, wasserlose Wads, dem System des Tensift angehörig, wurden passirt und etwas nach 12 Uhr hielten wir in der von Palmen- und Olivengärten umgebenen Sauia und schlugen unsere Zelte auf einer Wiese im Westen der Stadt auf. Der Tag war heiß, das Thermometer stieg im Schatten auf 28° und der Weg durch die schattenlose Gegend war recht ermüdend.

Da hier ein Beamter des Sultans nicht existirt, so erhielten wir nicht nur die üblichen officiellen Gastgeschenke (muna) nicht, sondern mußten auch selbst für unsere Sicherheit sorgen, zu welchem Zweck die eine Hälfte meiner Leute beständig wachte. Die Bevölkerung in einer Sauia ist immer fanatischer als anderswo, und man hatte mich dort sofort als Kafir und Rumi (jeder Reisende wird in Marokko als Rumi, Römer, bezeichnet) erkannt. Meine Leute waren sehr mißtrauisch gegen die Bewohner des Ortes und genossen selbst die vom Scherif geschickte Milch nicht eher, als bis dieselbe von den Ueberbringern gekostet war; auch meinem Hunde gaben sie erst davon zu trinken, um die Wirkung abzuwarten. Man hatte nicht lange vorher hier einen Araber vergiftet, und es war deshalb das Mißtrauen meiner Leute, die in Gesellschaft eines Ungläubigen den heiligen Ort besuchten, völlig gerechtfertigt.

7. März. Ein langer Marsch von früh ½8 bis Abends 6 Uhr brachte uns nach Amsmis, am Fuße des hohen Atlas, bereits in einer Seehöhe von 3400 Fuß gelegen (3382 Fuß nach Hooker und Ball), wo sich ein Amil des Sultans befindet und wir im Allgemeinen gut aufgenommen wurden [1]).

Der Weg führte anfangs südwestlich, dann passirten wir das breite Thal des Wad Nfys, in welchem wir ein altes Fundak (ärarisches Einkehrhaus) und eine kleine Ortschaft berührten, und zogen dann direkt südlich dem Nfys parallel aufwärts bis zur Quelle, wo sich eine Anzahl kleiner Orte, dem Amil von Amsmis gehörig, befindet. Der ganze Weg war sehr felsig und schwierig zu passirende Stellen gab es genug. Im Flußthal fand ich anstehend einen blauen Thonschiefer mit senkrecht stehenden Schichten, die ungefähr S.-W. nach N.-O. streichen, also dem Atlassystem angehören. Dann bestiegen wir eine ausgedehnte Hochebene, die sich bis

[1]) Wenn Dr. Lenz sich auch in der Annahme seiner Priorität irrt, so bleibt seine Reise über den westlichen Atlas doch von erheblichem Werthe, da, soviel ich sehe, keiner seiner Vorgänger in einigermaßen genügender Weise über seine Wahrnehmungen berichtete. Ohne Anspruch auf Vollständigkeit machen zu wollen, erwähne ich hier drei Ueberschreitungen des Atlas westlich von Marokko: Der Däne Georg Höst, durch langjährigen Aufenthalt ein gründlicher und noch immer beachtenswerther Kenner des Landes, ist u. a. auch von Agader nach der Hauptstadt „über die Berge" gereist, und theilt sein Itinerar mit Angabe der Entfernungen, leider aber nicht der Richtungen zwischen den einzelnen Stationen mit, so daß eine Konstruktion der Route unmöglich ist (Nachrichten von Marokko und Fes. Kopenhagen 1781, S. 95). Der englische Arzt William Lemprière reiste vom 30. November bis 4. December 1789 von Tarudant nach Marokko und überschritt das Gebirge auf einem Paß, „den die Mohren wegen seiner jähen und winklichten Drehungen Kameelnacken nennen," erwähnt aber sonst nicht einen einzigen Ortsnamen auf seiner Route (Reise von Gibraltar nach Marokko. Berlin 1798, S. 97 ff.). Endlich hat James Grey Jackson während seines 16jährigen Aufenthaltes in Marokko auch einmal eine Armee über diesen Theil des Atlas begleitet. Der Weg führte über den Paß Bebawan, dessen Gefahren er in etwas grellen Farben schildert. Der Pfad sei an manchen Stellen nur 15 Zoll breit und führe zwischen fast senkrechten Bergwänden einerseits und tiefen Abgründen andererseits, welche letztere an Steilheit Dover Cliff nichts nachgeben, aber zehnmal so tief seien (Account of Marokko, 2 ed. 1811, p. 11). (Anmerkung des Dr. W. Erman.)

[1]) Vergl. „Globus" XXXVI, S. 328.

an den Fuß des eigentlichen Gebirges erstreckt und langsam von Süden nach Norden ansteigend bei Amsmis eine Höhe von 3400 Fuß erreicht. Sie besteht, wie zahlreiche Einrisse und Schluchten zeigen, bis tief hinab aus Gebirgsschutt, der geschichtet und nach unten hin zu einem sehr groben Konglomerat verkittet ist. Wo sich dem steinigen Boden etwas Terrain für Feldbau abringen läßt, befinden sich Gerstenfelder und Olivengärten; ebenso wird von der im Allgemeinen nicht wohlhabenden Bevölkerung etwas Viehzucht getrieben. Die kleinen Ortschaften selbst sind festungsartig mit einer Lehmmauer umgeben und auch die Häuser bestehen nur aus gestampftem, gelbem Lehm ohne Anputz.

Von Amsmis führt ein Weg durch den Atlas ins Wad Sus, aber die Pässe sind für Tragthiere zu schwierig zu passiren.

8. März. Der heutige Weg führte vorherrschend in westlicher Richtung, später mit einer Neigung nach Norden, parallel dem Gebirge bis zu der kleinen, am rechten Ufer des Nfys gelegenen und noch zur Kabyle Amsmis gehörigen Ortschaft Darakimacht. Ein großer Theil des durchzogenen Gebietes war angebaut, Olivengärten und Gerstenfelder wechselten ab und zahlreiche künstliche Kanäle durchzogen nach allen Richtungen die Ebene. Einige kleine Ortschaften, darunter der Soko Chmis Tiskin, wurden passirt, bis wir ein sehr steiniges Plateau erreichten, welches das rechte steile Ufer des Flusses bildet, auf dem wir in nördlicher Richtung bis zu der erwähnten Ortschaft zogen, wo wir um drei Uhr Halt machten. Die ermüdeten und stark beladenen Lastthiere konnten nicht mehr weiter und wir mußten in dem kleinen Dorfe in ziemlich dürftiger Weise die Nacht verbringen. Die Bevölkerung besteht durchgängig aus Schlu (Berbern), die bekanntlich in steter Feindschaft mit ihren Unterdrückern, den Arabern, stehen.

9. März. Gestern war es uns nicht gelungen, den Sitz des Kaid der großen Kabyle Mzudi zu erreichen; heute führte uns ein einstündiger, sehr anstrengender Marsch an den genannten Ort, der westsüdwestlich von unserm gestrigen Nachtquartier liegt. Nach Ueberschreitung des Nfys, dessen steile hohe Ufer für die beladenen Thiere sehr schwer zu passiren waren, stiegen wir auf eine gegen 2000 Fuß über dem Meer gelegene Ebene hinab, auf der wir, in S.-W.-Richtung fortziehend, bereits Mittags unser Ziel erreichten und die Zelte auf einem großen freien Platz vor der von hohen Mauern umgebenen Ortschaft aufschlugen. Der Kaid schickte die übliche Muna, so daß wir uns im Allgemeinen wohl befanden. Ich selbst übrigens muß mich möglichst viel im Zelte aufhalten und darf mich wenig zeigen; den neugierig Fragenden erzählt Sidi Hadsch Ali, ich sei ein türkischer Arzt, den er in Stambul kennen gelernt und engagirt habe.

10. März. Heute führte unser Weg in südwestlicher Richtung durch eine unbebaute, steinige Ebene in die gastliche Burg des Kaid von Seksaua, wo wir eine ganz treffliche Aufnahme fanden, obgleich der Pascha mich sofort als Christen bezeichnete. Es fehlte uns hier an nichts; ich und Hadsch Ali speisten mit dem Kaid, meinen Leuten schickte er ein Schaf und reichlich Kuskus &c., so daß alle befriedigt waren. Der Ort, nur eine Stunde von dem etwas größern Duerani entfernt, liegt dicht am Gebirge und führt auch hier ein Weg ins Wad Sus, der aber für Tragthiere, besonders Kameele, unpassirbar ist. Tiefer im Gebirge befinden sich übrigens zahreiche, kleine Ortschaften, durchgängig von Schlu bewohnt, die sich, von den Arabern verdrängt, in die unzugänglichen Gebirge zurückgezogen haben, wo sie wenigstens bis zu einem gewissen Grade ihre Selbständigkeit bewahrt haben.

11. März. Heute endlich betraten wir das eigentliche Atlasgebirge und zwar beim Orte Imintjanut, nur eine Stunde südwestlich von unserm gestrigen Nachtquartier. Der Ort ist wichtig, da von hier aus die meisten Karawanen, die zwischen Marrakesch und Wad Sus verkehren, den Uebergang über die Berge bewerkstelligen. Der Weg führte zuerst eine gute Stunde südlich und durchkreuzten wir dabei eine Kette von lichten Kalken und Mergeln; dann bog sich der Weg westlich in ein schönes Thal, in welchem sich zahlreiche Gärten von Mandelbäumen befanden, und dem wir zu seinem Ursprung aufwärts folgten.

Von da theilten sich die Wege: rechts führt ein schmaler Fußweg zu einer kleinen Ortschaft, von wo ein Weg nach Agader geht, während wir links in südlicher Richtung weiter gingen, bis an den Nordabhang des Dschebel Tissi, wo wir in der Nähe einiger von Schlu bewohnter Meierhöfe die Zelte aufschlugen.

12. März. Heute hatten wir einen fürchterlichen, von früh 7 Uhr bis Abends 6 Uhr währenden Marsch. Die Passage des Dschebel Tissi, der aus rothem harten Sandstein besteht und sehr steile Felsen bildet, war für meine schwer bepackten Thiere kaum durchzuführen und besonders die beiden Kameele blieben häufig liegen. Die Hauptrichtung war eine südliche, aber in Zickzacklinien, so daß die wirklich zurückgelegte Wegstrecke nur eine kurze war. Einige Schlu-Scheiks begleiteten uns; später erfuhren wir, daß man uns an einer besonders schlimmen Stelle hatte angreifen wollen, und nur der Vermittelung eines dieser Schlu-Chefs ist es zu verdanken, daß wir ungefährdet passirt sind.

An einer Quelle mit gutem Wasser trennten sich die Schlu von uns und hier holte uns eine andere Karawane aus Marrakesch ein, deren Führer wir kannten; es war uns das sehr lieb, denn wir waren nun bedeutend stärker und konnten einem Angriff ruhig entgegen sehen.

Wir passirten Dar Sultan, die Ruine eines alten Kastells, das von einem frühern Sultan an einer schwer zugänglichen Stelle erbaut worden war; ein Berg mit einigen rohen Lehmmauern wird als Kasr-er-Rumi (Römerburg) bezeichnet, und es sollen dort enorme Schätze in der Erde vergraben sein.

Die Leute im heutigen Nachtquartier waren gefälliger als sonst und lieferten uns sogar, natürlich gegen gute Bezahlung, zwei Maulthiere, da meine Thiere nicht mit dem ganzen Gepäck das Gebirge überschreiten können. Wir waren auf diese Weise wieder um zwei Mann stärker, da jedes Thier einen Treiber erfordert; und da die Schlu selbst für ihr Eigenthum sehr besorgt sind, so konnten wir die weiteren Touren mit ziemlicher Beruhigung antreten.

13. März. Heute dauerte unser wieder sehr beschwerlicher Marsch bis Abends 5 Uhr. Der Weg führte im Allgemeinen in Süd-West-Richtung durch ein von zahlreichen Felsen und steilen Hügeln durchsetztes Plateau bis zur Landschaft Aglau, wo sich die Ruinen mehrerer großer Ortschaften befinden. Die Bewohner sind fast alle getödtet worden auf einer Razzia, die der Kaid von Mtuga unternahm, um dem Räuberunwesen zu steuern. Wir haben heute im Distrikt Ait Musa einen großen Freitags-Soko passirt.

In unserm heutigen Nachtquartier fanden wir keine Gerste für die ermüdeten Thiere, die sich deshalb mit Gras begnügen mußten. Der Platz liegt ziemlich hoch, das Aneroid zeigte 675 mm bei 25° C. Die Gegend ist übrigens eine wunderschöne, großartige Gebirgslandschaft, in der sich besonders nach Osten hin die schneebedeckten Gipfel im Glaui-Gebiet prächtig ausnehmen.

14. März. Heute hatten wir die schwierigste Tour zu-

rückzulegen, den Abstieg von der Wasserscheide ins Wad Sus, zunächst bis zum Städtchen Misla, das am Eingang in das Gebirge von Süden her liegt, sowie Imintjanut den Eingang von Norden her bezeichnet. Der Abstieg, der ungemein schwierig ist, so daß wir von großem Glück sagen können, daß er ohne Unfall gelang, führt den Namen Bibaun. Von der 4000 Fuß hohen Wasserscheide führt ein schmaler ungemein steiler Weg in zahllosen Serpentinen und Zickzacklinien hinunter, an tiefen Abgründen vorüber, wobei man nur die Sicherheit der Tragthiere bewundern muß. Meine Kameele blieben unterwegs liegen, und ich mußte einige Leute als Wache zurücklassen; in Misla angelangt, schickte ich dann einige Maulthiere, um das zurückgelassene Gepäck zu holen.

In Misla hatte ich den Atlas durchkreuzt und die Ebene des Wad Sus erreicht. Das Gebirge besteht auf dem von mir gewählten Durchschnitt aus vier Gliedern und zwar folgen, von Norden angefangen, 1. eine niedrige, 3000 bis 4000 Fuß hohe Kette von flachen, aus lichten, weißen Kalken und Mergeln bestehenden Bergen, die, wie überhaupt das ganze Gebirge, von S.-W. nach N.-O. streichen; 2. ein sehr breites und parallel dem Gebirgsstriche sich erstreckendes, gegen 2000 bis 3000 Fuß über das Meer sich erhebendes Plateau, das aber von zahllosen, kleinen isolirten Bergen von rothem Sandstein nach allen Richtungen hin durchsetzt wird, so daß die Passage sehr schwierig ist; 3. ein Zug hoher steiler Berge von rothen, harten Sandsteinen, an den sich dicht anschließt 4. ein gleichfalls 7000 bis 8000 Fuß hoher und sehr steile Berge bildender Zug von Thonschiefern und Quarziten; letztere, die Lager von Brauneisenstein sowie silberhaltigen Bleiglanz führen, fallen dann sehr steil nach Süden ab.

15. März. Eine fünfstündige Tour brachte uns von Misla nach Tarudant. Der Weg führte beständig in der Ebene durch einen ausgedehnten Wald von Arganbäumen [1]), erst in südlicher, dann in südöstlicher Richtung. Die Reise von Misla nach Tarudant, so kurz sie ist, gehört mit zu den gefährlichsten Unternehmungen, denn das ganze Gebiet wird von der Araber-Kabyle der Howara beherrscht, die durchgängig Straßenräuber sind und jede Karawane, mag sie aus Juden, Christen oder Mohammedanern bestehen, angreifen, sofern nicht eine große Anzahl gut bewaffneter Leute mitgehen. Wir waren eine ziemlich starke Karawane, da sich uns mehrere Maulthiertreiber, die Ladungen für Tarudant hatten, anschlossen, und so erreichten wir ohne Anstand unser Ziel; aber es war ein unheimliches Gefühl, beständig in der Gefahr zu sein, aus dem Hinterhalt angegriffen zu werden, und ich war herzlich froh, als sich die hohen Mauern von Tarudant hinter mir schlossen.

Die Freude währte aber nur kurze Zeit, denn es folgten nun allerhand Schwierigkeiten in der Stadt selbst. Zunächst verweigerte uns der Khalif der Kasbah, unsere Zelte daselbst aufzuschlagen, und wir mußten in einem Fundak absteigen. Kaum hatten wir uns daselbst etwas eingerichtet, als wir durch einen wüsten Lärm aufgeschreckt wurden: eine tobende Volksmenge hatte sich vor dem Thore gesammelt und wollte dasselbe sprengen, sie wollte keinen Christen in der Stadt! Wir griffen alle zu den Waffen, Hadsch Ali und meine Diener waren fest entschlossen, mich aufs Aeußerste zu schützen, und es wäre zu einem sehr bedenklichen Rencontre gekommen, wäre nicht zu rechter Zeit der Scherif der Stadt erschienen, an den wir ein Empfehlungsschreiben hatten, der denn auch das Volk beruhigte. Es wurde uns dann später gestattet, unsere Zelte in der Kasbah aufzuschlagen, wo wir wenigstens vor Pöbelexcessen etwas gesichert sind; in die Stadt aber kann ich nicht gehen.

Seitdem hat sich nun unser Verhältniß wenigstens zum gebildetern Theile der Stadt gebessert und wir erhalten häufig Besuche. Es herrscht aber hier völlige Anarchie, die Vertreter des Sultans genießen kein Ansehen, der Pascha, unter dessen Botmäßigkeit die Sus-Landschaft gehört, ist derjenige der großen Kabyle Mtuga, die am Nordabhange des Atlas wohnt, und so ist im Lande selbst keine Obrigkeit. Außerdem ist dieser Pascha ungemein verhaßt, da er mit großer Strenge dem Räuberunwesen im Gebirge, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, ein Ende gemacht hat.

In einigen Tagen denke ich von hier aufzubrechen, um nach Süden zu in das Gebiet des Sidi Hescham zu reisen, wo Ende März ein großer Jahrmarkt stattfindet. Dort denke ich Kameele zu kaufen und hoffe Karawanen zu finden, die nach Timbuktu gehen und denen ich mich anschließen kann.

[1]) Vergl. über diesen interessanten, Marokko eigenthümlichen Baum: „Globus“ XXXVI, S. 296.

Die Port-Darwin-Ansiedelung an der Nordküste von Australien.

H. G. Ein uns aus Palmerston — wie die in 12° 27′ 45″ südl. Br. und 130° 50′ 45″ östl. L. Gr. gelegene Haupt- und Hafenstadt der jetzt zehn Jahre alten Ansiedelung um Port Darwin, an der Nordküste von Australien, heißt — zugegangenes Schreiben schildert die dortigen Zustände in sehr düsteren Farben. Anstatt Fortschritt wird Rückschritt konstatirt. Die weiße Bevölkerung, welche sich nach dem Census vom 26. März 1876 auf 743 belief, war am Schlusse des Jahres 1879 auf 431 gesunken. Ein großer Theil davon bestand aus Telegraphisten und anderen Regierungsbeamten. Die eingewanderten Chinesen zählten 2770 und die von der Regierung vor etlichen Jahren importirten Malaien 30 Seelen. Der Geschäftsverkehr war gleich Null. Das Geld, welches cirkulirte, floß fast nur aus der Regierungskasse. Was an Arbeit vorkam, fiel meist den Chinesen zu. Bei ihren geringen Lebensbedürfnissen können sie um den halben Preis arbeiten, und das um so mehr, als sie alle sieben Tage der Woche und auch täglich mehr Stunden bei der Arbeit sind, als Europäer in einem tropischen Klima vermögen. Es nimmt daher nicht Wunder, daß die letzteren, wenn sie nur die Reisekosten aufbringen können, Port Darwin den Rücken kehren. Wer bleiben muß, ohne Angestellter zu sein, hat mit Noth und Sorgen zu kämpfen. Die wenigen Kauf- und anderen Geschäftsleute, welche sich etablirt hatten, wurden gezwungen, sich insolvent zu erklären.

Das Northern Territory gehört bekanntlich zu Süd-Australien. Es begreift das große Gebiet dieser Kolonie, welches zwischen 26° südl. Br. und der Nordküste liegt, und umfaßt ein Areal von 523 620 englischen oder 24 626 deutschen geographischen Quadratmeilen. Der jetzige Gou-

verneur von Süd-Australien, Sir W. F. Jervois, prophezeiete der Ansiedelung des Northern Territory, womit bis jetzt erst bei Port Darwin der Anfang gemacht ist, aus einer zahlreichen Einwanderung von Chinesen eine glänzende Zukunft. Aber was ist aus dieser Prophezeiung geworden?! Die Kapitalisten, welche die Arbeitskraft der Kulis ausnutzen sollten, sind ausgeblieben. Die Chinesen sind auf die 135 bis 148 Miles von Port Darwin entfernten Goldfelder angewiesen. Diese können jedoch bloß in der Regenzeit von November bis gegen Ende April bearbeitet werden, weil es später an dem nöthigen Wasser fehlt. Schon im April dieses Jahres war auf den Pine-Creek-Diggings das Elend unter den Chinesen so entsetzlich, daß allwöchentlich viele dem Hungertode und den übergroßen Anstrengungen erlagen. Dazu kommt, daß das Alluvium überhaupt nur sehr arm an Gold ist und daß die Arbeit darauf im glücklichen Falle nicht viel mehr abwirft, als der sehr kostspielige Unterhalt erfordert. Um die goldhaltigen Quarzriffe zu bearbeiten, bedarf es größerer Kapitalien, an welchen es, da ein lohnender Erfolg ebenfalls sehr unsicher ist, noch immer fehlt. Bis Ende 1879 hatten die Goldfelder des Northern Territory einen Gesammtertrag im Werthe von ungefähr 68 000 Pf. St. geliefert. Die Lebensmittel und sonstigen Bedürfnisse müssen von dem an einem südlichen Arme des Port Darwin gelegenen Southport aus auf Wegen, welche durch die heftigen tropischen Regen (in Palmerston fielen in der letzten Saison 75 Zoll Regen!) fast grundlos geworden sind, herbeigeschafft werden und vertheuern sich dadurch in enormer Weise [1]). Es ist nichts Ungewöhnliches, 20 bis 30 Chinesen, genannt packers, mit Lasten von 110 bis 120 Pfund beladen, nach den Goldfeldern traben zu sehen. Aber schon nach einigen Monaten solcher schwerer Arbeit schwellen ihnen die Füße an und es stellen sich die heftigsten Schmerzen ein. Sie werden dann in herzloser Weise von den Ihrigen verlassen, bleiben hülflos in der Wildniß liegen und krepiren wie das Vieh.

Das Klima des Northern Territory ist ungefähr dasselbe wie im nördlichen Queensland. Zur Regenzeit herrschen Fieber, sind aber gerade nicht gefährlich, wenn man große Vorsicht beobachtet. Der durchschnittliche jährliche Regenfall in Palmerston von 1872 bis Ende 1879 war folgender: im Januar 14,417; Februar 10,265; März 13,418; April 5,738; Mai 0,470; Juni, Juli, August, September 0; Oktober 2,336; November 2,350; December 10,700 Zoll. Der jährliche Durchschnitt betrug 60,65 Zoll und davon fielen 48,80 von December bis Ende März. Der Regen nimmt ab, wie man von der Nordküste nach Süden vorrückt.

Wenn in der trockenen Jahreszeit, wegen des fehlenden Wassers, das Goldsuchen eingestellt werden muß, ist ein anderer Dienst schwer zu finden. Um der Hungersnoth und den daraus resultirenden Krankheiten vorzubeugen, mußte die Regierung im letzten Jahre für eine große Anzahl von Chinesen Rath schaffen. Es wurde an der Fannie Bay eine Versuchsstation für tropische und semitropische Gewächse angelegt, und die Regierung zahlte den dabei beschäftigten Chinesen den sehr geringen Tageslohn von 1 Sch., welchen sie bei Accordarbeit auf 1 Sch. 9 P. bringen konnten. Anstatt also die Ansiedelung zu fördern, sind die Chinesen viel mehr zur Last geworden.

Für Schafzucht eignet sich, wie die Erfahrung gelehrt hat, das Northern Territory nicht, das Gras ist dafür viel zu grob und derb. Dagegen gedeihen Rindvieh und Pferde recht gut, und man nimmt an, daß, wenn das Land mit letzteren bejagt wird, das Gras sich allmälig verfeinern und sich auch für Schafe qualificiren werde.

Das Northern Territory hat der Kolonie Süd-Australien bis jetzt schon gegen 500 000 Pf. St. gekostet, ohne daß ein Gegenertrag von Belang eingegangen wäre. Bei möglichster Beschränkung bewilligte das südaustralische Parlament für das Finanzjahr 1879/80, von Juli zu Juli gerechnet, die Summe von 41 619 Pf. St. zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben in der Port-Darwin-Ansiedelung. Alle Lobpreisungen, welche über die außerordentliche Produktionsfähigkeit desselben verbreitet wurden, haben Niemanden angezogen und am allerwenigsten die, von denen sie ausgingen. Was sollte da nicht Alles gedeihen! Aber, um nur einen Fall anzuführen, die Kulis, welche auf der Versuchsstation an der Fannie Bay die Zuckerrohrpflanzungen zu pflegen haben, sind umsonst bemüht, dieselben am Leben zu erhalten.

„Es ist traurig (so endet das Schreiben unseres Freundes), daß Horden von Chinesen auf Kosten unserer Kolonie gefüttert werden müssen. Wir sind allen Ernstes der Ansicht, es wäre das Beste, bei Port Darwin eine Verbrecherkolonie, wie einst an der Ost- und Westküste dieses Kontinents, anzulegen. Der moralische Ton der Gesellschaft würde hier nicht weiter durch sie inficirt werden, und auch ein Davonlaufen wäre kaum möglich. Die kräftigeren unter den Deportirten könnten bei dem Bau von Straßen, Brücken u. s. w. und die schwächeren auf den Versuchsstationen für tropische und semitropische Erzeugnisse verwendet werden."

Wir selber erlauben uns noch folgende Bemerkung hinzuzufügen. Es ist kein Fall nachzuweisen, daß Europäer im Stande waren, in einem tropischen Klima andauernd zu leben, zu arbeiten und sich fortzupflanzen. Nur kurze Zeit vermögen sie dort zuzubringen. Als Kaufleute, Pflanzer, Oberaufseher u. s. w. mögen sie sich Geld verdienen und unter Beobachtung großer Vorsicht sich auch die Gesundheit erhalten, aber schwere Arbeit können sie auf alle Fälle unter den Tropen nicht verrichten. Dazu sind nur die Indier, Mongolen und Neger befähigt. Schon aus diesem Grunde prophezeien wir der Ansiedelung um Port Darwin keine große Zukunft.

[1]) Man hat im südaustralischen Parlamente den Antrag gestellt, von Palmerston oder wenigstens von Southport aus eine Eisenbahn nach den 120 bis 150 Miles entfernten Goldfeldern zu bauen. Allein die Kosten sind auf weit über eine Million Pfund Sterling berechnet worden und darum ist an einen derartigen Bau nicht zu denken.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einer Bekanntmachung des russischen Postdepartements zufolge ist seit Mitte Mai 1880 nach Verstärkung des Pferdebestandes der Stationen auf der Poststraße Orenburg-Omsk eine regelmäßige tägliche Postverbindung zwischen dem europäischen Rußland und Turkestan hergestellt worden und zwar geht dieselbe über Wjernyi, Semipalatinsk, Omsk, Petropawlowsk, Werchne-Uralsk, Orsk und Orenburg.

— Die Kaufleute Gebr. Wanjuschin, welche in Uralsk Handel treiben, waren um Erlaubniß zur Einrichtung einer Dampfschifffahrt auf dem Ural-Flusse eingekommen. Am 3. (15.) Mai dieses Jahres ist der erste Dampfer mit drei Barken, die mit Getreide beladen waren, nach Uralsk abgegangen.

— Der Zeitung „Sibir" schreibt man aus Biisk: Die Herren Kotelnikow und Antropow haben eine äußerst vortheilhafte Handelsexpedition ins Innere Chinas bis Kalgan ausgeführt und den Nutzen des Handels auf dem westlichen Wege aufs Neue gezeigt. Der Verkauf der Waaren ergab 93 Proc. Gewinn und der Verkauf der abgemagerten Kameele in Kuku-Choto deckte alle Reisekosten. Nach Biisk meint man Seide und Thee mit Vortheil einführen zu können, doch ist bis jetzt die Theeausfuhr vertragsmäßig auf Urga beschränkt. Nach China ist mit Vortheil auszuführen Leder, Eisen- und Kupfergeräth, Plüsch und Vieh. Die Kaufleute von Biisk beantragen die Errichtung eines Konsulats in Kuku-Choto.

— Der wohlbekannte Reisende und jetzige politische Grenzbeamte Ney Elias, welcher im vergangenen Jahr in nicht officieller Eigenschaft in Jarkand war, befindet sich wiederum in Ost-Turkestan, um im Auftrage der indischen Regierung die wahre Lage der Dinge dort kennen zu lernen und größere Erleichterungen für den Handelsverkehr durchzusetzen.

— Prschewalski's Expedition soll von den Chinesen gefangen genommen worden sein.

— Wie rührig die Schweiz ist, ihrem Handel immer weitere Ausbreitung zu geben, zeigt der Beschluß der „Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen", die Küsten des Rothen Meeres dem direkten Schweizer Handel zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke will sie eine Explorations-Reise veranstalten, die das Ziel verfolgt, durch eigene Anschauung den Handel an den verschiedenen Küstenplätzen zu studiren, um eine genaue Kenntniß des wirklichen und des voraussichtlichen Imports nach diesen Häfen zu erwerben. Zum Leiter dieser Expedition, deren Kosten auf circa 20000 Francs veranschlagt sind, ist Herr Arnold Küser aus St. Gallen ins Auge gefaßt, welcher bei seinem langjährigen Aufenthalte in England und Süd-Amerika reiche Erfahrung in dieser Beziehung gesammelt hat.

— Die Ernteaussichten in den europäischen wie asiatischen Provinzen des Türkischen Reiches sind zufriedenstellend, so daß man auf ein Aufhören der überall herrschenden Theuerung und selbst Hungersnoth hofft. Nur in Armenien und Kurdistan ist nach Berichten der „Times" und der „Allgemeinen Zeitung" die Lage noch verzweifelt. In Mosul z. B. stieg der Weizen auf das Dreißigfache des frühern Preises und war selbst dafür nicht zu haben. Das arme Volk nährte sich mit Baumwollsamen und dem Blute und Fleisch gefallener Thiere; Weiber boten ihre Kinder zum Verkaufe an, fanden aber keine Abnehmer. In den Dörfern der Umgegend starben täglich 50 bis 100 Personen, in der Stadt 5 bis 10. In el Kosch (nördlich von Mosul) verkauften die Kurden Hunderte von Mädchen zum Preise von 30 bis 40 Mark und erstanden für den Erlös je einer Seele einige Maß Weizen. Aehnliche Noth wird aus Mardin berichtet, wo die englischen Missionäre helfend eingriffen. Um Wan in Armenien ist nur der vierte Theil der Felder bestellt worden; im Bezirke von Baschkala (s. o. von Wan) und an der persischen Grenze sind mehrere tausend Personen verhungert und es herrscht dort jetzt Flecktyphus und Dysenterie in schwerster Form. In Suleimanieh (östlich von Kerkuk) und Umgegend verhungerten im Mai 618 Personen; die tägliche Sterblichkeit beträgt immer noch 20 bis 30.

Afrika.

— Aus S. Paulo de Loanda wird gemeldet, daß Neger aus dem Innern mit der Nachricht eingetroffen sind, Dr. M. Buchner habe nicht allein die Residenz des Muata Jamvo erreicht, sondern das Lunda-Reich sogar schon wieder verlassen. Sollte sich das Gerücht bestätigen, so ginge seine Reise mit ungeahnter Schnelligkeit von statten.

— Am 15. Juni d. J. ist ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem das französische Eroberungsheer in Algerien landete. Damals war es ein zum größten Theil wüstes Land, jetzt besitzt es allein über 3 Millionen Hektaren, die mit Getreide bestellt sind; damals betrug Ein- und Ausfuhr zusammen jährlich etwa 2 Millionen Francs, jetzt deren 365 Millionen. In den ersten zwanzig Jahren nach der Besitzergreifung galt es als ausgemacht, daß europäische Kinder in Algerien nicht groß werden könnten; jetzt stellt sich heraus, daß die Ehen in Algerien fruchtbarer sind als in Frankreich, daß dort 3,67 Kinder, hier nur 3,07 auf jede Ehe entfallen. 1830 lebten 600 Europäer in Algerien, 1840: 27000, 1850: 125000, 1860: 200000, 1870: 271000. In diesem Jahre wird ihre Zahl etwa 400000 betragen — die genaue Ziffer ist noch nicht bekannt, doch betrug sie für 1876: 323000.

— Die Zahl der Löwen in Algerien vermindert sich so rasch, daß man ihr baldiges Verschwinden voraussieht. Da sich aber andererseits die Nachfrage nach den Thieren Seitens der Menagerien und zoologischen Gärten zusehends steigert, so hat ein Privatmann in Bona eine Anstalt zur Züchtung der gesuchten Bestien errichtet.

— Dr. Junker schreibt von der Meschera-el-Req unter dem 14. März (s. Petermann's Mitth. 1880, S. 261), daß er den Bachr-el-Ghazal bis dorthin aufgenommen hat, und mit Hülfe Gessi-Pascha's westlich von der Schweinfurth'schen Route in das Land der Njamnjam einzudringen hoffe. Im Jahre 1881 denkt er bei den Monbuttu sein Standquartier aufzuschlagen. Auch er bestätigt, daß die ägyptische Regierung die Stationen südlich von Dufilé (unter $3\frac{1}{2}^0$ nördl. Br.) aufgegeben hat, weil dieselben weniger einbrachten als kosteten, und ihre Herrschaft jetzt über die ergiebigeren Länder im Westen und Süden, Makaraka, Monbuttu und Njamnjam, ausdehnen will. (Nach einem Briefe Gessi's an „L'Esploratore" haben sich bereits die großen Njamnjam-Häuptlinge Mdaramü, Mbio und Mofio der ägyptischen Regierung unterworfen.) Ebendort findet sich ein Brief des Dr. Emin-Bey (Schnitzler) abgedruckt, worin derselbe seine Rückkehr von einem Ausfluge nach der West-

küste des Albert-Sees (Mwutan Nzige) meldet. Er hat den See aufgenommen (vor ihm geschah das theilweise durch Sir Samuel Baker, ganz durch Gessi und Mason) und mancherlei Sammlungen zurückgebracht, was um so schätzbarer ist, als es nun nach dem Zurückweichen der ägyptischen Herrschaft im Seengebiete mit der Leichtigkeit des Reisens dort ein Ende haben wird.

— Die günstigen Nachrichten über die italienische Expedition in Schoa, welche auf S. 336 des vorigen Bandes des „Globus" mitgetheilt wurden, werden jetzt leider widerrufen. Nach Berichten Antinori's (dessen jüngstes Schreiben datirt vom 7. Mai) ist es Cecchi und Chiarini keineswegs gelungen, Kaffa zu erreichen und von dort die Reise nach den Aequatorial-Seen fortzusetzen, sondern Chiarini ist, kaum 30 Jahr alt, den Anstrengungen und Entbehrungen der Reise erlegen, noch ehe sie Kaffa erreichten. Er starb am 5. Oktober v. J. in Tschalla im Lande der Ghera, einem dem Könige Menelik von Schoa tributpflichtigen kleinen Staate. Die „Königin" desselben hatte die Reisenden schon seit August 1879 gefangen gehalten und beraubt und ließ nach Chiarini's Tode den überlebenden Cecchi so streng bewachen, daß alle Versuche desselben, den Marchese Antinori von seiner Lage zu verständigen, scheiterten. Sein nunmehr angelangtes, in Schoa am 10. April d. J. eingetroffenes Schreiben datirt vom 22. December 1879. Cecchi brachte die Absendung desselben nur durch List in der Art zuwege, daß das in die kleinste Form gefaltete Briefchen in ein Säckchen von schwarzem Tuch eingenäht und einem Neger als Amulet um den Hals gehängt wurde. Antinori meldet nun, daß er bei Menelik Schritte zur Befreiung Cecchi's gethan habe und dieselbe zu erlangen hoffe. Die geographische Gesellschaft in Rom hatte von drei verschiedenen Seiten aus Nachforschungen nach dem Schicksale ihrer Reisenden anstellen lassen, durch Piaggia von Chartum aus, durch den Kapitän Martini von Osten her und schließlich durch Greffulhe in Zanzibar von Süden aus. Am 2. Juli wurde von Rom aus Piaggia telegraphische Contreordre ertheilt für den Fall, daß er seine Reise noch nicht angetreten hat.

— Aus Zanzibar kommt die Nachricht, daß Mr. Thomson, der Befehlshaber der von der Royal Geographical Society ausgesandten Expedition (s. „Globus" XXXVII, S. 93, 144, 218, 344 und sonst) seinen Plan, den Lukuga, den Ausfluß des Tanganjika-Sees, näher zu erforschen, ausgeführt hat. Er ist dem Strome viele Tagereisen abwärts gefolgt, wurde aber durch das feindselige Verhalten der Eingeborenen daran gehindert, seine Mündung in den Kongo zu erreichen. Dann kehrte er nach Mtowa, der neuen Station der London Missionary Society an der Westküste des Tanganjika (s. „Globus" XXXVII, S. 288), zurück und entließ daselbst eine ganze Anzahl seiner eingeborenen Begleiter, welche nach Zanzibar zurückkehrten. Dann trat er mit kleinem Gefolge seine weite Rückreise an, welche ihn über das südliche Ende des Tanganjika nach Kiloa an der Küste des Indischen Oceans führen soll.

— Mitte August dieses Jahres gedenkt Dr. Emil Riebeck aus Halle a. S. eine dreijährige Reise um die Erde anzutreten und speciell sich mit Anthropologie, Ethnographie und Prähistorie zu befassen. Sein nächstes Arbeitsfeld ist die Gegend am Todten Meere und Aegypten, weiterhin Zanzibar, Madagaskar und das Kapland. Seine Begleiter sind die bereits auf afrikanischem Boden bewanderten Dr. F. Mook und Karl Rosset, ein Bruder des vor zwei Jahren in Fascher verstorbenen Gouverneurs von Darfur.

— Ein Sendling der seit dem vorigen Jahre in Mailand bestehenden geographisch-kommerciellen afrikanischen Gesellschaft, Signor Fraccaroli, hat jüngst in Gesellschaft von Emiliani Ben Darfur besucht und es in Folge des letzten Krieges sehr verwüstet gefunden. Er versuchte, den Dschebel Si, einen einzelnen Gipfel des Marra-Gebirges, zu besteigen, fand es aber schwieriger, als bei vielen Schweizer-Bergen. Auf halber Höhe findet sich ein Plateau, das 200 bis 250 Menschen aufnehmen kann und den Eingeborenen in Kriegszeiten zum Zufluchtsorte dient. Durch eine enge Felsspalte steigt man hinauf; an deren oberm Rande sind mächtige Steine aufgehäuft, um etwa andringende Feinde damit zu zerschmettern. Fraccaroli suchte vergeblich den letzten Theil des Gipfels zu ersteigen.

Er kehrte nach Chartum zurück und begiebt sich von da an den Bahr-el-Ghazal.

Matteucci (s. „Globus" XXXVII, S. 223) befindet sich augenblicklich wohlauf in Darfur, in dessen Bergen er vielleicht die heißeste Jahreszeit über verweilen wird.

Nach den Gebieten im Südwesten von Abessinien richtet ein anderer Italiener, der Graf Louis Pennazzi, seine Schritte; er will im Verfolg seiner Reise zu Gessi stoßen. Nach Enarea und Kaffa ist Bianchi unterwegs, und die Herren Saccardi und Caprotti überbringen dem Negus Johannes von Abessinien Geschenke des Königs von Italien. Italiener genug im nordöstlichen Afrika, doch, wie es scheint, reisen dieselben zum größten Teile mehr in praktischen als in wissenschaftlichen Interessen.

Polargebiete.

— Unlängst erst (s. oben S. 48) zeigten wir das Erscheinen von Nordenskjöld's „Nordpolarreisen" an, ein Buch, welches besonders die früheren Expeditionen des schwedischen Forschers behandelte. Jetzt erfahren wir, daß derselbe sofort an die Ausarbeitung des Berichtes über seine ruhmreiche Nordostpassage gegangen ist, der in acht Sprachen erscheinen soll und zwar zuerst in deutscher. Das Werk erscheint im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig unter dem Titel: „Die Umsegelung Asiens und Europas auf der Vega 1878 bis 1880. Von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskjöld", und zwar in Lieferungen, womöglich vom August d. J. ab, und soll noch im Laufe des kommenden Winters zum Abschluß gelangen. Das Werk wird ungefähr 60 Bogen umfassen und mit zahlreichen Abbildungen und Karten ausgestattet sein. Nach einer kurzen Einleitung über die Entstehung der Expedition und ihre Ausrüstung enthält es in 29 Kapiteln eine fortlaufende Schilderung der Reise, ist also für den großen Kreis der Gebildeten bestimmt, keineswegs ausschließlich für Gelehrte, obwohl es auch die wichtigen Ergebnisse der Reise für die Wissenschaft darlegt.

Vermischtes.

— Wer nach einer bündigen und zuverlässigen Uebersicht über die politische Lage der Welt, über das Verkehrswesen, über den Stand der Erforschung der Erde und dergleichen verlangt, nehme „Meyer's Deutsches Jahrbuch 1879 bis 1880" zur Hand, wo diese Dinge von Fachleuten, zumeist Mitarbeitern des „Globus", behandelt sind (E. Schlagintweit, R. Andree, F. Ratzel, C. E. Jung, Pechuel-Lösche und Andere). Außer den Ländern der Balkanhalbinsel finden besonders Afghanistan, Birma, Aegypten, Südafrika und viele amerikanische Staaten Berücksichtigung; die neuere Entdeckungsgeschichte Afrikas bespricht Andree, die von Asien R. Kiepert, die von Amerika Ratzel, von Australien und Neuguinea Jung; Andree behandelt außerdem die nordamerikanischen Indianer und die geographische Literatur, Pechuel-Lösche die Nordpolarexpeditionen der Neuzeit, andere Fachmänner die Samoa-Inseln, die neuen Niederlassungen in der Südsee, den Stand der topographischen Landesaufnahmen und die Alpenvereine. Die Politische Umschau und die Erdkunde nimmt nahezu $1/3$ des Buches ein, welches außerdem die neuesten Daten über Staatsfinanzen und Heerwesen, Literatur, Künste, Alterthumskunde, Theater und Musik, Unterrichtswesen, Rechtspflege, Volkswirthschaft, Handel und

Verkehr, Land- und Forstwirthschaft, Heilkunde und Naturwissenschaften bringt.

— Das eben erschienene zweite und Schlußheft der „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ für 1878 bis 1879 enthält neun verschiedene Beiträge, unter welchen wir „Der geographische Standpunkt Afrikas Ende 1879 von L. Friederichsen“, „Die Bewohner der Mortlok-Inseln von J. Kubary“, auf welchen wir S. 81 d. B. näher eingegangen sind, Flegel's „Städtebilder aus West- und Centralafrika“ und Westendarp, „das Gebiet der Elephanten und der Elfenbeinreichthum Indiens und Afrikas“ hervorheben. Aus letzterm theilen wir in Folgendem einige Daten mit, welche der Autor seit einer längern Reihe von Jahren während seiner täglichen Beschäftigung im Elfenbeinhandel und auf seinen größeren Reisen zum Zwecke desselben gesammelt hat.

Was zunächst das fossile Elfenbein, die Mammuthzähne, anlangt, so scheint dasselbe zu reichlich zwei Dritttheilen unbrauchbar zu sein, und nur Neulinge, die solches Material nicht kennen, kaufen es zu den von den Russen geforderten Preisen. Unter einer besonders großen Partie solcher Zähne fand Westendarp circa 14 Proc. gute, 17 Proc. noch brauchbare, 54 Proc. schlechte und 15 Proc. ganz schlechte. Die jetzt lebenden Elephanten sind auf Asien und Afrika beschränkt. Der indische Elephant bewohnt hauptsächlich den Nordwesten Vorderindiens, Bengalen, Assam, Birma, Siam, das südliche Annam, die Halbinsel Malaka und Sumatra; er ist ein zahmes Haus- und Luxusthier geworden und unterscheidet sich besonders hierdurch und seine gewundeneren Zähne von dem afrikanischen. Indiens Elfenbein-Produktion betrug in den Jahren 1875 bis 1877 nur 4000 bis 7000 kg jährlich, welche zumeist von Rangun, Chittagong, Akyab und Maulmain, sehr wenig nur noch von Madras und Ceylon nach Calcutta und von da zum größten Theile wieder nach Bombay und China verschifft wurden. Auch hat sich Westendarp davon überzeugt, daß der größte Theil der von Bombay nach England verschifften Zähne von der Mozambique-Küste stammen. Dagegen verbraucht Indien sehr viel Elfenbein besonders zu Armringen, welche als Hochzeitsgeschenke für Frauen dienen, und bezieht dasselbe durch indische Kaufleute aus Ostafrika. Westendarp schätzt den jährlichen Konsum auf durchschnittlich 90000 bis 110000 kg, wozu aber in früheren Jahren wenigstens das 2- bis 3fache Quantum an Zähnen nöthig war, um eine entsprechende Quantität passenden Ringmaterials zu erhalten. Der sonstige Verbrauch an Elfenbein in Asien ist verhältnißmäßig sehr gering, da keiner der drei europäischen Hauptartikel, Kämme, Messerhefte und Billardbälle, dort fabricirt oder in nennenswerther Weise gebraucht wird. China importirte in den Jahren 1874 bis 1877 durchschnittlich circa 27000 kg, die zum großen Theile wieder als geschnitzte Elfenbeinwaaren im Werthe von 200000 bis 300000 M. pro Jahr exportirt wurden. In Afrika leben die Elephanten in dem ganzen centralen Gebiete, soweit es wasserreich und fruchtbar ist, von der südlichen Grenze der Sahara bis zum Kaplande, und zwar in solcher Anzahl, daß man einstweilen noch keine Besorgniß vor ihrem Verschwinden zu hegen braucht. Doch wird in nicht allzu ferner Zeit die Ausbeute abnehmen, wie dies mit Aegypten schon der Fall ist, welches in den zehn Jahren 1857 bis 1866 durchschnittlich jährlich 148000 kg Elfenbein auf den europäischen Markt lieferte, dagegen in den Jahren 1867 bis 1876 nur noch 133000 kg. Ganz Afrika hat in den 20 Jahren von 1857 bis 1876 durchschnittlich jährlich etwa 614000 kg Elfenbein nach Europa geliefert (abgesehen von dem nach Indien gehenden und von circa 60000 kg, die direkt nach Amerika gehen), und zwar in dem ersten Decennium durchschnittlich 588000, im letzten 640000 kg. Der Gesammtexport beläuft sich somit durchschnittlich auf circa 774000 kg im Jahre im Werthe von 12000000 bis 15000000 M., und um diese zu beschaffen, müssen jährlich mehr als 51000 Elephanten ihr Leben verlieren.

— Die „Zeitschrift für Schul-Geographie“, welche seit Oktober 1879 unter Redaction von A. E. Seibert bei Hölder in Wien erscheint, hat eine Rubrik „Erbsünden“ eröffnet, unter welcher „falsche Angaben, die in zahlreichen Lehrbüchern oder Atlanten zu finden und sich von Buch zu Buch, von Auflage zu Auflage fortschleppen“, richtig gestellt und so zu deren Ausmerzung beigetragen werden soll. Prof. von Klöden eröffnet diesen Kampf mit einigen Angaben, die von jedem als richtig anerkannt werden müssen; daß es z. B. falsch ist „Caraïbisches“ anstatt „Caribisches Meer“, „Porto-Rico“ anstatt „Puerto Rico“, der Mälarn-, Wenern-See (anstatt der Mälar-, Wener-See) zu sagen. Die Südspitze Südamerikas, welche von der holländischen Stadt ihren Namen empfangen, heißt Kap Hoorn (nicht Horn), die afrikanische Insel im spanischen Besitze Fernando Poo (nicht, wie die Portugiesen schreiben, Fernão do Po). Dora Ripera, das von Klöden verwirft, ist wohl nur französische Aussprache des schriftmäßigen Riparia, wofür ebenso oft und ebenso gut Ripaira sich findet. Von besonderm Interesse ist aber der Nachweis, daß der Name Haarstrang oder Hardstrang in Westfalen gar nicht existirt, sondern daß es „Die Haar“ heißt, und daß der Name „Rothhaar-Gebirge“ oder „Rothlager-Gebirge“ in der damit auf Karten bezeichneten Gegend im Quellgebiete der Ruhr und Lenne völlig unbekannt ist. Beides wird durch Stellen aus von Dechen's Schriften belegt. Dazu sei hinzugefügt, daß nachweisbar erst im zweiten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts der bei Ptolemäus erhaltene Name des Harzes „Melibocus“ noch dazu mit falscher Betonung Melibōcus ganz willkürlich auf den Malchenberg im Odenwald übertragen worden ist und den echten Namen nahezu verdrängt hat (H. Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie S. 536, Note 4) und daß die Bezeichnung „Vogesen“ für den Wasgenwald eine abscheuliche Verdrehung ist. „Die Form Vogesus in schlechten Handschriften der Alten, aus welcher irgend ein Pedant des 17. Jahrhunderts das jetzt sogar in den Schulunterricht eingedrungene Wortungeheuer Vogēsen (mit Anhängung der deutschen Pluralendung an die französische des richtig gebildeten Vosges, als wenn man Alpesen statt Alpen sagen wollte!) ausgeheckt hat, ist ohne alle Autorität, Vosăgus durch die besten Handschriften und durch Inschriften beglaubigt.“ (H. Kiepert a. a. O. S. 501, Note 5.)

— Ein unterhaltendes Curiosum ist unlängst von einem Ungenannten unter dem Titel: Humoristisches. Aus der guten alten Zeit. Bruchstücke aus geographischen Lehrbüchern 1733 bis 1760 (Hamburg J. Kriebel. 1877) herausgegeben worden. Es ist schon an und für sich interessant, zu sehen, was damals für Geographie angesehen wurde; außerdem ist die Ausdrucksweise, die Fragestellung und das Antworten oft von der drolligsten Wirkung. Man nehme nur gleich den Anfang der Eudesfelder'schen Kinder-Geographie:

Die Geographie ist sehr alt.

„Anaximander, ein Philosophus und Heyde in Griechenland, ist der erste gewesen, der die Geographie erfunden hat, 400 Jahr vor Christi Geburt.

Plinius meldet, daß sich Alexander Magnus der Geographie bey Eroberung der Länder bedient hätte. Einige geben vor, daß Josua durch Hülfe der Geographie das gelobte Land eingenommen hätte.

Wer die Geographie verstehet, der bringt in der Gesellschaft nichts ungereimtes vor. U. s. w.“

Oder S. 10.

Frage: Wodurch wollte der Satan den HErrn Christum zur Abgötterey verleiten?

Antwort: Durch eine Land-Charte.

Frage: Wer suchet diese Meynung zu verbreiten?

Antwort: Hugo Grotius, ein sehr gelehrter Mann.

Frage: Was zeigete er dem HErrn Christo auf derselben?
Antwort: Alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

Oder S. 17.

Frage: Welches sind die berühmtesten Berge in Europa?
Antwort: 1. Der Parnassus in Griechenland.
„ 2. Der Fichtelberg in Franken an der böhmischen Grenze.
„ 3. Der Blocksberg in Nieder-Sachsen.
„ 4. Der Hörselberg auf dem Thüringer Wald.
„ 5. Der Koppelberg in Hannover.
„ 6. Der Zottenberg in Schlesien.
„ 7. Der Berg Krapack zwischen Polen und Ungarn.

Sehr lustig ist auch der Abschnitt „Von curiösen Sachen in Spanien" (S. 23), obwohl keineswegs für eine Kinder-Geographie, für welche er doch bestimmt ist, geeignet: es heißt dort unter anderen:

1. Wie weisen die Spanier einen Bettler ab, wenn sie von ihm auf der Gasse um ein Almasen angesprochen werden?
 Mein Herr, vergebet mir, ich habe keine Münze bei mir.
2. Wer trinkel in Spanien keinen Wein?
 Die Frauen und Jungfrauen.
3. Wa trifft man keine heimliche Gemächer an?
 In Spanien.
4. Worin sammeln sie den Unflath?
 In große Scherben und Nachttöpfe, die sie des Nachts auf die Gasse schütten.
5. Welcher Wein hat seinen Namen von den ledernen Säcken bekommen?
 Der Sekt.
6. Warum denn?
 Weil er in ledernen Säcken verführt wird.

Nahezu drei Seiten sind den deutschen Bieren gewidmet, und wir heben aus ihrem Verzeichnisse folgende Namen hervor: Cacabulle (Ecklenförder Bier), Schweinepost (Straßburg), Hosen-Milch (Dransfeld), Kuh-Schwanz (Delitz), Dorf-Teufel (Jena), Rummeldens (Ratzeburg).

Diese Proben mögen genügen und unsere Leser veranlassen, sich durch Lektüre des Ganzen eine heitere Stunde zu verschaffen.

— **Notiz über das Auftreten einiger Rhabarber-Arten in den Gebirgsregionen nördlich und westlich von Indien**[1]). Von Hermann v. Schlagintweit-Sakünlünski. In Hochasien, wo längs unser eigenen Wege das Genus Rheum oder Rhabarber an zahlreichen Standorten sich fand, zeigte es sich in seiner Verbreitung deutlich durch zunehmende Wärme begrenzt; die untere Grenze kann gleich jener unserer Weinrebe angenommen werden. Es ergab sich für letztere für die cultivirte Species Vitis vinifera L.[2]), im nordwestlichen Himalaya und auf dessen indischer Seite ein Absteigen bis gegen 5000 Fuß (engl.).

Nördlich von der Himalaya-Kammlinie hat das Genus Rheum innerhalb Hochasiens eine Begrenzung nach abwärts nur in den untersten Stufen des Dihóng-Gebietes. Die allgemeine Massenerhebung der Thalgebiete Tibets zwischen dem Himalaya und der Karakorúm-Hauptkette, ebenso die Erhebung der Strecken zwischen dem Karakorúm und dem Künlün senkt sich nirgend zu entsprechender Tiefe; nördlich von Künlün, bei einer Höhe von 2000 Fuß in bedeutender Entfernung erst, in den Umgebungen des Sees Lop, ist auch der Unterschied der geographischen Breite, welche von Lása bis zu jenem See 10° oder 150 geographische Meilen gegen Norden beträgt, so groß geworden, daß schon dieser eine Beschränkung durch zu große Wärme ausschließt.

Als Begrenzung durch Abnahme der Wärme, als obere Höhengrenze, ist für die mittleren Lagen in Tibet und auf der indischen Seite des Himalaya 12000 Fuß anzunehmen. Dabei ist die Grenze von Bäumen als oberste Bewaldung stets mehrere hundert Fuß tiefer; aber vereinzelte cultivirte Bäume, wie jene in den Umgebungen tibetischer Wohnstätten, steigen nicht selten noch mehr als 1000 Fuß höher an.

In Indien ist auch jeder Culturversuch von Rheum bis jetzt ohne Erfolg geblieben. Was als indisches Rhabarber im Handel vorkommt, sind Wurzeln aus den angrenzenden Gebieten Hochasiens, aber in ihrer Verbreitung als Waare ziemlich beschränkt; wenig mehr verbreitet scheint das persische Produkt zu sein. Was auf dem Kiachta-Markte türkisches Rhabarber genannt und von Chinesen geliefert wird, schätzte man als das beste Material; als Verbreitungsgebiet seines Auftretens gilt das südöstliche Innerasien in verhältnißmäßig niederen Lagen mit etwa 35° nördl. Br. und 95° östl. L. (v. Gr.) als centraler Region. Die „chinesisches Rhabarber" genannte Waare kommt aus ähnlicher Entfernung gegen Osten, aber in etwas höherer Breite.

Von welchen Species die besten Handelsartikel sind, ist, wie ich glaube, mit Bestimmtheit noch nicht bekannt.

Für die indische Himalaya-Seite und für Tibet kann ich folgende Species nach direkten Beobachtungen angeben.

Rheum Emodi Wallich. Eine große Pflanze mit einem am untern Ende sehr starken Stamme. Diese Species ist wohl die am meisten verbreitete; sie findet sich von Bhután und Sikkim bis nach Kaschmir auf der indischen Seite des Himalaya, zeigt in günstigen Lagen über 6 Fuß Höhe, und hat selbst nahe der Baumgrenze 3 Fuß Höhe stets erreicht, mit kräftiger Blattentwickelung. Ebenso ist sie mir bekannt aus dem westlichen Tibet, aber mit starker Beschränkung der Häufigkeit in Folge der Trockenheit. In den meisten Lagen des Nordwestens und des centralen, trockenen Hochasiens gilt ihre Wirkung als ganz günstig, aber in den feuchtwarmen Gebieten von Sikkim und Bhután ist ihre Wurzel als wirkungslos zu betrachten. Die säuerlichen Stengel und Sprossen werden gern gegessen, gekocht[1]) und roh. Die Blätter werden in Tibet getrocknet und geraucht, auch im östlichen Himalaya, wo die turanische Race nach Süden sich über die Kammlinie vorschiebt.

Rheum leucorrhizum Poll. (Rh. tataricum L.). Wenn in Blüthe, meist 2 Zoll hoch, dann bis zu 1 Fuß. Verbreitung auf die trockenen Gebiete beschränkt; dort häufig. Die Wurzel soll sehr wirksam sein; von dieser Species werden die Blätter noch allgemeiner geraucht als von anderen.

Mehr vereinzelt zeigten sich:

Rheum Webbianum Royle. In den Umgebungen von Simla, über 12 000 Fuß hohe Standorte; in nahezu gleicher Höhe östlich davon in Kamáon, auf dem Paßwege über den Niti Ghat nach Gnári Khórsum, aber ebenfalls noch südlich, auf der feuchten Himalaya-Kette (Paßhöhe 16 814 Fuß).

Rheum Moorcroftianum Royle. In Kamáon und Garhvál; in Lagen bis 12 000 Fuß, doch sehr kleinstämmig.

Rheum spiriforme Royle. Wurzel heller und härter als sonst, Blätter dick und zähe. Nordwestliches Tibet.

---

[1]) Nach Mittheilung an den allg. österr. Apotheker-Verein, in dessen „Zeitschrift" 1880, Nro. 11.

[2]) Die Species Vitis indica L., für welche sogar die Präcedenz in wilder Form wahrscheinlich ist, hat sich dagegen bis Travankór im Süden Indiens gezeigt.

[1]) In Europa verwendet man als Gemüse meist das Rheum undulatum L., welches nebst mehreren anderen Species zunächst als Zierpflanze der Kultur bei uns aus China und Sibirien gekommen ist.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

I.

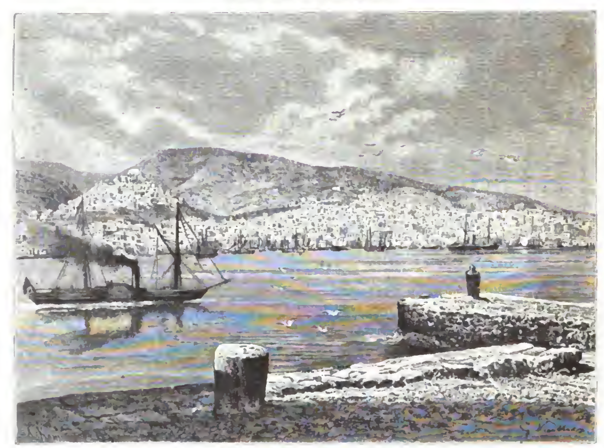
Im Frühling des Jahres 1875 wurde M. Lortet, Dekan der medicinischen Fakultät von Lyon, von der französischen Regierung zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen nach dem Orient, vorzugsweise nach Syrien, gesandt. Ueber diese Reise, die er bis zum Jahre 1878 ausdehnen durfte, veröffentlicht Lortet jetzt einen für weitere Kreise bestimmten Bericht, der viel Interessantes enthält, und, da er manchen Einblick in die türkische Mißwirthschaft in Asien gestattet, ganz besonders zeitgemäß erscheint. Wir geben im Nachstehenden einige Auszüge aus diesen Reiseschilderungen des französischen Forschers.

Mit allem für seine wissenschaftlichen Untersuchungen nothwendigen Material reich versehen, begab sich Lortet am 19. März 1875 in Marseille an Bord des Dampfers „Scamandre", desselben, auf dem er zwei Jahre zuvor eine Reise nach Konstantinopel und Griechenland angetreten hatte. Gegen Sonnenuntergang lichtete der „Scamandre" den Anker, und in der Frühe des nächsten Morgens hatte man die Küste von Corsica in Sicht: die schneebedeckten Berge hoben sich klar vom blauen Himmel ab, auf der Ebene am Meere lag noch dichter Morgennebel. An der Mündung der Straße von Bonifacio vorbei ging die Fahrt bald durch die schmale Wasserstraße, welche die Insel Caprera von Sardinien trennt. Die Wellen gingen hoch und brachen sich mit wüthender Gewalt an den zahlreichen Klippen, die hier aus dem Meere emporragen und die, ebenso wie die vielen nur bis zum Wasserspiegel reichenden, mit Warnungszeichen für die Schiffer versehen sind. An der einen dieser unterseeischen Klippen, dem berüchtigten Felsen von Lavezzi, scheiterte im Jahre 1856 das große französische Kriegsschiff „La Sémillante", das Truppen nach Sebastopol bringen sollte; von der großen Zahl der auf dem Schiffe Befindlichen wurde auch nicht ein Mann gerettet, das Schiff selbst zerschellte an den Felsen in tausend Trümmer. Die mäßig hohen Berge der sardinischen Küste zeigten sich hier allenthalben mit niedrigem Gestrüpp bewachsen; dazwischen standen hin und wieder vereinzelt die elenden Hütten der Ziegenhirten. Zur Linken steigt die Insel Caprera aus den Wellen auf, im Hintergrunde einer kleinen Bucht erblickte man das vielbeschriebene weiße Haus Garibaldi's. Im Hafen von Palermo ging der Dampfer zu mehrstündigem Aufenthalt vor Anker; Lortet und seine beiden Begleiter begaben sich ans Land, wo in allen Gärten schon der herrlichste Frühling grünte und blühte. Von der beabsichtigten Besteigung des 2 km von der Stadt entfernten Monte Pellegrino mußten die Reisenden leider auf den Wunsch der palermitanischen Polizeibehörde abstehen, da gerade in letzter Zeit die Briganten dicht vor den Thoren der Stadt einige Fremde angefallen und gebrandschatzt hatten. So wurde die Zeit bis zur Abfahrt des Dampfers mit der Besichtigung Palermos ausgefüllt. In der Frühe des folgenden Morgens befand man sich schon in Messina, von wo nach kurzem Aufenthalte die Fahrt in südöstlicher Richtung fortgesetzt wurde. In nebliger Ferne zur Linken zeigte sich Kap Spartivento, und noch lange sah man hinter dem Schiffe am westlichen Horizont den Riesenkegel des Aetna emporragen.

Den schärfsten Kontrast zu dem so oft geschilderten und doch unbeschreiblich schönen Landschaftsbilde, das man bei Messina bewundert hatte, bildete die Küste der Peloponnes, die man, nach einer durch hochgehende See verzögerten, vierzig-



Cerigo (Nach einer Photographie.)



Syra. (Nach einer Photographie.)

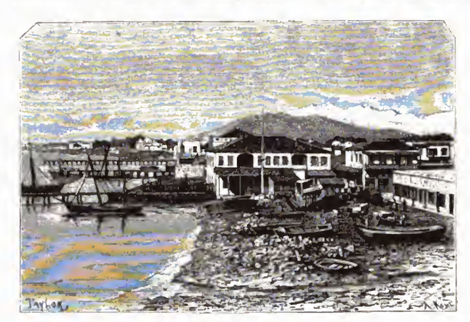
stündigen Fahrt endlich zu Gesicht bekam. Der Taygetos erhebt sich am Horizont, eine traurig-kahle, öde Gebirgsmasse von röthlichem Aussehen, wie eben alle Berge in diesem Theile der Peloponnes, die durch das verderbliche Ab-



Smyrna. (Nach einer Photographie.)

brennen des Waldes durch die Hirten vollständig verwüstet und ausgedörrt sind. Bei Kap Matapan näherte sich das Schiff dem Ufer, man konnte die Küstenlandschaft bis in ihre Einzelheiten deutlich erkennen, die spärlichen Cistussträucher, den Lavendel und Thymian, die zwischen den Felsen wuchsen und einigen herumkletternden Ziegen zur Nahrung dienten. Das Meer, das hier sehr tief ist, bricht sich mit Gewalt gegen das Vorgebirge, auf dessen östlicher Seite sich der weite Golf von Kolokythia oder Marathonisi, der Sinus Laconicus, öffnet. Vor der Halbinsel Helos oder Lakonien, die denselben im Osten begrenzt, liegt die Insel Cerigo, das der Aphrodite geweihte Kythera der Alten, heute ein steriler, öder Felsen. Die Sorglosigkeit der Einwohner und das Feuer der Hirten haben alle diese ehedem so reichen und fruchtbaren Inseln des Mittelmeeres in traurige Felsenwüsten verwandelt. Die Vernichtung der Wälder hat die gänzliche Regenlosigkeit des Sommers zur Folge, und die heftigen Regengüsse des Winters spülen nun das Erdreich weg und haben allenthalben schon den Felsen bloßgelegt.

Am Kap Mali vorbei, auf dessen unwirthlicher Höhe ein Einsiedler wohnt, der beim Vorüberfahren des Schiffes aus seiner Hütte trat und mit hocherhobenen Händen dem Dampfer seinen Segen ertheilte, ging die Fahrt in nordöstlicher Richtung weiter bis Syra, der mittelsten der Kykladen, in deren Hafen man zu längerm Aufenthalte vor Anker ging. Die Insel Syra, die in Gestalt eines Dreiecks aus dem Meere emporragt, hat etwa 23 km im Umfange. Bei Homer schon finden wir sie (Odyssee XV, 402 bis 413) als Heimath des Eumäos, des „göttlichen Sauhirten“, beschrieben, fruchtbar und reich und nie von Krankheiten heimgesucht — und noch heute ist das kleine Syra eine der wenigen reichen Inseln des Archipels. Ihr Hafen ist einer der besuchtesten des Mittelmeeres; er bildet für fast alle Dampferlinien des Orients und des Schwarzen Meeres einen Stationsort und dient außerdem als Zwischenstapelplatz für



Mersina. (Nach einer Photographie.)

viele der nach Marseille, Triest oder Brindisi bestimmten Waaren. Der heutige Reichthum Syras stammt vornämlich aus der Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes; damals stand die Insel unter dem Schutze Frankreichs, und da sie durch denselben gegen die Vergewaltigungen der Türken gesichert war, wurde sie der Zufluchtsort vieler wohlhabender Familien von dem griechischen Festlande und den größeren Inseln. Die Hauptstadt Hermupolis baut sich mit ihren zumeist aus weißem Marmor bestehenden Häusern amphitheatralisch an zwei durch eine tiefe Schlucht getrennten Hügeln auf. Ungemein malerisch sind ihre im Bogen laufenden Straßen, die steilen Absätze, die Terrassen und Marmortreppen, die bis hinauf zur alten Stadt führen, in der die berühmte alte Kirche des heiligen Georg, heute ein römisch-katholisches Gotteshaus, sich erhebt. Die Aussicht von ihrer Plateforme ist unvergleichlich schön, zunächst über die Stadt und den von Schiffen aller Nationen bevölkerten Hafen, dann weiter hinaus auf das herrlich blaue Meer, aus dem die Inseln der Kykladengruppe deutlich erkennbar aufsteigen: nach Norden erblickt man Giura, Andro und die Südspitze von Euböa; nach Osten Kea, Thermia und Serpho; nach Süden Paro, Antiparo, Naxo, Siphani und bei klarem Wetter auch Santorin und Anaphi, im Westen aber Mikono und die Insel des Apollon, Delo. Syra ist fast ganz baumlos; nur an dem kleinen Hafen des Poseidon an der Nordküste befinden sich einige Gärten, in denen Palmen und Orangen stehen. Von der St. Georgskirche durch einen enggebauten Stadttheil hinabsteigend kommt man an die einzige bedeutende Quelle der Insel, ihre eigentliche Lebensader; denn die wenigen anderen außer ihr noch vorhandenen Wasserrinnen sind durchaus unzureichend für den Bedarf der Bevölkerung. So ist denn auch die Quelle vom Morgen bis zum Abend von wasserholenden Matrosen, Frauen und Kindern umringt, die das Wasser in großen amphorenartig gestalteten Krügen zum Hafen hinab oder hinauf in die Stadt tragen. Syra hat eigentlich nur eine Industrie, die von Wichtigkeit ist: hier werden die bei allen Völkern des Orients so beliebten halbfesten, halbflüssigen Confitüren verfertigt und in bedeutender Menge und nicht weniger als 50 verschiedenen Sorten, von den allergewöhnlichsten, die nur aus gesüßtem und mit Rosenwasser parfümirtem Fischleim bestehen, bis zu dem feinsten Fabrikat, dessen sich kein

französischer Confiseur zu schämen brauchte, alljährlich von hier ausgeführt.

Von Syra setzte man in nordöstlicher Richtung die Fahrt fort bis zu der Meerenge, die Chios von der Halbinsel Karaburun trennt; gegen acht Uhr Abends warf der Dampfer in dem weiten, durch die vorspringende Halbinsel gebildeten Golf von Smyrna, einem der sichersten und schönsten Häfen des Mittelmeeres, den Anker aus. Derselbe, der eine Länge von 54, eine Breite von zwischen 8 und 24 km hat, wird in seiner Mitte durch die Insel Chustan [1]), das Makronisi der Griechen, in zwei Theile getheilt. In seiner östlichen Ecke breitet sich die Stadt Smyrna aus, die in mancher Beziehung im Laufe der letzten Jahrzehnte bedeutende Veränderungen erfahren und heute, vom Hafen aus gesehen, fast den Eindruck einer europäischen Stadt macht. Die Eisenbahn, die nach Ephesus und weiter nach Aïdin gebaut worden ist, hat einen gewaltigen Umschwung in der Stadt hervorgebracht [2]). Selbst der Hafen ist kaum noch wiederzuerkennen; anstatt der zierlichen auf Pfahlwerk gebauten Wohnhäuser, der weit über das blaue Wasser hinausragenden Cafés umschließen ihn heute die festgefügten Mauern eines stattlichen Quais, sehr viel zweckentsprechender ohne Zweifel, aber dem Auge weniger erfreulich. Das eigentliche Innere der Stadt hat sich nicht so merklich verändert: da sind noch dieselben alten labyrinthartig ineinandergebauten engen Gassen, die Chane und die Bazare mit den zum Verkauf ausgestellten Teppichen, alten Waffen und allen Produkten asiatischer Industrie neben abendländischen Quincaillerien, französischen Parfümerien, den Confitüren von Syra neben russischem Kaviar, u. s. w.

In langen Reihen aneinandergebunden ziehen die hoch bepackten Kameele der aus dem Innern Kleinasiens und weiterher kommenden Karawanen durch die Straßen; gewöhnlich ist ein Esel den langen Kameelzügen als Leiter vorgespannt. Dicht bei der Stadt erhebt sich der etwa 100 m hohe Berg Pagus, auf dessen Gipfel eine alte Festung der Genuesen sich befindet, die von den Türken restaurirt worden ist. Die Grundmauern datiren augenscheinlich aus dem frühesten Alterthum; einige Theile derselben sind von kyklopischer Bauart, andere stammen vielleicht aus der Zeit Alexander's des Großen. Der Berg selber besteht aus grauem und rothem trachytischem Gestein, in dem große Feldspathkrystalle vorkommen. Die ganze Ebene um Smyrna, die man von hier aus übersieht, ist gut angebaut und mit üppiger Vegetation bedeckt. Leider war das Wetter einer weiten Umschau nicht günstig, der immer heftiger werdende Wind brachte einige Schneeflocken mit sich, und es währte nicht lange, so fielen dieselben dichter und hüllten die auf der gegenüberliegenden Seite des Golfs aufsteigenden Gipfel des Jamanlar-Dagh in ein leuchtend weißes Gewand. Zur Stadt hinabsteigend passirte man die weitläufigen von hohen Cypressen beschatteten Kirchhöfe und begab sich dann in die schönste Straße der Stadt, die „Straße der Rosen", das vorzugsweise von den reichen Levantinern bewohnte Quartier. Die sämmtlich nach einem Stil gebauten Häuser desselben zeigen an der Straßenfront nur eine große, im Winter mit Glasscheiben verschlossene Thüröffnung, durch die man in den geräumigen innern Hof gelangt, der, mit Fliesen gepflastert oder mit künstlichem Mosaik ausgelegt, in seiner Mitte den Springbrunnen mit weißmarmorner Schale und um denselben Ruhebänke und Polster enthält. Hier sieht man an Sonn- und Festtagen die schönen phlegmatischen ionischen Griechinnen in ihrem reichen bunten Schmuck dem süßen Nichtsthun sich hingeben. Der Exporthandel von Smyrna an Baumwolle, Droguen, Teppichen, Seide und Früchten ist sehr bedeutend; im Jahre 1875 liefen 5002 Schiffe von 900 000 Tonnen ein und aus.



Der Direkli-Tasch bei Mersina.

Das stürmische Wetter dauerte am folgenden Tage, als der „Scamandre" Smyrna verließ, noch fort, die See ging hoch, und als man gegen Abend Rhodos erreichte, zeigte es sich zur größten Enttäuschung der Reisenden, daß von einem Landen nicht die Rede sein konnte. So konnte man nur aus der Ferne sehnsüchtige Blicke werfen nach der zinnengekrönten Mauer, dem stolzen hohen Thurme, der eine so wichtige Rolle in den zahlreichen Belagerungen der alten Ritterfeste gespielt hat. Das Land rings um die Stadt ist gut angebaut; überall ziehen sich große Gärten mit Oliven-, Orangen- und Citronenbäumen hin. Weithin sichtbar ragt in der Mitte der Insel der 2620 Fuß hohe Eliasberg empor.

An der kleinasiatischen Küste entlang ging die Fahrt des nächsten Tages; das Wetter besserte sich allmälig; nach kurzem Aufenthalt in der westlich vom Kap Chelidonia befindlichen kleinen Bucht von Phinekakoi, wo ein dichter Wald von Abies Cilicica sich bis zum Meere hinabzieht, wurde das Vorgebirge umschifft. Bei wieder ganz klarer Beleuchtung konnte man vom Schiffe aus mit dem Fernrohr deutlich alle Einzelheiten der nun folgenden interessanten Küstenstrecke, des alten Kilikiens, erkennen, die für die archäologische Forschung noch ein so reiches Feld der Thätigkeit darbietet. Seleukia, Korykus, Eleusa, die herrlichen Ruinen von Pompeiopolis mit deren aus 50 korinthischen Säulen bestehendem Portikus, der von der Stadt zum Meere hinabführte, wurden passirt, ehe man um Mittag des zweiten Tages nach dem Verlassen von Rhodos die kleine Stadt Mersina erreichte. Dieselbe besteht aus etwa 30 zum Theil elenden Gebäuden, von denen die meisten als Magazine für die Waaren dienen, die von den aus dem Innern kommenden Karawanen zur Verschiffung hierher gebracht werden. Mersina hat keinen eigentlichen Hafen, sondern nur eine Rhede, in der aber zwei langhinausgebaute Dämme das Aus- und Einladen der Schiffe erleichtern. Hinter den Häusern befinden sich Obstgärten, deren Früchte, besonders Birnen und Aprikosen, in Rhodos und Beirut einen guten Absatz finden.

---

[1]) Dieses Wortungeheuer, welches sich auf der betreffenden englischen Admiralitätskarte zuerst findet, ist ein Mißverständniß des türkischen „uzun ada", d. i. lange Insel. (Red.)

[2]) Ob die beiden, doch verhältnißmäßig nur kurzen Bahnen nach Aïdin und Alaschehr wirklich im Stande gewesen sind, solche Veränderungen hervorzurufen, erscheint uns doch fraglich.

Neben den Karawanenwaaren wird hier auch Wolle und Baumwolle, die in der Küstengegend von Tarsus gewonnen wird, ausgeführt. Die Bevölkerung ist ein buntes Gemisch von Türken, Syriern, Arabern, Negern, Ansariern u. s. w. Die Umgebung der Stadt, eine niedrige, zum Theil sumpfige Ebene, ist meist gut angebaut; bei zweckmäßiger Entwässerung, an die freilich unter dem jetzigen Regiment nicht zu denken ist, könnte sie das Zehnfache von dem hervorbringen, was jetzt gewonnen wird. Weit landeinwärts erheben sich die hohen schneebedeckten Gipfel des Dombelek, des Bulgar-Dagh und des Allah-Dagh, davor stufenweise niedrigere Hügelreihen. Bei einem botanischen und Jagd-Ausflug, den Lortet von Mersina aus unternahm, und der seiner Sammlung viele interessante Stücke einbrachte, kam er an dem etwa 6 km von der Stadt entfernten Direkli-Tasch (d. i. säulenartiger Stein) vorbei, einem merkwürdigen, megalithischen Denkmal der Vorzeit, das mit den keltischen Menhir die größte Aehnlichkeit hat. Der roh bearbeitete sieben Meter hohe Stein hat die Gestalt eines dreiseitigen Prisma. Ohne Zweifel würden Nachgrabungen an dieser Stelle manchen wichtigen Fund thun lassen.

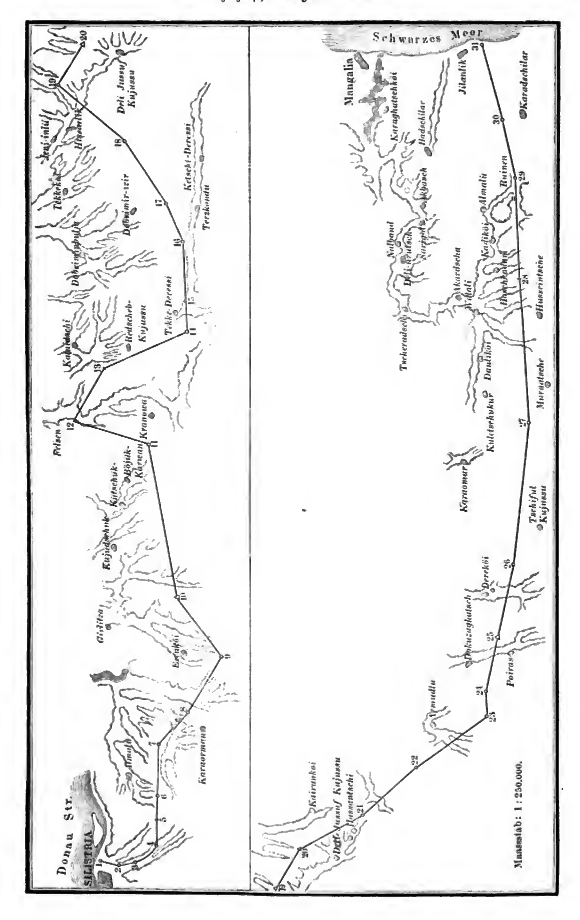
Die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien.

Der Artikel 2 des Vertrages von Berlin bestimmt über die nördliche Grenze Bulgariens Folgendes: „Die Grenze folgt im Norden dem rechten Donauufer von der alten serbischen Grenze bis zu einem Punkte, welcher von einer europäischen Kommission östlich von Silistria bestimmt werden soll, und richtet sich von dort nach dem Schwarzen Meere im Süden von Mangalia, welches in das rumänische Territorium eingeschlossen wird.“ Und damit übereinstimmend lautet der Artikel 46: „Die das Donaudelta bildenden Inseln, ebenso wie die Schlangen-Insel, das Sandschak von Tultscha, welches die Distrikte (Kazas) von Kilia, Sulina, Mahmudieh, Isaktscha, Tultscha, Matschin, Babadagh, Hirsova, Köstendsche und Medschidie begreift, werden mit Rumänien vereinigt. Das Fürstenthum erhält außerdem das im Süden der Dobrudscha gelegene Territorium bis zu einer Linie, welche von einem Punkte im Osten von Silistria ausgeht und am Schwarzen Meere im Süden von Mangalia endet. Die Grenzlinie wird an Ort und Stelle durch die für die Grenzberichtigung Bulgariens eingesetzte europäische Kommission bestimmt.“

Wie man sieht, ist der Verlauf der Grenze in den beiden angeführten Artikeln nur in höchst allgemeiner Weise angegeben und es sind nur der Anfangs- und Endpunkt derselben bestimmt worden. Während die übrigen, im Berliner Vertrage festgesetzten Grenzen Serbiens, Bulgariens und Ostrumeliens hinlänglich genau beschrieben waren, um sie wenigstens provisorisch auf der Karte eintragen zu können[1]), mußte sich der Kartograph in der Dobrudscha begnügen, einen nicht näher zu bestimmenden Punkt östlich von Silistria mit einem zweiten südlich von Mangalia durch eine gerade Linie zu verbinden. Aus Heinrich Kiepert's Karte der „Neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel“ (Berlin 1878, D. Reimer) ist dieselbe denn auch vor zwei Jahren in alle übrigen Karten der sogenannten Europäischen Türkei übergegangen, um erst jetzt der definitiven Grenzlinie, wie wir sie nach der officiellen Aufnahme in 1 : 30000 auf den Maßstab von 1 : 250000 reducirt auf der folgenden Seite geben, Platz zu machen. Es wird Jedem möglich sein, danach die neue Grenze auf Karten kleineren Maßstabes einzutragen — auf detaillirteren werden sich zwar kleine Abweichungen in der Lage einzelner Dörfer ergeben; doch sind dieselben nur sehr unbedeutend, wie wir uns bei Eintragung der Grenze auf H. Kiepert's „Neue Karte von Bulgarien“ (Berlin 1877) überzeugten.

Durch diese Grenzbestimmung ist übrigens keineswegs die ganze Dobrudscha an Rumänien gefallen, wie man vielleicht aus dem Wortlaute des oben angeführten Artikels 46 schließen könnte („das Fürstenthum erhält außerdem das im Süden der Dobrudscha gelegene Territorium bis zu einer Linie, welche“ u. s. w.). Vielmehr reicht Dobrudschaboden — der Bulgare nennt alles wasserlose Land dobriča; auch bei Nisch giebt es eine solche (Kanitz, Donau-Bulgarien III, S. 222) — über die neue Grenze hinaus bis zu einer Linie, welche die Orte Silistria, Hadschi-Oghlu-Bazardschik und Baltschyk am Schwarzen Meere mit einander verbindet, so daß das von dieser Linie, der Küste des Schwarzen Meeres zwischen Baltschyk und Mangalia und der neuen Grenze gebildete Dreieck, welches an Bulgarien gefallen ist, aus physikalischen Gründen noch hinzuzurechnen ist. Erst jene Linie Silistria-Baltschyk scheidet den baum- und wasserreichen Deli Orman (d. i. Toller Wald) von der trockenen Dobrudscha. Letztere ist nach Kanitz zu einem Drittheile mit verwildertem Eichengestrüpp bedeckt und besteht sonst zum größten Theil aus Weideboden; sie ist keineswegs eben, sondern stark wellig, dabei eine Steppe ohne Baum und Quelle (auf unserer Karte ist nicht ein Bach oder Fluß verzeichnet). Die Wasserläufe liegen insgesammt trocken und sind zum Theil angebaut und besiedelt; die Dörfer verstecken sich in den Schluchten derselben und sind oft nur an den hoch gelegenen Windmühlen zu erkennen und aufzufinden. Aber nur in ausnahmsweise feuchten Sommern ist der Boden in den Thalrissen zum Ackerbau tauglich; sonst muß künstliche Bewässerung eintreten, und die ist nur durch tiefe Göpelbrunnen zu beschaffen, zu deren Anlegung sich immer ganze Dörfer zusammenthun. Im Hochsommer wird die Steppe zur Wüste und zum Fieberherde, im Winter wüthet Sturm und Kälte. Dafür ist aber die Dobrudscha ein Land der Viehzucht: „Rinder, Büffel und Pferde von schönem Schlage, namentlich aber riesige Schafherden bilden nebst zahllosen Bienenstöcken den einzigen Reichthum seines in wahrhaft patriarchalischen Verhältnissen lebenden Völkergemenges.“

[1]) Eine genaue Vergleichung der in 66 Sektionen uns vorliegenden Aufnahmen dee verschiedenen Grenzkommissionen mit den besten bisherigen Karten ergiebt, daß letztere an verschiedenen Stellen sehr bedeutend berichtigt werden müssen, daß z. B. einzelne als Geenzen vorgesehene Wasserscheiden eine ganz andere Lage haben, als wie man frühee annahm. Darum reicht das Interesse, welches sich an diese Aufnahmen knüpft, auch weit über deren augenblickliche, politische Bedeutung hinaus und darf ein eein wissenschaftliches genannt werden, weil wir damit eine Anzahl fester Linien füe die zusehends richtiger und genauer weedende Karte der Balkanhalbinsel erhalten.


Schwarzes Meer
Donau Str.
Silistria
Mangalia
Jilanlik
Karadschilar
Ruinen
Almalii
Kalikiöi
Nalband
Tscheradschi
Daulikiöi
Kulutschukur
Karaomar
Muradische
Huseintsche
Tschifut Kujussu
Derekiöi
Poiras
Kairankoi
Kujudschuk
Kutschuk-
Böjük-
Karaorman
Almalii
Kranowa
Felsen
Gjöjilan
Redscheb-Kujussu
Tekke-Deressi
Ketscheli-Deressi
Tekkekiöi
Derwisch Kujussu
Masstab: 1 : 250.000.

Dr. O. Lenz' Reise von Tarudant nach Iler und Fum-el-Hossan[1]).

Iler, den 3. April 1880.

Zwölf Tage mußte ich in Tarudant warten, ehe alle die Verhandlungen über die Art und Weise meiner Abreise geregelt waren. Dieselbe verursachte deshalb Schwierigkeiten, weil der Weg durch das Gebiet der Araber-Kabyle Howara führt, die durchgängig Straßenräuber sind, so daß selbst die allernächste Umgebung der Stadt im höchsten Grade unsicher ist. Freilich waren einige Howara-Chefs in die Stadt gekommen, um meinem Begleiter, dem Scherif Hadsch Ali, ihre Huldigungen darzubringen; aber diesen Leuten ist durchaus nicht zu trauen, und so wollte der Kadi nicht die Verantwortung auf sich nehmen, uns ziehen zu lassen, war aber auch nicht geneigt, uns eine Eskorte zu geben. Schließlich hieß es, ich könne Samstag den 27. März abreisen. An diesem Tage nämlich brach die Karawane auf, die zu dem großen dreitägigen Markte nach Hameb ben Musa im Gebiet des Sidi Hassein (Sohn von Sidi Hescham) zieht und die selbst von den Howara nicht angegriffen wird, da dieser einflußreiche Scheich für die zu seinem Markte kommenden Händler garantirt. Wird z. B. die von Tarudant kommende Karawane beraubt, so ersetzt er ohne Weiteres den Verlust, schickt aber gleich darauf einige hundert Reiter in das Howara-Gebiet, welche dann die Auslagen mit Zinsen heimbringen. Es ergab sich aber, daß die Tarudanter Kaufleute nicht leiden wollten, daß ein Christ mit ihnen zöge, und so wurde denn endlich ein anderes Arrangement getroffen. Einige Howara-Chefs übernahmen, gegen gute Bezahlung, die Garantie, mich auf einem von der Hauptroute etwas abweichenden Wege durch ihr Gebiet bis in das der Schlu-Kabyle Schtuga zu bringen. Den einflußreichsten Scheich der letztern, Sidi Ibrahim, hatten wir bereits in Emnislah kennen gelernt, und er hatte uns die beruhigende Versicherung gegeben, daß wir durch sein Gebiet ungefährdet ziehen könnten. Ich konnte demnach doch noch am 27. März aufbrechen und war herzlich froh, dem Gefängniß (denn anders kann ich Tarudant nicht bezeichnen) den Rücken kehren zu können.

Es hält sich gegenwärtig ein Sekretär des Sultans in Tarudant auf, um die Verhältnisse zu untersuchen, da der Sultan Willens scheint, endlich mit Gewalt sich in wirklichen Besitz des Wad Sus zu setzen und demnächst Truppen von Agadir aus schicken wird. Die Unsicherheit in diesem schönen, gesegneten Landstrich, in dem eine zahlreiche Bevölkerung reichlich leben könnte, ist ganz unglaublich; jeder Mensch ist bis an die Zähne bewaffnet, Raub und Mord sind an der Tagesordnung; dazu kommt noch der religiöse Fanatismus, so daß der Aufenthalt für Christen unmöglich, das Durchreisen im höchsten Grade gefährlich ist.

27. März. Es wurde etwas nach 3 Uhr, ehe wir aufbrachen. Der Khalif der Stadt, sowie der Scherif nebst einer Eskorte von einigen zwanzig Menschen, alle wohl bewaffnet, gaben uns das Geleite bis zum nächsten Howara-Scheich, etwa zwei Stunden Weges. Der Weg bis zu diesem Platze, Soko Tleza (Dienstag-Markt) Ulad Seb, Kabyle Howara, führte in westlicher Richtung durch wohlbebautes Land; die Gerstenfelder und Olivengärten waren durch Hecken eingezäunt und zahlreiche künstliche Kanäle bewässerten das Land.

Hier verließ uns die Eskorte von Tarudant, und wir wurden einem Trupp Reiter übergeben, die sämmtlich Straßenräuber waren und infolge dessen die Verstecke sehr gut kannten. Wir zogen langsam vorwärts, jeder Busch wurde vorher von meiner Begleitung sorgfältig untersucht und es war ein höchst unheimlicher Marsch. Der Weg führte etwas mehr südlich und bald erreichten wir den eigentlichen Wad Sus, der ein sehr breites, aber flaches Bett hat. Er führte zur Zeit nur einen schmalen Wasserstreifen, 10 Fuß breit und nicht viel über 1 Fuß tief. Das Unangenehme des Weges wurde noch erhöht durch einen starken Platzregen; dem folgte dann ein heftiger Westwind, der uns dichte Wolken seinen Sandes aus dem Bett des Flusses Sus ins Gesicht trieb.

Am andern Ufer angelangt, kam wieder ein großer Wald von Arganbäumen, der mit größter Vorsicht passirt werden mußte. Das Gebiet hier gehört den Ulad Haseia. Nachdem wir dasselbe passirt hatten, verließ uns die Eskorte und zwei Leute der Ulad Said er Rumla (sämmtlich noch Howara) stießen zu uns, die uns bis zu einem Komplex von einzelnen Meierhöfen führten, wo wir die Nacht zubrachten. Der Khalif von Tarudant hat hier einen Verwandten und dieser überließ uns ein Haus.

28. März. Heute wieder ein langer Marsch von früh 7 Uhr bis Abends 5 Uhr durch unsicheres Gebiet, bei kaltem, regnerischem Wetter. Erst ging es ein Stück westlich bis Ida Mennun, durch bebaute Felder und Argangebüsch; dann stieß eine Eskorte zu uns, die uns in südwestlicher Richtung durch einen ausgedehnten Arganwald brachte. Wir passirten hierauf in S.-W.-Richtung eine Hügelkette, bestehend aus Kalkstein, darauf ein schönes, weites, rings von Bergen umgebenes Thal, mit zahlreichen kleinen Ortschaften und Meierhöfen; diese Gegend heißt Konga. Darauf ging es in westlicher Richtung wieder durch gebirgiges Gebiet; der Platz, wo wir in die Ebene eintraten, heißt Ida Augaran; hier stießen wir auf die von Tarudant zum Markte ziehende Karawane, wir schlugen aber einen andern, mehr westlichen Weg ein. Es ging nun in südlicher Richtung weiter, parallel den westlichen Abhängen des Gebirges, zur Rechten in weiter Ferne das Meer, bis zu einer Gruppe von Ortschaften und Meierhöfen, die den Namen Ida Bussian führen. Hier verbrachten wir die Nacht mit großer Beruhigung, denn die schlimmste Partie lag hinter uns und wir näherten uns dem Terrain von Sidi Heschams.

29. März. Langer Marsch von früh 7 Uhr bis Abends 8 Uhr; aber wir sind auch im Gebiet Sidi Hescham's angekommen und in relativer Sicherheit. Die Richtung war im Allgemeinen eine südwestliche. Wir passirten eine Reihe von gut bevölkerten Stellen, Ait Wadrim, Ait Midik mit der Sauia Sidi Said ben Meza, Ait Lugan mit einem Marktflecken, überschritten hierauf den Wad Bogara, passirten in südlicher Richtung einen Arganwald und kamen gegen Abend am Wad Raz an, der die nominelle Südgrenze des marokkanischen Reiches bildet. Im Thale dieses Flusses war eine herrliche, üppige Vegetation, wie ich sie nie vorher gesehen hatte. Es hatte kurz vorher in den um-

[1]) Aus Heft 2 des 2. Bandes der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland".

liegenden Bergen geregnet und der Fluß war sehr angeschwollen und reißend; er mußte aber heute noch passirt werden, da er möglicherweise während der Nacht noch mehr steigt und wir dann mehrere Tage warten müßten. Die Passage mit den Kameelen und Pferden war sehr schwierig und gefährlich, und ich war recht froh, als wir schließlich, freilich bei völliger Dunkelheit, ohne Verluste am andern Ufer angelangt waren. Wir zogen nach einer halben Stunde weiter landeinwärts und schlugen dann auf einer hübschen Ebene unsere Zelte auf; die ganze Gegend ist unbewohnt.

30. März. Wieder eine lange Tour, aber auch Ankunft in Sidi Hassein's Residenz Abends 6 Uhr, bei strömendem Regen und völlig durchnäßt und durchfroren.

Der Weg führte zuerst ein Stück längs des Wad Raz, an einer alten „römischen" Brücke vorüber, dann bog er sich nach S.-W. und wir bestiegen eine schöne, wohlbebaute Hochebene mit zahlreichen Meierhöfen, stiegen dann abwärts in eine tiefere Ebene, dann kam wieder ein Plateau, darauf senkte sich der Weg wiederum, bis wir an den Fuß eines langen Gebirges kamen, das wir in Serpentinen durchkreuzten; Hauptrichtung Süd. Darauf ging es in S.-W.-Richtung durch wenig bebautes, hügeliges Gebiet; etwas nach 4 Uhr verließen wir den großen, zum Soko führenden Weg und gelangten auf einem Seitenweg nach Iler, dem Wohnort des jetzigen Herrschers. Ich durfte als Christ den Soko Hamid ben Musa nicht passiren, da es eine große Sauia ist. Iler ist ein kleines Städtchen, inmitten einer weiten, rings von Bergen umgebenen Hochebene gelegen.

Sidi Hassein, der jetzige Regent, ein schon alter Herr, gestattete uns, die Zelte auf einem Platz vor der Moschee aufzuschlagen; auch schickte er Gerste für die Thiere, im Allgemeinen ein günstiges Zeichen. Jährlich dreimal findet in der eine gute Stunde von hier entfernten Sauia Hamid ben Muta, so benannt nach dem Großvater des jetzigen Scheich, einem großen Heiligen, ein dreitägiger Markt statt, zu welchem aus großer Ferne viele Menschen herbeiziehen; selbst von Marrakesch kommen Kaufleute herbei. Aber auch die Scheichs der Umgebung kommen mit stattlichem Gefolge an und mit uns zu gleicher Zeit zog Scheich Dahman von Wad Nun (Ogulmin) in die Stadt ein.

Die Bewohner sind Schlu (Schuluh oder Berber), doch finden sich auch einzelne Araberfamilien; unter den Sklaven aber trifft man alle möglichen Sudanneger; auch Fulani (Fulbe) giebt es darunter. Hier herrscht schon der blaue Stoff als Kleidung vor, wie er im Sudan gebräuchlich ist, und die bisher gewohnten weißen Farben treten zurück. Ich wurde während meines Aufenthaltes viel geplagt mit ärztlichen Konsultationen, besonders von den Frauen, die übrigens meistens nur die Neugierde in mein Zelt trieb; waren doch nie vorher Christen hier gewesen.

Ich wurde auch hier als Türke ausgegeben; gegen Engländer, Franzosen und Spanier ist man sehr mißtrauisch, da man von dieser Seite immer etwas fürchtet. Der Scheich schickte einen Juden zu mir, der etwas Englisch und Spanisch sprach, um mich auszufragen, was ich wolle, woher ich sei rc. Ich that, als verstände ich ihn nicht und ließ ihm sagen, ich spräche nur Türkisch und Deutsch.

Ich hielt mich vier Tage in Iler auf, da ich auf dem benachbarten Soko Kameele für die Wüstenreise kaufen mußte. Ich erstand auch acht aus Tazerkant stammende Thiere, für 32 bis 35 Duros (à 5 Francs) das Stück, verkaufte die Pferde und Maulesel, erhielt aber für die abgetriebenen Thiere sehr wenig. So wollte z. B. Niemand meine beiden Maulthiere nehmen, die freilich nichts mehr taugten; schließlich vertauschte ich dieselben gegen mehrere Dutzend Paar Pantoffeln, die ich späterhin für 17 Duros verkauft habe.

Währenddem verhandelte Hadsch Ali mit dem Bruder und dem Sekretär des Scheich über meine Weiterreise, und letzterer erklärte sich endlich bereit, mir bis zur Grenze seiner Herrschaft einen Mann mitzugeben; dafür mußte ich ihm schriftlich bestätigen, daß er innerhalb seiner Machtsphäre mich beschützt habe. Der Brief des Sultans, den Sidi Hassein gelesen, wirkt selbst hier noch etwas.

Fum-el-Hossan, 13. April 1880.

Nachdem ich Sidi Hassein eine schriftliche Erklärung gegeben, daß er für meine Weiterreise nach Süden keine Verantwortung übernehmen könne, gab er endlich die Erlaubniß zur Abreise; auch schickte er einige Empfehlungsbriefe an die Scheichs von Ischt und Temenet, sowie den Scheich Ali der Araber-Kabyle Maribda; ebenso einen Mann als Begleiter. Ich war sehr froh, daß ich auf diese Weise los kam, denn ich hatte ernstlich Angst, daß ich hier zurückgehalten werden möchte. Die großen Scheichs sind ja schließlich auch nichts anderes als Räuber, nur treiben sie das Geschäft mehr en gros. Der Scheich von Wad Nun, Bruder des jetzigen Scheich Dahman, hatte vor einigen Jahren einen dort Handel treibenden Spanier gefangen genommen und verlangte 50 000 Francs Lösegeld; die spanische Regierung hat auch diese Summe zahlen müssen.

Am 4. April brach ich auf. Es wurde 10 Uhr, ehe wir fortkamen, da wir mit den Kameelen allerhand Schereien hatten. Das Reiten auf Maulthieren ist nun zu Ende und ich muß mich ans Kameel gewöhnen; das Auf- und Absteigen machte mir anfangs große Schwierigkeiten.

Der Weg führte während zweier Stunden durch die Hochebene von Iler, im Thal des Flusses gleichen Namens, in südlicher Richtung bis an den Fuß einer hohen Bergkette, die S.-W. bis N.-O. streicht, und vorherrschend aus Granit und Schiefern besteht. Der Nordabhang ist ein steiler Abbruch und jüngere Eruptivgesteine treten daselbst auf. Dieselben bilden eine Reihe isolirt stehender, steiler, spitzer Kegel; auf dem höchsten derselben hat Sidi Hescham ein Kastell errichtet, Agadir, das einen höchst pittoresken Anblick gewährt. Es mußte nun das Gebirge überschritten werden, was mit den beladenen Kameelen nur sehr schwierig und langsam von Statten ging. Um drei Uhr endlich hatten wir die Wasserscheide erreicht; dieselbe ist gegen 4000 Fuß hoch, die umgebenden Spitzen nicht über 5000. Nach Süden zu löst sich das Gebirge in eine Reihe flacher Hügelketten auf, die vielfach mit Gerstenfeldern bedeckt sind. Wir wandten uns dann etwas östlich und hielten gegen Abend bei den letzten Meierhöfen der Kabyle Tazerult.

Zwei meiner Diener haben mich in Iler verlassen, Ibn Schelul und Kaid Muhammed; sie haben Furcht und kehren nach Marrakesch resp. Fas zurück. Ich habe übrigens für uns alle (außer Hadsch Ali) weite blaue Hemden machen lassen, wie sie hier üblich sind, ebenso wird Kopf und Gesicht mit einem blauen Tuch bedeckt.

5. April. Früh 6 Uhr war bereits alles gepackt, was bei 8 Kameelen und nur einigen wenigen Leuten viel sagen will. Wir ritten zwei Stunden lang in S.-O.-Richtung über die steinige Hochebene, bis wir einen Komplex von Häusern erreichten. Hier verließ uns bereits der Führer des Sidi Hescham, und nach vieler Mühe gewannen wir einen andern, einen Berber-Scheich, der mit uns bis Fum-el-Hossan gehen will. Gestern hat sich uns ein Mann angeschlossen, der eine Ladung Leder nach Tenduf bringt, und heute trafen wir mit einer kleinen Karawane zusammen,

bestehend aus vier Mann, einigen Kameelen und einer Herde Schafe, die der Araber-Kabyle Maribda angehören, an deren Scheich Ali wir einen Brief haben. Es war uns dies sehr angenehm, da die Gegend wieder sehr unsicher ist und einige Mann Verstärkung, besonders solcher, die Land und Leute genau kennen, stets willkommen sind.

Wir kamen heute an den Abstieg des gestern überschrittenen Gebirgszuges; derselbe ist nicht so steil, aber desto länger. Wir folgten einem breiten Flußthal, Wad Udeni (weiter abwärts Wad Nun), ohne Wasser und hielten um vier Uhr auf einem Plateau bei einer Schwefelquelle. Das Aneroid zeigte 695 mm bei 18° C. Die ganze Gegend ist unbewohnt, aber sehr unsicher, und in den zahlreichen Schluchten stecken Straßenräuber und allerhand Gesindel.

Das Wasser der Quelle ist schwefelhaltig und giebt einen starken Geruch; es dürfte dasselbe sein, wie es sich in den altberühmten Bädern von Muley Ali, im Gebirge Sarhun, zwischen Fas und Mekines findet. Im Allgemeinen ist übrigens das durchzogene Gebiet wasserarm und steril; wir mußten uns für den heutigen Marsch Wasser in Schläuchen mitnehmen.

6. April. In der Nacht um 1 Uhr wurde bereits aufgestanden, gegen 3 Uhr waren die Kameele bepackt und weiter ging es bei völliger Finsterniß. Der Weg bis zu unserm Ziel ist sehr lang, die Gegend sehr unsicher und so war es nöthig, so zeitig aufzubrechen. Der Weg führte beständig in Zickzacklinien durch ein sehr gebirgiges, unbewohntes, ödes Gebiet; gegen 11 Uhr betraten wir das breite Thal des Wad Temenet, der einige Stunden unterhalb Fum-el-Hossan in den Wad Draa einmündet, und jetzt hatten wir wenigstens beständig glatten Weg. Um 12 Uhr passirten wir einen kleinen Schlu-Ort, der aber jetzt unbewohnt ist, und gegen 3 Uhr erweiterte sich plötzlich das Thal zu einer ausgedehnten Ebene, große Palmenwälder erschienen und wir passirten das malerisch am Berge gelehnte Städtchen Kasba Temenet, wo sich der Scheich aufhält; die Bewohner sind vorherrschend Schlu, mit einigen Araberfamilien.

Eine kleine Stunde südlich davon, mehr in der Ebene, liegt ein zweites Städtchen, Gard; dort öffnet sich das Gebirge und man sieht bereits hinaus in die weite Steinwüste. Eine Stunde östlich davon, hinter einem Bergrücken, liegt dann der Ort Ischt, von wo man in einer starken Tagereise in nordöstlicher Richtung nach Akka kommt, der Heimath des bekannten Rabbi Mardochai.

Kurz vor Gard wandten wir uns etwas westlich in die Berge, bald erblickten wir Palmenwälder, überschritten den breiten, aber wasserlosen Wad Temenet, kamen an eine Quelle mit köstlichem frischen Wasser, die in Kanäle gefaßt und in die Palmengärten geführt ist, und erreichten endlich um 5 Uhr, nach einem 14stündigen, sehr ermüdenden Ritt, Fum-el-Hossan, den Wohnsitz des Scheich Ali, in der Araber-Kabyle Maribda.

Es wurde uns ein Haus angewiesen, womit ich freilich nicht zufrieden war; ich hätte vorgezogen, die Zelte in den Gärten von Dattelpalmen aufzuschlagen. Aber man hielt das nicht für sicher, Räuber und Diebe aus den benachbarten Gebirgen treiben sich auch hier herum; außerdem hatte sich schon das Gerücht von der Ankunft eines Christen verbreitet und eine Menge Menschen sammelten sich vor dem Hause an; aber sie verhielten sich ruhig.

Scheich Ali war abwesend, auf den Feldern in der Umgebung, um den Schnitt der Gerste zu inspiciren, der jetzt bereits vorgenommen wird. Sein Bruder, Scheich Muhammed, aber und sein Neffe nahmen uns sehr freundlich auf; man schickte am nächsten Tage einen Boten, und am dritten Tag nach unserer Ankunft erschien Scheich Ali, ein Mann in den Funfzigern, von überaus sympathischem und Vertrauen erweckendem Benehmen.

Scheich Ali treibt seit langen Jahren einen bedeutenden Handel mit Timbuktu und schickt jährlich Karawanen dahin. Er bezieht die Waaren von Mogador; ein Bruder von ihm lebt beständig in Timbuktu. Scheich Ali ist nun unseren Plänen nicht abgeneigt; er leitet selbst alle Vorbereitungen, sorgt für einige erkrankte Kameele, kurz, hilft überall. Es scheint sogar, daß er selbst eine Karawane ausrüstet und dieselbe unter Leitung seines Bruders abschickt; er hält das aber sehr geheim, wie er überhaupt wortkarg ist. Ich bin auch ihm gegenüber als Türke ausgegeben, aber es scheint, ihm fehlt der Glaube; er weiß wohl, daß ich Christ bin, ignorirt es aber vornehm. Wenn mich dieser Mann nicht täuscht, so habe ich eine sehr günstige Gelegenheit zur Reise nach dem vielerstrebten Timbuktu gefunden.

In kurzer Zeit verlasse ich den Ort, um mit Scheich Ali einige Tage auf dem Lande zu kampiren; er will nicht, daß alle Welt sieht, wann wir abreisen. Von hier wird zunächst der Weg nach Tenduf[1]) eingeschlagen (Araber-

[1]) Ueber Tenduf und seinen Handelsverkehr mit Timbuktu entnehmen wir den Geogr. Mittheilungen, 1880, S. 274, folgende Angaben, die auf Veröffentlichungen van A. Colas in Oran und Dr. Ollive, Arzt des französischen Konsulats in Magador, im Bulletin de la soc. de géogr. de Marseille, 1880, Nro. 1—3, beruhen: Tenduf, sagt Colas, ist eine wichtige Stadt mitten im Lande der Tadjakant, ihr gegenwärtiges Oberhaupt heißt El Hartani Uld Merabel und führt den Titel Scheich. Seine zugleich religiöse und palitische Autorität beschränkt sich nicht auf die Stadt, sandern erstreckt sich über alle Stämme der Tadjakant, und obgleich seine Machtbefugnisse nur unbestimmt festgestellt sind, übt er dach eine ansehnliche Macht aus. Die Beschlüsse der Djemaa des Landes kammen erst zur Ausführung, wenn er sie sanctionirt hat. Der Handel von Tenduf ist von graßer Bedeutung, die Stadt dient als Entrepôt und Transitplatz für die aus der Sahara und dem Sudan kammenden Waaren. Dieser Handel wird ausschließlich von den nomadischen Tadjakant betrieben, thätigen und kühnen Händlern, die mit ihren Karawanen in den marokkanischen Tell ziehen, um Getreide, Datteln, Theer, Pulver, Tabak, Baumwallenstaffe ꝛc. zu kaufen, dann nach Tenduf zurückgekehrt und hier den für den eigenen Gebrauch nöthigen Theil dieser Waaren zurücklassend, den direkten Weg durch die Sahara nach Timbuktu einschlagen. Die Reise dahin wird durch einen mehr ader weniger langen Aufenthalt in Taudeuni ($5^1/_2{}^0$ westl. von Paris, 22° nördl. Br.) unterbrochen, einer graßen Sebcha, die einen bedeutenden Theil Central-Afrikas mit Salz versorgt. Die Ausbeutung dieses Salzlagers befindet sich in den Händen der Tuaregs, welche die Preise nach ihrem Belieben stellen. Nachdem die Tadjakant hier einen Theil ihrer Waaren gegen die genau eine halbe Kameelladung ausmachenden Salzstücke vertauscht haben, ziehen sie weiter nach Timbuktu, verkaufen dort mit bedeutendem Vartheit den Rest ihrer Waaren gegen Gold, Sklaven, Straußenfedern und Kleidungsstücke und kammen nach etwa drei Monaten nach Tenduf zurück, von wo die mitgebrachten Produkte des Sudan durch andere Karawanen ins Innere van Marakko und bis in die atlantischen Häfen weiter geschafft werden.

Diese Timbuktu-Karawane der Leute von Tenduf, Akbar, die große, genannt, wird in der Regel nur einmal des Jahres unternommen, aber selten zählt sie weniger als 300 bis 400 gut bewaffnete Leute und 1000 bis 1200 Kameele. Sie geht nach Dr. Ollive's Angaben van Timbuktu nach Arauan in 20, von da nach Tenduf in 35, von Tenduf nach Ait Baha in 8 und weiter nach Mogadar in 5 Tagen, daher von Timbuktu bis Mogador in 68 Tagen. Die Transpartkosten betragen für eine Ladung van 3 Centnern ader 162 Kita von Timbuktu bis Tenduf 375 Frcs., von Tenduf bis Mogador 40 Frcs. Der Werth der Waaren, die eine solche Karawane aus dem Sudan bringt, beläuft sich im Ganzen auf etwa 775 000 Frcs., und zwar sind dabei vertreten die Straußenfedern mit 400 000, Goldwaaren und Goldstaub mit 100 000, Elephantenzähne mit 150 000, Negersklaven (circa 500) mit 125 000 Frcs. Die Straußenfedern, welche den hauptsächlichsten Artikel ausmachen, gehen zum größten Theil nach Landan, das Elfenbein darf

Kabyle Tazerkant), dem Sammelpunkt für die nach Timbuktu ziehenden Karawanen. Wenn alles glatt geht und wenn ich nicht von Scheich Ali hintergangen werde, kann ich Ende Mai in Timbuktu sein. Von da werde ich natürlich versuchen, nach St. Louis am Senegal zu kommen, obgleich mein Begleiter Hadsch Ali nicht ganz damit einverstanden ist. Jedenfalls wäre es gut, wenn der Gouverneur von Senegambien verständigt würde, daß möglicherweise ein deutscher Reisender dort ankommt. Sollte es mir glücken, so würde ich jedenfalls völlig mittellos das Meer erreichen, denn die Ausgaben sind doch bedeutender, als ich dachte.

nicht aus Marokko ausgeführt werden; es verkauft sich im Sus, so wie in den Städten Marokko und Fas, wo es hauptsächlich zu Flintenkolben verwendet wird; auch die Sklaven bleiben in Marokko. Der Hauptartikel, der nach Timbuktu gebracht wird, ist Baumwollenzeug, und zwar ausschließlich englisches, außerdem Zucker aus Marseille, Thee aus London. Seit sechs Jahren hat die große Karawane ihre Reise ohne feindliche Angriffe und andere üble Zufälle zurückgelegt, wogegen sie vor dieser Zeit durchschnittlich einmal in zwei Jahren von den Wüstenbewohnern beraubt wurde.

Die neuesten Berichte von der Uganda-Mission.

Das Juliheft des „Church Missionary Intelligencer“ bringt unter der Rubrik: „Letters from the Nyanza Mission“ ebenso überraschende wie wenig erfreuliche Nachrichten aus Uganda, dem Lande des von Speke, Grant und Baker schon so hoch gerühmten, von Stanley neuerlich noch als „die Hoffnung Centralafrikas“ bezeichneten Königs Mtesa. Unsere Leser werden sich erinnern, daß die seit nunmehr $2^1/_2$ Jahren in Uganda am nördlichen Ufer des Victoria Njanza thätige englische Mission, die auf des Königs eigenen Wunsch und mit so großen Erwartungen in das Land gekommen war, anfangs gar schwere Zeiten durchzumachen hatte. Die Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten und gegen die sie sich kaum behaupten konnte, bestanden nicht sowohl in feindseligem Verhalten der Eingeborenen, als vielmehr in der fanatischen Eifersucht der mohammedanischen arabischen Händler, die bisher eine große Rolle in Uganda gespielt und den König ja auch zur Annahme des Islam zu bewegen gewußt hatten, sowie in dem nicht minder eifersüchtig-feindlichen Entgegenarbeiten der Jesuitenmissionäre. Es gehörte die ganze Geduld, der ganze Eifer der für die „gute Sache“ begeisterten englischen Missionäre dazu, um gegen diese beiden Elemente Stand zu halten, die immer von Neuem den König gegen sie einzunehmen und dadurch jeden ihrer Schritte zu paralysiren wußten. Endlich schien es jedoch, als sollte ihrem ausdauernden Bemühen der gewünschte Erfolg werden. Die Briefe der Missionäre, sowie der mündliche Bericht zweier nach England zurückgekehrten Mitglieder der Mission, die im Herbste vorigen Jahres Uganda verlassen hatten, konnten von einem merkbaren günstigen Umschwunge in dem Verhalten des mit seinem Hofe officiell zum Christenthum übergetretenen Königs, und von dem dadurch veranlaßten weitern Fortschreiten ihres civilisatorischen Werkes erzählen. In der Begleitung der Heimgekehrten befanden sich drei Wagandahäuptlinge, Abgesandte Mtesa's, die der Königin Victoria Geschenke und Freundschaftsversicherungen überbringen sollten.

So schien Alles einen guten Ausgang zu versprechen; da brachte die am 26. Mai dieses Jahres eintreffende Post Nachrichten über abermalige Wechselfälle in dem Geschick der Mission nach England; Nachrichten, die um so ernster genommen werden müssen, als sie uns die Mission zum erstenmale nicht gegen die Rivalität der katholischen Priester oder den Fanatismus der Mohammedaner, sondern gegen den altheidnischen Aberglauben der Waganda selber im Kampfe zeigen. Es waren drei Briefsendungen von verschiedenem Datum (2. November; 23. November 1879; 9. Januar 1880), die zu gleicher Zeit an die Ostküste gelangt und mit demselben Dampfer von Zanzibar befördert worden waren. Die ersten Briefe des Mr. Mackey und des Rev. Mr. G. Litchfield, aus Rubaga vom 2. November datirt, lauteten hoffnungsvoll genug: der König und auf seinen Wunsch auch die Häuptlinge und viele aus dem Volke bezeigten das lebhafteste Verlangen nach Unterweisung, zunächst in der Kunst des Lesens. Die kleine Buchdruckerpresse der Mission war in fortwährendem Gebrauch, und die Alphabete und Leseübungen, die Bibelsprüche und Gebete in Kiganda und Kisuaheli (Uganda- und Suahelisprache) konnten kaum so rasch gedruckt werden, wie sie auch schon ihren Absatz fanden.

Die Briefe der Herren Litchfield und Pearson vom 23. resp. 24. November bestätigten diese erfreulichen Mittheilungen; danach hatte Mtesa versprochen, den Engländern eine Schule erbauen zu lassen, da die Zahl der lernbegierigen Waganda von Tag zu Tag zunahm; sein durch die Araber genährtes Mißtrauen gegen die Missionäre, die er lange Zeit im Verdachte heimlichen Einverständnisses mit Aegypten gehabt hatte, schien gewichen; sie wurden weniger bewacht, durften sich freier bewegen und hatten die bisher verweigerte Erlaubniß erhalten, die Häuptlinge in ihren Behausungen aufzusuchen. Mr. Pearson, der auf einer Reise nach Kagehji am südlichen Ufer des Victoria Njanza $4^1/_2$ Monat von Uganda entfernt gewesen war, sprach sein freudiges Erstaunen aus über diese während seiner Abwesenheit eingetretene günstige Wandlung in den Verhältnissen der Mission. Sein Brief enthält daneben noch den Bericht über seine an Strapazen überreiche Reise nach Kagehji; wir geben hier eine Stelle aus demselben wieder, die im Hinblick auf die später eintretenden Ereignisse von Wichtigkeit ist. „Bei meiner Ankunft in Buganga,“ erzählt Mr. Pearson, „bat ich um die Erlaubniß, meinen Weg nach Rubaga, der Hauptstadt, fortsetzen zu dürfen; die Eingeborenen aber erklärten alle, daß der Theil des Sees zwischen Ntebi und Buganga augenblicklich in der Gewalt des „Lubari“ des Njanza, Mukassa, sei (eines Mannes, der vorgiebt, übernatürliche Macht zu besitzen) und daß dieser uns, wenn wir jenen Weg wählen würden, im See begraben werde. Mtesa hatte augenscheinlich die Hand hierbei im Spiele oder ließ es wenigstens geschehen, daß wir bis zum 30. Oktober dort aufgehalten wurden, wo wir endlich, und auch dann nur noch zu Lande, uns auf den Weg nach Rubaga machen durften.“

Zum erstenmale in diesen Briefen finden wir hier eine Erwähnung des „Mukassa“, des geheimnißvollen „Lubari“ oder Seegeistes, dessen Wiederauftreten dem Missionswerke

verhängnißvoll geworden ist. Mr. Pearson nennt das Individuum, in dem die Gottheit des Sees sich jetzt wieder verkörpert haben soll, einen Mann; doch ist dasselbe wahrscheinlich ein Weib, das sich als Mann verkleidet, weil der Tradition nach der Lubari oder Seegeist männlichen Geschlechtes sein soll. Auf jeden Fall zeigte es sich hier deutlich, wie groß die Macht des alten Volksglaubens noch war, der dem Reisenden die Fahrt über den See unmöglich machte, und ihn zwang, auf dem westlichen Ufer denselben mühevollen Weg zu gehen, den Speke und Grant im Jahre 1862 verfolgt hatten.

Ehe wir auf die Briefe der Missionäre vom 7. und 9. Januar 1880 eingehen, in denen wir die Erzählung von dem neuen Auftreten des Lubari und seinen Folgen finden, sei hier noch einer Stelle aus Speke's Bericht über seinen Aufenthalt in Uganda im Jahre 1862 Erwähnung gethan, in welcher von dem Geiste die Rede ist. Bei Stanley findet sich nirgends eine Andeutung über diesen wahrscheinlich schon sehr alten Glauben der Waganda; aber Speke beschreibt eine Insel, die von dem Mgussa, dem „Neptun“ des Njanza, bewohnt werde; d. h. nicht von dem Mgussa in eigener Person (denn derselbe sei ein Geist), sondern von seinem Vertrauten oder Gesandten, dem großen Medium, das dem Könige von Uganda die Geheimnisse der Tiefe übermittelt. Seinen Besuch bei demselben in der Begleitung Mtesa's schildert Speke folgendermaßen: „Unter den Bäumen dieser schönen Insel entlanggehend, kamen wir an die Hütte von Mgussa's Vertrauten, die an ihrer Rückwand mit vielen mystischen Symbolen, unter anderen mit einem Ruder, dem Zeichen seiner hohen Würde, verziert war; eine Weile saßen wir plaudernd in der Hütte, bis Pombe (eine Art Bier aus Bananen) gebracht wurde und das Medium oder der Vertraute des Geistes erschien. Er war nach Art der Wichwezi (einer Bande von Zauberinnen, deren Anführerin in dem „Palaste“ der Königin-Mutter ihre Wohnung hat) mit einem kleinen Schurz von weißem Ziegenfell bekleidet, mit vielen Amuleten behängt, und trug ein Ruder als Keule oder Spazierstock. Er war noch kein alter Mann, bemühte sich aber, so zu erscheinen, indem er langsam und schwerfällig ging, asthmatisch hustete, mit den Augen blinzelte und wie ein altes Weib murmelte. Mit angenommener Schwerfälligkeit setzte er sich hinten in der Hütte neben den erwähnten Symbolen nieder und fuhr wohl eine gute halbe Stunde fort zu husten, bis seine Frau in derselben Weise, ohne ein Wort zu sprechen, eintrat und dieselbe Komödie aufführte. Der König sah lachend bald mich, bald wieder diese sonderbaren Wesen an, als wollte er fragen: „Was hältst Du von ihnen?“ Aber niemand von uns sprach ein Wort, bis auf das alte Weib, die mit quäkender Stimme nach Wasser verlangte, und als es ihr gebracht wurde, wieder krächzte, weil es nicht klar genug war — der erste Becher mußte fortgenommen werden, mit dem zweiten befeuchtete sie sich nur eben die Lippen, und dann hinkte sie wieder fort, wie sie gekommen war. Nun winkte des Mgussa's Vertrauter den Kamraviona und mehrere Beamte zu sich, gab ihnen mit sehr leiser Stimme alle Befehle der Tiefe und zog sich dann zurück. Seine Offenbarungen mußten ungünstiger Natur gewesen sein; denn wir begaben uns unverzüglich nach unseren Booten und kehrten heim.“

Auch der Name Lubari findet sich zweimal in Speke's Bericht vor: einmal, als er den Frauen Mtesa's seine Uhr zeigt, ruft eine derselben, durch das Gehen der Räder und das Ticken erschreckt, aus: „O! furchtbar! verhüllt eure Gesichter; das ist der Lubari!“ Und als er den Nil unweit seines Austritts aus dem See erforschte, kommt Speke an ein Gebiet, welches er das „Kirchenland“ nennt, „da es in irgend einer geheimnißvollen Weise dem Lubari geweiht ist.“ „Der König,“ sagt er, „schien zwar über einige von den Einwohnern eine gewisse Autorität zu besitzen, andere dagegen hatten eine geheiligte Stellung, die sie von der weltlichen Macht eximirte; auch besaß er kein Recht, über das Land selbst zu verfügen.“

Mr. Wilson, der anderthalb Jahre lang in Uganda bei der Mission thätig gewesen ist, bestätigt aus eigener Anschauung diese Angaben Speke's; er erwähnt als die drei Hauptgötter der Waganda Tschiwuki, Nendi und Mukasa, die beiden ersteren sind Waldgötter, der letztere ist der Neptun des Njanza, dem von den Fischern und Schiffern Opfer an Bananen und dergleichen dargebracht werden. Außer diesen Dreien giebt es noch viele andere niedere Lubari, die an verschiedenen Orten wohnen und das Land durch Krankheit, Hungersnoth und andere Plagen heimsuchen können. So soll auf dem Gipfel des Berges Gambaragara ein Lubari wohnen, der die Blattern in das Land schickt. Ueber die von Zeit zu Zeit stattfinden sollende Verkörperung des Lubari Mukasa sagt Mr. Wilson unter anderen: „Die Person, in welcher der Gott dann wohnen soll, wird sehr gefürchtet und geehrt und übt einen ungeheuren Einfluß auf das Volk aus. In dem jetzt vorliegenden Falle hat das alte Weib, in dem er erschienen sein soll, von der Furcht getrieben, daß die Anwesenheit der Europäer im Lande wahrscheinlich ihren Einfluß allmälig untergraben und schließlich ganz beseitigen würde, wahrscheinlich auch von den anderen „Medicinmännern“ angespornt, eine letzte große Anstrengung gemacht, die die Vertreibung aller Europäer bewirken sollte.“ Und wie gut dieser Versuch gelungen ist, davon geben die jüngsten Ereignisse in Uganda Zeugniß. „Seit mehreren Monaten schon,“ schreibt Mr. Mackey, „habe ich das Wort Lubari mehr oder minder häufig hier aus jedem Munde vernommen. Viele sprachen den Namen mit Ehrfurcht aus, während andere weder Gutes noch Böses von jenem Wesen sagen wollten.“ Anfangs hielten die Missionäre die Sache für nicht so bedenklich, da der König mehr als einmal ihnen erklärt hatte, daß er alle diese Mandwa, Zauberer und Vertreter der Götter für Betrüger halte und nichts mit ihnen zu thun haben wolle. Bald aber verbreitete sich die Nachricht, der Lubari sei auf dem Wege nach der Hauptstadt, um den König von seiner Krankheit zu heilen, an der er zwei Jahre schon litt, die unter der Behandlung des Missionsarztes sich bedeutend gebessert hatte und wohl längst beseitigt gewesen wäre, wenn Mtesa sich den Anordnungen des Arztes gefügt hätte. Es hieß, daß die Verwandten des Königs sowie die meisten Häuptlinge, die nur widerwillig sich dem Wunsche Mtesa's gefügt und erst den Islam, dann das Christenthum angenommen hatten, diesen Schritt befürwortet und nach dem Lubari gesandt hätten. Jetzt traten die Missionäre entschieden gegen diese Rückkehr zum alten heidnischen Aberglauben auf; immer wieder suchten sie die Häuptlinge und den König zu überzeugen, immer wieder schien auch der letztere ihre Ansicht zu theilen; er gab in ihrer Gegenwart Befehle, das Eintreffen des Lubari zu verhindern und ließ doch alle Vorbereitungen zu seinem Empfange treffen, neben seinem eigenen Palaste drei Häuser für ihn errichten.

Am 23. December wurden die Missionäre plötzlich zu Mtesa entboten; sie fanden ihn von seinen Häuptlingen umgeben, die zahlreicher zur baraza oder Versammlung erschienen waren, denn je. Neben dem König saß eine Frau, die er seine „Verwandte“ nannte. Das Aussehen der Versammlung war ein entschieden feindseliges. Mr. Mackey, von Mtesa aufgefordert, sich zu der Königin-Mutter Namasole und zu den Hütern der königlichen Gräber zu begeben, die

weit von der Hauptstadt entfernt wohnen, um ihnen selber seine Gründe gegen die Aufnahme des Lubari am Hofe auseinanderzusetzen, weigerte sich, dies zu thun. Es wäre unter den obwaltenden Verhältnissen ein mehr als gewagtes Unternehmen gewesen, sich aus der Hauptstadt zu entfernen, um sich in den Bereich jener den Missionären offenkundig feindlich gesinnten Personen zu begeben. Mackey's Weigerung rief nun aber eine heftig aufgeregte Erörterung hervor, an der die sämmtlichen Häuptlinge sich betheiligten, und in deren Verlauf der König ausrief: „Wir brauchen Eure Belehrung nicht; die Araber mögen ihre Religion haben, und Ihr die Eurige, aber wir wollen die unserer Väter behalten.“ Und weiter fügte er hinzu: „Ihr wollt mein Land nur auskundschaften, um zu sehen, ob hinter dem Njanza ein großes Meer ist; dann wird Eure Königin ihre Schiffe schicken und es erobern.“ Die Versicherungen der Missionäre, daß sie nur gekommen seien, das Wort Gottes zu lehren und das Volk in nützlichen Gewerben zu unterweisen, waren von keinem Erfolg — die Versammlung wurde geschlossen, ohne daß der König ihre Frage, ob sie im Lande bleiben oder dasselbe verlassen sollten, beantwortet hätte; aber mit großer Strenge wurde ihnen das Lehren und Predigen sowie der Besuch an Mtesa's Hofe untersagt. Es war unverkennbar, daß Mtesa wieder unter der Einwirkung Anderer handelte, und wie Mr. Pearson späterhin erfuhr, hatten auch vier oder fünf der angesehensten alten Häuptlinge ihm einige Tage zuvor gedroht, sie würden, wenn er den Lubari nicht aufnehmen und den alten Glauben nicht wieder einführen wolle, seinen Sohn zum Könige machen.

Am nächsten Tage, dem 24. December, wurde der Lubari, von einer ungeheuren lautschreienden Menge begleitet, unter dem Getöse von Hörnern, Trommeln und Rohrpfeifen zu Mtesa geführt. Nur zwei oder drei von den Häuptlingen durften bei der Zusammenkunft des alten Weibes mit dem König zugegen sein, aber einen ganzen Tag lang saß sie mit ihren Begleitern bei ihm, prophetische Gesänge singend und Pombe trinkend. Es hieß, daß sie Krieg prophezeiet habe, weil Mtesa die weißen Männer in sein Land aufgenommen hätte. Die Heilung des Königs war nur durch Zauberkünste und Beschwörungen versucht worden, nach denen das Medium, reich mit Geschenken an Vieh, Sklaven und Frauen belohnt, wieder von dannen gezogen war.

Noch ein anderer Lubari, Wamla, traf nach einigen Tagen von Unyoro, wo er seinen Wohnsitz hat, bei dem König ein, um seinerseits die Heilung durch Opfer und Zauberkraft vorzunehmen. Er blieb nur kurze Zeit — natürlich hat sich in Mtesa's Zustand nichts geändert, aber diese Thatsache erschüttert den Glauben an die göttliche Kraft der Lubari bei dem Volke nicht im mindesten.

So ist fürs erste das während zwei und einem halben Jahre unablässig und mit den größten Opfern erstrebte Ziel, kaum erreicht, wieder in weite Ferne hinausgerückt. Ob es sich hier nur um einen vorübergehenden Rückschlag handelt, wie die Missionäre vertrauensvoll hoffen, oder ob das ganze Missionswerk in Uganda als unausführbar aufzugeben sein wird, das muß die nächste Zukunft lehren.

Reifnitz in Krain.

Die Reifnitzer gelten bei den übrigen Krainern für dumm, und der schöne, reinliche, betriebsame Marktflecken, zwei Meilen von Gotschee, acht Meilen von Laibach entfernt, steht in dem Renommée wie etwa unser Schilda. Es gehen von den Ribničani (den Reifnitzern) in dieser Hinsicht eine Unzahl Anekdoten um. Hier eine für alle.

Die Bewohner des Thales der Reifnitz (slovenisch Ribnica, von riba, Fisch) fabriciren Siebe und führen sie in aller Herren Länder, bis Stuttgart und Belgrad, nach Italien und Ungarn. Einer von ihnen erblickte in Triest bei einem Spezereigewölbe einen geräucherten Häring ausgehängt; solch ein Thier hatte er noch nie gesehen. Er trat ein, um es zu kaufen, und traf zu seiner Freude in dem Commis einen Slovenen. Diesen fragte er nach dem Preise des Häringes. „Je nu,“ antwortet ihm der Commis, „der Häring kostet eigentlich einen Kreuzer, aber Euch gebe ich ihn um zwei, weil Ihr mein Landsmann seid.“ Seelenvergnügt über den guten Kauf zahlte der Reifnitzer die zwei Kreuzer und sprach beim Hinausgehen zu sich selbst: „Schau, Krota, es ist doch gut, wenn man in der Welt einen Landsmann findet.“

Mit Krota, Kröte, bezeichnen die Reifnitzer Anekdoten, von denen Professor Lesar viele in einem Laibacher Realschulprogramme veröffentlicht hat, spöttisch sowohl Personen als auch Sachen.

Die Reifnitzer lächeln in ihrem Phlegma zu der absprechenden Meinung, welche ihre lebhafteren Landsleute von ihrem Verstande haben und lassen sie ruhig bei ihr. Einer erzählte mir, es war auf einer Fahrt von Marburg nach Cilli, mit pfiffigem Gesichte, das mir sehr drollig vorkam, für dumm gehalten zu werden nütze den Reifnitzern; denn von diesen übervortheilt zu werden, sei nach der Meinung der übrigen Slovenen geradezu unmöglich. Und doch habe er soeben von einem Bauer für ein Sieb 25 Kreuzer mehr eingenommen, als es werth sei, während der Käufer sich etwas darauf eingebildet habe, der Reifnitzer Krota 5 Kreuzer abgezogen zu haben.

Das wackere, gutmüthige, geschickte und fleißige Völklein der Ribničani mag wohl durch seinen eigenthümlichen Dialekt in den Ruf des Krähwinklerthums gekommen sein. Während nämlich das Slovenische in der Gegend von Lack am schnellsten gesprochen wird, dehnen die bedächtigen Bewohner des Reifnitzthales die Wörter auf eine Weise, daß e wie aj oder ej, u wie uj klingt. Historisch merkwürdig ist, daß zur Zeit der Reformation die protestantischen Schriften des Superintendenten Franz Truber, eines Krainers, im Reifnitzer Dialekte abgefaßt wurden. Leider erlebte derselbe nach der Unterdrückung des Protestantimus keine Weiterbildung, und erst in unserm Jahrhunderte begann auf dem Gebiete der slovenischen Literatur sich ein neues Leben zu entfalten.

Charakterzüge der Reifnitzer sind ferner Gastfreundlichkeit und Nüchternheit. Jene theilt er mit den Südslaven. Valvasor, der Topograph und Historiograph des Landes Krain († 1693), sagt in seinem umfangreichen Werke „Die Ehre Krains“, die Bewohner von Reifnitz kleideten sich halb kroatisch. Heutzutage treten die Nationaltrachten auch in Krain hinter die fränkische Mode. Während die Klagen

über zunehmende Trunksucht, besonders das Branntweintrinken, allgemein und leider berechtigt sind, wirst Du Dich in Reifnitz vergebens nach einem Betrunkenen umsehen. Auf riesig hoch beladenen Wagen führt der Reifnitzer seine Siebe und sonstigen Holzwaaren, wie sie in der Küche unentbehrlich sind, in die Welt, und den Verdienst bringt er zurück in sein liebes Thal, in welchem deshalb der Wohlstand und mit ihm die Bildung immer höher steigt. Um in der Fremde Geschäfte zu machen, lernt er von der Sprache jener Länder, in die er zieht, jene 200 bis 300 Wörter, die ihm für das Verkaufen unentbehrlich sind; in die Heimath zurück bringt er einen größern Wörtervorrath. Im Städtchen spricht man krainerisch und deutsch.

Im Reifnitzthale erzeugt man nicht nur Siebe und hölzerne Küchengeräthe, sondern auch Kinderspielzeug, in dessen Schnitzerei selbst die Jugend sehr geschickt ist. Während in der untern Hälfte des Thales diese Holzindustrie blüht, erzeugt die obere Hälfte desselben, welche sich gegen das Gotscheerländchen hinaufzieht, Töpferwaaren. Und wieder zeigt sich auch hier neben der Befriedigung des praktischen Bedürfnisses eine Bethätigung des Kunstsinnes: schon die Kinder verstehen es, sehr nette Pferdchen, Schäfchen und dergleichen aus Thon zu verfertigen. Wenn Du irgendwo einen Slovenen mit Sieben handeln siehst, so weißt Du, daß er ein Reifnitzer ist; denn nur die Reifnitzer machen in Krain Siebe und verführen sie selbst in die Ferne.

Die Reifnitzer müssen wohl auch fleißig und vernünftig sein, denn ihr Ländchen ist wie das benachbarte Gotscheer unfruchtbar und für die zahlreiche Bevölkerung zu klein. Auf ein Individuum kommen nur 2,7 Joch; das Thal zählt nämlich etwas über 27 133 Joch und, nach der Zählung von 1869, 10 165 Bewohner, welche in 50 Dörfern und den Flecken Reifnitz und Soderschitz wohnen. Reifnitz hat 1900, Soderschitz 1200 Einwohner, auf je ein Dorf kommen demnach im Durchschnitte 141 Seelen. Reifnitz zählt jetzt 160 Häuser, aus welchen eine vor 12 Jahren erbaute, schöne Kirche mit zwei Thürmen emporragt. Ein schönes Schloß mit einem Parke erinnert an die Feudalherrschaft der „Herren von Reifnitz“, deren letzter nach Valvasor 1529 noch gelebt hat. Uebrigens gehörte Reifnitz bald den Auersbergen, den Ortenburgern, den Grafen von Cilli und wechselte seine Besitzer sehr oft.

Am fruchtbarsten ist das Reifnitzthal noch in der Nähe des Berges Vélika gora (Großer Berg). Dort wachsen alle Getreidearten, außer dem Heiden. Und gerade der Heiden oder Buchweizen ist für den Krainer neben Bohnen, Kraut und Erdäpfeln von der größten Bedeutung. Die genannten Gewächse bilden nämlich vorzugsweise die Nahrung der Landbevölkerung. Nun wird aber der Heiden als zweite Frucht gebaut, und das Reifnitzthal ist zu rauh, um eine zweite Ansaat zu gestatten, und als erste wählt man, dem verhältnißmäßig geringen Preise des Heidens gegenüber, doch lieber eine werthvollere Getreidegattung.

Der Ackerbau steht im Reifnitzthale auf keiner geringen Stufe. Fischerei und Jagd liefern ziemliches Erträgniß. Denn die Gegend ist rings von Gebirgen eingeschlossen, von welchen auf der einen Seite Flüsse herunter kommen, um auf der andern sich wieder in der Erde zu verlieren. Wald bedeckt die Höhen, von welchen im Winter Wölfe und Bären oft bis zu den menschlichen Wohnungen niedersteigen. Eine große Freude bereitet der Fang des Bilches (Siebenschläfers, der Rellmaus), welcher in unzähliger Menge die Wälder bevölkert. Man fängt die Bilche des Nachts in Fallen; dabei macht man Feuer an und vergnügt sich auf mancherlei Art. Den alten Römern war der Bilch (oder auch Billich genannt) eine Leckerspeise; die Kroaten essen ihn nicht, er sei eine Maus; die Reifnitzer halten es aber wie die Römer. Und in der That, mit Reis zubereitet schmeckt der fette Nager sehr gut. Aus seinem Felle näht man warme und wohlfeile Mützen, zu deren einer 6 bis 8 Felle nöthig sind.

Im Südwesten des Marktfleckens ragt die oben genannte Vélika gora 3500 Fuß in die Höhe; ihr Rücken dehnt sich tafelartig aus. Mit ihrem Wald- und Quellenreichthum blickt sie verächtlich auf die niedrigere, steinige, dürre, höhlenreiche Mala gora (Kleinberg), an welche sich die noch trockenere Krajina anschließt. Und hinter dieser dehnt sich der trostlose Karst aus. Trittst Du in das Reifnitzthal, so fällt Dir der Unterschied der beiden Höhenzüge sofort ins Auge. Rechts die grüne, reich bewaldete, wasserreiche, von wilden Thieren bevölkerte Vélika gora, links die öde, graue nur hier und da mit niedrigem Gebüsch bedeckte Mala gora.

Vier Flüsse durchziehen das Thal, alle von der Vélika gora kommend: die Tržišica (sprich Trschischiza, das erste sch linde); sie zieht gegen Laibach hin und eine Straße ist an ihr erbaut, die oft in die felsigen Ufer eingesprengt ist; die Bistrica oder Feistritz der größte von ihnen, mit 17 Zuflüssen; sie treibt gegen 30 Mahl- und Sägemühlen; die fischreiche Ribnica oder Reifnitz und die Rakitnišica. Alle verschwinden nach kurzem Lauf in der öden Mala gora; nur die Feistritz, an welcher der Marktflecken Reifnitz liegt, verweilt drei Stunden Weges auf der Oberfläche. Ob die verschwundenen Flüsse unterirdisch sich zur Kulpa oder zur Gurk (Krka) vereinigen, hat man noch nicht ergründen können. Reich an Fischen sind alle die genannten Flüsse, die schmackhaftesten und — wohlfeilsten Forellen werden in Reifnitz gegessen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Schweiz sind im Jahre 1879 1172 Bücher veröffentlicht worden, darunter mehr als zwei Drittel (789) in deutscher Sprache, 345 in französischer, nur 13 in italienischer, 2 in romanischer, 5 in lateinischer, 6 in englischer, 10 in russischer, je 1 in holländischer und polnischer. Da die Deutschen etwa 69 Proc. der Schweizer Bevölkerung ausmachen, so haben sie den auf sie entfallenden Antheil an der literarischen Produktion auch geliefert; die Franzosen (24 Proc.) haben mehr als das gethan, die Italiener (5,4 Proc.) und Rätoromanen (1,5 Proc.) sind weit dahinter zurückgeblieben. Im Auslande sind 110 Werke erschienen, welche ganz oder zum Theil von der Schweiz handeln, nämlich 70 deutsche, 27 französische, 8 englische, 4 italienische und 1 spanisches.

— Im italienischen Senate ist am 11. Juni durch Torelli ein Gesetzentwurf betreffend die Bekämpfung der Malaria in den Gegenden längs der Haupteisenbahnlinien eingebracht worden. Schon früher Mitglied der Senatskommission, welche die Unterhandlung mit den Mönchen von Tre Fontane bei Rom geführt und den Ver-

trag entworfen hat, nach welchem jene die Eukalyptus-Kultur in größerm Maß aufnahmen, hat Torelli bei Gelegenheit der Eisenbahn-Enquête sich überzeugt, daß nicht bloß die Campagna di Roma Maßregeln gegen die Malaria erheischt. Er hat gefunden, daß in Oberitalien 1900, auf den römischen Linien 903, in Unteritalien 1614, in Sardinien 220 Kilometer Eisenbahn inficirten Gegenden angehören, im Ganzen also 4637 Kilometer. Die dadurch erforderten Mehrausgaben der Eisenbahnverwaltung berechnet er auf jährlich anderthalb Millionen Lire. Der Gesetzentwurf verlangt die Summe von zehn Millionen behufs Bonificirungsmaßregeln. Als solche werden hydraulische Anlagen und Pflanzungen, namentlich von Eucalyptus Globulus, empfohlen, welche in dem Etablissement von Tre Fontane binnen wenigen Jahren Wunder gewirkt haben, indem dort das Malariafieber gänzlich verschwunden ist. Behufs der praktischen Durchführung beantragt er eine Kommission mit unbeschränkter Vollmacht zu ernennen, welche jährlich über ihre Leistungen Bericht zu erstatten habe. Das Projekt wurde mit Einstimmigkeit den Bureaux überwiesen.

(Allg. Zeitung.)

— Nach der jüngsten Volkszählung hat Budapest (Pest-Ofen) eine Bevölkerung von 333 551 Seelen in 10 416 Häusern. Im Jahre 1876 zählte die Stadt Budapest nur 295 254 Einwohner. Vor hundert Jahren (1780) zählte Pest nur 13 550, Ofen 23 643 Seelen. Pest zählte 1802: 20 560; 1820: 47 932; 1830: 65 494; 1840: 66 984; 1851: 83 828; 1853: 109 000; 1857: 132 651; 1862: 136 560; 1870: 200 476; 1876: 230 021 Seelen.

— Nach der auf Anordnung des Unterrichts-Direktoriums vorgenommenen approximativen Volkszählung zählt Ost-Rumelien 780 000 Seelen, und zwar 540 000 griechisch-orthodoxe Bulgaren, 180 000 Mohammedaner, 35 000 Griechen, 18 000 katholische Bulgaren, 5500 Juden, 1300 Armenier, 200 Protestanten. (Presse.)

— Im Jahre 1879 betrug in Rumänien
die Einfuhr 254 482 629 Francs 95 Centimes,
die Ausfuhr 238 650 006 „ 86 „
also die Mehreinfuhr 15 832 623 Francs 9 Centimes. Vom Exporte gingen 28,85 Proc. nach Oesterreich, 15,89 Proc. nach England, 7,44 Proc. nach Frankreich, 2,53 Proc. nach Rußland, 20,53 Proc. nach der Türkei und Bulgarien, 24,76 Proc. nach Deutschland, Griechenland, Belgien, Italien, Serbien und anderen Staaten. Die größte Menge der ausgeführten Waaren bildete Getreide mit 76,80 Proc. und lebende Thiere mit 8,31 Proc. Von den eingeführten Waaren kamen 19,86 Proc. aus England, 6,07 Proc. aus Frankreich, 7,26 Proc. aus Deutschland, 4,13 Proc. aus Rußland, 8,22 Proc. aus der Türkei und Bulgarien, 5,41 Proc. aus Italien, Belgien und anderen Staaten, 49,02 Proc. aus Oesterreich. (Nach der „Neuen freien Presse".)

— Berichten aus Bukarest zufolge wird die rumänische Regierung im August d. J. mit den Vorarbeiten zum Bau einer Eisenbahnbrücke über die Donau bei Tschernawoda beginnen lassen, und soll dann im nächsten Mai der eigentliche Bau in Angriff genommen werden. Gleichzeitig sollen auch die Vorarbeiten zum Bau einer Eisenbahnbrücke bei Rustschuk ihren Anfang nehmen. Da auch die Staatsbahn die Donau überbrücken will, und zwar bei Rahowa oder Nikopolis, so wird der untere Lauf dieses Stromes binnen wenigen Jahren an vier Punkten überbrückt sein, und zwar bei Belgrad, Rahowo (oder Nikopolis), Rustschuk und Tschernawoda.

— Fürst Nikita von Montenegro hat einen jungen Waadtländer beauftragt, in seinem Lande, vornehmlich in den fruchtbareren Thälern des Südens, Molkereien nach Schweizer Art einzurichten. Frühere Versuche, großes Schweizer Vieh in Montenegro einzuführen, sind wiederholt mißglückt; stets artete der Schlag aus, und bis jetzt besitzt das Land nur eine kleine Rindviehrace.

Afrika.

— In Folge der Eroberung Darfurs durch Aegypten hat der Handel Wadaïs und Bornus seine alten Beziehungen zu Chartum abgebrochen und einen Ausweg nach der Nordküste Afrikas gesucht: in Tripoli ist eine große Karawane angelangt, welche zum großen Theile aus Leuten von Wadai besteht und Straußenfedern, Elfenbein und andere Waaren mit sich führte. Jetzt bemüht sich der französische Konsul in Tripoli, diese Stadt wieder etwas zu schädigen; er sucht den Handel aus dem Innern von ihr weg und nach Algerien hin zu lenken und zunächst die Bewohner von Ghadames durch Zusicherung von allerhand Vortheilen zu veranlassen, die Märkte des südlichen Algerien aufzusuchen.

— Der Handelsverkehr zwischen Natal und den Vereinigten Staaten hat solchen Aufschwung genommen, daß zwischen ihnen eine regelmäßige Linie schnellsegelnder Schiffe ins Leben gerufen worden ist. Das erste derselben wird am 1. August d. J. von Newyork abgehen.

— Ende Januar 1879 verließen elf Jesuiten-Missionäre unter Führung des Pater Depelchin Southampton, um eine Mission in Südafrika zu gründen. Ueber Kapstadt erreichten sie Grahamstown, von wo sie am 16. April mit 4 Wagen und Lebensmitteln für ein halbes Jahr versehen, in das Innere aufbrachen. Am 11. Mai erreichten sie Kimberley, am 24. Juli Schoschong, die Hauptstadt des Bamangwato-Landes. Dort wollten sie ihre erste Station errichten, was ihnen jedoch von dem Häuptlinge rundweg abgeschlagen wurde. Sie richteten also ihre Schritte nordwärts nach dem Reiche der Matabele, und langten am 17. August in Tati an. Von dort ging Depelchin mit zwei Begleitern nach der Hauptstadt Gubuluwajo voraus, um des Königs Lobengule Erlaubniß zur Gründung einer Mission zu erwirken. Hier hatten sie mehr Glück, als bei den Bamangwato: sie durften sich unweit der Residenz auf dem Plateau niederlassen und haben außerdem von einem dort angesessenen Mr. Grant ein wasserreiches, fruchtbares Thal 2 engl. Meilen nördlich der Stadt erworben. Nach den letzten Nachrichten ist eine ganze Anzahl weiterer Missionäre von Kimberley am 19. März d. J. nach dem obern Zambesi und dem von Dr. Holub besuchten Königreiche der Marutse-Mabunda aufgebrochen, während ein Theil der in Gubuluwajo stationirten Jesuiten sich zu König Umzila an der Sofola-Küste begeben hat. Man darf die Patres um so freudiger im fernen Südafrika begrüßen, als sie neben Ausübung von Ackerbau und Handwerk die Studien dort nicht vernachlässigen; Pater A. H. Law hat z. B. auf jener Reise eine Reihe von Längen- und Breitenbeobachtungen gemacht und die Lage von Gubuluwajo genau bestimmt. Auch in Bezug auf die Kultur könnten sie den Matabele viel nutzen; denn die Männer sind faul, rauchen und trinken den ganzen Tag, wenn sie nicht auf Kriegszügen abwesend sind, während alle Arbeit auf den Frauen ruht. Wie die Zulu, ergänzen auch die ihnen nahe verwandten Matabele ihr Heer dadurch, daß sie den von ihnen besiegten Völkern die jüngsten Knaben fortnehmen und zu Kriegern aufziehen. Bis zu ihrem 12. Jahre nähren sich dieselben nur von Milch; unter Aufsicht eines Häuptlings werden sie täglich zweimal in den Viehkraal geführt und dürfen sich dort vollsaugen. Allen Leuten über 12 Jahr, Männern wie Frauen, ist der Genuß von Milch und Käse untersagt; derselbe ist ausschließlich den Knaben vorbehalten.

Australien.

— Nachdem der Versuch, Fleisch in gefrorenem Zustande nach England zu exportiren, in glänzender Weise auf dem Dampfer Strathleven gelungen ist, haben sich in Melbourne, Sydney und Brisbane Aktiengesellschaften gebildet, welche den Export von Fleisch nach

England in großem Umfange betreiben wollen. Aber nicht bloß Fleisch, auch Butter, Eier, Früchte u. s. w. will man in dieser Weise nach Europa exportiren. Da die Schnelldampfer die Reise von England nach Australien jetzt ziemlich regelmäßig in 38 bis 40 Tagen zurücklegen (die bisher erreichte kürzeste Fahrt von Plymouth um das Kap der Guten Hoffnung nach Adelaide in 35 Tagen 5½ Stunden vollführte im Mai dieses Jahres der Dampfer Orient), so hofft man schon in nächster Zeit einen sehr bedeutenden Geschäftsbetrieb in jenen Artikeln mit Europa begründen zu können.

— Dem schon vor 41 Jahren verstorbenen Gründer von Melbourne, John Batman, welcher von Tasmanien aus als der erste Europäer am 29. Mai 1835 an der Westseite von Port Phillip (Indented Head) landete, soll jetzt in Melbourne ein ehrendes Nationaldenkmal errichtet werden.

— Die am 17. September 1879 in Sydney eröffnete Industrieausstellung ward am 20. April 1880 geschlossen. Sie war während dieser ganzen Zeit, mit Ausnahme des ersten Weihnachtstages, dem Publikum zugänglich und wurde von 1 045 898 oder durchschnittlich täglich von 5653 Personen besichtigt. Der zahlreichste Besuch fiel auf den 10. November mit 20 972, der geringste auf den 25. März mit 1792. Die Gesammteinnahme belief sich auf reichlich 45 000 Pf. St., aber diese Summe reichte nur gerade hin, um die Ausgaben während der Eröffnungszeit zu decken, so daß die sehr erheblichen Baukosten der Gebäude von der Regierung übernommen werden müssen. Folgende komparative Statistik der bisherigen internationalen Industrieausstellungen dürfte von Interesse sein.

Ort	Jahr	Zahl des Besuches	Procentsatz der Besucher zur Bevölkerung
London . . .	1851	6 170 000	22½
Newyork . .	1853	600 000	2¼
Paris . . .	1855	4 533 464	12½
London . . .	1862	6 211 103	21½
Paris . . .	1867	9 300 000	24½
Wien . . .	1873	7 254 867	19¾
Philadelphia	1876	10 164 489	22¼
Paris . . .	1878	16 032 725	43
Sydney . .	1879/80	1 045 898	150

Nordamerika.

— In Band XXXIII des „Globus" (S. 32, 144, 256) ist über die Wiederauffindung von Columbus' Leiche in St. Domingo und die sich daranknüpfende Kontroverse wiederholt berichtet worden. Es scheint jetzt ganz fest zu stehen, daß man es mit einem Schwindel zu thun hatte. Vor der Pariser Geographischen Gesellschaft wurde am 4. Juni d. J. eine Abhandlung von Germond de Lavigne gelesen, welche die ganze Geschichte des Leichnams vom Todestage im Jahre 1505 an behandelt. Ohne auf ihre anfänglichen Irrfahrten hier weiter einzugehen, sei nur erwähnt, daß, als die Franzosen sich St. Domingos bemächtigten, der damals geöffnete Sarg des Entdeckers nur noch sehr wenig Asche enthielt, kaum einen Teller voll. Trotzdem wurde dieselbe nach Havana in das große Hospital übergeführt und später auf den Kirchhof gebracht, wo sie verschwunden ist. Der in St. Domingo neuerlich ausgegrabene Sarg enthielt nur Reste irgend eines unbekannten Verwandten des Admirals. Anstifter des Schwindels ist nachweisbar der Bischof Coccia von St. Domingo gewesen, ein Prälat italienischen Ursprungs, welcher dabei den doppelten Zweck verfolgte, den Ruhm seines Landsmannes aufzufrischen — was wohl kaum von Nöthen war — und seiner Diöcese Vortheile zuzuwenden.

— Der Gold- und Silberreichthum der Vereinigten Staaten. Trotzdem daß die Quantität der bereits in den Vereinigten Staaten gefundenen kostbaren Metalle eine ungeheuer große ist, so sprechen sich doch viele Personen, welche sich auf diesem Gebiet eingehender beschäftigt haben und die als Experten gelten, dahin aus, daß die Ausbeutung des Metallreichthums dieses Landes erst begonnen habe. Vom Jahr 1867 bis 1877 stieg die Ausbeute von 17 320 000 Doll. Silber und 33 750 000 Doll. Gold auf 45 846 100 Doll. Silber und 44 880 223 Doll. Gold, und wird verschiedentlich behauptet, daß sich in der nächsten Dekade dieser Betrag vervierfachen werde. Vom Jahr 1870 bis 1877 überstieg die Goldausbeutung in den Vereinigten Staaten die Silberausbeutung, seit dieser Zeit hat aber die Silberausbeutung die Goldausbeutung um nahezu 5 600 000 Doll. überstiegen, theilweise in Folge der Entdeckung der großen Silberminen in Leadville, Col., und theilweise in Folge der Abnahme der Förderung von Gold in der Comstock-Mine in Nevada, welche 41,2 Proc. zur Totalproduktion zu stellen pflegte. Die Abnahme in der Comstock-Mine im Jahr 1878 bis 1879 betrug 12 464 481 Doll. in Silber und Gold, während die Zunahme an Silber in Colorado 8 Mill. Doll. betrug. Die Gewinnung von Gold und Silber in den letzten zehn Jahren soll sich annähernd richtig folgendermaßen stellen:

Jahr	Gold Dollars	Silber Dollars
1870	33 750 000	17 320 000
1871	34 398 000	19 286 000
1872	38 177 395	19 924 429
1873	39 206 558	27 483 302
1874	38 466 488	29 699 122
1875	39 968 194	31 635 239
1876	42 826 935	39 292 924
1877	44 880 223	45 846 100
1878	37 576 030	37 248 137
1879	31 470 262	37 032 857

In den Vereinigten Staaten werden jährlich 4 Mill. Doll. Gold zu Schmuckgegenständen und Kunstsachen verarbeitet. Während des verflossenen Jahres wurden 74 400 000 Doll. Gold nach den Vereinigten Staaten importirt.

(A. Z.)

— Die Legislatur von Newfoundland hat den Bau einer Eisenbahn beschlossen, welche die Hauptstadt der Insel, St. John, über die Landenge von Avalon mit der Spitze der Bai Notre Dame in Verbindung setzen soll. Ihre Kosten sind auf ungefähr 20 Millionen Mark veranschlagt. Später soll sie bis an den French Shore (St. Lorenz-Busen) fortgeführt werden und so die ganze Insel durchschneiden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

(Die Abbildungen, soweit nichts anderes bemerkt ist, nach Skizzen Lortet's.)

II.

In der zum großen Theil gut angebauten Ebene von Mersina und dem Berglande, das sie nach Osten hin begrenzt, findet sich ein reiches Thierleben vor. Ungeheure Schwärme von Wasservögeln, Störche und mehrere Arten von Schildkröten (Emys Caspica und Testudo Mauritanica) bevölkern die sumpfigen Strecken. Weiter nach den Bergen hin ist der kleine syrische Hase (Lepus Syriacus), der Hirsch mit gelbem weißgefleckten Felle (Cervus Mesopotamicus) sowie die Gazelle in zwei Arten vertreten. Am Ufer des Pyramus (Dschihân) kommen Biber und schwarze Fischottern vor; in den eigentlichen Bergwäldern aber Wildschweine, Schakale, gestreifte Hyänen und Leoparden, auch der Bär (Ursus Syriacus) zeigt sich häufig, und von kleineren Säugethieren der Dachs und das schwarze Eichhörnchen. Auf den höchsten Gipfeln findet sich eine seltene Mufflon-Art (Ovis Gmelini) und eine Ziege mit großen Hörnern (Capra aegagra) vor. Von Vögeln zeigen sich außer den oben erwähnten verschiedenartige Geier, Birk- und Haselhühner, sowie eine eigenthümliche Rebhuhnart, das sogenannte Schukkarhuhn.

Der Hafen von Mersina hat ohne Frage eine große Zukunft vor sich, aber er kann seine Bedeutung erst erlangen, wenn das verrottete türkische Regiment durch ein besseres ersetzt sein wird, welches sich die hier so leicht auszuführende Anlage von Kommunikationswegen mit dem Innern des Landes zur Aufgabe macht. Eine treffende Illustration der Leistungen der heutigen Regierung auf diesem Gebiete giebt die berühmte Straße von Tarsus nach Mersina, auf der Lortet und seine Begleiter nach dem Hafen zurückkehrten. Diese Straße ist vor etwa zehn Jahren in Angriff genommen; mehr als einmal ist ihr Bau schon der Gegenstand diplomatischer Verhandlungen gewesen, ungeheure Summen sind daran verschwendet, d. h. unterschlagen oder verschleudert worden, und heute noch ist sie auf ihrer größten Strecke eine fortlaufende Reihe von kleinen Sümpfen, Kies- und Steinhaufen, die von den Karawanen ebenso wie von den des Weges kommenden Wagen stets umgangen wird.

Von Mersina aus ging die Fahrt in östlicher Richtung an der Mündung des Saros (Seihân) und dem flachen sumpfigen Strande von Aleion vorbei; das weit vorspringende Kap Karataſch-Burun, das alte Megarsos, wurde umschifft, und nun befand man sich in der weiten, tiefen Bai von Alexandrette oder Issus, dem schönsten Golf des Mittelmeeres. Wie eine Riesenmauer ziehen sich hohe Berge im Halbkreise um den Meerbusen, den sie gegen die Nord-, Ost- und Südwinde schützen; es sind im Nordwesten der Tauros (Bulghar-Dagh), im Norden der Kozan-Dagh, und auf seiner östlichen Seite der Gjaur-Dagh, der alte Amanos. Durch ihre Annexion Cyperns haben die Engländer sich, so zu sagen, zu Herren der Bai von Alexandrette gemacht, und auch in Bezug auf diesen Umstand haben sie sich bei der neuen Erwerbung nicht verrechnet; denn während ihnen hier auf der einen Seite durch Mersina das östliche Kleinasien offen steht, halten sie auf der andern mit Alexandrette, Aleppo und dem obern Euphratthale den Schlüssel zu der mesopotamischen Eisenbahn in Händen, die voraussichtlich



Meerbusen von Alexandrette. (Nach Bartlett.)

in nicht gar ferner Zeit die Hauptverbindung zwischen Vorderasien und Europa sein wird.

Gegen sechs Uhr Abends ging der Dampfer in dem kleinen Hafen von Alexandrette vor Anker. Die Stadt (bei den Arabern „Iskanderun“, in dem Itinerarium Antonini Alexandria scabiosa, bei den Römern Alexandria ad Issum) steht neben einer kleinen Lagune am Rande des schmalen Küstenstriches, der sich zwischen dem Meere und



Alexandrette. (Nach einer Photographie.)

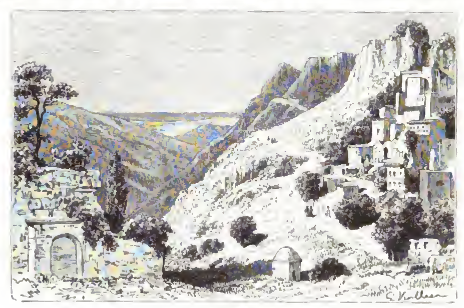
dem dichtbewaldeten Amanosgebirge hinzieht. Es ist heutzutage ein traurig-elender Ort, rings von Sümpfen und Teichen mit grünlichem, übelriechendem Wasser umgeben. Viele Häuser stehen unmittelbar an diesen Teichen; von den Straßen sind mehrere während der regnerischen Jahreszeit für Fußgänger ganz unpassirbar, im Sommer aber läßt die



Das Dorf Beilan.

Sonnengluth dem sumpfigen Boden pestilentialische Miasmen entsteigen, in deren Gefolge Typhus, Wechselfieber und Dysenterie auftreten und die Einwohner alljährlich decimiren. So hat denn die ganze Bevölkerung von Alexandrette, und die Kinder vornehmlich, ein kränklich-bleiches Aussehen, das den Fremden immer von Neuem die türkische Indolenz verwünschen läßt. Wäre doch mit verhältnißmäßig geringen Mitteln durch die Anlage einiger Entwässerungskanäle allen diesen Unglücklichen zu helfen, und der verpestete sumpfige Küstenstrich in brauchbares Land umzuwandeln! Die Häuser der Konsuln und der europäischen Kaufleute befinden sich dicht am Meere in gesünderer Lage; doch ist

auch hier zur Sommerszeit der Aufenthalt unerträglich, und so begeben sich alle Fremden in den heißen Monaten nach dem südöstlich von der Stadt in den Bergen gelegenen Dorfe Beitan. Die Besichtigung von Alexandrette kostete Lortet nicht eben sehr viel Zeit, wenn auch der Bazar eine bei Weitem größere Mannigfaltigkeit und Schönheit der ausgestellten Waaren aufwies, als man in dem elenden Orte vermuthet hätte; einen besonders hervorragenden Handelsartikel schienen die Abaja auszumachen, die landesüblichen großen Mäntel von schwarzer oder weißer Farbe, die meistens mit reicher Stickerei in Roth und Gelb verziert sind. Ein mäßig guter, ziemlich belebter Weg führt nach dem etwa 500 m über dem Meere gelegenen Dorfe Beilan, das mit seinen terrassenartig angelegten Gärten und den Häusern von meist europäischer Bauart mit flachen Dächern malerisch genug an einem Abhange zwischen dem Kara-Dagh und dem Dschebel Musa sich hinaufzieht. Es hat ungefähr 2000 Einwohner, Türken, Griechen, Armenier und Europäer, und ist, nach den zahlreichen Ueberresten großer aus verschiedenen Zeiten stammender Bauten zu schließen, die sich in seiner Umgebung vorfinden, immer ein nicht unbedeutender Ort gewesen. In dem Dorfe selbst befindet sich eine halbverfallene große Moschee, die von Sultan Selim, und ein stattliches Chan, das von Soliman dem Großen erbaut sein soll. Dicht hinter dem Dorfe aber öffnet sich in einer Höhe von 686 m über dem Meere der berühmte Paß von Beilan, die Pylae Syriae oder Syrischen Pforten der Alten, die in das obere Thal des Euphrat und nach Antiochia führen. Auf dem Wege von dem Dorfe her kommt man an gewaltigen unförmigen Trümmern vorbei, sowie an den Ruinen eines großen Aquädukts; eine an vielen Strecken wohlerhaltene römische Straße führt an den Bergen entlang; theilweise ist dieselbe tief in die Kalkstein- oder Trachytfelsen eingehauen, und an dem Punkte, wo dieser künstliche Einschnitt aufhört, befinden sich mächtige Pfeiler und Grundmauern eines Bauwerkes, das ohne Zweifel die große Syrische Pforte gewesen ist. Vom frühesten Alterthume an hat dieser Paß in den Eroberungszügen der Völker eine wichtige Rolle gespielt. Die Assyrer, die Kleinasien bis nach Smyrna hin eroberten; die Perser des Dareios; die Griechen Alexander's des Großen; die zahllosen römischen Heere; der Kaiser Hadrian, der unermüdliche Reisende; die Turkomanen, die Horden der arabischen Sultane und die zusammengewürfelten undisciplinirten Massen der ersten Kreuzfahrer, die zur Belagerung von Antiochia zogen: sie alle haben diesen schmalen Bergweg passirt, durch den heute nur noch die großen Karawanen mit ihren Kameelen und Maulthieren ziehen, welche europäische Waaren nach Syrien und Mesopotamien oder die Produkte aus den Thälern des Orontes und des Euphrat nach Alexandrette führen. Von den Syrischen Pforten aus geht ein in südöstlicher Richtung laufender Gebirgspfad über Dschindaris, das alte Gadarus, nach Aleppo; ein zweiter, südlicherer, über die kleine Stadt Bagros nach Antiochia. Von einem Hügel etwas unterhalb des Dorfes genossen die Reisenden eine unvergleichlich schöne Aussicht über die tiefblaue Bai von Alexandrette, in welche sich der kleine Fluß, der dicht bei Beilan von einem ziemlich steilen Felsen stürzt, nach einem raschen Laufe von acht Kilometern ergießt; die schneebedeckten Gipfel der kleinasiatischen Küstengebirge begrenzen den Horizont, während die dunkelen Waldungen des Gjaur-Dagh, des Amanos der Alten, die Ostseite des Meerbusens umziehen. Der höchste Gipfel dieses bis jetzt von Europäern noch kaum erforschten Waldgebirges hat nach Lortet's Meinung eine beträchtlich größere Höhe, als die von 1770 m, die ihm auf den neueren Karten zugeschrieben wird. Im Norden trennt das tiefe wenig bekannte Thal des Tamaus-Tschai den Amanos von den letzten Ausläufern des Tauros, im Süden endet er in dem weit ins Meer ragenden Kap Ras-el-Chansir.



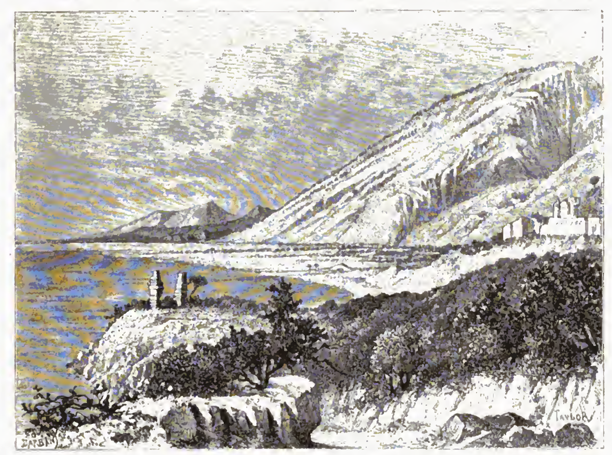
Paß von Beilan.

Von der reichen zoologischen Ausbeute, die Lortet's Ausflug von Mersina landeinwärts belohnt hatte, war hier nicht die Rede: einige Amseln und Drosseln war Alles, was sich in dem Gehölz an der Straße nach Beilan vorfand. Dafür wurde man beim Hinabsteigen durch das Auffinden mehrerer interessanter Pflanzen entschädigt, darunter die in voller Blüthe stehende Daphne sericea, die wohl verdiente, in unseren Gärten kultivirt zu werden, und das seltene Arum Dioscoridis, dessen tiefrothe sammetartige Blüthenscheiden allenthalben als schönster Schmuck des Bodens emporragten. Leider wird die eigenartige Schönheit dieser Blüthe durch

ihren widerlichen Geruch beeinträchtigt, der dem Geruch von verfaulendem Fleische so ähnlich ist, daß zu manchen Tageszeiten, wenn er besonders stark ist, die Blumen von Schmeißfliegen und Aaskäfern, die dadurch herbeigelockt werden, fortwährend umschwärmt sind.

Von den zahlreichen Ruinen, die auf dieser Küstenstrecke an die Zeit der Tempelherren erinnern, befindet sich auch eine, die sogenannte Veste Gastim oder das Schloß Godefroy's, unweit von Alexandrette; die gewaltigen, tief in den Hügel, auf dem sie stand, hineingebauten Keller, und die Stärke der wenigen erhaltenen Mauerüberreste lassen auf die ehemalige Bedeutung dieser Burg schließen, die unter Leo II. eine Zeitlang zum Königreiche Armenien gehörte, später von den Templern aber zurückerobert wurde. Im Jahre 1265 nahm dann Malek-el-Mansur, Fürst von Hamah, die Burg nach langer Belagerung ein, und ließ die ganze Besatzung niedermachen.

Wenige Kilometer nördlich von Alexandrette verbreitert sich der schmale Küstenstreifen zwischen dem Gebirge und dem Meere; die Berge treten weiter zurück, und in der von dem Pinaros (dem heutigen Deli-tschai) durchströmten Ebene erblickt man die Ruinen der kleinen Stadt Issos[1]), bei welcher im Jahre 333 Alexander das persische Heer des Dareios vernichtete. Die Erzählung des Arrian stimmt mit der Lage der Oertlichkeit vollständig überein. Alexander, von Mallos am Kap Megarsos kommend, war an der Küste des Golfs entlang und bis nach Myriandros, unweit des heutigen Alexandrette, gezogen. Dareios kam mit seinem



Das Schlachtfeld von Issos. (Nach Bartlett.)

Heere aus dem Orontesthale durch die Amanidischen Pforten in die Ebene von Issos, wo am Ufer des Pinaros der entscheidende Zusammenstoß stattfand. Bei dem heutigen Dorfe Merkes sieht man noch die Ruinen der „Pfeiler des Jonas“, ungeheure Bogen, welche einen schmalen Engpaß zwischen dem Meere und der Küste überwölbten, das Kilikische Thor, durch welches Alexander sein Heer in rascher Schwenkung von Myriandros auf die Ebene von Issos führte. Die, außer von dem Pinaros, noch von zahlreichen kleineren Bächen bewässerte Ebene zeigt heute eine reiche Vegetation.

Die Fahrt von Alexandrette längs der Küste hin bis zum Kap Ras-el-Chansir ließ vom Schiffe aus deutlich die Ruinen von Arsos, des Strabonischen Rhosos, erkennen, die an der Mündung eines von den Pierischen Bergen kommenden Flusses liegen. Nachdem das Kap passirt ist, ändert sich die bisher eingehaltene südöstliche Richtung, der Küste folgend, in eine entschieden südliche. Das Pieria-Gebirge beherrscht den Strand, auf dem einst an der Mündung des Orontes die Stadt Seleukia gestanden hat, und wo heute die blühende Ansiedelung eines Engländers, Mr. Baker, mit wohlbestellten Feldern und großen Wirthschaftsgebäuden sich ausdehnt. Derselbe hat sich vor etwa dreißig Jahren hier niedergelassen und ist durch eine rationelle Ausnutzung der günstigen Verhältnisse allmälig zu großer Wohlhabenheit gelangt.

Etwas weiter nach Süden hin passirt man den Berg

[1]) S. dagegen „Globus“ XXXIV, S. 231, wo dieselbe viel nördlicher angesetzt wird.

Kasios (heute Dschebel Akra), einen 1900 m hohen, steilen, zackigen Felsenkegel. Der Gipfel desselben ist ganz kahl, die Seiten und der Fuß jedoch sind mit dichtem Walde bedeckt. Die Lage und die auffallende Form des Kasios haben dem Berge von den frühesten Zeiten an eine große Bedeutung in den Augen der Einwohner des Landes gegeben. Die alten Phöniker begingen auf ihm zu bestimmten Zeiten im Jahre einige ihrer religiösen Mysterien; später wurde an seinem Fuße, etwa 120 m über dem Meeresspiegel, ein dem Jupiter geweihter Tempel erbaut, nach dem unter Andern auch Kaiser Hadrian während seines Aufenthaltes in Syrien eine Wallfahrt unternahm. Plinius erzählt von dem Kasios, daß man von seinem Gipfel aus, indem man abwechselnd den Blick nach Osten und nach Westen richtet, zur gleichen Stunde den Tag und die Nacht sehen könne.

Nachdem das Kap Ras-el-Bazit, auf dem die kleine Stadt Bazit, das alte Posidium, steht, und bald darauf auch das Kap Ras-ibn-Hani passirt ist, nimmt der Kurs des Schiffes eine östliche Richtung an, und bald fährt es in den Hafen von Latakieh ein, der sehr tief, an seinem Eingange aber mit gefährlichen Klippen besetzt ist, welche die größte Vorsicht der Schiffer erfordern. Die Stadt Latakieh, die in geringer Entfernung landeinwärts vom Hafen liegt, ist das alte Laodicea, von Seleukos I. zu Ehren seiner Mutter so benannt. Ihr alter phönikischer Name war Ramitha oder Ramantha, nach dem phönikischen Saturn Baal-Ram, gewesen. Die heutige Stadt ist auf einer Anhöhe erbaut; die zumeist aus gut behauenen Steinen aufgeführten Häuser zeigen eine zierliche und reiche Architektur: Bogenfenster und Thürwölbungen, Arkaden, welche die Straßen theilweise überwölben und malerische Lichteffekte hervorbringen.



Der Kasios.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

VII.

Die Diggings.

Der Ausdruck kam wohl von Kalifornien, aber er bürgerte sich sehr schnell ein. Wenn man von dem Digger, dem Gräber, spricht, so meint man nur den, der nach Gold sucht. Wer heute australische Diggings besucht, wird wenig finden, was ihn an die Schilderungen erinnern könnte, denen er in Romanen begegnete. Natürlich will ein jeder Besucher Australiens die Stätten sehen, wo das Gold gefunden wurde, und ein jeder wird enttäuscht. Die Plätze sind abschreckend häßlich, überall ist der Boden durchlöchert und neben jeder kleinen Grube mit der Winde darüber lagert ein Haufen ausgegrabener Erde. Hier und dort ragt ein Baumstumpf zwischen den kleinen aufgeworfenen Hügeln empor; die Zelte der Goldgräber sind über den ganzen Platz verstreut, zwischen den Löchern, rings im Kranz um dieselben.

Dicht dabei ziehen sich ein paar Reihen niedriger Gebäude hin, die aussehen, als wären sie in aller Eile und nur für den Augenblick errichtet. Und das sind sie auch. Sie haben sich eingestellt, schnell nach dem ersten glücklichen Funde, und sie werden wieder verschwinden, wenn die Erde

sich arm erweist. Vielleicht läßt man sie zurück, vielleicht lohnt es sich nicht der Mühe, sie fortzuschaffen.

Auf den ersten Blick möchte man meinen, man sähe hier eine Messe, einen Jahrmarkt, wie man sie in so vielen Städten Deutschlands findet, so bunt sind diese Buden von Waaren, von marktschreierischen Plakaten, so klein und vergänglich sehen sie aus. Aber diese bretternen Buden mit Dächern von Segeltuch stellen Hotels, Läden, Banken, Regierungsgebäude vor. Kein Haus sieht aus, als sollte es zehn Jahre dauern, und wahrscheinlich hat auch keiner der Besitzer an einen so großen Zeitraum gedacht. Selbst die größten Diggerplätze, wie Gympie mit seinen 6000 Einwohnern, machen diesen Eindruck, trotz ihrer Kirchen und Schulen, öffentlichen Bibliotheken und der Zeitung, die selten fehlt. Sie haben etwas unaussprechlich Wüstes, Melancholisches, nirgends wäre Horaz's aurum irrepertum et sic melius situm besser am Platze als an den Goldgruben von Australien.

Hier und dort wehen vor den Grubenlöchern kleine rothe Fahnen, das sind Zeichen, der glückliche Inhaber hat Gold gefunden, aber die Zahl derer, die keine rothen Wimpel im Winde flattern lassen, ist enorm. Auch in dieser Lotterie werden wenig Treffer und viele Nieten gezogen.

Die Goldentdeckungen brachten die bisher ruhig laufende Entwickelung der Kolonien völlig aus dem Gleise; die Werkstätten, Läden, die Bureaux der Regierung wurden verlassen. Es war vergeblich, daß man den Beamten die Gehälter verdoppelte und aufs Bestimmteste versicherte, daß niemand, der den Dienst verlasse, um zu den Diggings zu gehen, je auf Wiederanstellung rechnen dürfe. Die Beamten ergriffen Picke und Schaufel und zogen, lustige Lieder singend, die Straße, auf der sich Wagen, Reiter und Fußgänger, Männer, Frauen und Kinder, Leute jeden Standes und der verschiedensten Nationalitäten drängten. Engländer, Schotten und Irländer, Amerikaner aus Kalifornien, Deutsche, Franzosen und Italiener, schwarze Indier und gelbe Chinesen, alle eilten auf den zerwühlten Wegen dem großen Eldorado zu.

Ein Kapitän, der in den Hafen von Melbourne einlief, mußte sich fragen, ob er wohl je wieder Gelegenheit haben würde, auszulaufen, denn die Matrosen, angezogen von dem mächtigen Magnet Gold, entschlüpften ihm wie Aale. Oder sie lehnten sich in offener Rebellion gegen ihn auf, fesselten ihn und ruderten ans Ufer. Es gab Kapitäne, welche dem Beispiele ihrer Leute folgten, und das Fahrzeug lag unbemannt und unthätig im Hafen.

Der Zulauf an Menschen war enorm; in einem Monat wanderten in Melbourne allein 15 855 Menschen ein; ganze Armeen von Ochsenwagen zogen die Straße zu den Diggings entlang. Soweit das Auge reichen konnte, erblickte man Menschen auf der Wanderung, eine unabsehbare Linie, bald verschwindend auf dem wellenförmigen Boden, bald wieder auftauchend. „Wo früher tiefe Stille herrschte, die nur von der Stimme des Glockenvogels unterbrochen wurde, da knarren die Wagen, brüllen die Ochsen, fluchen die Fuhrleute und trüben das Wasser des einst klaren Stromes. Im Bivouak essen, trinken und rauchen neben einander Architekten, Juweliere, Chemiker, Buchhändler, Kesselflicker, Schneider und Seeleute. Am Ufer des Creek stehen die Cradles in einer Reihe und die Wäscher sind in voller Arbeit. Das ist ein Klirren, Klappern und Plätschern, worunter alle Töne verhallen.

Die Cradle ist ihrer Länge nach mit dem Wasser parallel gestellt. Der Cradleman hält den Griff in seiner Linken und dreht fortwährend, mit einem Stab oder Kratzer zerstößt er die Erdklumpen oder rührt das Aneinanderklebende durch. Der Waterman steht am obern Ende der Cradle und füllt mit einem Löffel fortwährend Wasser hinein. Ein dritter Mann sammelt in einem großen zinnernen Becken sorgsam den Brei, der durch die Siebe der Cradle auf die Bretter darunter gefallen ist, trägt die Schüssel in den Fluß, geht bis ans Knie ins Wasser, und indem er sein Gefäß untertaucht, es mit dem Inhalt hin- und herschüttelt, fällt das edle Metall auf den Grund und die Erde und der Sand sondern sich davon ab.

Der glänzende Staub wird nun sorgfältig in einer kleinen Pfanne ausgewaschen, am Feuer getrocknet und in Flaschen gethan. Die Quarzsteine im ersten Sieb werden untersucht, die goldhaltigen bei Seite gelegt, das taube Gestein weggeworfen. An der Spitze des Hügels sind Goldgräber in emsiger Thätigkeit; die Träger klimmen die steile Wand hinab und ziehen einen mit goldgeschwängerter Erde gefüllten Schlitten hinunter, einige tragen zinnerne Gefäße auf den Köpfen, andere Säcke auf dem Rücken. Wie bei einem Eisenbahnbau, wo die Spitze eines Hügels abgetragen wird, um ein Thal auszufüllen, so schwärmt dieser Ameisenhaufen umher.

Die Sonne wirft lange Schatten, ein Flintenschuß fällt aus dem Zelte des Kommissärs, — das Signal zum Aufhören des Grabens. Die Feuer flackern auf, die Leute sammeln sich um dieselben zur Abendmahlzeit. Der Rauch ruht über den Bäumen, wie über einer Stadt. Das Knarren und Klappern der Cradles ist verklungen, statt dessen hört man laute Stimmen und schallendes Gelächter, untermischt mit den Glocken der weidenden Ochsen und dem Gebell der Hunde, das um so lauter wird, je mehr die Dunkelheit zunimmt. Die Wache der Schwarzen, die geschmeidig und graziös wie Känguruhs in ihren Bewegungen sind, führt ein Scheingefecht auf; ein Schwarzer greift mit einer Bratpfanne an, der andere thut, als wolle er ihn mit seinem Messer stechen: ein Maler könnte Studien machen an diesen Attitüden. Horch! vom Black Hill herüber tönt Hörnerklang zu uns durch das Thal; dicht zur Seite erklingt die süße Melodie eines deutschen Männergesangs, und dort vom Flusse her läßt sich der Chorus rauher Männerstimmen hören. Die Entfernung mischt alle Töne in ein harmonisches Ganze und dem Ohre des Müden klingt diese Musik wie das Summen auf einer englischen Wiese im Herbst.

Ein Hieb! Ein Schlag! noch einer! nun Pelotonfeuer! Kampfgeschrei erhebt sich, mischt sich mit der Musik und übertönt dieselbe gar!"

Unten in der Stadt, d. h. in Melbourne oder Sydney, war der Digger ein willkommener Gast. Der Wirth empfing den Mann mit offenen Armen, dem es nicht darauf ankam, seine schwarze Thonpfeife mit einer Pfundnote anzubrennen, oder eine Zehnpfundnote in der „Bar" anzunageln, mit der Unterschrift: Zum Vertrinken. Der Kaufmann liebte einen Kunden, der kleines Geld als Herausgabe mit Unwillen zurückwies. Die Hauptstädte waren zu jener Zeit wenig lieblich anzuschauen; bei größtem Mangel an Arbeitern war an eine Reinigung der Straßen nicht zu denken. Verwesende Thierleiber und Unrath verpesteten die Luft. Die Vorstadt bildete eine Zeltstadt, Canvastown, denn wo sollte man Häuser für die schnell zuströmende Bevölkerung finden, und Maurer und Zimmerleute waren selten an den Diggings. Aber die Hauptstadt zog den glücklichen Goldgräber stets wie ein Magnet an. Hier verlor er auch wohl sein Herz an irgend eine liebenswürdige Bewohnerin seines Wirthshauses. Jack folgte Cäsar's berühmtem Beispiel. Kommen, Sehen und Siegen war für den Inhaber von Goldstaub und Nuggets wie Haselnüsse eins; die Hochzeit folgte auf dem Fuße. Der nächste Händler lieferte ein halbes Dutzend schwerseidener Kleider, der Juwelier Uhr und Schmucksachen, und der nächste Sonntag sah

das glückliche Paar zur Kirche rollen in einer Equipage, deren Kutscher und Pferde unter der Fülle weißer seidener Hochzeitsbänder nahezu verschwanden. So lange das Geld reichte — und der Wirth half Jack, daß es nicht allzu lange dauerte —, ging alles in dulci jubilo, aber nach kurzen Flitterwochen marschirte der ernüchterte, ärmere, aber nicht weisere Mann wieder seiner alten Arbeitsstätte zu. Das junge Weib blieb zurück; ihren so schnell gewonnenen, so schnell verlorenen Mann sah sie selten wieder. Vielleicht schloß sie bald eine neue Verbindung mit dem nächsten Glücklichen und vielleicht nicht mit besserm Ende.

Jack und Bill waren leichtsinnige Menschen, aber in der Regel gutmüthige Kerle, von warmem Mitgefühl für ihren Nächsten, besonders wenn dieser Nächste eine hülflose Frau oder ein hülfloses Kind war. Ihre Hand war dann immer bereit zu geben. Wenn ein Unglücksfall einen Kameraden betroffen hatte, so that gewiß jeder seine Prise Goldstaub in den herumgetragenen Hut. Für den Hülfsbedürftigen, Schwachen und Kranken zeigte der Digger immer ein warmes Herz, wenn auch sein Aeußeres abstoßend und rauh war. Goldgraben und Goldwaschen sind Beschäftigungen, die weder die Reinlichkeit befördern, noch die Manieren verfeinern. In den Erinnerungen derer, die an den Goldfeldern lebten, ist mancher schöne Zug aufbewahrt von uneigennütziger und zartfühlender Mildthätigkeit, welche diese rauhen Männer übten.

Treues Zusammenhalten mit dem Mate, dem Kameraden, war die erste Pflicht des Diggers. Ein Betrug, ein Verrath das schwärzeste Verbrechen. Der Kamerad, dem das Gold zur Aufbewahrung anvertraut war, genoß das volle Vertrauen seiner Mitarbeiter; ein Zweifel an seiner Rechtlichkeit wäre ein nur mit Blut zu sühnendes Verbrechen gewesen, aber wehe ihm, wenn er dies Vertrauen verscherzte, sein Urtheil war schnell gefällt, denn Richter Lynch saß über ihn zu Gericht. Eine Stelle im einsamen Busch, ein Schuß oder zwei, ein Baum und ein Strick, das war der sichere Schluß der Tragödie.

Aber bis zum Tode und noch über das Grab hinaus blieb der Mate treu seinem Mate, der an ihm ehrlich gehandelt. Im Leben wie im Tode durfte er nichts auf ihm haften lassen, mit seinem Arm und seinem Revolver mußte er für ihn eintreten. Die Blutrache war ihm eine heilige Pflicht. „Du bist mein Gast heut Nacht," sagte ein Schäfer zu einem Wanderer, den er in der einsamen Hütte empfing, „und Du bleibst es bis morgen, wenn der Tag anbricht; aber dann mußt Du sterben. Ich sehe in Deiner Hand die Wasserkanne, die meinem Kameraden gehörte — da steht sein Name hingekratzt und der meinige —, den Du im Wald ermordet hast. Du mußt sterben, ich habe es meinem todten Mate geschworen." Und er hätte den Mann am nächsten Morgen niedergeschossen, in voller Gewißheit, eine Pflicht zu erfüllen, wäre nicht die Unschuld des Reisenden durch das Herzukommen eines Dritten klargestellt worden.

Solche Leute waren gefährliche Richter. Leicht vom Schein der Wahrheit betrogen, schien ihnen Gesetz und Recht eine Krankheit der modernen unnatürlichen Gesellschaftsverhältnisse. Sie urtheilten nach dem, was recht und billig schien, ohne zu erwägen, wie oft der Schein trügt. Daher kamen sie nicht selten in Collision mit der bestehenden Gesetzgebung und ihren Vertretern.

In der Nähe des Eureka-Hotel bei Ballarat fand man die Leiche eines Mannes. Aeußere Anzeichen gaben Grund zu der Vermuthung, daß hier ein Mord begangen sei, und der Verdacht heftete sich auf den Wirth des Gasthauses. Der Mann war unbeliebt, ja verhaßt und er verdiente diesen Haß, denn er hatte manchen glücklichen Digger erst mit seinem Fusel betäubt und dann beraubt. Aber Beweise für dieses schwere Verbrechen lagen nicht vor; das Gericht sprach ihn frei. Die Digger, schon vorher durch Maßregeln der Regierung erbittert, die sie drückend nannten, hielten ihr eigenes Gericht, und das Eureka-Hotel wurde mit Allem, was darin war, niedergebrannt. Der Wirth rettete nur das Leben. Einige Verhaftungen wurden vorgenommen; die Digger verlangten die Freilassung ihrer Kameraden, der Gouverneur schlug das Gesuch rundweg ab und sandte militärische Verstärkung. Sofort organisirten die Digger ihre Streitkräfte, ein starkes Verhau von Baumstämmen wurde errichtet, ihre Reiterei machte eine Excursion, schnitt einen Transport von Ammunition ab, und zerstörte dieselbe. Nun kam es zum offenen Kampfe. Die Barrikaden wurden mit bedeutenden Verlusten auf beiden Seiten erstürmt und die Aufrührer geschlagen. Sorgfältig nahmen sie ihre Verwundeten und Todten mit sich, man erfuhr nie, wer und wieviele gefallen waren. Und die Regierung machte der Bewegung in der besten Weise ein Ende, indem sie die Forderung der Aufständischen noch einmal einer unparteiischen Prüfung unterzog und gewährte, was schon längst hätte gewährt werden sollen. Das eigenthümliche wilde Leben, darf man sagen die Romantik der Diggings, eine solche, wie sie Bret Harte uns schildern konnte, ist längst vorüber. Australien hat seinen Bret Harte nicht gefunden, und die Gelegenheit ist verloren gegangen. Auch auf den Goldfeldern des nördlichen Queensland spielen sich die Scenen nicht ab, die Victoria auf seinen Alluvialgoldfeldern sah. Heute ist man ruhiger geworden. Der Betrieb hat andere Gestalten angenommen. Nicht mehr in Klumpen und Körnern kann der arme Mann mit Schaufel und „Cradle" das Gold aus dem Sande scharren, der Goldgräber hat in tiefe, kunstvoll getriebene Schachte zu steigen, bedeutende Kapitalien, Maschinen zum Heben, Stampfen und Ausscheiden des Goldes sind nöthig. Goldgräberstädte wie Sandhurst und Bendigo mit ihren prächtigen Banken, Hotels, Theatern, reichen Läden und wohlgekleideten Bewohnern sind jenen Plätzen sehr unähnlich, wie sie vor zwanzig Jahren erstanden und wie sie noch heute überall wie Pilze über Nacht aus dem Boden zu wachsen scheinen, wo sich nur immer das edle Metall findet.

Nur in Queensland werden noch immer Felder entdeckt, wo Gold mit leichter Mühe zu haben ist. Deswegen ziehen Chinesen in Tausenden dorthin und sie verlassen Victoria, das früher das Hauptziel ihrer Wanderungen war. Aber der Digger ist verständiger geworden. Viele, welche an den neuen Feldern arbeiten, sind alte „Hände", Männer, die Bendigo und Golden Gully in ihrer Blüthezeit kannten. Sie haben seit jenen Tagen gelernt, daß unter den vielen Nieten nur wenig Treffer sind.

Der Digger, so lange er bei der Arbeit ist, ist mäßig und trinkt nicht; das spart er sich für die Zeit auf, wenn die Grube ihren Ertrag nicht mehr giebt, und auch dann denken die meisten an die Zukunft. Der Aufenthalt in engen, feuchten Gruben, das Auswaschen des schmutzigen Stoffes, das Leben in rohen Hütten und Zelten, vor denen das Kochfeuer brennt, an dem in verkohlter Pfanne große Klumpen Fleisch gebraten werden, während die Asche als Backofen dient, der Mangel an Wasser zur Pflege des Körpers, das Alles ist nicht dazu angelegt, des Diggers äußere Erscheinung zur anmuthenden zu machen. Mit zottigem Haar und bärtigem, wettergebräuntem Gesicht, das ein breitkrämpiger Filzhut überschattet, im schweren wollenen Hemd und hohen Kniestiefeln, um den Leib den Gurt oder die Schärpe, in der der nie fehlende Revolver und das lange, zu allen Diensten bereite Schlachtmesser stecken, sieht unser

Goldgräber mehr einem Banditen ähnlich, besonders wenn er den dichten Schleier gegen die lästigen Fliegen über sein Gesicht zieht. Aber er ist mit seinen Waffen nicht mehr so schnell da als früher. Wehe dem, der sich dem Zelte eines Diggers nahte, ohne die Erlaubniß seiner Insassen einzuholen. Wenn nicht Dogge oder Bluthund ihn an der Gurgel packten, so streckte ihn sicherlich eine Kugel nieder. Das war die australische Interpretation jenes britischen Grundsatzes, daß das Haus des Engländers seine Burg ist. Damals hatte man Ursache, auf der Hut zu sein; heute wird's denen schwerer gemacht, welche von den Diggings Gold holen wollen, ohne zu arbeiten. Ordnung und Sicherheit sind hergestellt. Wäre es nicht wegen der überall dem Auge begegnenden Erdhaufen, der Winden und anderen charakteristischen Merkmale einer Goldstadt, man möchte meinen, in irgend einer ländlichen Ansiedelung des Innern zu sein.

So weit das Auge blickt, nichts wie ungeheure Haufen brauner Lehmerde neben den engen Gruben, über denen sich eine klapperige Winde erhebt, dazwischen überall die Baumstumpfe, Ueberbleibsel des Waldes, der die Hügelseiten bedeckte, elende Hütten und Zelte, Häuser und Buden mit schreienden Plakaten und Flaggen, nirgends wird man so versucht, das aurum irrepertum et sic melius situm auszurufen, als in einer australischen Diggerstadt.

Aber Ordnung und Gesetz sind auch in diesen ephemeren Niederlassungen eingezogen. Man lebt hier ebenso wie anderer Orten. Die Leute gehen zur Kirche, schicken ihre Kinder zur Schule, halten Meetings und geben sich gegenseitige Zweckessen mit Redeübungen gerade wie sonst in kleinen australischen Städten. Sie haben ihre Liebhaberconcerte, Young Mens Improvement Societies mit Liebhabertheater und imitirten Negerconcerten wie anderswo, sie geben ihre Bälle und plagen einander mit denselben Rangstreitigkeiten, wie in Krähwinkel. Trollope erzählt, wie ein kleines Golddorf in bedenkliche Aufregung versetzt wurde, weil sich die Frau des Posthalters und die Belle des Ortes weigerte, einen Ball zu besuchen, zu dem auch Ladenmädchen Zutritt haben sollten. Aber bei dem Ueberfluß an Tänzern und Mangel an Tänzerinnen wäre eine Exklusivität unzulässig gewesen. Das Meeting lehnte die Forderung der Frau Postmeisterin ab und der Ball wurde seiner schönsten Zierde beraubt. Aber das Fest war ein success trotz alledem. „Nachdem die frohen Theilnehmer auf der leichten fantastischen Zehe den Reigen geführt hatten, bis die ermüdete Natur ihre Rechte geltend machte, folgte ein Souper. Als die Tischdecke aufgehoben wurde, trat die rosige Gottheit wiederum ein und jagte mit Apollo's eifriger Hülfe die blasse Cynthia nieder in die westliche Welt; die bleiche Morgenröthe verkündete das Nahen des Tages, und der Gott mit dem Wagen kam zögernd herauf: Bacchus neigte sein Haupt, Momus' Einfluß war zu Ende." So feierte das lokale Blatt das wichtige Ereigniß.

Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch-Guyana.

Nach den Aufzeichnungen von August Kappler, mitgetheilt von Dr. **Karl Müller-Mylius**.

I.

Die Auca-Buschneger sind theilweise die Nachkommen von jenen Buschnegern, welche im Jahre 1663 in den Urwald von Holländisch-Guyana entwichen, sich dort festsetzten und lange Zeit eine wahre Plage für die Kolonisten und ein Hemmniß für den Aufschwung der Kolonie bildeten. Sie stammen von den zahlreichen Negersklaven ab, welche die im Jahre 1663 aus Brasilien vertriebenen portugiesischen Juden mit sich nach Holländisch-Guyana brachten, als sie hier ein Asyl suchten und, um der gesetzlichen, für jeden Negersklaven zu entrichtenden Kopfsteuer sich zu entziehen, sich ins Innere begaben, in das Mittelland am Surinam, welches noch von damals her den Namen der „Juden-Savanne" führt, und ihre Neger veranlaßten, in die Wälder zu fliehen, bis die Einschätzung vorüber sein würde, in der Hoffnung, daß die Schwarzen mit der Zeit von selbst wieder von dort zurückkehren würden. Dies geschah jedoch nicht, denn die Neger vereinigten sich mit den aus Surinam entflohenen Negersklaven, gründeten Dörfer und wurden bald so zahlreich und gefürchtet, daß die Kolonie blutige Kämpfe mit ihnen führen, sie mehr als einmal durch Bestechungen, Kopfgelder und Geschenke kirre machen und 1760 vertragsmäßig ihre Unabhängigkeit und Selbständigkeit als Volk und ihr Eigenthumsrecht auf die von ihnen bewohnten Landstriche anerkennen mußte. Die Verhältnisse sind nun aber andere geworden, theils in Folge der Aufhebung der Negersklaverei in Holländisch-Guyana vom Jahr 1863, theils in Folge der starken Decimirung der verschiedenen Stämme der Bosch-Neger durch Lepra (Aussatz), Pocken, Syphilis &c. Die Gruppe der Auca-Buschneger, etwa 1200 bis 1300 Köpfe stark, am obern Maroni und seinen westlichen Zuflüssen, namentlich am Tapanahoni, wohnend, geberdete sich in den funfziger Jahren mehrfach feindselig gegen die holländische Kolonialregierung und diese beauftragte einen der den Aucas zunächst wohnenden Beamten, den Posthalter August Kappler (einen geborenen Württemberger), zu den Aucas zu reisen und sich mit ihren Anführern ins Einvernehmen zu setzen. Herr Kappler, der Verfasser der Schrift: „Sechs Jahre in Surinam" (Stuttgart 1854), ist nach einem Aufenthalt von 44 Jahren in Holländisch-Guyana im vorigen Jahre von dort in sein Geburtsland zurückgekehrt und damit beschäftigt, seine Erlebnisse, Erfahrungen und Anschauungen in einem lehr- und gehaltreichen Werke über das noch so wenig bekannte niederländische Guyana niederzulegen, welches demnächst erscheinen soll. Aus den Aufzeichnungen, denen das projektirte Werk seinen Ursprung verdankt, entnehmen wir die nachstehende interessante Reiseschilderung und lassen den Verfasser selbst erzählen:

Seit der Vertheilung von Geschenken an die Auca- oder Aucaner-Buschneger waren wieder acht Jahre verflossen, und obwohl ihnen seit 1856 die Erlaubniß zugestanden worden war, ohne jegliche Kontrole nach der Stadt und den Pflanzungen zu kommen, so hatten sie doch die Regierung abermals um die Austheilung der Geschenke angegangen. Statt aller Antwort hatte man sie darauf hingewiesen, wie leicht es ihnen jetzt sein würde, durch Arbeit auf den Pflanzungen, durch Schlagen und Verkaufen von Bauholz u. s. w. Geld zu verdienen, was ihnen früher schwerer war, da sie nur in beschränkter Zahl nach den Ansiedelungen in der Kolonie

kommen durften. Die Regierung hegte zwar schon längst den Wunsch, diese unabhängigen, im scheußlichsten Fetischdienst lebenden Neger zu civilisiren und zum Christenthum zu bekehren; allein mit Ausnahme einiger Paramaca- und Bekon-Musinga-Buschneger hatten sich nur wenige bekehren lassen, die mährischen Brüder hatten erfolglos unter ihnen gewirkt, und am Maroni war bisher noch nicht einmal ein Versuch zu solchen Bekehrungen gemacht worden. So erhielt ich denn im Oktober 1857 vom Gouverneur den Befehl, zu den Buschnegern zu gehen und im Namen desselben bei ihnen anzufragen, ob sie einen Missionär unter sich aufnehmen würden, welcher sie im Christenthum unterrichte, und ihrem Gran-man oder Oberhaupt den aufmunternden Wink zu geben, er solle bei der Regierung um Gewährung eines Jahresgehalts einkommen, durch welchen man der lästigen Geschenke enthoben zu werden hoffte. Ich nahm daher mein kleines Boot, welches ich mit einem Schutzdach von grüner Leinwand überspannte, packte meine Siebensachen, als Kleider, Proviant, Pflanzentrocknemaschine, Schmetterlingskästen &c., zusammen, miethete mir drei Indianer: Asaicumanali, Kobajali und Bamu, und fuhr am 2. November 1857 von Albina am untern Maroni ab. Ein guter Wind brachte uns bald an den Siparawini-Creek[1]), wo ein brasilischer Indianer Namens Rinaldo sich angesiedelt hatte und wo wir denn auch die Nacht zubrachten. Da die Ufer des Flusses um vieles höher sind, als diejenigen der anderen Ströme, so ist die Vegetation auch um vieles kräftiger und meist schon die des Hochlandes, ganz verschieden von den Mangrove-Ufern oder den Pina- und Macireen-Waldungen, welche die Cottica und die sonstigen Ströme des Landes oft viele Meilen landeinwärts umgürten. Schon bei Albina, also nur fünf Wegstunden vom Meere, wird das Land hügelig, während am Surinam die erste und noch vereinzelte Erhebung des Bodens bei der verlassenen Pflanzung Rac-à-Rac, also elf Stunden vom Meere, sichtbar wird. Da der Fluß eine Menge Inseln von verschiedener Form und Größe hat, so bietet er — abgesehen von einer kräftigern und mannigfaltigern Vegetation, als in den niedrigeren und tieferen Gegenden der Kolonie — mehr Abwechselung, wenn man auch das Malerische und Wildromantische, was man in Brasilien oder anderen Tropenländern bewundert, hier nicht findet, wo Kultur die wuchernd reiche Natur theilweise verdrängt hat, oder wo kahle Felsen und unfruchtbare Gebirge mit dem reichen Pflanzenwuchse der Niederungen abwechseln. Hier hat man immer dieselben waldigen Ufer mit den von Schlingpflanzen aller Art durchrankten Bäumen, Palmen und Büschen, welche unmittelbar im Wasser wurzeln oder ihre Aeste und Zweige von der Strömung bespülen lassen, immer dieselbe Vegetation, deren verschiedene Blattformen, Nüancen von Grün, verschiedene Größe, Form und Farbenpracht der Blüthen das Auge zwar entzücken, aber auf wochen- und monatelangen Reisen durch die Eintönigkeit des Gesammteindrucks endlich doch ermüden. Man findet am Maroni nicht den von der Meeresfluth überschwemmten Boden der übrigen Flüsse Surinams, welchen die Holländer bei Anlegung ihrer Pflanzungen so trefflich auszunutzen verstanden. Der Fluß kommt aus Südsüdwest und strömt bei dem Indianerdorfe Magrli, etwa acht Wegstunden vom Meere entfernt, zwischen mehreren großen und kleinen Inseln hindurch, welche sämmtlich dicht bewaldet und unbewohnt sind. Nur auf der größten derselben haben die Gebrüder B., fleißige und intelligente Franzosen, eine Kaffeepflanzung angelegt und bauen auch Manioc, zur Bereitung von Cassava, welche nach Cayenne ausgeführt wird. Gegenüber von dieser Insel, welche bei den Franzosen Ile Portal heißt, steht auf der Seite des holländischen Ufers und ganz nahe beim Lande ein runder Felsen, welcher etwa 20 m im Umkreis halten mag und bei starker Meeresfluth beinahe ganz überschwemmt wird. Als wir an diesem Felsen vorüberfuhren und ich ihn in meiner Karte verzeichnete, fragte ich die Indianer nach dem Namen desselben, und hörte, er heiße Timère. Nun bezeichnen die Kariben ein Tuch mit gedruckter Zeichnung ebenso, und auch der mit eingehauenen Figuren bedeckte Felsen, welchen Schomburgk am Correntin-Flusse fand, hieß Timère, woraus ich schloß, daß dieses Wort Alles bedeute, was gedruckt, gezeichnet und gemalt, überhaupt figurenreich ist. Auf meine Erkundigung nun, warum denn der Felsen diesen seltsamen Namen führe, erklärten mir die Indianer zu meinem Erstaunen, es seien auf jenen Felsen allerlei Figuren eingegraben. Ich fuhr natürlich sogleich zurück, und da die Fluth erst eintrat, so fand ich denn auch sogleich die Figuren, nämlich mehrere etwa 1 Meter hohe tanzende menschliche Gestalten, deren Kontouren ungefähr 2 bis 3 mm tief in den Granit eingeritzt waren. Außerdem bemerkte ich noch mehrere runde schalen- oder napfartige Vertiefungen von ungefähr 30 cm Durchmesser und 4 cm Tiefe, welche früher vielleicht zum Zerreiben irgend einer Substanz gedient haben mochten. Mehrere derartige Vertiefungen finden sich auch an den Felsen auf dem rechten Ufer des Maroni, etwas oberhalb der Strafkolonie St. Laurent, welche bei den Franzosen La Roche bleue heißen. Ich hatte sie immer nur für Wirkungen des Wassers gehalten, aber sie können ebensogut von Menschenhand herrühren und sollen, wie Schomburgk aus der Versicherung der Indianer entnahm, durch anhaltendes Reiben von Quarz hergestellt werden. Mir sind zwar keine ähnliche Bildwerke in anderen Theilen von Surinam bekannt, allein die Franzosen versicherten mich, daß auch beim Mont d'argent am Aprouak derartige Felsen mit eingehauenen oder eher eingeritzten Figuren seien. Ohne Zweifel giebt es deren noch manche andere in Guyana, welche nur noch nicht entdeckt sind, denn man muß sehr genau hinsehen, um die Zeichnungen zu erkennen.

Etwas oberhalb der vorerwähnten Ile Portal, welche etwa eine Wegstunde lang ist, liegt auf der holländischen Uferseite eine nahezu ebenso große, an deren südlichem Ende das Indianerdorf Blaherebo steht. Der Fluß ist hier ungefähr ein Kilometer breit, hat in der Mitte eine ganze Reihe kleiner niederer Eilande und ist in der trockenen Jahreszeit so voller Sandbänke, daß man nur am rechten, französischen, Ufer fahren kann. Unterhalb des Siparawini liegt eine hohe Insel, Guidola, auf welcher sich ungefähr zwanzig aus Parà in Brasilien ausgewiesene Farbige und Neger angesiedelt haben, zu deren Vorstand die französische Regierung einen brasilischen Neger Namens Bastian ernannt hat. Die Leute leben in etwas besseren Hütten, pflanzen Manioc und nähren sich von dem Erlös des entbehrlichen Ertrages und vom Fischfang. Sie sind Katholiken und haben eine eigene Hütte zu einer Kapelle eingerichtet, worin bisweilen ein französischer Priester, wenn ihn sein Weg hier vorüberführt, en passant die Messe liest. In diesem Gottesdienst besteht vorwiegend ihr Christenthum, das ihnen nur einen sehr oberflächlichen Firniß giebt; daneben aber sind sie noch ebenso uncivilisirt und wo möglich noch abergläubischer als die einheimischen Indianer, halten aber doch viel auf Putz und Kleidung.

Am Morgen des 3. verließen wir Rinaldo, passirten schon um zehn Uhr die Stromschnelle von Armina und

[1]) Sparonini auf der Karte von Guayana. „Globus" XXXVII. S. 2.

kamen zu dem nun verlassenen Posten. Bis hierher war mir der Fluß wohl bekannt; jetzt aber kam ich in ein mir ganz unbekanntes Land. Eine gute Wegstunde oberhalb Armina mündet auf holländischer Seite eine große Creek, die Merian-Creek, in den Maroni, in welchem sich mehrere Inseln und zwei kleine Stromschnellen vom holländischen zum französischen Ufer hinüberziehen. Da meine Indianer in der Nähe dieser Creek in einem Sumpfe, welcher zur damaligen Jahreszeit beinahe ausgetrocknet sein mußte, Fische zum Abendbrot holen wollten, so befestigten wir die Corjal und wanderten westwärts durch den Wald, wo wir nach einem Marsch von zehn Minuten an einen Tümpel kamen, welcher von einer unglaublichen Menge kleiner aalartiger Fische, Lokoloko, und noch viel seltenerer, Marrappa, wimmelte. Von diesen nahmen wir, soviel wir nur tragen konnten, brachten sie nach dem Boote zurück und setzten unsere Reise fort, passirten die Insel Paru, schlugen am Südende der Insel Tichinaibao unser Nachtlager auf und bereiteten uns von den gefangenen Fischen ein Abendbrot, welches uns köstlich mundete.

Am andern Morgen mit Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort und hatten zur Linken die sehr lange Insel Seriatango, an welcher der Fluß beinahe zwei Stunden lang frei von Inseln und in einer Richtung aus Südost vorüberströmt, um dann eine große Bucht zu bilden, welche voller Stromschnellen, Inseln und Sandbänke und unter dem Namen Bonidoro bekannt ist. Das Wasser ist so seicht, daß ich in demselben neben dem Kahne herwanderte, während die Indianer die Corjal zogen; in dem Fahrwasser, das keine sechs Zoll tief war, schwammen mehrere große Süßwasserrochen, Fische, welche bei einer Breite von $2^1/_2$ Fuß ebenso lang und oben dunkelolivenfarbig mit runden schwarzen Flecken gefärbt sind; der acht bis neun Zoll lange Schwanz ist mit einem vier Zoll langen und zwei kleineren, mit Widerhaken versehenen Stacheln bewehrt, womit dieser behende Fisch den Verfolger sehr gefährlich verwunden kann; denn jede Verwundung durch diese Stacheln zieht Jahrelange Leiden, ja selbst den Tod nach sich, weshalb manche wilde Stämme sich dieser Stacheln als Speer- und Pfeilspitzen bedienen. Bamu schoß zwei ungeheuer große Exemplare, welche mit dem Pfeil im Leibe davon schwammen, und deren sich die Indianer nur mit der größten Vorsicht zu bemächtigen vermochten.

Schon unterhalb Armina und jetzt am obern Strom auf allen Felsen erscheint die wohlriechende Guiave (Psidium aromaticum), welche auch an allen anderen oberen Flüssen Guyana's vorkommt und eine kleine, kaum eßbare Frucht trägt. Auch ein weißblühendes stacheliges Solanum besäumt die Ufer. Man sollte nicht glauben, daß auf diesen kahlen Granitfelsen noch ein Gewächs fortkommen könnte, ohne von den sengenden Strahlen der glühenden Sonne ausgedorrt zu werden; allein kaum legt das Wasser sie bloß und läßt nur eine schwache Spur von Schlamm darauf zurück, so entwickelt sich in diesem ein rasenbildendes Pflänzchen mit weißen Blüthen, die einen ganzen Teppich bilden und in deren Kelchen Schwärme von wilden Bienen Nahrung finden. In den Felsenlöchern oder in Becken, welche von Felsen eingeschlossen sind, findet man die sonderbaren Knochen- oder Panzer-Welse, welche hier in anderen Species als am Meere, jedoch in ebenso großer Menge vorkommen. Dieser Fisch, der Harnischwels oder Loricaria cataphracta oder dura der Naturforscher, ist schwärzlich von Farbe, mit Panzerschildern und Stacheln bedeckt, selten über einen Fuß lang (nur 20 bis 25 cm), und sehr scheu und vorsichtig, so daß er sich blitzschnell in Felsenlöchern versteckt, wenn er Gefahr wittert.

Auf den Inseln im und den Klippen am Strom nistet und brütet überall eine Ziegenmelker-Art, welche unter den Felsenblöcken sich versteckt und ihre beiden rothgefleckten Eier ausbrütet. Die Jungen sind dann im November ausgewachsen, zu welcher Zeit in der Regel die ersten Regen fallen und die Flüsse wieder anschwellen, so daß alsdann die Vögel ihre Standquartiere auf den Felsen verlassen und sich wieder in die Wälder flüchten müssen. Die Felsenspalten beherbergen außerdem noch eine Menge Fledermäuse, welche trotz der Backofenhitze der von der Sonne durchwärmten Felsplatten klumpenweise und dicht gedrängt neben einander sitzen und von den anschwellenden Gewässern ebenfalls verjagt werden, worauf sie ihre alten Schlupfwinkel in hohlen Bäumen oder ihre luftigen Sitze unter den breiten Blättern der Helikonien wieder aufsuchen. In den Wasserfällen und Stromschnellen wächst die Lacis (eine Podostemacee) mit ihren rothen Blüthenähren und stacheligen lederartigen Blättern, welche sich an die Steine anklammern und diese ganz bedecken, was den Transport der Corjalen über die Felsen sehr erleichtert und die Reibung abschwächt. Wo diese Pflanze in Menge wächst, da findet sich auch der wohlschmeckende Pacu, ein großer breiter Sägesalm, Serrosalmo nigricans oder Piraia, von schwärzlicher Farbe und einem Gewicht bis zu funfzehn Pfund, den man mit Pfeilen erlegt, wenn er gegen den Strom schwimmt.

Von Bonidoro zieht sich der Fluß wieder in südlicher Richtung wohl zwei Wegstunden weit ohne Fälle und Stromschnellen hin und weist nur einige Inseln in der Mitte auf. Oberhalb einer derselben mündet am holländischen Ufer die bedeutende Paramacca-Creek, an deren Binnenlauf schon seit Jahren sich Neger angesiedelt haben, welche von den Plantagen weggelaufen waren und die nun an der Tempati-Creek den dort arbeitenden Buschnegern Holz für die Pflanzungen fällen helfen. Gegen Westen und Süden gewahrt man hier in einer Entfernung von ungefähr zwei Wegstunden vom Ufer hohe Bergzüge, welche bei den Indianern die Anoso-Berge heißen. Eine Wegstunde oberhalb der Paramacca-Creek treten zwei Höhenzüge dicht an den Fluß heran und verengen ihn so, daß er hier höchstens 500 bis 600 Fuß breit sein kann; er erweitert sich dann aber bald wieder zu einer breiten Wasserfläche, aus welcher sich vier schöne Inseln erheben. Auf der zweiten derselben schlugen wir unser drittes Nachtquartier auf. Von hier aus beschreibt der Fluß eine große Kurve aus Südosten, und wir erreichten am Mittag die Insel Weremeremu ganz in der Nähe der unteren Pedrosungo-Fälle (Peter-Soungou der erwähnten Karte). Der Strom bildet hier eine beckenartige Strecke von ungefähr zwei Wegstunden Breite, worin sein Bett von zahllosen Felsenriffen und Bänken wimmelt. Am holländischen Ufer sind zahlreiche fortlaufende Fälle; am französischen aber, dem wir entlang fuhren, eine etwa zwei Wegstunden lange anhaltende Stromschnelle, über welche hinauf zu pagaien den Indianern nur mit Mühe gelang. Zahllose Inseln, zwischen denen die Gewässer der Stromschnelle tosend hindurchrauschten, ließen wir rechts liegen, links war eine Art natürlichen Wehres von sechs bis acht Fuß Höhe, über welches das Wasser eines teichartigen Bassins sich in die Stromschnelle ergoß, welche aus Nordost kommend sich in einem Halbkreis nach Süd, Südwest und zuletzt ganz westlich wandte und am Ende aus vielen Kaskaden von zwei bis drei Fuß Höhe bestand, über welche unsere Corjal ohne große Schwierigkeit emporgezogen wurde, worauf wir uns plötzlich wieder in ruhigem Wasser befanden. Die ganze Höhe sämmtlicher Pedrosungo-Fälle mag nach meiner Schätzung etwa funfzig Fuß betragen. Eine halbe Stunde

weiter schlugen wir unser Nachtlager auf und ich glaubte mich in die obere Cottica versetzt, da wo bei der Pflanzung Groot Marseille die verschiedenen Arme der Cottica die Eilande bilden, hinter welchen die Pflanzungen Peru und Montresor liegen. Hier war jetzt keine Spur mehr von Berg, Felsen oder Bänken — Alles lag tief unter uns, und kaum hörte man noch das Brausen der Pedrosungo-Fälle, welche am holländischen Ufer die Fahrt so gefährlich machen. Am 6. November gelangten wir nach einstündiger Fahrt wieder in ein Labyrinth von Felsblöcken und Riffen von sechs bis acht Fuß Höhe, welche sämmtlich schief unter einem Winkel von 45° im Flußbett standen und einen höchst sonderbaren Anblick gewährten. Abermals folgte eine Stromschnelle auf die andere, und wir sahen nur das holländische Ufer, während das französische hinter zahllosen Eilanden versteckt lag. Erst nachdem wir die Fälle von Gunschutu passirt hatten, sahen wir wieder beide Ufer des Stromes, welcher hier wohl eine Wegstunde breit sein mochte und ein großes seichtes Becken mit wenigen Inseln, aber desto mehr Bänken bildete, auf dem französischen Ufer eingefaßt von einem etwa 2000 Fuß hohen dichtbewaldeten Höhenzuge, während auf der holländischen Seite etwas südlicher sich ein minder hoher aber sehr steiler Berg erhob. Wir passirten auf der linken Seite die bedeutende Jaka-Creek, und schliefen auf einer Strominsel in der Nähe der wohl zehn Fuß hohen Manbari-Fälle. Wir lebten herrlich und in Freuden, denn außer einem großen Hokko (Crax alector), welcher sehr fett war, hatten die Indianer einen schönen Haimura (Macrodon Trahira) und drei Zitteraale geschossen, so daß wir noch Proviant genug für den nächsten Tag übrig hatten. Das ganze Eiland, kaum hundert Schritte im Umkreis haltend und dicht bewaldet, und mit einem ganz neu mit Palmwedeln bedeckten Kamp, war umgeben von einem förmlichen Gürtel einer ungemein reich blühenden Passiflore, welche schon bei Armina vorkommt, aber hier besonders üppig gedieh; die schneeweiße Blüthe hat einen Durchmesser von etwa fünf Zoll und goldgelbe Pistille, wird in den Morgenstunden umschwärmt von einer Unzahl von Kolibris, Bienen und Schmetterlingen und verbreitet einen lieblichen Duft, welcher aber in der Nähe so stark ist, daß er beinahe Uebelkeit erregt. Jetzt näherten wir uns, am 7. November, unter anhaltenden Stromschnellen, wobei wir den zehn Fuß hohen Manbari- und den sechs Fuß hohen Singadede- (Singa-Tetey) Fall zu passiren hatten, dem größten aller dieser Wasserfälle, dem Poligudu. Bei den beiden erstgenannten war ich über die Felsen emporgeklettert, während die Indianer beim ersten kleine Kaskaden benutzten, um den Kahn über die schlüpfrigen Blätter der Lacis zu ziehen, beim zweiten aber die Stricke ihrer Hängematten zusammenbanden und so die Corjal hinüberbrachten. Beim Poligudu-Fall aber stürzt das Wasser aus einer Höhe von mindestens achtzehn Fuß herab, und da die Indianer keinen Weg durch die Menge kleiner Eilande kannten, so wurde die Corjal ausgeladen und alles nach und nach auf die Felsen oberhalb des Falles geschafft. Unterhalb des Falles bemerkte ich mit Erstaunen, wie durch die Wucht des Wassersturzes ganze kesselförmige fußtiefe und fußbreite Löcher in den harten Felsen entstanden waren, worin eine Menge kleiner Steine fortwährend umhergetrieben und zuletzt ganz rund abgeschliffen wurden, im verjüngten Maßstabe gerade so wie die bekannten aus der Eiszeit herrührenden Löcher im Gletschergarten zu Luzern. Alle Felsen waren in der Höhe, wo sie zur Regenzeit unter Wasser gesetzt wurden, mit einer schwarzen Kruste von Braunstein-Oxyd bedeckt, wie Schomburgk diese Erscheinung auch am Essequibo wahrnahm.

Noch vor zwölf Uhr Mittags waren wir im Tapanahoni, einem schönen, ungefähr 300 Fuß breiten Flusse, auf dessen linkem Ufer etwa eine Viertelstunde aufwärts das Dorf Poligudu liegt. Etwa hundert Schritte vom Fluß entfernt, besteht es aus ungefähr vierzig elenden Hütten, in denen die Nachkommen jener schwarzen Soldaten hausten, welche im Jahre 1805 ihre Offiziere und die weiße Besatzung der Forts Oranjebo und Armina ermordet und sich hierher geflüchtet hatten. Von jenen Meuterern selbst war nur noch ein Einziger übrig, welcher aber zur Zeit jener Katastrophe noch ein Knabe gewesen sein mußte. Die ganze Einwohnerschaft von Poligudu besteht nur aus ungefähr vierzig Personen, worunter höchstens sechs bis acht arbeitsfähige Männer. Vielleicht der fünfte Theil der ganzen Bevölkerung ist mit Aussatz, der entsetzlichsten aller Krankheiten, behaftet, gegen welche es gar kein Heilmittel giebt. Die Hütten bestehen aus vierkantig behauenen Pfosten und einem Dach aus den Blättern der Comopalme; die Mehrzahl dieser Hütten hat ein mit Palmlatten verschaltes Kämmerchen, worin die Familie schläft, während der vordere, von allen Seiten offene Raum der Hütte jener den ganzen Tag über zum Aufenthalt und auch zur Küche dient. Der Estrichboden dieser Vorhalle, ohne alle Bretter, ist immer reinlich gefegt, Töpfe, Kalebassen und Teller sind immer gut gewaschen und auch der Umkreis der Hütte stets reinlich gehalten. In einer Menge kleinerer derartiger Häuser sind die Fetische dieser Neger untergebracht, hölzerne mit einer weißen Thonerde (der sogenannten Pimba) getünchte Puppen, Garnituren von dürren Grashalmen u. s. w., zwischen welchen Töpfe mit Wasser stehen, worin Algen oder andere geheimnißvolle Kräuter aufbewahrt werden, denn die Religion dieser Neger ist ein furchtbarer Aberglaube und Götzendienst. Stets sieht man Wäsche zum Trocknen aufgehängt, und ist ein Kleidungsstück verschossen und unscheinbar, so wird es sogleich in einem Absud von Indigo wieder aufgefärbt, welcher um die Hütten herum wild wächst. Im Dorfe selbst sah ich vier kleine Bronze-Kanonen, welche die entfliehenden Negersoldaten einst vom Posten Armina mitgenommen hatten und die ihnen nun ganz nutzlos waren. Vergebens bot ich für jede derselben ein Doppelgewehr, allein sie wollten sich nicht von den Trophäen ihrer Voreltern trennen. Ich wurde natürlich von allen Seiten angebettelt, und beeilte mich daher, nach dem zunächst liegenden Dorfe des Buschneger-Kapitäns Makosso zu kommen. Dieses Dorf, Guidappu, liegt ebenfalls auf dem linken Ufer in der Nähe einer unbedeutenden Stromschnelle, die sich über den ganzen Fluß erstreckt, und mag eine Bevölkerung von ungefähr 120 Personen enthalten. Die Hütten sind ganz so gebaut, wie diejenigen von Poligudu, und umgeben von einem förmlichen Wald von Apfelsinenbäumen, deren köstliche Früchte in Menge auf dem Boden lagen und unbenutzt verfaulten. Auch hier waren sehr viele Fetischhäuser und in denselben aus Holz geschnitzte Säbel, Urnen, Götzenbilder u. s. w. zu sehen, alle mit jenem weißen Pfeifenthon beschmiert, welcher sich ganz in der Nähe des Dorfes Poligudu findet. Selbst die Hunde, welche hier klapperdürr sind wie alle Buschnegerhunde, waren hier je mit einem Talisman oder Obia behangen, der ihnen Glück auf der Jagd verleihen sollte; diese Obias, meist in Käferhörnern, Knöchelchen, Vogelfedern, Landschnecken und dergleichen bestehend, waren den Hunden um den Hals gebunden. Auch an den Aesten und Zweigen der Bäume hingen Schildkrötenschalen, getrocknete Eidechsen, Stücke von Termiten, Austern u. s. w., um vermeintlich den Bäumen Fruchtbarkeit zu verleihen. Makosso, welchen ich schon seit lange kannte, hieß mich mit großer Freude willkommen, gab mir

zwei junge Bursche mit, um mich nach dem Dorfe des „Gran-man" zu geleiten, und versprach mir, am andern Tage nachzukommen, um ebenfalls an dem Gruttu oder der Zusammenkunft und Besprechung mit den Buschneger-Häuptlingen theilzunehmen. Oberhalb Guidappu kam der Fluß beinahe immer aus Südwesten, wir passirten eine Menge Eilande und erreichten bei einbrechender Dämmerung das ebenfalls auf einer Insel gelegene Dorf Mankobi, wo mir der Kapitän Jaki eine Hütte zum Uebernachten anwies und mich mit vielem unnützen Geschwätz belästigte. Ueberall erhielt ich Apfelsinen zum Geschenk, welche zu Hunderten auf dem Boden verfaulten; aber die Buschneger erwarteten dafür ein Gegengeschenk, bestehend in Tabak, Pulver, Schrot und allem andern, was sie gerade gebrauchen konnten.

Nekrologe.

— Am 28. Nov. 1879 starb Kapitän C. J. F. Smith-Forbes, Deputy-Commissioner von Tharawadi in Britisch-Birma, Verfasser des Werkes „British Burmah and its People" und zweier wichtiger philologischer und ethnologischer Abhandlungen, welche im „Journal" der Royal Asiatic Society (April 1878) erschienen: über „Thibeto-birmanische Sprachen" und „Der Zusammenhang zwischen den Mons in Pegu mit den Kols in Central-Indien."

— William Couperus Macleod, geboren 16. September 1805 in Pondicherry, trat 1822 in die indische Armee und nahm am ersten englischen Kriege gegen Birma (1824 bis 1826) Theil. 1829 wurde er dem „Commissariat Department" attachirt, und einige Jahre später einer Kommission beigegeben, welche die Grenze zwischen Birma und dem unter englischem Schutze stehenden Staate Manipur feststellen sollte. Er benahm sich dabei mit großer Umsicht und Geschicklichkeit; sein Bericht über die durchreisten Gegenden wurde aber nie veröffentlicht. Für eine Karte des Landes zwischen dem Irawadi und dessen großem westlichen Zuflusse Kyendwen erhielt er die Anerkennung der Regierung ausgesprochen. Im November 1834 wurde er zum „junior assistant" des Kommissionars der Tenasserim-Provinzen (die Küste südlich von Molmain begreifend) ernannt und in Mergui, dem südlichsten Bezirke, stationirt. Ende 1836 erhielt er von dem Kommissionar den Auftrag, in das Innere von Hinterindien und zwar bis an die Grenze Chinas vorzudringen, um Handelsverkehr mit der Provinz Jünnan anzubahnen. Am 13. December brach er auf, ging nach Zimme oder Xieng-mai am obern Me-nam, zog dort von chinesischen Kaufleuten Erkundigungen über seine weitere Route ein und erreichte am 26. Februar Kiang-tung, den Hauptort des größten, unter birmanischer Oberhoheit stehenden Schan-Staates, welcher seitdem nur noch zweimal von Europäern, 1866 von der französischen Mekong-Expedition, und 1870 von dem Missionär Cushing, besucht worden ist. Am 9. März traf er in Kiang-hung am Mekong, gleichfalls der Residenz eines Schan-Staates, ein, wo ihm die Weiterreise nach dem nahen Jünnan verwehrt wurde und er umkehren mußte. Die chinesischen Behörden in Jünnan gaben ihm den merkwürdigen Bescheid, daß sie alle ihre Geschichtsbücher nachgeschlagen, aber keinen Präcedenzfall dafür gefunden hätten, daß ein Offizier auf diesem Wege China betreten hätte; er möge sich nach Canton wenden. Am 27. Mai 1837 traf er wieder in Molmain ein, nachdem er recht eigentlich in das Herz einer terra incognita eingedrungen war; sein Bericht, von welchem zuerst nur ein Auszug in Bd. 4 des „Journal of the Asiatic Society of Bengal" erschien und der erst 1869 ganz gedruckt wurde, bildete bis 1870, wo Garnier's Reisewerk über die Mekong-Expedition erschien, die einzige Quelle über jene Länder; seine Route findet sich auf H. Kiepert's Karte zu Bastian's hinterindischer Reise verzeichnet.

Macleod diente dann weiter im Heere, abwechselnd in Vorder- und Hinterindien, bis zum Jahre 1868 und starb am 4. April 1880, 74 Jahre alt, in Gloucester Gardens.

— Im April 1880 starb Mr. Robert Fortune, ein wohlbekannter Reisender und Botaniker. Er war 1813 geboren und zuerst in den botanischen Gärten in Edinburg und Chiswick angestellt. 1843 bis 1845 ging er zum Zwecke des Pflanzensammelns nach China und schrieb nach seiner Rückkehr „Three Years Wanderings in China", das bald eine zweite Auflage erlebte. 1848 sandte ihn die Ostindische Kompagnie wieder nach China, um die Theepflanze zu studiren; seine Beschreibung dieser Reise (Two Visits to the Tea Countries of China) brachte es auf drei Auflagen. Eine dritte Reise beschrieb er in „Residence among the Chinese 1853 — 1856". v. Richthofen (China I, S. 706) spricht von Fortune's Reisen und Büchern mit hoher Anerkennung: „Die verschiedenen Reisen, welche derselbe in den Provinzen Tschekiang, Fokiën und Kiangsu ausgeführt hat, sind durch seine ebenso belehrend als anziehend geschriebenen und viel gelesenen Werke sehr bekannt geworden, und die letzteren lassen sich, was den Einfluß auf die Bildung der populären Vorstellungen von China und den Chinesen, insbesondere in England, betrifft, nur mit denjenigen von Staunton, Oliphant und Davis vergleichen. Selbst die in ihnen enthaltenen Zeichnungen der Landesbewohner bei ihren verschiedenen Beschäftigungen gaben die stereotypen Figuren, die man sich als Staffage chinesischer Landschaften dachte. Fortune mußte stets vorsichtig und in Verkleidung reisen, und es ist seiner Klugheit und Discretion hohe Anerkennung zu zollen, da diese Eigenschaften allein es ihm ermöglichten, so viel zu erreichen. Noch jetzt sind seine Bücher die besten über die leicht erreichbaren Gegenden, welche sie betreffen." Vor etwa 14 Jahren ließ sich Fortune, welcher es, unähnlich den meisten Pflanzensammlern, zu Wohlstand gebracht hatte, in Schottland nieder und trieb Landwirthschaft.

— Der Missionär Pater Horner (geb. 20. Juni 1827 in Schönenburg im Elsaß) starb am 8. Mai d. J. in Cannes, wo er seine durch siebzehnjährigen Aufenthalt an der Zanzibarküste erschütterte Gesundheit wiederherzustellen gedachte. Im Jahre 1863 war er dorthin gegangen und hat daselbst mehrere religiöse und philanthropische Institute errichtet. Während jener ganzen Zeit hat er stets zu allen Missionären, auch solchen anderer Konfession, welche durch Zanzibar kamen oder an der Ostküste beschäftigt waren, die besten Beziehungen unterhalten; sein Tod ist für jenes Gebiet und dessen Civilisirung ein empfindlicher Verlust.

— Karl Petersen, Nordpolfahrer, starb am 24. Juni dieses Jahres in der Nähe von Kopenhagen. Geboren 1813, verließ er früh sein Vaterland Dänemark und lebte in Westgrönland als Böttcher. 1850 lud ihn Kapitän Penny, der mit den Schiffen „Lady Franklin" und „Sophia" zur

Aufsuchung Franklin's ausgeschickt war, ein, ihn zu begleiten, und er leistete den Engländern ebenso ausgezeichnete Dienste, wie später dem Dr. Kane, Sir Leopold M'Clintock im „Fox" und 1861 den Professoren Torrel und Nordenskjöld auf Spitzbergen. Dann erhielt er von der dänischen Regierung einen Posten als Leuchtthurm-Aufseher auf Seeland. Er war kein gelehrter Mann, verfaßte aber doch 1860 eine Beschreibung der M'Clintock'schen Reise unter dem Titel „Den Sidste Franklin-Expedition". Sein Beispiel fand unter den Dänen in Grönland und den Eskimos manche Nachahmung, aber keiner leistete so viel wie er, und erlangte solchen Ruf als praktischer Nordpolfahrer.

— Am 29. Juni starb in Breslau der ordentliche Professor der Geschichte, zugleich Professor der Geographie, Dr. Karl Neumann. Geboren am 27. December 1823 zu Königsberg, wurde er ursprünglich zum Elementarlehrer bestimmt und besuchte erst von 1838 an das Gymnasium. 1842 bezog er die Universität und promovirte 1852. Ohne jede Mittel, mußte er als Hauslehrer und durch literarische Arbeiten seinen Unterhalt gewinnen. 1856 erschien sein leider unvollendet gebliebenes Hauptwerk: „Die Hellenen im Skythenlande". Besondere Verdienste erwarb er sich dann um die Berliner „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", deren Redaktion er mit besonderer Sorgfalt und Hingabe von 1856 bis 1860 (Neue Folge Bd. 1 bis 9) führte. 1859 zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Breslau ernannt, blieb er einstweilen noch in Berlin als Hülfsarbeiter im Staatsministerium und im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten und begann erst im Winter 1863 bis 1864 seine Vorlesungen über alte Geschichte und Geographie, denen er bis an seinen Tod alle seine Kräfte gewidmet hat.

— Unter den während der vorigen Session der Royal Geographical Society verstorbenen Mitgliedern derselben wird Mr. Andrew Swanzy mit Auszeichnung genannt. Er war ein unternehmender Kaufmann, welcher mehrere wissenschaftliche Expeditionen ausrüstete, hauptsächlich um die Umgebung seiner Faktoreien an der Goldküste in naturwissenschaftlicher Hinsicht zu erforschen. Die wichtigste derselben war diejenige den Assinie-Fluß aufwärts unter Mr. Winwood Reade, welche die unmittelbare Veranlassung zu dessen Reise im Jahre 1869 nach dem obern Niger wurde. Reade wurde dabei theils von Mr. Swanzy, theils von der Gesetzgebenden Versammlung von Sierra Leone unterstützt.

— Mit dem in diesem Frühjahre verschollenen englischen Schulschiffe „Atalanta" ist auch der Marinearzt Dr. Edward L. Moß zu Grunde gegangen, der sich durch manche naturwissenschaftliche Arbeiten, zu denen er den Stoff auf seinen vielfachen Seefahrten sammelte, einen Namen gemacht hat. Bei der Polarexpedition 1875 bis 1876 diente er an Bord des „Alert" und brachte eine Reihe vorzüglich ausgeführter Aquarellen, vielleicht die einzigen in ihrer Art, heim, bei deren Herstellung er mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Eine Auswahl derselben veröffentlichte er in Facsimile 1878 in seinem Werke „Shores of the Polar Sea" (4. London, M. Ward).

— Paul Broca, der berühmte französische Anthropologe, starb am 8. Juli 1880 in Paris. Geboren 1824 in Ste. Foy la Grande in der Gironde, studirte er Medicin, wurde 1846 Aide d'anatomie und war bei seinem Tode Mitglied des Senats, Vicepräsident der medicinischen Akademie, Professor der Medicin u. s. w. Es ist hier nicht der Platz, auf seine zahlreichen medicinischen Schriften und Abhandlungen, namentlich über das Gehirn, einzugehen; wir wollen nur auf diejenigen hinweisen, welche in dem Bulletin der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, sowie in den Mémoires und der Revue d'Anthropologie enthalten sind. Die praktischen Resultate seiner anthropologischen Untersuchungen sind meist in seinen „Instructions" enthalten, deren erster Band die anthropologischen Studien am lebenden Menschen enthält und seit 1864 wiederholt aufgelegt worden ist. Der zweite über Schädellehre und Schädelmessungen erschien 1875. Broca war die Seele der Pariser Anthropologischen Gesellschaft, die er mit Ueberwindung zahlloser Hindernisse im Jahre 1859 ins Leben gerufen hatte; er war der Begründer einer neuen glänzenden anthropologischen Schule; seine anthropometrische Methode wird jetzt von den meisten Anthropologen befolgt. Seit 1872 gab er die Revue d'Anthropologie heraus und 1876 gründete er die jetzt berühmte Ecole d'Anthropologie in Paris mit ihrem ausgezeichneten Museum, Laboratorien, Bibliothek und ihrem vollständigen Kursus anthropologischer Lektionen, die von mehr als einem halben Dutzend Professoren, darunter de Mortillet, Bertillon und Topinard gehalten werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Seitens der Petersburger naturforschenden Gesellschaft sind im laufenden Sommer zwei Expeditionen entsandt worden, die eine nach Lappland und der Murmanischen Küste, die andere nach dem Weißen Meere, beide zum Studium der Fauna der dortigen Gewässer und der Bedingungen des Fischfangs und der damit zusammenhängenden Gewerbe. Die letztere Expedition hat am 29. Mai (10. Juni) 1880 Petersburg verlassen.

— Das russische „Journal für Pferdezucht" giebt nach officiellen Quellen die Ausfuhr von Pferden aus Rußland für 1879 auf 33 123 Stück an, davon 32 970 über die europäische, 153 über die asiatische Grenze, und von der Gesammtzahl zur See 687, zu Lande 32 436 Stück. Die Ausfuhr übertrifft diejenige des Jahres 1878 um 16 879 Stück, betrug also mehr wie das Doppelte.

— Nach Mittheilungen des russischen Medicinaldepartements zählte man 1878 in Rußland 13 475 Aerzte; der Zugang im Laufe des Jahres betrug 690, der Abgang durch Tod 371 Köpfe. Feldscheere (Heilgehilfen) gab es 5100, zur Ausbildung von solchen dienten 53 Feldscheer-Schulen. Hebammen-Anstalten gab es 2606. Apotheken waren 1652 vorhanden.

— Das central-statistische Komité des russischen Ministeriums des Innern giebt eine Statistik des Grundbesitzes und der bewohnten Orte des Europäischen Rußland (St. Petersburg, 1880) heraus. Die erste Lieferung umfaßt die acht Gouvernements Rjäzan, Tula, Kaluga, Orel, Kursk, Woronesh, Tambow und Penza. Den Tabellen geht eine Abhandlung des Chefs des centralen statistischen Komités voraus: Einige allgemeine Folgerungen aus den statistischen Angaben für dies centrale Gebiet; ferner sind dem Bande zehn Kartogramme beigegeben.

— Zahl der Pferde im Don-Kazaken-Lande. Die erste wirkliche Zählung fand 1873 statt und ergab 451 016 Stück. Im Jahre 1874 zählte man 452 153 Häupter; am 1. Januar 1876 waren es 453 504, am 1. Januar 1877 (Mobilmachung 1876) nur 420 931 Stück, am 1. Januar 1878 war die Zahl auf 412 443 gesunken, am 1. Januar

1879 hatte sie sich wieder auf 418325 Stück gehoben. Die Kopfzahl der Pferde hat danach in den letzten fünf Jahren (1874 gegen 1879) um 33828 oder 7,5 Proc. der Gesammtzahl der Pferde im Lande abgenommen; die Bevölkerung ist in dem gleichen Zeitraum um 10 Proc. (?) gestiegen. (Tomsk. Oblastn. Wjed.).

Asien.

— Nach der am (16.) 28. März 1880 in Tomsk abgehaltenen Volkszählung hatte die Stadt, der „Tomsk. Gub. Wjed.“ zufolge, 18015 männliche und 15780 weibliche, zusammen 33795 Einwohner.

— Ueber die Flora von Turkestan sagte E. L. Regel in der russischen Gesellschaft für Gartenbau am (5.) 17. April 1880: Das turkestanische Gebiet zerfällt seiner Flora nach in zwei Theile, einen westlichen mit mildem und einen östlichen mit rauhem Klima, nicht unähnlich demjenigen von Petersburg. Diesen klimatischen Bedingungen entsprechend ist die Flora des westlichen Theiles besonders eigenartig; hier trifft man vorzugsweise Pflanzenarten, die Mittelasien ausschließlich eigen sind, europäische Arten nur selten. Der östliche Theil, von hohen Gebirgen durchschnitten, ist dagegen reicher an alpinen und überhaupt europäischen Gewächsen, doch findet man auch hier Arten, die nirgends außer in Mittelasien anzutreffen sind. Die Sumpf- und Wasserpflanzen in Turkestan sind ausschließlich europäischer Art. Rhododendron, Lilien und Tulpen finden sich gar nicht, Orchideen, Nadelholz und Haidekraut sehr wenig. Einige der dortigen Pflanzenarten kommen freilich auch in ganz Europa, Asien und Amerika vor und ziehen sich, so zu sagen, um den ganzen Erdkreis herum. (Golos.)

— Zu Korea gehört die an der Ostküste der Halbinsel unter 37° 25′ nördl. Br. und 132° 16′ östl. L. gelegene Insel Ollon-to (Matu-sima der engl. Seekarten, Dagelet und und Dagette der Franzosen und Russen). Ueber dieselbe berichtet Ernst Oppert in seinem Buche „Ein verschlossenes Land“ (vergl. „Globus“ XXXVIII, S. 25) Folgendes: Sie ist beinahe rund in Form, ungefähr 25 engl. Meilen im Umfange, ihre Ufer aber sind durch bis ans Meer sich erstreckende Felswände so steil und unzugänglich, daß ihr Inneres den Europäern fast gänzlich unbekannt geblieben ist. Auf dem koreischen Festlande ist sie hoch berühmt ihrer Fruchtbarkeit wegen, und ihre Produkte sollen von so vorzüglicher Güte, aber zugleich von einer so ungewöhnlich riesenhaften Größe sein, daß man in Korea zu dem Schlusse gekommen ist, ein Land mit solchen Eigenschaften könne nicht von gewöhnlichen Menschen bewohnt sein, sondern müsse nothwendigerweise einen verhältnißmäßig riesigen Menschenschlag hervorbringen; und da die Nachbarschaft einer derartigen Riesenrace selbstverständlich nur dem Mutterlande Gefahr bringen könne, so hat die Regierung, um derselben von vornherein vorzubeugen, ein Verbot gegen das Bewohnen der Insel erlassen! Wirklich wird von Zeit zu Zeit ein Beamter mit einigen Soldaten dahin abgesandt, um sich von der Befolgung dieses Verbotes zu überzeugen und um die Erzeugnisse der Insel zu sammeln und zurückzubringen. Allerdings geht das nur zu wahrscheinlich klingende Gerücht in Korea, daß trotz alledem Ollon-to bewohnt sei und daß die Einwohner bei Annäherung der Inspektionstruppen sich in die Wälder und Berge flüchten, wohin man sie, eben wohl aus den oben genannten Gründen, nicht zu verfolgen wagt.

— Japanesische Zeitungen melden, daß das englische Aufnahmeschiff „Sylvia“ am 24. April d. J. von Hiogo nach dem Kap Tschitschakow abgegangen ist, um eine Reihe von Tiefseelothungen vorzunehmen und damit seine Aufnahmearbeiten an den japanischen Küsten abzuschließen. Die „Sylvia“ ist seit etwa 12 Jahren mit denselben beschäftigt gewesen und hat dadurch den Schifffahrt Treibenden ausgezeichnete Dienste geleistet.

— Ein besonderes Verdienst um die Erforschung Chinas erwerben sich die Angehörigen der „China Inland Mission“: im vergangenen Jahre sind nicht weniger als drei interessante Reisen von ihnen ausgeführt worden. Im Juli 1879 besuchte der Missionär J. H. Riley mit Mr. Mollmann den Ngo-mi-schan, einen der höchsten Berge im westlichen Sze-tschwan und berühmt wegen seiner buddhistischen Tempel. Die Reisenden brachten einige Tage auf ihm zu, fanden es aber so kalt, daß sie Mitte August einheizten. Dann gingen sie westwärts nach dem Lande der Lolo, welches zu betreten ihnen jedoch die chinesischen Behörden verwehrten. Doch kehrten einige Lolo, die sonst mit den Chinesen in steter Feindschaft leben, mit den Missionären nach Tschung-king-fu (am mittlern Jang-tse-kiang) zurück, so daß man bald nähere Kunde über dieses Volk erwarten darf. Nach dem Norden Sze-tschwans ging der Missionär George King auf Wegen, die zum großen Theile gepflastert und, wo sie über Gebirge führen, mit Stufen versehen sind. Ueber Pao-ning-fu gelangte er in den Süden der Provinzen Schansi und Kansu, Gebiete, welche zum Theil noch nie von Europäern betreten worden sind. Die Schluchten, welche der Kia-ling, (d. h. der kleine Fluß, ein Name, den er mit Unrecht führt, da er auf eine Strecke von mehr als 600 engl. Meilen schiffbar ist), ein Zufluß des Jang-tse-kiang, dort durchströmt, sind in kunstreicher Weise zugänglich gemacht. Da der Fluß von Schneebergen herabkommt, so ist er zu Anfang des Sommers hoch und reißend, im Spätsommer und Herbst aber niedrig und alsdann führt der Weg in seinem Bette hin, was zur Zeit des Hochwassers unmöglich ist. Man hat deshalb hoch oben an den Felsen eine doppelte Reihe von Löchern ausgemeißelt, in den oberen horizontal hervorragende Steine oder Balken, in den unteren schräg gestellte, welche jene tragen, angebracht und dann auf den oberen den Pfad hergerichtet. Jetzt aber ist derselbe zum größten Theile verfallen. Die dritte Reise, eigentlich eine doppelte, hat G. F. Easton in dem noch unerforschten südwestlichsten Theile der Provinz Kansu ausgeführt. Von seinem Standquartier Tsin-tschóu am obern Wei-ho (Zufluß des Hwang-ho) ging er westlich nach der Neustadt Tao-tschóu, in deren Nähe alles ein ganz anderes Aussehen annahm, als man es in China gewohnt ist. Die Häuser haben flache Dächer und zum Theil ein zweites Stockwerk. Die Weiber, denen die ganze Arbeit obliegt, sind plump, aber gesund, kräftig, mit rothen Gesichtern und großen Füßen und tragen ein grobes Kleid, das etwas bis unter die Knie herabreicht. Das Haar wird in Gestalt eines Y gescheitelt und fällt lose über die Ohren herab, bei jungen Mädchen auch über die Stirn, wie es jetzt bei den europäischen Damen Mode ist. Die ganze Stadt Tao-tschóu, erst vor 20 Jahren gebaut, liegt in Trümmern und hat nicht eine einzige ordentliche Straße. Sie hatte eine große Einwohnerzahl vom Stamme der „Fan-tse“, wie die Grenzvölker hier genannt werden, wurde aber vor etwa 16 Jahren von den Mohammedanern zerstört. Auch die 60 Li entfernte Altstadt Tao-tschóu ist nur ein kleiner elender Ort. Diese Fan-tse verursachen den chinesischen Behörden viel Mühe und stehen unter eigenen Häuptlingen. Als Easton später mit ihnen in nähere Berührung kam, fand er sie außerordentlich gastfreundlich; sie erinnerten ihn an die Waliser; sie können nichts ohne Milch genießen. Eine zweite Reise führte Mr. Easton nach Si-ning-fu, der wohlbekannten großen Stadt östlich des Kuku-nor, und zurück über Men-peh, Lan-tschau-fu, Ti-tao-tschóu und Kong-tschang-fu; einige von diesen Namen finden sich auf keiner europäischen Karte. In der Nähe des Gelben Flusses (Hwang-ho) traf Easton die Sah-la, die sich in ihrem Aeußern und ihren Sitten wenig von den Chinesen unterscheiden, aber Mohammedaner sind und eine vom Chinesischen ganz verschiedene Sprache reden. Auch die Tu-ren oder Tu-li, die er dort fand, sind Mohammedaner und haben eine eigene Sprache, die aber Aehnlichkeiten bald mit dem

Sah-la, bald mit dem Chinesischen aufweist. In Si-ning-fu (8600 Fuß hoch, 36° 33′ 32″ nördl. Br., 102° 24′ 35″ östl. L.) traf Easton mit dem ungarischen Reisenden Graf Szechenyi zusammen. Die von Deutschen geleitete Regierungs-Wollfabrik in Lan-tschau-fu, von der wir früher gesprochen, soll nach Easton sich als ein verfehltes Unternehmen herausgestellt haben.

— Im Anschluß an das obige möchten wir auf ein kürzlich erschienenes Reisewerk über China aufmerksam machen: „Gaston de Bezaure, Auf dem „Blauen" Flusse. Reise in das westliche China". (Deutsch von Th. Schwarz. Leipzig, P. Frohberg 1880. 3,60 M.) Dasselbe schildert eine Fahrt auf dem Jang-tse-kiang bis Sü-tschou-fu und von da den Min-Fluß hinauf bis Tscheng-tu-fu, der Hauptstadt von Sze-tschwan, also verhältnißmäßig bekannte Gegenden. Während aber den meisten China-Reisenden, mit Ausnahme der Missionäre, die Kenntniß der chinesischen Sprache abgeht und ihnen deshalb vieles ein völliges Räthsel bleibt, auch eine Menge von Mißverständnissen daraus entstehen, war Bezaure des Chinesischen mächtig; er verkehrte viel mit allerlei Beamten und vermag uns deshalb höchst interessante Aufschlüsse über die Religion, das tägliche Leben, die Verwaltung und Justiz, das Proceßverfahren, die Gesetzgebung, das Heer und so fort zu geben. Namentlich im Hinblick auf die Möglichkeit eines russisch-chinesischen Krieges will uns die Lektüre dieses nicht umfangreichen Werkes sehr empfehlenswerth erscheinen.

Afrika.

— Ein Telegramm aus Zanzibar vom 17. Juli meldet der Royal Geographical Society die glücklich erfolgte Rückkehr ihrer ostafrikanischen Expedition unter J. Thomson. Von dem Tode ihres ursprünglichen Anführers Keith Johnston abgesehen, ist sie durchweg vom Glück begünstigt gewesen und hat, wie bekannt, eine Reihe von Lücken in unserer Kenntniß des afrikanischen Seengebiets ausgefüllt. Von der Rückreise vom Tanganjika-See zur Küste ist einstweilen noch nichts bekannt, als daß Thomson den mysteriösen Hikwa-See besucht hat und daß er nicht, wie er beabsichtigte, von dort den Weg nach Kiloa eingeschlagen hat, sondern, wahrscheinlich durch Stammesfehden zwischen den Eingeborenen veranlaßt, die wohlbekannte Karawanenstraße nach Bagamojo oder Saadani.

Australien.

— Die Heuschrecken, schreibt man uns aus Süd-Australien, sind wieder einmal in ungeheuren Schwärmen erschienen und vertilgen Alles, was ihnen an grüner Vegetation in den Weg kommt. Sie werden von zahlreichen wilden Truthähnen verfolgt, welche sehr große Mengen dieser Insekten verschlingen. — Auch von Neu-Kaledonien laufen große Klagen über die Verwüstungen ein, welche die Heuschrecken dort angerichtet haben.

Nordamerika.

— Nach langen Unterhandlungen ist Fredericton endlich zur Hauptstadt der englischen Kolonie Neu-Braunschweig erwählt worden, welcher Rang ihr von dem weit blühendern St. John letzthin streitig gemacht worden war.

Südamerika.

— Am 27. Mai d. J. haben die beiden Dampfer „Vanguardia" und „Oran" unter Befehl des Kapitäns Natalio Roldan, Buenos Ayres mit dem Auftrage verlassen, die Flüsse Bermejo bis Oran aufwärts und den San Francisco zu erforschen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Bei einer vor Kurzem stattgefundenen Volkszählung auf Neuseeland hat es sich herausgestellt, daß die Maoris reißend schnell abnehmen und möglicherweise schon in der nächsten Generation oder wenig später verschwunden sein werden. Die Ursachen ihrer Abnahme sind Trunksucht, schlechte Kleider und Nahrung, ungesunde Wohnungen, Unreinlichkeit und allgemeine Unsittlichkeit. Im Jahre 1861 schätzte man die Maoris auf 55 366; jetzt sind sie auf 43 595 zusammengeschmolzen, d. h. in 17 Jahren um 20 Proc. Die Regierung von Neuseeland hegt wenig Hoffnung, sie auf dieser abschüssigen Bahn aufhalten zu können. Noch schneller nehmen die Eingeborenen von Hawaii ab: 1866 zählten sie 57 125 Seelen, 1878 noch 44 088, d. h. sie verminderten sich in 12 Jahren um 23 Proc. oder in 17 Jahren um 32,4 Proc.

— Wie die in Lyttelton, Provinz Canterbury, Neu-Seeland, erscheinenden „Times" berichten, wurde dort kürzlich in dem Orte Whitestone ein Deutscher, Namens David Meisenthaler, als er früh Morgens seine Kühe in den Stall treiben wollte, durch einen Aerolithen getroffen und auf der Stelle getödtet. Derselbe fuhr dem Manne in die linke Schulter, quetschte den durchschlagenen Rumpf seines Körpers in die Erde hinein und lagerte dann zwei Fuß tief in dem weichen schwarzen Boden. Er hatte die ungefähre Größe eines gewöhnlichen Eimers (common patent bucket), war von rauher runder Form und bestand aus Eisenkies (iron pyrites).

— Die Finanznoth in Neu-Seeland steigert sich von Jahr zu Jahr. Die Kolonie zählte Ende Juni 1880, ohne die Eingeborenen, rund 450 000 Seelen und hatte dabei eine Schuldenlast von 29 214 000 Pf. St. — oder 65 Pf. St. pro Kopf!! —, zu deren jährlicher Verzinsung 1 535 000 Pf. St. erforderlich waren. Neu-Seeland (wie überhaupt die australischen Kolonien, wenn auch in weniger akuter Weise) leidet an permanenten Deficits, und die Steuerkraft ist bereits aufs höchste in Anspruch genommen. Um das diesjährige Deficit zu beseitigen, soll unter Anderen die Biersteuer dahin erhöht werden, daß jede Gallone (sechs Flaschen), gleichviel ob in der Kolonie gebraut oder importirt, mit 6 P. oder 52 Pf. zu belasten ist. Es würde also damit auf jeder Flasche Bier, welche getrunken wird, eine Abgabe von 8⅔ Pfennigen an den Staat ruhen!

Die Redaction übernimmt keine Verantwortung für die Zurücksendung von unverlangt zur Recension eingesendeten Büchern.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

III.

Die Stadt Tripoli liegt auf und an einem reizenden Hügel, dort wo der Nahr Kadischa aus den Bergen tritt, wenig mehr als 2 km vom Meere entfernt. Das massige Schloß des Grafen Raymund von St. Giles überragt sie, und die dreieckige Ebene zwischen der Stadt und dem Meere ist von schönen Gärten bedeckt, deren Obstbäume Dank dem tiefen, fruchtbaren Erdboden ein ungewöhnliches Wachsthum zeigen. Nach Nordwesten läuft diese Ebene in eine Landzunge aus, welche den Hafen el-Mina trägt, der von merkwürdigen alten Resten umgeben ist. Aus dem Meere steigen unweit der Küste im Halbkreise einzelne Felsenriffe auf, welche noch Reste eines antiken Molo tragen, der die vom hohen Meere hereinrollenden Wogen zu brechen bestimmt war. Die Umgebung Tripolis ist überaus anmuthig, alles grünt und blüht, und in der Ferne ragen über den Vorhügeln die majestätischen Gipfel des Libanon empor.

Tripoli ist etwa sieben hundert Jahre vor Christi Geburt gegründet worden, und zwar als gemeinsame Kolonie von Sidon, Tyros und Arados — daher sein Name. Wie die Stadt bei den Phöniziern hieß, ist unbekannt. Mächtige Mauern, auf deren Reste man noch heutzutage mitunter trifft, schieden die einzelnen Quartiere, welche die Sidonier, Tyrier und Aradier bewohnten. In der Geschichte kommt sie wenig vor; nur weiß man, daß sie mehrfach von schrecklichen Erdbeben zu leiden hatte. Demetrios I., Sohn des Seleukos IV., erwählte den Ort 162 v. Chr. zu seiner Residenz und schmückte ihn mit mancherlei Bauten; aber sie wurde unter der Regierung des Kaisers Marcianus um die Mitte des fünften nachchristlichen Jahrhunderts in einer Septembernacht nochmals völlig zerstört. Vielleicht ruhen die einst vielbewunderten bronzenen Statuen des Ikaros, des Daedalos und eines Pegasos noch heute unter den Trümmern der Thermen und Paläste. Wiederum erstand eine neue Stadt, die aber etwa zwei Jahrhunderte später wieder einem Erdbeben unterlag. Später ergab sie sich den Arabern, und zur Zeit des ersten Kreuzzuges stand sie unter einem eigenen Emir. Graf Raymund von St. Giles unternahm im Jahre 1104 ihre Belagerung; als es ihm aber nicht glückte, sie durch einen Handstreich zu nehmen, und er einsah, daß hier große lange andauernde Schwierigkeiten zu überwinden waren, erbaute er auf dem letzten Hügel, der sich zwischen dem Nahr Kadischa und dem Meere vorschiebt, das stolze Schloß, welches noch heute die Bewunderung der Reisenden erweckt. Handwerker aus Cypern waren daran thätig; es empfing von den Franken den Namen Mons pellegrinus, die Moslim nannten es nach seinem Urheber Hosn-Sandschil (Schloß von St. Giles). Allein letzterer starb, ehe er sein heißbegehrtes Ziel erreichte; erst nach fünfjähriger Belagerung nahmen die Kreuzfahrer am 10. Juni 1109 die Stadt ein und überlieferten sie der Flamme und dem Schwerte. Der Kaplan des Grafen Bertram, des Sohnes Raymund's, war der erste, welcher Feuer anlegte; leider soll dabei eine kostbare Bibliothek von mehr als 100 000 Bänden mit zu Grunde gegangen sein. 180 Jahre lang hielten sich die Christen im Besitze der Stadt; dann pflanzte am 27. April 1289 Sultan Malek-



Ansicht von Tripoli. (Nach einer Skizze Lortet's.)

el-Mansur von Neuem nach einmonatlicher Belagerung Mohammed's Fahne auf ihren Mauern auf.

Tripoli, von den Landesbewohnern Tarâbulus genannt, ist auf und an einem der ersten Vorhügel des Libanon erbaut und wird durch den Nahr Kadischa, den heiligen Fluß, welcher bei der Stadt den Namen Nahr Abu Ali (Vater des Ali-Fluß) führt, in zwei Theile getrennt. Bei weitem der wichtigere ist derjenige auf dem westlichen Flußufer, welchen das große Schloß Raymund's beherrscht, das in letzter Zeit von Berber Aga in ungeschickter Weise ausgebessert worden ist. Am jenseitigen Ufer erhebt sich auf einem Hügel das Grabmal des Scheich Abu-Nazer. Das Innere der Stadt bietet die malerischsten Ansichten, die man sehen kann, lauter dunkele, von Arkaden überdeckte Gassen, überall Bäche klaren murmelnden Wassers, Häuser aus Hausteinen aus der Kreuzfahrerzeit, Balkone mit Erkern, die zur Vertheidi-



Eine Straße von Tripoli. (Nach einer Photographie.)

gung eingerichtet sind, Spitzbogenfenster, mit Zinnen umgebene Terrassen und über den Thüren in Stein gehauene Wappenschilder. Dort könnte ein Reisender, der es nicht eilig hat, eine reiche Ernte wichtiger unedirter Dokumente zur Geschichte des Mittelalters machen. Tripoli ist eine Stadt der Kreuzfahrer im wahrsten Sinne des Wortes; sie steht noch so da, wie sie die Ritter im Jahre 1289 verlassen haben. Nichts ist da zerstört worden; wenn man durch die malerischen Winkel und Gäßchen wandert, in denen eine bunte Menge in hellen Gewändern verkehrt, meint man, die Thore brauchten sich nur zu öffnen, daß stolze Ritter in Rüstung und Helm, Lanze und Dolch in den Händen, herausreiten könnten. Die Ritter sind verschwunden; die Araber aber in den Straßen Tripolis, in der sich nichts seit Jahrhunderten geändert hat, tragen noch dieselben Gewänder, dieselben Keffijen (bunte Kopftücher) wie zu den Zeiten der Kreuzzüge.

Die Stadt ist regelmäßig und gut gebaut. Zahlreiche



Frauen aus Tripoli. (Nach Photographien.)

Gärten, welche die dreieckige Ebene bis nach der Hafenstadt el-Mina hin bedecken, geben ihr ein freundliches Aussehen. Die Landschaft ist entzückend, vielleicht schöner, als an irgend einem andern Punkte in Syrien. Alles vereint sich zu einem herrlichen Gesammtbilde: das weite Meer, der üppige Pflanzenwuchs, im Hintergrunde die noch mit Winterschnee bedeckten Spitzen des Libanon und das reizende Thal des Nahr Kadischa, dessen Wasser etwa eine halbe Stunde oberhalb der Stadt durch ein Wehr aufgefangen und auf dem linken Flußufer durch einen Kanal in die Stadt geleitet wird. Tripoli selbst zählt etwa 17 000, ihr Hafen 7000 Einwohner. Davon sind etwa 18 000 Mohammedaner, 4800 orthodoxe Griechen, 1200 Maroniten, 25 griechische Katholiken und 60 Juden. (Diese Zahlen entnimmt Lortet der französischen Generalstabskarte von Nordsyrien, deren Angaben sich auf eine wohl zwei Jahrzehnte zurückliegende Zeit beziehen.) Man zählt ferner 18 christliche Kirchen, nämlich 5 griechische, 7 katholische in ebenso viel Klöstern, 3 maronitische, 2 griechisch-katholische und 1 protestantische; 1 Synagoge und 20 Moscheen. Die Moslim sollen auch noch im Besitze schöner Bibliotheken sein. Von geringer Bedeutung sind die modernen Bauten; zu nennen wäre der Chan der Seifensieder, dessen großer Saal ein schönes Marmorbecken enthält. Auch kann man außerhalb (südlich) der Stadt im Grunde der tiefen Thalschlucht das Kloster der tanzenden Derwische besuchen. Eine breite, aber schlecht im Stande gehaltene Straße führt durch die Ebene zwischen den Gärten hin nach el-Mina. Zu jeder Stunde des Tages ist



el-Mina, der Hafen von Tripoli. (Nach einer Photographie.)

sie von Eselreitern, die kommen und gehen, belebt. Obwohl die Entfernung nur 3 km beträgt, so hielte es doch selbst der ärmste Mann für eine Schande, diesen kurzen Weg zu Fuße zurückzulegen. Die Ebene ist sumpfig und bei aller Fruchtbarkeit doch ungesund; will man das Fieber vermeiden, so muß man es unterlassen, vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang dort spazieren zu gehen. Sehr oft lagern Nachts und Morgens dicke Nebel über den sonst so reizenden Gärten.

Reste einer mächtigen Mauer sind auf dieser Ebene, auf deren Westhälfte die antike Stadt stand, noch deutlich zu erkennen, und in den Feldern und Gärten stößt man zuweilen auf Fundamente von Häusern und alte Monumente, deren Steine in Menge zum Bau von Häusern in der Hafenstadt und sonst verwendet worden sind.

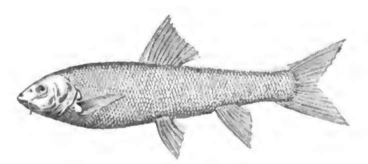
Von dem Hafen bis zur Mündung des Nahr Abu Ali zieht sich eine Reihe großer mittelalterlicher Thürme hin, welche zum Schutze der Ebene bestimmt waren. Einer ist vom andern etwa 1 km entfernt. In ihrer Nachbarschaft finden sich zahlreiche Trümmer von Säulen aus grünem ägyptischen Granite, die etwa 40 cm im Durchmesser hielten. Manche werden von den Wogen des Meeres bespült, andere sind halb im Sande begraben und viele in die Thürme vermauert worden. An der Mündung des Flusses steht der erste derselben, Burdsch Râs en-Nahr, weiterhin der Burdsch el-Delje (Takije?) und der Burdsch es-Sbâ'a oder Löwenthurm, so genannt, weil er noch zu Anfang dieses Jahrhunderts über der Thür das von zwei Löwen gehaltene Wappen Raymund's trug; dann der Burdsch el-Kanatter, Burdsch el-Dejun und Burdsch el-Magharibe oder Marokkaner-

thurm. (Bädeker's Palästina nennt nur vier Thürme in dieser Reihenfolge von Osten nach Westen: B. Râs en-Nahr, B. es-Sbê'a, B. el-Takije und B. el-Maghâribe.)

Der kleine Hafen el-Mina wird im Norden durch eine Reihe von Felsen beschützt, welche von den Eingeborenen Feilun genannt werden und sich in einer Entfernung von 300 bis 400 m etwa 1 km weit hinziehen. Die Nordwinde sind an dieser offenen Küste oft gefährlich; überall sieht man gestrandete Schiffe oder große Barken, die mehr oder weniger tief im Küstensande begraben oder selbst ganze Strecken weit landeinwärts getrieben worden sind. Auf einer jener Inseln, auf denen einige Palmen wachsen und zahlreiche wilde Kaninchen hausen, sind interessante Reste antiker Wohnstätten und Cisternen von kolossalen Dimensionen erhalten.

Die Bewohner von el-Mina sind größtentheils Schiffer und Zimmerleute, deren eine ganze Anzahl beim Bau von Barken Beschäftigung findet. Es existiren hier ein Chan, einige schöne Wohnhäuser, Magazine und Dampfschiffs-Agenturen; von manchen Punkten aus hat man eine prächtige Aussicht auf die phönikische Küste und die Libanonkette. Das Meer ist reich an Fischen, wie überall an der syrischen Küste; doch finden sich hier keine anderen Arten, als im ganzen Becken des Mittelmeeres.

Nördlich von Tripoli, unweit der am Ufer sich hinziehenden Straße, liegen die Trümmer eines berühmten Klosters und das Grab des Scheich el-Bedaui, ganz dicht bei einer Quelle, die von einem viereckigen Bassin eingefaßt ist. In diesem klaren Wasser tummeln sich zahlreiche silberne Fische, die von Arabern und Türken als heilig angesehen werden. Sie zu fangen ist streng untersagt; wohl aber werden sie von frommen Leuten sorgfältig gefüttert. Die dortigen Europäer halten sie für Forellen; allein Lortet, welcher durch die Güte des französischen Konsuls in Tripoli in Besitz einiger Exemplare gelangte, fand, daß es die Capoeta fraterculа ist, welche auch in Masse in dem klaren, kalten Wasser des Nahr Kadischa vorkommt und gefangen wird. Das Heilighalten von Fischen ist in Syrien etwas Gewöhnliches; es ist das schon im Alterthume, wie bekannt, Sitte gewesen, sowohl in anderen Städten als auch in Tripoli selbst, wie



Capoeta fraterculа, der heilige Fisch in Tripoli.



Der syrische Fischgott. (Nach einem in Tripoli gefundenen assyrischen Cylinder.)

es zahlreiche dort gefundene assyrische Cylinder mit dem Bilde des Fischgottes beweisen.

Sonst werden im Nahr Kadischa noch der Blennius vulgaris und der Nemachilus panthera gefangen; letztern nennen die Fischer gewöhnlich el-Jahud, den Juden. In den Wäldern der Umgegend leben zahlreiche Hyänen, die Chaus-Katze (Felis chaus), ein großes und im Zustande der Verwundung gefährliches Thier; der Fuchs (Vulpes nilotica) und die merkwürdige Maulwurfsratte (Spalax typhlus), deren Sehnerv bei den meisten Exemplaren ganz verschwunden ist, weil sie fast stets unter der Erde leben, und die schon Aristoteles studirt hat.

Das Hauptprodukt von Tripoli ist Seide, welche zumeist von Lyoner Kaufleuten exportirt wird; leider ist sie grob, schlecht gearbeitet und steht tief unter der chinesischen und japanischen Waare. Die dort gefischten Schwämme sind von guter Qualität und werden stark ausgeführt, meist nach Marseille, ein Theil auch nach Triest. Im Handel werden sie als „feine syrische Schwämme“ bezeichnet, sind kegel- oder halbkugelförmig, mit kleinen Poren, innen hohl und ziemlich elastisch. Das Tausend kostet in Tripoli nur 25 bis 40 Piaster (à 20 Pfennig), während sie in Europa sehr hoch bezahlt werden; indessen ist ihr Preis in letzter Zeit wegen Erschöpfung der schonungslos ausgebeuteten Bänke auch in Syrien stark in die Höhe gegangen. In Tripoli wird ferner viel Seife (jährlich etwa 40 000 Centner) fabricirt, welche stark nach Tarsus in Cilicien, nach Karamanien und den griechischen Inseln exportirt wird und bei den Arabern sehr geschätzt ist. Ferner werden Galläpfel aus den Gebirgen des Innern ausgeführt, während der auf den Ebenen von Hama und Homs gedeihende Krapp nur wenig und auch nur an Ort und Stelle verwendet wird; obendrein verwenden die Eingeborenen jetzt schon viel die brillanten, aber wenig dauerhaften europäischen Farbstoffe zum Färben des Rohmaterials für ihre jetzt so sehr geschätzten prächtigen Teppiche. Der in der Ebene gebaute Tabak wird nach Aegypten, das Skammonium (getrockneter Saft der Purgir-Winde, Convolvulus Scammonia, ein Abführmittel) nach Europa exportirt.

In der Ebene rücken die unaufhörlich von Südwestwinden vorwärts getriebenen hohen Dünen stetig vor und überdecken langsam, aber sicher, Felder und Gärten; nur eine dichte Vegetation ist im Stande, erfolgreich gegen dieses Unheil anzukämpfen.

Die Rhede ist, trotz den heftigen Winden, besser als in Beirut. Mit Recht steigen deshalb viele Reisende hier aus, um über den Kamm des Libanon hinüber das Thal der B'kaa, des Orontes oder selbst des Euphrat zu erreichen. Im lateinischen Kloster in Tripoli finden sie uneigennützige Gastfreundschaft. In den Weingärten, welche dasselbe umgeben, gedeiht ein viel gerühmter Wein; vorzüglich in Größe und Geschmack sind die Apfelsinen von Tripoli, und das Zuckerrohr, welches nur von den arabischen Leckermäulern ausgekaut wird, gedeiht hier prächtig.

Gewundene, steile Gassen führen zum Schlosse empor, welches in seiner Gesammtheit lebhaft an das päpstliche Schloß in Avignon erinnert. Heute wohnen nur einige Soldatenfamilien darin. Mit großem Interesse wird jeder

die Bögen, Säulenstellungen, Terrassen, Höfe und in den Fels gegrabenen Kasematten betrachten. Die dicken Mauern sind durchweg mit Erkern zur Vertheidigung und mit Zinnen versehen; türkische Paschas haben dann später für ihre Kanonen Schießscharten hindurch gebrochen. Unter Schutt und allerlei Unrath halb verborgen liegen da noch ein paar alte Kanonen und venetianische Feldschlangen herum. Nach Osten hin steigen die Mauern senkrecht aus dem tiefen Thale



Schloß Raymond's de Saint-Giles in Tripoli.

des Nahr Kadischa auf; die höchsten Terrassen bieten eine herrliche Aussicht auf das Meer, die Ebene und das Gebirge. Im Innern haben noch einige Säle, trotz ihrem scheußlichen Anstrich, den Charakter des zwölften Jahrhunderts bewahrt.

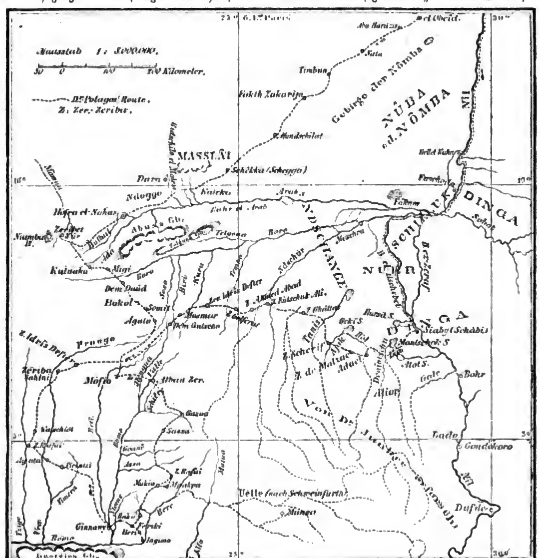
Eine kurze nur dreistündige Fahrt über ruhiges Meer brachte Lortet noch am selben Abend nach Beirut, wo seine Reise durch Syrien ihren eigentlichen Anfang nehmen sollte.

Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle.

I.

E. E. In der Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 7. Mai stellte sich der Versammlung in der Person des griechischen Arztes Dr. Panagiotes Potagos ein Reisender vor, der in den neun Jahren von 1866 bis 1875 Centralasien, in den beiden darauf folgenden Jahren 1876 und 1877 aber Afrika, und zwar speciell das Land westlich vom obern Nil, durchforscht hat. Die Ergebnisse dieser seiner letzten Reise, die uns in einem Separatabdrucke aus dem Bulletin de la Société de Géographie vorliegen, sind sehr überraschender Natur: bestätigen sich die Angaben des Reisenden, so stehen unseren Karten von Afrika in Bezug auf die Hydrographie der von ihm durchforschten Gegenden (des Gebietes zwischen 9° 30' und 3° nördlicher Breite einerseits, und 44° 30' und etwa 50° östlicher Länge (Ferro) andererseits) sehr wesentliche Veränderungen bevor. Namentlich würde danach das Gebiet des Uëlle sich bedeutend anders darstellen, als wir es heute nach Schweinfurth's und Miani's Angaben zu kennen glauben. Aber wenn wir auch einerseits nicht vergessen dürfen, daß die Berichte dieser verdienten Männer, die für die Ausführung unserer heute gültigen Karten maßgebend gewesen sind, durchaus nicht immer auf eigener Anschauung beruhen konnten, sondern in gar vielen Fällen sich lediglich auf die Aussagen von Eingeborenen und von wenig zuverlässigen Arabern stützen mußten, daß sie also leicht noch manche Ungenauigkeit, manchen Irrthum enthalten mögen: so können wir andererseits doch nicht umhin, die umwälzenden hydrographischen Berichtigungen des Dr. Potagos bis auf Weiteres, d. h. bis zu ihrer Bestätigung durch andere Reisende, nur mit einem gewissen Vorbehalt aufzunehmen. Wir sind weit davon entfernt, nur dem Gelehrten mit seinem ja oft genug hinderlichen Ballast von wissenschaftlichen Instrumen-

ten die Fähigkeit zu Forschungsreisen vindiciren zu wollen: die Erfahrungen der letzten Jahre haben es zur Genüge dargethan, und noch jüngst hat wieder einer unserer Landsleute, Dr. Pogge, einen neuen praktischen Beweis dafür geliefert, daß auch Männer, die ohne gelehrte Vorbildung und ohne großartigen wissenschaftlichen Apparat reisen, die Afrikakunde in der glücklichsten Weise fördern können. So ist es denn auch weniger das Fehlen zuverlässiger Ortsbestimmungen und anderer unentbehrlicher Anhaltspunkte, was uns die Berichtigungen des Dr. Potagos in manchen Punkten noch beanstanden läßt, als vielmehr ein gewisser Ton persönlicher Gereiztheit, in den derselbe bei den Nachweisen der Irrthümer seiner berühmten Vorgänger nur zu oft verfällt und der einen, unser leises Mißtrauen wachrufenden, Mangel an Objektivität anzeigt. Mehr als einmal empfängt man bei den Ausführungen des Dr. Potagos den Eindruck, als habe man in ihm eine Erscheinung vor sich, die bisher unter den Afrika-Reisenden selten, wenn auch in allen anderen Gebieten menschlichen Strebens häufig genug ist: wir meinen die eines sogenannten „verkannten Genies", das sich



ja, wie man weiß, selten durch Vorurtheilslosigkeit ausgezeichnet. Doch dem sei, wie es wolle; auf jeden Fall wird durch diese Anregung die endgültige Erforschung des Uëlle-Gebietes wieder in den Vordergrund der zu lösenden afrikanischen Fragen gerückt, und es wird voraussichtlich nicht gar zu lange Zeit vergehen, bis wir im Klaren darüber sein werden, in wie weit die Angaben des Dr. Potagos stichhaltig sind.

Bei dem im Nachstehenden zu gebenden Auszuge aus dem vorläufigen Berichte des Dr. Potagos werden wir die hydrographischen Fragen, die derselbe begreiflicherweise sehr eingehend behandelt, nur in soweit berühren, als dies für den Zusammenhang nöthig erscheint, und uns mehr mit der eigentlichen Schilderung seiner Reise durch das interessante Gebiet beschäftigen. Unsere Leser werden aus der schlichten Beschreibung, die meistens nichts anderes sein will, als ein möglichst genaues Itinerarium, und die nur vorübergehend und wie von etwas Selbstverständlichem von den zahllosen Beschwerden und Mühsalen spricht, mit denen der europäische Reisende in jenen Gegenden zu kämpfen hat, leicht erkennen, daß sie es hier mit einem Manne von ungewöhnlicher Energie und großem persönlichen Muthe zu thun haben, dem es wohl vorbehalten sein mag, unter günstigen Verhältnissen der Sache, der er sich einmal gewidmet hat, noch wichtige Dienste zu leisten.

Am 17. Januar 1876 verließ Potagos Kairo, mit der

Absicht, in möglichst kurzer Zeit El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, zu erreichen, wo er sich einer nach dem Süden gehenden Karawane anschließen wollte. Aber diese Absicht erwies sich nur zu bald als unausführbar; schon in Siut, wohin er auf der Eisenbahn gelangte, sah er sich zu einem Aufenthalt von vierzehn, in Assuan gar zu einem von zwanzig Tagen gezwungen, und so kam die Mitte des Mai heran, ehe er sein Ziel erreicht hatte. In den ersten Tagen des Monats durchwanderte er mit einer Karawane die Wüste zwischen Kadschmar und Bara. Der Eintritt der Regenzeit für diese Gegend stand bevor, und überall waren die Araber am Wege mit der Aussaat des Getreides beschäftigt; nur an den Stellen, wo die Sandschicht besonders dünn ist, streuen sie hier den Samen nach europäischer Weise aus und bedecken ihn nachher, indem sie mit Baumzweigen über das besäete Feld hinfegen; meistens aber graben sie tiefere, weite Löcher in den Boden, in die der Samen geworfen wird und die danach wieder zugeschüttet werden. Ist die Aussaat besorgt, so warten sie in aller Ruhe auf den Regen, dessen unveränderlich feststehender Eintritt die öde Sandwüste bald in eine grünende Ebene verwandelt. Am 13. Mai, als man von El Obeid noch eine Tagereise entfernt war, fiel hier der erste Regen. Nach einem für die Ungeduld des Reisenden wenig erfreulichen Aufenthalt von 18 Tagen in El Obeid hatte die neue Karawane endlich alle ihre Vorbereitungen beendigt, und so wurde am 1. Juni die Reise in südwestlicher Richtung angetreten. „Bei Abu-Haraza, etwa 50 km südwestlich von El Obeid, erblickte Potagos zum erstenmale die tropische Vegetation der afrikanischen Wälder. Interessant ist seine Schilderung eines Ungewitters, von dem die Karawane hier betroffen wurde: „Plötzlich zeigte sich uns gegen Norden in weiter Ferne eine ungeheure dunkle Masse, die bis zum Himmel emporragte und uns den Horizont verdeckte. War es ein Gebirge? Ich konnte nicht anders denken, und meine Leute waren derselben Ansicht. Und doch hatten diejenigen von unseren Gefährten, die eine Kenntniß des Landes zu haben behaupteten, noch nie etwas von einem nach jener Gegend hin liegenden Gebirge gehört. Indessen vergrößert sich die dunkle Masse zusehends, sie erhebt sich und kommt auf uns zu. Ein anfangs unbedeutender Wind verstärkt sich plötzlich zu so heftigem Sturme, daß unsere Kameele nur mit größter Anstrengung sich auf den Beinen erhalten. Bald befinden wir uns in einer dichten Staubwolke und in vollständiger Finsterniß. Der Wind schleudert uns große Steine an den Kopf, vor denen wir uns hinter unser Gepäck flüchten. Nach fünf Minuten war die Luft nur noch in der Ferne verdunkelt; der Sturm ließ nach; von Zeit zu Zeit nur kam ein heftiger Windstoß, der schwere Regentropfen brachte. Wir benutzten die eingetretene Ruhe, unser Gepäck, so gut es gehen wollte, zu ordnen und unsere Kameele abzuladen. Allmälig wurde aus dem vereinzelten Fallen der schweren Tropfen ein fluthartiger Regen, der den Boden bald in ein wahres Meer verwandelte, dessen strömende Wasserwogen ungeheure Baumstämme mit sich fortrissen. Der Platzregen dauerte 20 Minuten, ein leichter kalter Staubregen folgte auf ihn, hielt aber nicht lange an. Es war der erste Regen dieses Jahres in Kordofan, wo die jährliche Regenzeit durchschnittlich drei Monate dauert. Bei Hofrat-el-Nahas hat sie eine Dauer von sieben, im Lande der Njam-Njam eine von neun Monaten, und in der Aequatorialregion giebt es während des ganzen Jahres keine vollständig regenlose Zeit. So haben wir zwischen El Obeid und dem Aequator, auf einem Gebiet von dreizehn Graden, nur zwei durch das gelegentliche Vorkommen von Regengüssen oder den gänzlichen Regenmangel von einander unterschiedene Jahreszeiten, deren relative Dauer sich verändert, je mehr man dem Aequator näher kommt, oder von ihm sich entfernt."

Am 5. Juli kam man in Sata im Hamâra-Lande an, das sich durch seinen gänzlichen Mangel an Brunnen auszeichnet. Im Anfange der trockenen Jahreszeit liefern die Ful, kleine Teiche oder Sümpfe, in denen sich noch einige Zeit nach der Regenperiode Wasser erhält, das für den Bedarf der Einwohner nothwendige. Sind die Ful auch ausgetrocknet, so nimmt man zu den Wasservorräthen seine Zuflucht, die man während der Regenzeit in ungeheuren, aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellten Fässern gesammelt hat, und die mehrere Monate hindurch für Menschen und Vieh ausreichen müssen. Diese Fässer, von denen jede das Land durchziehende Karawane eines mit sich führt, sind auf der ganzen brunnenlosen Strecke zwischen Abu-Harasa und Timbun im Gebrauch. Sie heißen Debeldieh oder Hamâra nach dem hier hauptsächlich gedeihenden Baume el Hamâra, aus dessen kolossalem Stamm sie verfertigt werden. Der Baum, der auch dem Lande seinen Namen gegeben hat, trägt Früchte, die, beträchtlich größer als Kokosnüsse, ein säuerliches, breiartiges Fleisch enthalten, das als erfrischendes Nahrungsmittel hier von großem Werthe ist.

Von Sata aus führen drei Wege nach Südwesten, die sich bei Fali-Zarijah in der Provinz der Bagarra-Araber vereinigen, wo es zahlreiche Brunnen giebt. Am 9. Juli verließ man Sata und zwei Tage darauf befand man sich an der Nordseite der Nômba-Hügel, die niedrig, aber dicht zusammengeschoben, wie eine Mauer zur Linken des Weges emporragten. Die Araber sprechen von 99 Hügeln, aus denen die Kette sich zusammensetzen soll; doch darf dieser Angabe keine Bedeutung beigemessen werden, da gerade 99 die Zahl ist, die sie mit Vorliebe zur annähernden Bezeichnung jeder größern Menge von Gegenständen zu gebrauchen pflegen.

Am 12. Juli erreichte man bei Timbun die Grenze der Rizegat und Tags darauf befand man sich in Abu Na'am, der Hauptstadt des Na'am- oder Straußenlandes. Am 14. in Fali-Zarijah angelangt, hatte man im Osten die Nomba-Hügelkette, im Westen die Wüste, die sich bis nach Dar Fur ausdehnt, und die während der Regenzeit von den Rizegat bewohnt wird. Von Fali-Zarijah gehen zwei Wege nach der Gegend von Schekka; der kürzere, der um die Nômbahügel und durch das Land der Ndschange direkt nach Süden führt, war damals, wie mit kurzen Unterbrechungen eigentlich immer, durch die Feindseligkeiten zwischen den Eingeborenen und den arabischen Sklavenhändlern versperrt; man mußte sich entschließen, den in der Richtung nach Südwesten führenden, weiteren, einzuschlagen. Auf demselben kam man am 19. an dem wasserreichen Brunnen von Mundschilat vorbei, an dem die Führer der Karawane jedoch keinen Aufenthalt gestatteten, da nach der Meinung einiger während der Regenzeit an diesem gefürchteten Orte eine Art kleiner Fliegen sich erzeugt, deren Stiche dem Vieh unbedingt tödtlich werden. Eine andere Version über das hier wohl wirklich häufige Fallen der Kameele läßt in der nassen Jahreszeit gewisse Pflanzen an diesem Brunnen wachsen, die allen Thieren, mit alleiniger Ausnahme der Ochsen, schädlich sind. Aus diesem Grunde, heißt es, hielten die Einwohner des Landes, die „Bagarra", d. h. „Ochsenzüchter", kein anderes Vieh als eben nur Rinder.

Nach mehrtägigem von häufigen Regengüssen unterbrochenem Marsche langte man am 23. Juni in Schekka an. Alle Ful am Wege waren bis zum Rande mit Wasser gefüllt; immer wieder begegnete man großen Trupps von Arabern, die, aus dem Innern kommend, vor der Hitze und

den Stichen der Insekten weiter nach Norden flüchteten. Das Land war auch jetzt hier unvergleichlich schön, der Boden mit einer üppigen Vegetation bedeckt, alle Bäume im Schmucke dichtesten, frischgrünen Laubes. Zahllose Vögel zeigten sich überall, mannigfache Insekten belebten den Boden. In den Lichtungen des Waldes sah man ganze Herden von Wild weiden, auch Raubthieren begegnete man nicht selten: es schien eben, als hätte mit dem Eintritt der Regenzeit ein allgemeines Zusammenströmen nach dieser begünstigten Region stattgefunden, die sich mit der Rückkehr der Trockenheit wieder in eine öde, todte Wüste verwandelt.

Am 25. Juni trennte sich Potagos von der Karawane, die südwärts nach dem Bahr-el-Arab weiter zog, und setzte mit einigen landeskundigen Arabern, die er als Führer und Träger gemiethet hatte, seinen Weg nach Kaleka, dem Gebiete der Kambanieh-Araber, fort. Immer in südwestlicher Richtung vorschreitend, ließ man bald die Region des Regens hinter sich im Norden liegen. Nach zweitägigem angestrengten Marsche an dem See Subito, den Brunnen el Matari und el Hamid vorbei, und nach einer im dichten Walde verbrachten Nacht erreichte man am 27. Abends Poplil, eine Ortschaft der Kambanieh, wo man die Nacht über blieb. Am folgenden Tage ging es weiter durch bewohnte Landstriche, deren letzten die Führer Meleggeh nannten. Von hier bis Kaleka führte der anderthalbstündige Marsch durch ein sumpfiges, von zahlreichen Antilopen bevölkertes Terrain. Weite, üppige Reisfelder dehnten sich hier am Wege aus; das Gras der Wiesen war bedeutend höher, als man es weiter im Norden gesehen hatte; die Durra, die in der Gegend von Schekka nur eben den Boden bedeckt hatte, stand hier schon in voller Blüthe.

Der ganze Landstrich zwischen Abu Harasa und Kaleka, den man nun durchwandert hatte, ist durch große Skorpionen und lästige Insekten aller Art heimgesucht, die dem Reisenden, der kein Bett mit sich führt, leicht gefährlich werden können. Eine andere nicht geringere Gefahr bietet sich ihm in dem Wasser der Ful, durch dessen Genuß man sich die entsetzliche Plage des Guineawurmes zuziehen kann.

Südlich von Kaleka sammeln die Eingeborenen als beliebtestes Nahrungsmittel die ardha oder Termiten. „In dieser Gegend," sagt Potagos, „kommen die geflügelten Termiten nur zu einer bestimmten Zeit im Jahre, im Juni oder Juli, überhaupt aus dem Erdboden hervor, weiter nach Süden hin, im Lande der Njam-Njam, aber während des ganzen Jahres um die Stunde des Sonnenunterganges. Die Eingeborenen graben vor dem Termitenloche eine kleine Grube, in der sie ein Feuer anzünden; von dem Lichte angezogen, fliegen die Termiten darauf zu, verbrennen sich die Flügel und fallen nieder. Ist das Feuer erloschen, so werden die zahllosen Schlachtopfer gesammelt, mit denen man häufig große Kisten anfüllt, und die hier wie bei uns die Korinthen gegessen werden."

Der Scheich von Kaleka erwies sich gegen den Reisenden ungemein gastfrei; er duldete nicht, daß Potagos auf dem Kameele, das er von El Obeid bis hierher benutzt hatte, die Reise fortsetzte, sondern gab ihm statt desselben eine starke Kameelstute und einen großen Reitstier mit gewaltigem Höcker auf dem Rücken. Am Morgen des 4. Juli verließ man Kaleka und nach zweistündigem Marsche kam man an dem ersten fließenden Wasser an, das man während der ganzen fünfwöchentlichen Wanderung erblickte: es war der Fluß Nidschilo, der von Norden, aus den Bergen von Maßlat kommend, sich in den Bahr-el-Arab ergießt. Dem Laufe dieses Flusses folgend, und nach dem Ueberschreiten des Bahr-el-Arab dieselbe südsüdöstliche Richtung weiter verfolgend, gelangt man, nachdem man noch einen größern, von Westen kommenden Strom, den Boro, passirt hat, nach dem Dembo-Lande Schweinfurth's, von welchem westlich das Land der Golo und der von Potagos zuerst besuchten Feruge sich hinziehen.

Am 5. Juli kam man nach siebenstündigem Marsch an einem zweiten ungemein wasserreichen Strome an, dem ebenfalls aus den Bergen von Maßlat kommenden Santjajia. In dem Berglande von Maßlat zwischen Kaleka und Dara wohnt ein zu Dar Fur gehöriger Stamm, der eine eigene Sprache besitzt. Nach weiterm Marsche von sieben Stunden erreichte man den Bahr-el-Arab, der hier den Namen Nidschilo el Ma'alem führt. Von dem Marragebirge in Dar Fur kommend, besteht der Bahr-el-Arab zur trocknen Jahreszeit hier nur aus einer Reihe einzelner kleiner Wasserbecken, während der Regenzeit aber, die um die Mitte des Juli beginnt, ist er drei Monate lang schiffbar. Sein Lauf hat zuerst eine südöstliche, dann eine entschieden östliche Richtung. Die Araber berichteten Potagos, daß der Fluß nördlich vom Ndschange-Lande einen großen See bilde.

Nachdem man am 7. Ras-el-Fil passirt hatte, kam man noch am nämlichen Tage in ein bergiges, von den Ndoggo, einem Dar-Fur-Stamme mit eigener Sprache, bewohntes Gebiet, wo man gegen Abend am Ufer des Ndschogan-Sees Halt machte. Von Timbun, wo Potagos zum letztenmale die Riesenstämme der Hamara- oder Tebeltiehbäume gesehen hatte, bis zu den Ndoggo-Bergen war der Baumwuchs ein im Wesentlichen gleichartiger geblieben, und hatte, bis auf eine, von den Eingeborenen deleb genannte Art, wenig Bemerkenswerthes geboten. Der Stamm dieses Baumes ist glatt wie der der Kokospalme, aber bedeutend stärker und höher. Seine Blätter haben mit denen der Dûmpalme (Hyphaene thebaica Mart.) die größte Aehnlichkeit, doch zeigt sein Stamm nicht die gabelförmigen Aeste, die für jenen charakteristisch sind. Auch die Früchte des Deleb gleichen denen der Dûmpalme, sind aber mindestens drei- bis viermal größer als jene. Aus dem ausgepreßten Safte derselben wird ein bierartiges Getränk, aus dem Fleische aber Mehl bereitet.

Am 10. Juli kam man an dem Königsberge an, so genannt, weil auf ihm der König der Ndoggo seinen Wohnsitz hat. Er gehört zu einem Gebirgszuge, der von Nordosten nach Südwesten zu gehen scheint, und vor dem sich eine niedrige aber längere Hügelkette in derselben Richtung hinzieht, an deren Fuß die Flüsse Bulbul und Ada entlang fließen. Südöstlich von dem Gebiete der Ndoggo befindet sich das Bergland der Feruge, das durch eine weite Ebene von dem Abusa-Gebirge getrennt ist. Längs des Bulbulflusses führt ein Weg von dem Ndoggo-Gebiete nach Hofrat-el-Nahâs, dem nächsten Ziele von Potagos' Wanderung; der Reisende wählte einen kürzern, eben nur zur Regenzeit, wo man keinen Wassermangel zu befürchten hat, zu passirenden Weg, der dem Laufe des Flusses nicht folgte und durch dichten Wald führte. Von dem Gipfel eines hohen kegelförmigen Berges, an dessen Fuß der Weg vorbei lief, hatte Potagos einen weiten Ueberblick über die nach Westen hin liegende Landschaft. Eine ungeheure Grasebene, die von den Ta'adschi-Arabern bewohnt und die im Norden von dem Marra-Gebirge begrenzt wird, dehnte sich vor ihm aus. Am folgenden Tage kam man an dem linken Ufer des Bulbul an, den Schweinfurth Bahr-el Homr nennt, und als man den Fluß passirt hatte, befand man sich bald in dem Lande der Kreki, an den Kupferminen von Hofrat-el-Nahâs. Hofra bedeutet in der Landessprache so viel wie Ausgrabung; Nahâs aber heißt Kupfer. Die von hier ausgeführten Kupfererze gehen bis weit in das Innere von Sudân und geben diesem Orte eine Berühmtheit, deren schon Barth und Schweinfurth Erwähnung thun.

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Hofrat-el-Nahâs setzte Potagos seinen Weg, zuerst in südsüdöstlicher Richtung, fort, um Mofio im Lande der Njamani-Bangwe zu erreichen. Er befand sich jetzt in dem von Schweinfurth Manga genannten Gebiete, das nach der Annahme jenes Reisenden auch von einem besondern Stamme bewohnt wird. Potagos giebt als den richtigen Namen des Landes aber Minga an und rechnet seine Einwohner als zu dem großen Stamme der Kreli gehörig.

Es war ein ansehnlicher Zug, in dem der Reisende Hofrat-el-Nahâs verließ; die Führer, deren einer das beladene Kameel leitete, gingen voran, Potagos auf dem großen, von dem Scheich von Kaleka ihm geschenkten Stiere folgte. Aber nicht lange währte es, so stellten sich der Kavalkade Hindernisse in den Weg; man kam in ein tiefgelegenes sumpfiges Terrain, wo der Regen unzählige Pfützen und Wasserlachen gebildet hatte. Mehrmals sank das Kameel bis zum Bauche in den Schlamm und konnte nur mit größter Mühe und vereinten Anstrengungen wieder befreit werden. Man mußte wohl oder übel sich entschließen, diesen Weg zu verlassen und, dem Rathe eines der intelligenteren Führer folgend, die Richtung nach Südwesten und den Schala-Bergen einschlagen.

Eine Reise zu den Auca-Buschnegern in Holländisch-Guyana.

Nach den Aufzeichnungen von August Kappler, mitgetheilt von Dr. **Karl Müller-Mylius.**

II.

Am andern Morgen machte ich mich in aller Frühe auf den Weg, und wir kamen an verschiedenen Dörfern vorüber, welche beinahe insgesammt auf Inseln im Tapanahoni lagen und wovon das Dorf Sali oder Clementi das bedeutendste war und gegen 150 Einwohner haben mochte, während die meisten anderen nur klein, aus wenigen Hütten bestehend oder theilweise sogar ganz verfallen waren. Wir hatten hier keine Wasserfälle und nur sehr wenige Stromschnellen zu passiren. Gegen 10 Uhr Vormittags gelangten wir durch eine ganze Inselflur kleiner und größerer Inseln in eine Art natürlichen Kanals, wo ein Theil des Flusses, dessen rechtes Ufer man nicht sehen konnte, mit rasender Schnelligkeit in einem sehr tiefen Bett eingezwängt dahinströmte. Oberhalb dieses Kanals lag auf dem linken Ufer das Dorf Sansumanglana und einen Büchsenschuß höher hinauf am rechten Ufer und unmittelbar unter den Granhollo-Fällen das Dorf Piket, der Wohnsitz der ehemaligen Posthonders. Obgleich man mich hier zu verweilen bat, bis man nach dem üblichen Ceremoniell den Gran-man von meiner Ankunft benachrichtigt habe, so setzte ich es doch durch, daß zwei ältere Neger und ein Kapitän mich sogleich über den Fall brachten. Das Wasser stürzt sich hier in einem Halbkreis in drei Fällen, welche durch zwei große dicht bewaldete Inseln geschieden werden, kaskadenartig und in einer Längenausdehnung von ungefähr einer Viertelwegstunde herab, allein die Wassermenge war unbedeutend, da wir im Ende der trockenen Jahreszeit standen. Während der großen Regenzeit muß der Fall einen herrlichen Anblick darbieten und jede Verbindung mit dem obern Lande abschneiden.

Der auf der Seite des Dorfes Piket und etwas oberhalb desselben gelegene Fall stürzt aus einer Höhe von 15 bis 20 Fuß herab. Wir benutzten jedoch den mittlern Fall, und während ich über die Felsen emporkletterte, zogen die Indianer und Neger meine und ihre Corjal nach oben, wobei sie jeden der größeren, manchmal zwei bis zehn Fuß hohen Fälle zu umgehen wußten, was vielleicht drei Viertelstunden Zeit in Anspruch nahm. Oben angekommen sah ich auf ungemein hohen Felsblöcken einen großen, etwa zwei Meter hohen Stein mit abgerundeten Kanten liegen, als ob er von Riesenhänden dort hinauf gesetzt worden wäre, — es war der Gado oder Altar des Gottes Winlihede, an welchem wir nun opfern mußten. Ich überließ dieses Geschäft dem Kapitän, welcher etwas von meinem Dram (Branntwein) nahm und die Felsen besprengte, um dem Gotte zu danken, daß er diesen Blanken, welcher in keiner bösen Absicht komme, so glücklich über den Granhollo-Fall heraufgeholfen habe, und um ihn demüthig zu bitten, daß er ihn auch ebenso wieder hinunter helfe. Von diesem Standpunkte auf der Höhe des Falles aus konnte man deutlich wahrnehmen, daß wir uns jetzt mindestens achtzig Fuß höher befanden als bei Piket, denn ich schaute über einen Seidenwollbaum hinweg, welcher dort unten stand und mindestens die genannte Höhe haben mochte. Bei einiger Vorsicht und unter Benutzung der eigenthümlichen kleinen Kanäle sind derartige Fälle in der trockenen Jahreszeit weit weniger schwierig zu passiren, als man denken sollte; dagegen glaube ich fest, daß es in den Regenzeiten, wo ich diesen Fall allerdings niemals gesehen habe, durchaus unmöglich ist, ihn hinauf oder hinab zu befahren. — Uebrigens ist die dortige Gegend ausnehmend öde und traurig: entwurzelte Bäume, welche während der Regenzeiten zwischen Felsen stecken geblieben sind, versperren oft den Weg; selbst der Waldanflug ist klein und spärlich und der großen Bäume bar, denn das fruchtbare Erdreich ist durch die Gewalt des Wassers hinweggespült worden.

Wir waren zwar jetzt oberhalb des Falles, kamen aber nun erst in ein Chaos von Inseln, welche eine stundenlange von Südwest kommende Bucht ausfüllen, von deren beiden Ufern nichts zu sehen war, bis man oberhalb der Bucht in die freie, ruhige Strecke des Flusses kam, welcher hier ohne Inseln eine Breite von ungefähr tausend Fuß haben mochte. In der Bucht selbst nun war ein solches Labyrinth von bewaldeten Inseln und Eilanden, von Riffen, Klippen, Stromschnellen und Sandbänken, daß ich mich ohne Führer niemals zurecht gefunden haben würde. Im Zickzack und nach allen Himmelsrichtungen fahrend, welche ich kaum mit dem Kompaß nachzuzeichnen vermöchte, gelangten wir endlich in ein kleines Bassin von nur etwa 150 Fuß Länge und Breite und befanden uns nun bei dem Dorfe des Großoberhaupts der Buschneger. Dieses unbedeutende Dorf von kaum 50 Einwohnern hieß „Drie Tabbetjes“ (drei Inseln), und der Gran-man hatte hier ein hübsches neuerbautes Haus mit einem hohen Flaggenstocke davor, von welchem die niederländische Flagge schlaff herunter hing, denn die arme konnte auf diesem verlorenen Posten in der fernen

Kolonie Seiner Niederländischen Majestät nicht lustig wehen wie ihre Schwestern auf dem freien Oceane, weil niemals sich ein kräftiger Windhauch in dieses Felsennest zu verirren vermöchte, selbst wenn ein Orkan durch die Waldungen geheult hätte. Ich landete und fand den alten „Beiman" in seiner Haustracht, nämlich nackt, und im Begriff, sich sein Essen zu kochen. Als er nun Miene machte, in einen Schlafrock zu schlüpfen, bat ich ihn, dies zu unterlassen, da ich ebenfalls nicht gesonnen sei, mich in anderer als meiner gewöhnlichen Toilette zu zeigen, nämlich in leinenen Beinkleidern und farbigem Hemd, und sich in seiner Beschäftigung nicht stören zu lassen. Beiman war ein Bursche von nahezu achtzig Jahren, ein ganz urechter Neger, mit allen Untugenden und Fehlern seiner Race: Grobheit und Bengelhaftigkeit, wo er sich in der Uebermacht sah, feiger Kriecherei und Speichelleckerei, wo er irgend einer überlegenen Gewalt gegenüber stand, Faulheit und Unzuverlässigkeit, Lügenhaftigkeit und Betrügerei im Verkehr u. s. w. Ich hatte mit dem Manne schon früher vielfach theils geschäftlich bei meinem Holzhandel, theils amtlich wegen der Vertheilung der Geschenke zu thun gehabt, welche die niederländische Kolonialregierung nach dem Vertrag von 1760 mit den Buschnegern denselben alle vier Jahre zu schicken verpflichtet war und die früher auf dem Militärposten Armina und nach dessen Einziehung auf meiner Station Albina gereicht worden waren. Ich hatte den Gran-man früher schon mehrmals aus meinem Hause geworfen, wenn er sich dort unangemessen oder grob benommen hatte, und er kannte mich daher sehr gut und wußte, daß ich mit seinem geringen Einfluß bei seinen untergebenen Kapitänen bekannt war, denn seine Würde war nur eine tituläre und scheinbare, nur auf Tradition und Aberglauben gestützte. Der jeweilige Gran-man wird nämlich nicht gewählt, sondern die Würde ist nur insofern erblich, als nur immer der älteste männliche Abkomme von einem gewissen Mutterstamme diesen erledigten Posten erhält. Bei den Buschnegern gilt nämlich nicht die Vaterschaft als Grundlage der Vererbung, sondern die Mutter bedingt die Erbfähigkeit: nur die Söhne, Enkel, Urenkel oder in deren Ermangelung die Abkömmlinge der Neffen, Großneffen &c. der sogenannten Gran-mama gelangen zur Gran-mans-Würde. Die Kapitäne der Buschneger dagegen gehen aus einer Ortswahl hervor und werden von der Regierung bestätigt und mit dem Zeichen ihrer Würde, dem Ringkragen und Kommandostab, belehnt, bei schlechtem Verhalten aber auch abgesetzt, worein sich die Buschneger dann trotz ihres Dünkels und trotzigen Gebahrens ergeben.

Während der Gran-man sein Abendbrod kochte und mir seine Noth klagte, daß er nicht einmal Fleisch oder Fisch zu seinem Brei habe, worauf ich ihm ein Stück Speck aus meinem eigenen Vorrath in den Topf warf, hatte ich die beste Gelegenheit, mit ihm über den einen Punkt meiner Sendung zu sprechen, von dem ich zum Voraus wußte, daß ich auch ohne die Künste eines Diplomaten vom Fach bei ihm reussiren würde, — nämlich über den ihm zu gebenden Wink, daß er bei der Regierung um eine Besoldung für sich nachsuche. Ich drückte zunächst mein Bedauern und meine Verwunderung darüber aus, daß ein Mann von seinem Alter und Rang nicht einmal Fleisch zu seiner Mahlzeit habe, und meinte, unsere Regierung könnte ihm wohl etwas zulegen, weil jeder Buschneger-Kapitän, wenn er nach der Stadt komme, immer Salz, Fisch, Mehl, Bier und dergleichen zum Geschenk erhalte. Da nun der Gouverneur überdies dem Gran-man persönlich so wohl wolle, würde ich an seiner Stelle jenem meine Noth klagen, wodurch derselbe sich vielleicht bestimmen ließe, ihm ein jährliches Gehalt auszusetzen. Es käme ja — meinte ich — nur auf den Versuch an, und ich wolle gern das Meinige thun, um bei dem Gouverneur die Sache in das rechte Licht zu setzen; ob dieser sich bewegen lasse, wisse ich begreiflicherweise nicht. Diese Winke fanden alsbald williges Gehör, und noch am selben Abend setzte ich im Namen des Gran-man eine Bittschrift der schwarzen an die weiße Excellenz in neger-englischer Sprache auf, welche der schwarze Würdenträger unter meiner Handführung mit einem Kreuz unterzeichnete. Hiermit war der erste Theil meiner Sendung erledigt, und daß die zweite zu keinem Resultate führen würde, wußte ich schon im Voraus.

Während der Gran-man seine untergebenen Häuptlinge entbieten ließ, auf den 10. November bei ihm zusammen zu kommen, wo ich dann der Versammlung den Wunsch der Regierung wegen der Aufnahme eines Missionärs unter ihnen vortragen wollte, besuchte ich mit meinen Indianen einige der benachbarten Dörfer, in denen überall dieselbe Armuth herrschte. Selten sah man hier einen tadellos gesunden Menschen, dagegen Kinder mit Geschwüren bedeckt, und Erwachsene, denen man die Lepra schon auf zehn Schritte weit ansehen konnte u. s. w. Kranken, welche am Fieber oder irgend einem andern Uebel litten und um „Drezei" (Medicin) bettelten, begegnete man in jedem Dorfe; nur die Kranken und Schwachen schienen zu Haus geblieben, die Gesunden aber in Cottica oder auf den Pflanzungen zu sein. Ich fand hier, daß außer den Fetischhäuschen auch noch gewissen Pflanzen eine Verehrung gezollt wurde, wenn sie in irgend welcher Beziehung zu den Fetischen standen. So fiel mir besonders eine große, etwa drei Fuß hohe Tillandsia auf, welche, über und über mit Stacheln von drei Zoll Länge bedeckt, neben einem Götzenbilde wuchs, dessen Augen aus rothen Bohnen bestanden, und über welches ein Bogen von rothblühenden Bauhinien hergezogen war.

Am 10. November wurde dann ohne besondere Vorbereitungen das Palaver abgehalten. Der Gran-man im Schlafrock, mit silbernem Halsschild oder Ringkragen und dem Generalshut mit Federn, ich im leichten Nanking-Röckchen, die sechs oder acht Kapitäne in ganz beliebiger Toilette, nur mit den Zeichen ihrer Würde, dem silbernen Ringkragen und dem Stock, waren in der Hütte und außerhalb derselben gelagert, wie sie eben Platz fanden. Ich benachrichtigte jetzt die Versammlung, daß der Gouverneur den Wunsch hege, sie aus dem Zustande von Heidenthum zu ziehen, sie zu civilisirten Menschen zu machen, wodurch sie auch für sich ein angenehmeres Leben gewinnen und ihre Sitten denen der Weißen ähnlich werden würden; ich sagte ihnen, daß wenn sie einen Missionär unter sich aufzunehmen geneigt seien, dieser in Auca eine Schule errichten und ihre Kinder unterrichten werde. — Allein wie schon häufig vorher, so hatten sie auch diesmal gar keine Lust dazu. Sie meinten, der Christengott sei ganz recht für die Weißen, allein sie halten sich an das, was ihre Mütter geglaubt haben, und müßten unfehlbar der Rache ihrer Götter verfallen, wenn sie das Christenthum annähmen. Ueberdies habe ihre „Gran-mama" (nämlich die Negerin, aus deren Stamm der Gran-man gewählt wird) das ganze Land mit einem Fluche belegt, wenn je ihre Nachkommen sich zum Christenthum bekehren würden. Allein einen Beamten möchten sie wieder unter sich haben, und der Gouverneur thue Unrecht, mir zu erlauben, daß ich am untern Maroni wohne und nicht unter ihnen, da ich doch von ihm bezahlt werde (you njam zoi monin); es gebe bei ihnen ebenso schöne Schmetterlinge, als am untern

Maroni. Besonders jetzt, seitdem die Franzosen sich auf dem rechten Ufer des Maroni angesiedelt hätten, wollten sie einen Beamten haben, da sie den Franzosen nicht trauten. Sie wollten aber ein- für allemal keinen Missionär, weder einen protestantischen noch einen katholischen, und hätten zwar nichts dagegen, wenn ein solcher sie besuche, nur dürfe er sich nicht schmeicheln, daß man auf seine Lehren hören werde.

Ich erklärte ihnen jetzt auch lachend, daß es mir für meinen Theil ganz gleichgültig sei, ob sie Heiden bleiben oder Christen werden würden, denn mein persönliches Interesse bestehe nur darin, von ihnen gutes Holz zu kaufen, wobei ich den Vorwurf hören mußte, daß ich stets zu wenig bezahle. Ich sagte ihnen, ich würde den Blanken bewundern, der in einer solchen sacca sacca contré (elenden Wohnplatz) sein Leben hinbringen würde, sei es als Lehrer oder Beamter, und daß wenn mir der Gouverneur einen Haufen Gold so groß wie die Hütte des Gran-man anbieten würde, damit ich zehn Jahre bei ihnen wohne, ich dieses Gold ablehnen würde, denn ein Platz, wie das Dorf des Gran-mans, so versteckt hinter Felsen, Wasserfällen, Inseln und Wald, das ohne Wegweiser gar nicht zu finden sei, wäre kein Aufenthalt für Europäer.

Das ganze „Gruttu", welches vielleicht eine Stunde dauerte, war eigentlich nur eine Unterhaltung und lief auf die ruhigste Weise ab. Nach meiner Ueberzeugung wäre es der nutzloseste und unsinnigste Schritt, eine Mission in Auca zu errichten, und eine wahre Geldvergeudung. Da die gesammte Bevölkerung vielleicht in 30 bis 40 Dörfern zerstreut, wovon manches nur zwei oder drei von je Einer Familie bewohnte Hütten enthält, und meist auf Strominseln wohnt, so wäre der Missionär, wenn er auch seinen Wohnsitz im größten Dorfe der Aucas nähme, doch von allen anderen abgeschlossen und könnte seine Tochtergemeinden nur im Kahne besuchen, was für einen Europäer eine schwierige und ermüdende Reiseart ist, abgesehen davon, daß er nicht jederzeit die erforderlichen Ruderer bekommen kann oder, wenn ihm dies auch möglich ist, er sie jedenfalls bezahlen muß. Die Gärten und Getreidefelder der Buschneger sind auf dem festen Lande zuweilen stundenweit vom Wohnort entfernt, und die Familien verweilen, namentlich zur Zeit der Saat und Ernte, oft Monate lang dort, während ihre heimathlichen Hütten im Dorfe leer stehen und von Unkraut überwuchert werden. Ein Theil der männlichen Bevölkerung ist beständig abwesend auf den Pflanzungen oder am untern Maroni, wo sie sich Jahre lang aufhalten und Holz schlagen, oder macht Reisen zu den Indianern des Innern, um von ihnen Hunde einzutauschen, welche sie wieder auf den Pflanzungen verkaufen, oder geht zu den Boni-Negern und lebt unter ihnen; — kurzum, diese Buschneger ziehen ein unstätes Nomaden- oder vagirendes Zigeunerleben einer festen ruhigen Existenz weit vor. Der Missionär müßte daher so zu sagen ein Reiseprediger und beständig unterwegs sein und seine Pfarrkinder in ihren zeitweiligen Wohnsitzen aufsuchen, denn diese kämen gewiß nicht zu ihm. Vielleicht fände er einige Zöglinge, welche er im Lesen und Schreiben unterrichten und durch welche er für die Zukunft wirken könnte, allein selbst dies ist unsicher. Mehr Vertrauen und einen paratern Wirkungskreis unter den Buschnegern würde ein Arzt finden, welcher denselben bei ihren mannigfaltigen Krankheiten und Gebrechen helfen könnte; allein wo würde sich jemand hierzu finden lassen? Würden die Buschneger einwilligen, ihre so unzugängliche Heimath am Tapanahoni mit Wohnplätzen auf dem so fruchtbaren Lande unterhalb Armina zu vertauschen, dann wäre es angezeigt, durch Missionäre für ihre geistliche und leibliche Wohlfahrt zu sorgen und sie auf diese Weise allmälig einer Civilisation entgegen zu führen, deren erste Grundlage in nützlicher und dauernder Beschäftigung zunächst mit Landbau bestehen muß. Haben sie auf ihren Hang zum Nomadenleben verzichtet, können sie durch Anpflanzung und vortheilhafte Verwerthung irgend eines Produktes an eine behagliche, seßhafte Lebensweise gewöhnt werden, dann kann auch das Christenthum unter ihnen Wurzel schlagen; aber auf eine andere Weise schwerlich. Was die mährischen Brüder unter zwei anderen, der Stadt viel näher gelegenen Stämmen seither auszurichten vermocht haben, ist von geringer Bedeutung, obwohl die Saramacca- und Becon-Musinga-Neger bei weitem nicht solche Vagabunden sind, wie die Aucas.

Am 11. November verließ ich den Gran-man, übernachtete auf Manbobli und langte am andern Mittag im Dorfe der Poligudu an, von wo ich noch am nämlichen Tage einen kleinen Abstecher nach der Lawa machte. Dieser aus Osten kommende Fluß scheint kleiner zu sein, als der Tapanahoni; eine große Insel, welche man für festes Land halten könnte, liegt am Falle, und mehrere kleine am linken Ufer. In der Nähe des Falles sind noch einige Stromschnellen, aber außerdem ist der Fluß ohne Felsen und strömt ruhig dahin, so daß wir nach einer kleinen Stunde das südliche Ende der Insel erreicht hatten und uns nun in einem schönen breiten Fahrwasser befanden, wo der Fluß genau aus Süden kam und die doppelte Breite des Tapanahoni hatte. Trotz der paar Inseln, welche in demselben lagen, hatte man doch eine Fernsicht von etwa zwei Wegstunden. Der östliche Arm, welcher um die Insel floß, war noch viel breiter, als der westliche, und floß ruhig gen Nordwest. Da meine Indianer denselben noch nicht kannten, so trieb mich die Neugier, auch diesen Arm zu untersuchen, und wir trieben eine halbe Stunde ruhig in glattem Fahrwasser dahin, geriethen dann aber plötzlich unter eine Anzahl Eilande und Felsen hinein, zwischen denen Fälle von drei bis sechs Fuß Höhe tosten, welche den weit beträchtlichern Fall der Lawa bilden, deren Gewässer unterhalb Poligudu in den Maroni münden, aber nicht so deutlich bemerkbar sind, weil sie durch Felseninseln verdeckt werden. Es war beinahe sechs Uhr Abends, als wir dieses Felsenlabyrinth erreichten, und hätten wir auch über diese Fälle herunter zu kommen vermocht, so hätten wir doch den Singadede und Poligudu bei Nacht nicht passiren können. Wir kehrten daher um und wählten unser Nachtlager auf dem Südende der Inseln. Am 13. November verließen wir Poligudu. Der Gran-man hatte drei erfahrene Neger geschickt, um mich über die Singadede und Manbari-Fälle hinunter zu bringen. Ich trug Bedenken, bei dem ersten, welcher über eine Höhe von ungefähr acht oder neun Fuß in einem Winkel von 30° herunterbraust, im Boot zu bleiben, und wollte lieber über die Felsen bis zum Fuß des Wasserfalls hinabklettern; allein die Neger versicherten mich, daß gar keine Gefahr dabei sei, und so blieb ich sitzen, kann aber nicht behaupten, daß mir sehr behaglich zu Muthe war, als wir auf dem Scheitel des Falles trieben und ich neben und unter mir nur tosendes Wasser und Stromschnellen sah und im brausenden Schwall pfeilschnell hinunter fuhr. Einer der Buschneger und Aifacumanali waren am Steuer, ein anderer und Bamu saßen im Bug, der eine den rechten, der andere den linken Fuß in Bereitschaft, um, falls wir gegen den Felsen gedrängt wurden, sogleich durch einen Stoß mit dem Fuß die Corjal ins richtige Fahrwasser bringen zu können. Wir glitten aber ohne allen Unfall hinab und gelangten schnell in ruhiges Wasser. Nun hatten wir noch den

Manbari [1]) zu passiren, wo das Wasser beinahe senkrecht herunter steigt. Bei diesem aber vertraute ich mich nicht dem Kahne an, sondern kletterte an den Felsen herunter und setzte mich erst unten wieder in die Corjal. Hier verließen mich die Buschneger: Bokko der Aeltere, und ein Bursche von etwa zwanzig Jahren, welchen ich Biggi Mosso, Großmaul, getauft hatte. Biggi Mosso lachte nämlich immer und hatte einen Mund wie ein Haifischrachen voll wunderschöner Zähne. Ich beschenkte sie mit Speck und gesalzenen Fischen. Jetzt war ich wieder mit meinen Indianern allein und schlief auf der mit weißen Passifloren bekränzten Insel. Am andern Morgen aber fühlte ich mich matt und unwohl, und heftiger Kopfschmerz peinigte mich um so mehr, als das kleine Zeltdach meines Kahns mir nur dürftigen Schutz gegen die Sonnenstrahlen gewährte; todtmüde und krank traf ich am Abend auf dem Eilande Anoso ein. Alles was ich aß, mußte ich augenblicklich wieder erbrechen, und als wir am Morgen weiter fuhren, konnte ich nicht mehr sitzen, sondern mußte mich an den Boden des Kahns legen, gegen die Sonne geschützt durch das Zeltdach, welches ich abgenommen und über meinen Kopf gelegt hatte, um nur nicht direkt den glühenden Sonnenstrahlen ausgesetzt zu sein. So erreichten wir denn schon bei Dunkel den Switti Cassabe Tobbetje unterhalb des Falles von Armina, wo wir einige Stunden schliefen, und trafen am 16. November um Mittag wieder auf Albina ein.

Kaum war ich daher wieder im Kreise der Meinigen, so befiel mich ein Gallenfieber, bei welchem ich sechsunddreißig Stunden lang bewußtlos lag. Als der erste Anfall etwas nachgelassen hatte und ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich den Père Jardinier und den Arzt aus Saint-Laurent [2]) bei mir im Zimmer. Ich war so schwach, daß ich kaum zu reden vermochte. Der Doktor, ein ganz junger Mann, reichte mir ein Glas, worin mindestens zehn Gran Chinin sich befanden, welche ich einnehmen sollte. Da ich noch niemals eine so große Dosis hatte einem Kranken reichen sehen, so weigerte ich mich, dieselbe auf einmal zu schlucken; aber der junge Arzt versicherte mich, daß nur dies mir helfen könne, weil ich, falls ein zweiter Fieberanfall sich einstellte, wahrscheinlich verloren sein würde. So schluckte ich denn die ganze Portion, mit Wasser und einigen Tropfen Citronensaft vermengt, hinunter, und die einzige Folge war ein furchtbares Ohrensausen; aber das Fieber kam nicht wieder, und schon am dritten Tage darnach zeichnete ich meine Karte, welche ich dem Rapport an den Gouverneur beilegte. Diese Karte hatte ich, von Armina aus, auf dieser vierzehntägigen Reise bloß nach Kompaß und Taschenuhr entworfen, und sie blieb bis zum Jahre 1862, wo die Topographen im Auftrage der Regierung den Strom regelrecht aufnahmen, ohne Zweifel die beste, welche vom Maroni existirte, und in ihren Kontouren ebenso genau und ausführlich, wie jene der Kommission, welche mit ihren größeren Booten die verschiedenen Passagen nicht so befahren konnten, wie ich in meiner Corjal gethan hatte, während die geographischen Längen- und Breitengrade auf der Karte der Topographen mittels astronomischer Beobachtungen genau bestimmt sind, was natürlich bei meiner Kartenskizze nicht der Fall sein konnte. — Nach wenigen Tagen hatte ich wieder meine volle Gesundheit erlangt.

Kurze Zeit nach der Heimkehr von dieser Reise erhielt ich einen Besuch von dem katholischen Priester New aus Mana, einem Elsässer, welcher auch in echt elsässischem Dialekte Deutsch sprach. Dieser trug sich unter Erlaubniß des Bischofs in Cayenne mit der Absicht, das Christenthum unter den Buschnegern zu verkünden. Ein kleines Boot, worin sich außer Herrn New's Kleidern nichts befand als ein großer Pagal (Korb) mit Couac (Tapioca) und gesalzenen Fischen, trug ein kleines Zeltdach, unter welchem der eifrige Missionär nicht viel bequemer saß, als ich in meiner Corjal. Obwohl er kein Wort Neger-Englisch verstand, in welcher Sprache er doch mit den Buschnegern verkehren mußte, war er doch voll Begeisterung für sein Vorhaben, schien die Unbekanntschaft mit dem Neger-Englisch nur als eine Nebensache zu betrachten, und rechnete unverkennbar bei seinem schwierigen Unternehmen auf einen übernatürlichen Beistand. Ich suchte ihm, da er mich um Rath und Belehrung anging, sein Vorhaben anfangs auszureden, aber er ließ sich nicht entmuthigen, und um ihn nicht ganz auf die allfällige höhere Eingebung anzuweisen, erbot ich mich, ihm ein Neues Testament in Neger-Englisch und ein Wörterbuch dieser Sprache zu leihen, was er auch annahm. Nachdem ich ihm dann noch alle erforderlichen Anweisungen und Rathschläge für seine projektirte Reise gegeben hatte, rieth ich schließlich nochmals ganz offen ab, da er ebenso wenig ausrichten würde als ich; allein New nahm keinen Rath an, sondern vertraute auf Gott und seine gute Sache. Bei den Buschnegern angekommen, schickte er sogleich seine eigenen Neger zurück und blieb ganz allein in dem ersten Dorfe Guidappu, wo er damit begann, daß er Französisch predigte und die betreffenden Bibeltexte aus dem neger-englischen Evangelium vorlas. Inzwischen lebte er von seinen Stockfischen und seinem übrigen mitgebrachten Proviant, bis der Gran-man, welchen dieser wunderliche Heilige in Unruhe versetzte, ihn wohl oder übel nach Saint-Laurent zurückbringen ließ. In seinem Rapport an den Bischof Monseigneur Dossat (welcher mir später durch den französischen Arzt in Mana mitgetheilt wurde) hat Herr New dann später den Mißerfolg seiner Reise mir, dem „protestant enragé", zur Last gelegt, wogegen ich mich wieder beim Bischof schriftlich verwahrte.

Diese mißlungene kirchliche Expedition lieferte reichlichen Stoff zur Erheiterung der spottlustigen Offiziere von Saint-Laurent, welchen an diesem so abgelegenen Orte jeder noch so unbedeutende Gegenstand oder Vorfall zur Unterhaltung und Belustigung diente. Er beweist aber auch, was für aufopfernde und eifrige Streiter die römische Kirche unter ihren Dienern zählt. Ich sah viele Jahre später eben denselben New, obwohl er gerade vom heftigsten Fieber befallen war, bei anhaltenden Regenschauern im offenen Boot von Saint-Laurent abfahren, um nur ja am Sonntagmorgen das Hochamt in Mana halten zu können; er ward später behufs der Genesung nach Europa geschickt, starb aber schon in Martinique. Ebenso sah ich später in der Kirche zu Saint-Laurent eine Messe celebrirt durch den Priester L. Arat (S. J.), welcher die Schwindsucht im höchsten Grade hatte, so daß man seine Stimme kaum mehr vernehmen konnte und er nach Beendigung der Messe am Altar kraftlos zusammenbrach und ins Hospital gebracht werden mußte. Auch er starb wenige Wochen

[1]) Manbari bedeutet wörtlich: „die Männer haben geschrieen." Als nämlich die desertirenden Negersoldaten, verfolgt von den Blanken-Soldaten, sich am Maroni einen sichern Zufluchtsort suchten, gelangten sie auf ihren Zügen auch an diesen Fall, welcher durch seine Höhe und Größe ihnen so imponirte, daß sie „schrieen". Singadede bedeutet Seile aus Singra (Bromelia Pinguin), deren man bedarf, um die Boote über den Fall zu schleppen. Pedrosungo bedeutet einen Wasserfall, in welchem ein Neger Pedro Kahn und Leben verlor; Bonidoro die Stromschnellen, wo der berüchtigte Häuptling Boni einen zeitweiligen Zufluchtsort fand.

[2]) Saint-Laurent ist die Strafkolonie, welche die Franzosen auf dem östlichen, rechten, Ufer des Maroni (des Grenzflusses zwischen Holländisch- und Französisch-Guyana) gegenüber von dem Posten Albina angelegt haben.

später in Cayenne. — Ein anderer Priester, Peter Krämer (S. J.), ebenfalls ein geborener Elsäßer, verbrachte, nachdem er die Busch- und Boni-Neger besucht hatte, zwei Monate bei den Paramacca-Negern; allein auch er schien wenig ausgerichtet zu haben und kehrte abgezehrt und fieberkrank nach seiner Diöcese Mana zurück. Alle diese Reisen waren jedoch ebenso vergeblich wie die meinige, bei welcher auch ich pflichtschuldigst die übernommenen Aufträge vollzog, wenn auch nicht mit dem Eifer und der Energie jener Priester, und ohne mich in ascetischer Strenge nur auf den Genuß von Conac und Stockfisch beschränkt zu haben. Vielmehr wählte ich mir im Gegentheil von dem Wild und den Fischen, welche die Indianer schossen, stets die besten Stücke für mich aus, bereitete sie mit Butter und Zwiebeln schmackhaft zu und verrichtete meistens das Tischgebet, welches bei den Katholiken mit dem Zeichen des Kreuzes, bei den mährischen Brüdern mit Gesängen und Bibellesen angefangen und beendigt wird. Die holländische Kolonialregierung verzichtete nun darauf, die Buschneger zur Aufnahme eines Missionärs zu bewegen und kümmerte sich nicht weiter darum, auf welche Weise dieselben zu ihrer Seligkeit gelangen wollten. Unter den Becon-Negern hatten sich zwar einige durch die mährischen Brüder zum Christenthum bekehren und dann nach Anea schicken lassen, um auch ihre Stammesgenossen zu bekehren; allein selbst diese mußten unverrichteter Sache zurückkehren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Den „Moskl. Wjed." zufolge war die Expedition zur Untersuchung der nordischen Meere am 5. (17.) Juni in Sumski posad. Von hier ging die Murmanische Sektion theils über Archangelsk an die Murmanische Küste, theils über den Golf von Kandalakscha nach Kola. Die Sektion für das Weiße Meer arbeitet ebenfalls an zwei Punkten: beim Solowetzki-Kloster und am westlichen Ufer des Weißen Meeres. Einer weitern Mittheilung des „Kronst. Wjestn." nach hat die Expedition bis jetzt die meiste Ausbeute für die Flora und Fauna des Weißen Meeres in Sumy und Kem gefunden. Am 25. Juni (7. Juli) kam die Expedition im Solowetzki-Kloster an, dessen Archimandrit, Miletij, ihr alle mögliche Unterstützung zusagte. Das Kloster übt auch in wirthschaftlicher Beziehung großen Einfluß auf die Strandbewohner aus; jede nützliche Neuerung faßt in der Bevölkerung schnell Wurzel, wenn die Leute sie in der Wirthschaft des Klosters beobachten können. So hat Dank der Mitwirkung desselben sich auch die jetzige Art der Zubereitung der Fische für den Wintervorrath verbreitet.

Nachdem im Jahre 1879 die Poststraße Powjenez-Sumskoi (vergl. „Globus" Band XXXVI, S. 367) und die telegraphische Verbindung auf derselben vollendet worden, hat der Handelsverkehr vom Weißen Meere nach dem Onega-See sich derart entwickelt und sind auch die Wallfahrten aus den Gouvernements Petersburg, Nowgorod und Olonetz nach dem vorgenannten Kloster so zahlreich geworden, daß nach den Olon. Gub. Wjed. vom Jahre 1881 ab ein Dampfschiffverkehr zwischen Sumskoi und der Insel Solowetzki eingerichtet werden soll.

— Die letzte Volkszählung in Griechenland im Jahre 1879 (vergl. „Globus" XXXVI, S. 256) weist eine außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung einzelner Städte auf. So ist die Zahl der Einwohner von Athen von 48 107 im Jahre 1870 auf 68 677 im Jahre 1879 gewachsen, die des Piräus von 11 047 auf 21 618, die von Patras von 26 190 auf 34 227. Eine mäßigere Zunahme zeigt sich in Korinth von 6047 auf 7575, in Sparta von 10 686 auf 12 007 und in Theben von 5273 auf 6022. Ergasteria (Laurion), welches noch 1876 nur 3800 Einwohner zählte, hat heute 6500; vor 14 Jahren stand hier nur eine elende Hütte. Dieses Anwachsen ist durch die französische Laurion-Minen-Kompagnie bewirkt, welche die antiken Schlackenhalden ausbeutet. Der englische Konsul im Piräus giebt dem Bedauern Ausdruck, daß die alten englischen Handelshäuser der Levante fast verschwunden sind, und daß ihre Stellen jetzt Griechen, Italiener, Franzosen und Deutsche einnehmen, welche durch Sparsamkeit Vermögen erwerben, wo Engländer nicht comfortabel leben können. (A. Z.)

— Wie der „Allgemeinen Zeitung" aus Athen geschrieben wird, hat die griechische Regierung die Trockenlegung des Kopais-Sees einem Konsortium von französischen und griechischen Banquiers, an deren Spitze der Athener Buros steht, unter sehr günstigen Bedingungen übertragen. Die Unternehmer sind verpflichtet, nicht nur ein Drittel des trocken zu legenden Landes in sogenannte hohe Kultur zu nehmen, sondern auch Musterfarmen und Gestüte daselbst zu errichten. Griechenland gewinnt durch diese Entwässerung nicht allein viel fruchtbares Land, sondern, was die Hauptsache ist, Böotien wird dadurch von der Fieberplage befreit, welche die Bewohner zu Hunderten, ja Tausenden fortraffte. (Vergl. über den Kopais-See und die Frage seiner Trockenlegung „Globus" XXXII, S. 35 ff. und XXXIII, S. 336.)

— In einer Besprechung des von Sathas herausgegebenen ersten Bandes der „Documents inédits relatifs à l'histoire de la Grèce au moyen âge" (Paris 1880) giebt Gustav Meyer (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Mittwoch 23. Juni 1880) nach jenem griechischen Autor einige Erklärungen geographischer Namen Griechenlands, die von allgemeinem Interesse sind, und die wir hier reproduciren. „An der Stelle des alten Pylos steht heute das durch den Seesieg über die Türken berühmt gewordene Navarin, beim Volke immer im Plural οἱ Ναβαρῖνοι. In der Chronik von Morea heißt die Stadt Avarinos, und darauf hin hatte sie Fallmerayer („Geschichte der Halbinsel Morea" I, 307) flugs zu einer Avaren-Gründung gemacht. Aber die heutige Form mit n ist doch die ursprüngliche und richtige; der Ort ist von den Navarresern benannt, die bis ins 15. Jahrhundert von dort bis nach Kalamata Besitzungen hatten; ein zweiter Name, den er in venetianischen Urkunden trägt, läßt darüber keinen Zweifel: Spanochóri, d. i. Ort der Spanier (Sathas S. XXIX)."

Ferner zeigt Sathas (S. XXIX), daß der alte Name des Hauptflusses von Elis, Alpheios, und der heutige, Rufias, identisch sind; aus Urkunden und Hafenbüchern ergeben sich die Zwischenstufen Alfeas, Arfeas, Orfeas, Orfias und daraus endlich Rofias, Rufias. In der Umstellung der r und o erkennt G. Meyer slavischen Einfluß, da eine solche im alten wie im modernen Griechisch ganz unbekannt ist. Im Slavischen ist sie dagegen etwas ganz Gewöhnliches, ja Gesetzmäßiges: der Flußname Albis, Elbe, ist im Slavischen zu Labe, Labi geworden, der Almus in Bulgarien zum Lom,

die istrische Arnia zur Rascha; unserm deutschen Wort „Arbeit" entspricht das altslovenische rabota als urverwandtes, das lateinische arca ist als raka (Grab, Bahre) ins Slavische übergegangen.

Endlich giebt der griechische Gelehrte eine neue Erklärung des Namens Morea, welchen die Poloponnes bekanntlich seit dem Mittelalter trägt. Man hat denselben abgeleitet vom Maulbeerbaum (griechisch μορέα, lateinisch morus), weil der Baum auf der Halbinsel häufig ist, oder weil letztere die Gestalt eines Maulbeerblattes habe. Fallmerayer leitete ihn vom slavischen morje = Meer her, seine Gegner von Ῥωμαία (Romäer Bezeichnung für die byzantinischen Griechen). Nun lautet der Name in der metrischen Chronik ὁ Μοραίας im heutigen Volksmunde Morjäs oder Murjäs. Im Alterthume wie im Mittelalter aber wurde der Name der Hauptstadt eines Staates oder einer Landschaft leicht für diese selbst gebraucht, z. B. Arta für das Despotat von Akarnanien und Aetolien, Patra für das Despotat von Thessalien, Livadia für Mittelgriechenland u. s. f., und noch heute nennt das Volk die Departements nach ihren wichtigsten Ortschaften. Nun bezeichnete man unter der französischen Herrschaft mit Morea speciell Elis, und erst im 15. Jahrhunderte, als die Fürsten dieses engern Morea in Wahrheit die Herren der ganzen Peloponnes waren, wurde der Name auf diese letztere selbst übertragen. Von Elis also ist die Bezeichnung ausgegangen, und dort hat auch Sathas die namengebende Stadt Morjäs gefunden, heute nur eine Fischerei, Muria mit Namen, zwischen Katakolon und Olena, welche in jener Chronik und auch sonst erwähnt wird. Diese mittelalterliche Stadt Morea will Sathas wieder erkennen in der von Xenophon und Diodor „Margana", von Strabon „Margala", von Stephanus Byzantinus „Margäa" genannten elischen Ortschaft des Alterthums, deren genaue Lage freilich nicht zu bestimmen ist.

Asien.

— Wie die „Semipalat. Oblast. Wjed." mittheilen, ist Ende Juni a. St. Herr E. P. Michaelis auf einem Segelboote den Irtysch aufwärts von Semipalatinsk abgereist, um die Untersuchung des Irtysch-Laufes fortzusetzen, die er der ungünstigen Witterung wegen im Jahre 1879 nur bis Ust-Kamenogorsk hatte ausführen können.

— Nach den „Jenis. Gub. Wjed." waren 1879 in den Goldminen des Gouvernements Jeniseisk beschäftigt 16 454 Mann, 657 mehr als 1879; gewonnen wurden in 361 Gruben 400 Pud 34 Pfd. 92 Zol. 46 Dol. = 6566,7 kg, um 12 Pud 9 Pfd. 31 Zol. 46 Dol. weniger als im Jahre 1878. Von den Gruben liegen 256 im Kreise Jeniseisk, 32 in dem von Atschinsk, 38 in dem von Minusinsk, 29 im Birjusa-Gebiet in den Kreisen Kamsk und Nishneudinsk, und 6 im Kreise Krasnojarsk.

— Am 2. Juli hat M. de Ujfalvy seine zweite Expedition nach Turkestan von Paris aus angetreten. Er gedenkt Taschkend gegen Ende September zu erreichen und in Samarkand den Winter über zu bleiben, dann im Frühjahr 1881 das obere Thal des Zeraffschan, Karategin, Schignan, Wachan, Badachschan und Afghanistan zu bereisen, in Balch, dem antiken Baktra, Ausgrabungen zu veranstalten und dann, wenn es die Umstände gestatten, über Persien und den Kaukasus zurückzukehren. Ihn begleitet als naturwissenschaftlicher Sammler M. Bonvallot und als Botaniker und Geologe Dr. Capus, dessen Reisekosten der wohlbekannte Maecen der Wissenschaften, M. Bischoffsheim auf sich genommen hat.

— Dr. Knipping berichtet brieflich an die Redaktion von Petermann's Mittheilungen (s. den Monatsbericht des Heft VIII) über den Waarenverkehr in Gensanshin, dem neulich den Japanern eröffneten Hafen in Korea, wie folgt: Hauptartikel sind Baumwolle, baumwollene Stoffe, Hanf und Hanfkleider, Tabak, Tabakpfeifen und andere Rauchapparate, Birnen, Kastanien, Persimonpflaumen, Datteln, Salz, Seegras, Laternen, getrockneter Fisch etc. Diese Waaren kommen hauptsächlich aus Tokugen-fu, Bunsen-ken und Anhen-fu in Korea; Brennholz findet man in Menge, dagegen ist Reis selten. Die Eingeborenen leben vorzugsweise von Hirse, Weizen, Bohnen etc., aber sie essen auch Rindfleisch, Schweinefleisch, Wild, Hunde etc. sowie Sardinen. Gemüse sieht man wenig. Baumwolle und daraus gefertigte Gewebe kommen von Zenra-do und Keisho-do; Salz, Bohnen, Seegras und getrockneter Fisch von Kankiyo-do. Goldstaub wird von Zuisen, Sansui und Kozan gebracht, auch producirt Zuisen Silber. Die Tiger- und Leopardenfelle stammen aus Sansui und Kozan. Die hauptsächlichsten Handwerker sind Schmiede, Zimmerleute, Schuhmacher. Die Straßen befinden sich in schlechtem Zustand, zahlreiche Schweine, Ochsen und Kühe treiben sich in der Stadt umher und die Häuser sind schmutzig. Gensanshin ist der Haupthafen von Kankiyo-do. Zwischen Gensanshin und Yokohama ist am 10. April 1880 eine zweimonatliche Postdampferlinie eröffnet worden.

Afrika.

— Graf de Semellé, welcher im Jahre 1878 in Gesellschaft von A. Burdo eine Reise auf dem Niger und untern Benuë ausführte, aber wegen finanzieller Schwierigkeiten unterbrach, hat, wie Dr. Behm in seinem letzten Monatsbericht (Mittheilungen 1880, Heft VIII) mittheilt, seinen alten Plan wieder aufgenommen, seitdem er durch Verheirathung in günstige Verhältnisse gekommen ist. Er befindet sich seit April dieses Jahres nach dem Benuë unterwegs in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten Dampfer, den er „Adamana" getauft hat. Gegen Ende Mai hielt er sich einige Tage in Freetown in Sierra Leone auf.

— Andrea Fraccaroli, dessen Reise in Darfur auf S. 94 erwähnt wurde, ist, wie der Mailänder „Esploratore" meldet, in Chartum, gerade als er nach dem Bahr-el-Ghazal aufbrechen wollte, einem bösartigen Fieber erlegen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der bekannte russische Reisende Miklucho Maclay ist Ende Mai dieses Jahres von Neu Guinea, wo er $3^1/_2$ Jahre zugebracht hat, in Cooktown, an der Mündung des Endeavour-Flusses an der Küste des nördlichen Queensland, eingetroffen. Er wird, sobald er nach Rußland zurückgekehrt ist, ein ausführliches Werk über Neu-Guinea veröffentlichen. Maclay lebte Monate lang unter dortigen Eingeborenen, welche der Kulturstufe nach noch dem Steinzeitalter angehörten und nie zuvor Europäer gesehen hatten. Anfänglich mißtrauisch und auch lästig, faßten sie doch bald Zutrauen zu dem Fremden und wurden freundlich und gütig. An Lebensmitteln fehlte es dem Reisenden öfters. Zu gewissen Zeiten war animalische Nahrung sehr schwer zu haben, und zu anderen hatte die Sonne den Boden so ausgedörrt, daß alle und jede Vegetation abgestorben war. Maclay fand nur sehr geringe Spuren Gold und er ist der Ansicht, daß sich auf Neu-Guinea kein lohnendes Goldfeld wird entdecken lassen. Der Reisende beabsichtigt, sich nach einem kurzen Aufenthalte in Sydney zunächst nach Japan zu begeben und von da dann nach Rußland zurückzukehren.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

IV.

Beirut, das Berytus der Alten, hat wie die meisten syrischen Städte eine wechselvolle Geschichte. Seine Gründung soll es den Giblitern, einem neben den Phöniciern wohnhaft gewesenen Bergvolke, verdanken; doch scheint es weder zur Blüthezeit Phöniciens noch auch zur Zeit der Eroberung Syriens durch Alexander hervorragende Bedeutung gehabt zu haben. Erst im zweiten Jahrhundert v. Chr. sehen wir Berytus in selbständigem Auftreten: die Stadt empört sich im Jahre 140 gegen Antiochus VII. und wird von demselben zerstört. Später von den Römern wieder aufgebaut und dem Augustus zu Ehren Augusta Felix benannt, wurde sie von dem römerfreundlichen Herodes Agrippa durch großartige Bauten verschönert und gelangte bald zu hoher Blüthe. Es ist bekannt, daß Titus nach der Zerstörung von Jerusalem in den großen Theatern von Berytus die Schlachtspiele veranstaltete, in denen die gefangenen Juden gegen einander kämpfen mußten. Unter der Regierung des Alexander Severus (222 bis 232 n. Chr.) befand sich in Berytus eine Rechtsschule, die zu den berühmtesten des Alterthums gehörte, zugleich übertraf der Handel der Stadt den von Tyrus und Sidon. Schon damals besaßen die Seidenstoffe von Berytus einen großen Ruf. Das gewaltige Erdbeben, das unter Justinian's Regierung am 20. Mai 529 alle Städte der syrischen Küste heimsuchte und mehr als 250 000 Menschen das Leben kostete, verheerte auch Berytus in der furchtbarsten Weise. Es dauerte fast hundert Jahre, bis die Stadt sich wieder aus den Trümmern erhoben hatte, und ihre alte Pracht erlangte sie auch da nicht wieder. Im Jahre 635 von den Moslim erobert, behielt Beirut unter ihrer Herrschaft seine einmal erlangte Bedeutung als größter Hafen der syrischen Küste bei, und so sehen wir denn auch fast 500 Jahre später das Streben der Kreuzfahrer auf die Gewinnung der wichtigen Stadt gerichtet. Es gelang ihnen dieselbe im Jahre 1110 einzunehmen, und nun blieb sie mit kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1292 in den Händen der Franken, die erst nach der Erstürmung von Ptolemais die Städte Tyrus, Sidon und Berytus freiwillig räumten und dadurch ihre Herrschaft in Syrien für immer aufgaben. Noch einmal, im Anfange des 17. Jahrhunderts, trat für Beirut eine Zeit höchsten Glanzes ein. Der Drusenfürst Fachr ed-din, ein energischer, hochgebildeter Mann, der mit den Venetianern verbündet von ihnen in seinen Kämpfen gegen die Beduinen unterstützt wurde, erwählte Beirut zu seinem Lieblingssitze. Von seinen Verschönerungen der Stadt ist heute noch vieles erhalten; vor allem verdankt sie ihm schöne Baumpflanzungen in ihrer nächsten Umgebung. Seine Vorliebe für europäische Kultur erregte jedoch den Unwillen des Beiruter Volkes. Eine Empörung brach los, infolge deren er den Türken ausgeliefert und in Konstantinopel in der Gefangenschaft erdrosselt wurde. Im Jahre 1837 wurde Beirut wieder von einem Erdbeben stark beschädigt; die letzte Heimsuchung aber mußte es im Jahre 1840 bestehen, als die Engländer, die den Türken das syrische Land von Ibrahim Pascha zurückerobern wollten, die Stadt bombardirten. Noch heute sieht man die Spuren jener Beschießung in der fast vollständigen Zerstörung der Wälle; im Uebrigen aber hat die Stadt seitdem von Jahr zu Jahr an Größe und Bedeutung zugenom-



Ansicht von Beirut und dem Libanon. (Nach einer Photographie.)

men; in den letzten 25 Jahren hat sich die Zahl der Einwohner vervierfacht, und von den 80 000 Seelen, welche Beirut heute enthält, gehört kaum die Hälfte dem Islam an. Die Verfolgungen des Jahres 1860 bewogen viele christliche Bewohner Syriens, ihren dauernden Wohnsitz in Beirut zu nehmen, wo sie sich unter dem Schutz der europäischen Konsuln gegen die Vergewaltigungen der Türken sicher fühlen.

Das gesunde Klima und die malerisch schöne Lage der Stadt, das in jeder Beziehung rege Leben, das in ihr herrscht, machen den Aufenthalt in Beirut auch nach europäischen Begriffen zu einem ungemein angenehmen. An der Südseite der weiten Bucht gelegen, hat die Stadt nach Norden hin das tiefblaue Meer vor sich; nach Osten und Südosten steigt das Gebirge an, das besonders bei Sonnenuntergang den schönsten Anblick darbietet. In der milden, röthlichen Beleuchtung treten auch die entferntesten Punkte klar hervor; Alles überragend erhebt sich am Horizont der schneebedeckte breite Gipfel des Dschebel Sannîn über den an einigen Stellen zerklüfteten und mit dunklem Pinien- oder Eichenwalde bedeckten, meist aber bis hoch hinauf gut angebauten Bergen des Libanon. Zahlreiche Dörfer, deren weiße Häuser sich von dem Grün der Berge leuchtend abheben, zeigen sich überall an den Abhängen. Die vorderen Hügelterrassen und die Ebene dicht bei der Stadt sind mit reichster Vegetation bedeckt: Palmen, Orangen-, Limonen- und Pistazienbäume stehen in dichten Gruppen beisammen; ungeheure Nußbäume verbreiten wohlthuenden Schatten, an den sandigen Stellen erheben sich malerische Pinien. Dazwischen dehnen sich große Oliven- und Maulbeerplantagen, Baumwollfelder und Weingärten aus. Ein von Cactushecken eingefaßter Weg führt zuerst zwischen herrlichen Gärten, dann durch ein Gehölz von Mimosen (Mimosa farnesiana), Oleander- und Johannisbrotbäumen zur Mündung des Nahr-Beirut östlich von der Stadt. Den Lieblingsspaziergang der Beiruter aber bildet die nach Süden führende fast



Juden von Beirut. (Nach Photographien.)

auf ihrer ganzen Länge mit prächtigen Landhäusern der reichen Kaufleute besetzte Straße nach der Pineta, einem hohen Pinienwalde. Die stattlichen Bäume desselben sollen schon von Fachr ed-din gepflanzt worden sein, um die Stadt gegen die immer weiter vorrückenden Sanddünen zu schützen. Und wie wohlthätig der Schutz gewesen ist, das zeigt sich am deutlichsten bei einem Vergleich dieser südlichen mit der ungeschützten südwestlichen und westlichen Umgebung der Stadt. Von den Bergen aus sieht man Beirut an dieser Seite bis nahe zum Meere hin wie von einem breiten rothen Gürtel umschlossen: es ist der Sand der großen Dünen, der von Jahr zu Jahr sichtlich näher kommt und in nicht gar langer Zeit den schmalen Streifen kultivirten Landes, der ihn heute noch von den Häusern der Stadt trennt, auch überschüttet haben wird. Den Vorschlag einer englischen Gesellschaft, die durch entsprechende Mittel der Versandung Einhalt thun wollte, hat die türkische Regierung abgewiesen.

Der eigentliche Hafen von Beirut, dessen Eingang durch zwei viereckige, heute stark im Verfall befindliche Thürme gebildet wird, ist zu klein und zu flach, um große Dampfer aufnehmen zu können; während des Sommers ankern dieselben deshalb auf der Rhede gerade vor der Stadt, im Winter müssen sie oft in der östlich davon gelegenen kleinen Bai jenseit des Ras el-Kudr oder auch an der Mündung des Nahr-Beirut Schutz suchen.

Die Stadt selber hat sich im Laufe des letzten Jahrzehnts bedeutend verändert. Große Vorstädte mit stattlichen Häusern und den herrlichsten Gärten sind entstanden; auf den umgebenden Hügeln erheben sich die großartigen Bauten der französischen, englischen, deutschen und amerikanischen Religionsgesellschaften, die nicht zum wenigsten zu dem Fortschritte Beiruts beigetragen haben. Die neuen Häuser sind mit geringen Abweichungen alle nach einem durchgehenden Plane gebaut, mit vielen Balkonen und einem die ganze Breite des Hauses einnehmenden säulengetragenen Saale im obern Stockwerk, dessen große Bogenfenster nach Norden auf das Meer, nach Süden auf den Libanon blicken. Die breite Treppe sowie die Fußböden der Wohnräume sind gewöhnlich aus weißem italienischen Marmor und mit grellbunten Teppichen belegt. Die innere Einrichtung dieser, durch ihre luftige Bauart auch in den heißen Sommer- und Herbstmonaten gut bewohnbaren, Häuser ist nicht nur bei den europäischen, sondern auch bei den reichen arabischen



Scheich von Dêr-el-Kamr. (Nach einer Photographie.)

Kaufleuten von größter Eleganz. Zwischen dem kostbarsten modernen europäischen Mobiliar finden sich bei den letzteren besonders oft ganze Sammlungen von alten und neueren Erzeugnissen des orientalischen Kunstgewerbes mit Geschmack und feinem Verständniß aufgestellt. Von dem Wassermangel, unter dem Beirut vor wenigen Jahren noch zu leiden hatte, ist seit der Fertigstellung der von einer englischen Gesellschaft ausgeführten Wasserleitung nichts mehr zu merken; ihr verdanken die herrlichen Gärten der neuen Stadttheile das üppige Gedeihen. Das Wasser, das aus dem auf dem Sannin entspringenden Nahr-el-Kelb (Hundsfluß) hergeführt wird, zeichnet sich durch große Reinheit und Klarheit aus.

Die innere, alte Stadt unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von anderen orientalischen Städten: dieselben engen, winkligen und unsauberen Gassen, dieselben finsteren Häuser mit platten Dächern, mit hölzernen Läden oder Gittern vor den Fensteröffnungen, die inneren Räume bis auf einige Polster, Matten und Teppiche ganz leer, finden sich hier wie eben überall im Orient. Auch der Bazar besteht aus einem Gewirr schmutziger Gänge und Gassen, in denen man jedoch, wenn man sich die Mühe des Nachsuchens nicht verdrießen läßt, neben den landläufigen Artikeln, den buntseidenen, am Orte selbst fabricirten Keffijen oder Kopftüchern, den Schuhen, Pfeifen u. s. w., manch seltenes Stück von feinster Arbeit an Silbergeräth, Waffen und Teppichen auffinden kann. Unweit des Bazars liegt die Hauptmoschee, zu welcher der Fremde nur schwer Zugang erhält. Ursprünglich eine dem heiligen Johannes geweihte, christliche Kirche aus der Kreuzfahrerzeit, zeigt sie in ihrem dreifachen Schiff mit den schönen Spitz- und Gewölbebogen leider keine Spur mehr von der alten Ornamentirung; ein dicker mit bunten Arabesken geschmacklos bemalter Kalkbewurf verdeckt dieselbe gänzlich. Die anderen Moscheen haben wenig Bemerkenswerthes an sich; auffallend ist nur die Form der Minarets, die nicht wie die ägyptischen und kleinasiatischen rund, sondern viereckig sind.

Die Bevölkerung der Stadt ist eine buntgemischte; man braucht eben keinen im Erkennen von Racentypen besonders geübten Blick zu haben, um bei einem Gange durch die Straßen von Beirut leicht die einzelnen Elemente herauszufinden, aus denen sich das einheimische Volk zusammensetzt. Da sind zuerst die Abkömmlinge der alten Phönicier, große Gestalten mit lebhaften schwarzen Augen, gebogener Nase, schmalen Lippen; es ist, als ob der Geist ihrer Vorfahren aus Tyrus und Sidon auf sie übergegangen wäre: sie leben nur für den Handel und sind, sobald es ihren Vortheil gilt, wenig zuverlässig im Verkehr. Die Araber, durch breite Stirn, starke Lippen, weniger gebogene Nase und dunklere Hautfarbe leicht von ihnen zu unterscheiden, sind hier in der Stadt auch hauptsächlich Kaufleute; daneben aber, den Traditionen ihrer Heimath und dem eigenen Temperamente entsprechend, die besten Reiter und Ringer und leicht zu Kämpfen und Krieg zu begeistern. Zahlreich auch sind die Aegypter mit dem hagern Gliederbau, den mandelförmigen Augen hier vertreten; daneben trifft man häufig auf Individuen, deren gedrungene, breitschulterige, muskulöse Gestalt sowie der in schraubenförmige Locken gedrehte Bart sie unschwer als Nachkommen der alten Assyrer erkennen läßt. An die persische Zeit Syriens erinnern die häufig vorkommenden kleinen und zierlich gebauten Individuen, mit ovalem Gesicht, nahe beieinanderstehenden Augen, gerader und ziemlich kurzer Nase, mit schwarzem gelockten Haar und dichtem Bartwuchs. Sie sind in Bezug auf Ehrlichkeit meist der unzuverlässigste Theil der Beiruter Bevölkerung. Rechnet man hierzu noch die Türken, fett und phlegmatisch, wenn sie den höheren Klassen, mager und nervig, wenn sie dem Landvolke der Umgegend angehören, und die Juden, die auch hier sich ziemlich rein erhalten haben, so hat man die einzelnen Bestandtheile des „einheimischen" Volkes von Beirut. Die Juden, die sich durch eigenartige Tracht auszeichnen, sind hier der Mehrzahl nach groß und hager, von schwächlichem Körperbau. Blonde, blauäugige Individuen kommen vielfach unter ihnen vor; die nach unten stark gebogene Nase charakterisirt sie alle.

Wie schon oben erwähnt, bekennt sich etwa die Hälfte der 80 000 Einwohner von Beirut zum Islam, die anderen gehören den verschiedenen christlichen Bekenntnissen an, und da das christliche Missionswesen in Syrien, und zwar vorzugsweise in Beirut, die regste Thätigkeit entfaltet, vermehrt sich die Zahl der Beiruter Christen von Jahr zu Jahr. Man möge über derartige Bestrebungen sonst denken, wie man wolle: das segensreiche Wirken der blühenden Institute der amerikanischen und europäischen Missionsgesellschaften wird in Bezug auf Beirut wenigstens von Niemanden geleugnet werden können. Da ist zunächst die seit 1837 hier thätige amerikanische (presbyteriale) Missionsgesellschaft, die ihre mit Volksschulen verbundenen Tochteranstalten durch ganz Syrien verbreitet hat. Durch ein theologisches Seminar, eine Realschule und eine medicinische Fakultät, in welcher in vierjährigem Kursus tüchtige Aerzte ausgebildet werden, sowie durch eine eigene Druckerei, welche die nöthigen Lehrbücher in arabischer Uebersetzung sowie die gleichfalls arabische Wochenschrift der Gesellschaft liefert, wird für die Aufklärung des Volkes auf das Beste gesorgt. Von deutscher Seite ist eine protestantische Kirche nebst einem Waisenhause für 130 einheimische Kinder und eine Töchterschule gegründet worden. Ein protestantisches Knabeninstitut aber wird von dem gelehrten Araber Butrus Bistâni geleitet. Das für 600 Kinder bestimmte Waisenhaus der Soeurs de charité de St. Vincent de Paul, die Schulen desselben Ordens und das große Töchterpensionat der Dames de Nazareth leisten in ihrer Art Vortreffliches. Zu all diesen Anstalten kommen noch verschiedene Lehrinstitute der Jesuiten sowie eine einheimische griechisch-katholische und eine von der italienischen Regierung unterstützte italienische Realschule.

In Beirut selber ist trotz dieser nach verschiedenen Richtungen zielenden Bestrebungen von religiösen Zwistigkeiten nichts zu merken; selbst die Mohammedaner tragen ihre Verachtung gegen die Ungläubigen weniger offen zur Schau. Dafür sind die Berge des Libanon seit Jahrhunderten schon der Schauplatz unaufhörlicher Fehden und Reibereien zwischen den der römisch-katholischen Kirche angehörigen Maroniten und den fanatischen Drusen, die sich zu einer eigenen, aus Islam und Christenthum gemischten Religion bekennen. Die türkische Regierung thut nichts, um diese ewigen Streitigkeiten beizulegen: ihr ist mit einer allmäligen Aufreibung der Parteien gedient, und so trägt sie im Stillen das Ihrige dazu bei, das Feuer zu schüren. Bei der Christenverfolgung des Jahres 1861, welche die Einmischung der europäischen Mächte, die bewaffnete Dazwischenkunft Frankreichs herbeiführte, waren anfangs die Drusen nicht betheiligt. Die regulären und irregulären türkischen Truppen von Damaskus machten, von einigen fanatischen Priestern aufgehetzt, den Anfang mit den Metzeleien; und als die Aufregung im Volke wuchs, ließ die Regierung unter dem Vorwande, dieselbe zu dämpfen, die Maroniten des Libanon entwaffnen. So blieben die Unglücklichen wehrlos der Vernichtung durch die Drusen überlassen, die an manchen Stellen des Gebirges ungeheure Dimensionen annahm. In der Bergstadt Dêr-el-Kamr, die einen ganz besonders fanatischen Scheich hatte, kamen allein 1200 Christen ums Leben.

Missigits in Niederländisch-Ostindien.

Von **F. A. v. Rupprecht** in Kepahiang auf Sumatra.

Unter Moschee (im Arabischen mesdjid) versteht man ein Bethaus, eine Stätte, an der man sich vor dem Allerhöchsten mit Ehrfurcht niederbeugt. Jeder Gebildete, der von Moscheen sprechen hört, weiß, daß man mit denselben mohammedanische Tempel bezeichnet. Die Malayen und Javanen nennen eine Moschee missigit oder messigit. In Atjeh (auch Atchin genannt), im Norden von Sumatra, giebt es deren eine sehr große Anzahl und sind dieselben alle mehr oder weniger mit Befestigungen versehen. Vielleicht erinnert sich der eine oder andere Leser, wie verzweifelt während der ersten Expedition gegen die Atchinesen um den Besitz der großen, eine kurze Distanz vom Kraton gelegenen Missigit gekämpft wurde. Doch erst im Jahre 1874 gelang es der Truppenmacht des General van Swieten, dieselbe zu stürmen und nach empfindlichen Verlusten an Menschenleben zu erobern. Nach dem Fall der Missigit ging auch der Kraton sehr bald in die Hände der Niederländer über. Ein gleiches Ereigniß trug sich auch in den Jahren 1878 und 1879 zu. Während die Kämpfe mit den Atchinesen in der Sagi der XXII Moekims (Gemeinden) wütheten, wurde die Missigit von Indrapoerie stets als ein Punkt des Anstoßes betrachtet und als solcher gefürchtet. Auch sie mußte, doch erst nach einem langen, hartnäckigen Kampfe auf beiden Seiten, durch die Atchinesen geräumt werden,



Missigit von Indrapoerie nach der Einnahme durch die Niederländer im März 1879.

um von ostindischen Soldaten besetzt zu werden. Einmal im Besitz der Niederländer, war die Unterwerfung der sämmtlichen XXII und auch der XXVI Moekims vorauszusehen, somit auch der Sieg erzielt.

Hierzulande, besonders aber in Atchin, sind diese Missigits alle mit künstlichen oder natürlichen Hecken, zuweilen auch mit Steinmauern umgeben. Die große Missigit vor dem Kraton war von einer 7 Fuß hohen, sehr dicken Mauer eingeschlossen. Der äußere wie auch innere Baustil der in Atjeh befindlichen Missigits ist höchst einfach, in den meisten Fällen sind sie von Holz gezimmert und die Dächer mit atappen oder alang-alang (Schilf) bedeckt. Ihre Dächer sind spitz; hier und da sieht man auch drei, vier und fünf thurmartig über einander. Der Thurm (Minaret, menaret, auch menara), von welchem herab durch die Katiebs (Priester) die Stunde des Gebets verkündet wird, wird hierzulande höchst selten angetroffen; eine Art Trommel, wie solche auch bei den inländischen Spielen, wie gamelang und wayong, gebraucht wird, dient dazu, um die Gläubigen an den großen Propheten zu mahnen, daß die Zeit nahe ist, um sich entweder in oder außer dem Tempel vor demselben im Staube niederzuwerfen. Ueberall findet man beim Eingang zur Missigit große Wassertöpfe oder Eimer, um den Gläubigen, die im Tempel beten oder an Freitagen die Predigt hören wollen, Gelegenheit zu geben, die gebräuchlichen Waschungen oder Reinigungen verrichten zu können. Im Innern dieser Missigits ist nicht viel Sehenswürdiges vorhanden; nur eine in der westlichen Ecke des Betsaales angebrachte viereckige Nische fällt dem Besucher ins Auge. Sie deutet die Richtung an, in welcher Mekka liegt; während des Gebets sind alle Gesichter dahin gewandt. Weiter bemerkt man eine Kanzel oder Predigtstuhl, die in vielen Stücken einem Beichtstuhle gleicht, und auf der stets ein Koran liegt.

Frauen trifft man sehr selten in den Missigits an, da sie nicht verpflichtet sind, den Gottesdienstübungen beizuwohnen.

In Atchin findet man außer den eigentlichen Missigits auch noch die Mendersa, in welcher allein die fünftägigen Gebete und ausnahmsweise auch das Freitagsgebet verrichtet werden. Eine große Missigit, das Geschenk einer fürstlichen oder sonstigen Person von hohem Ansehen, bezeichnen die Atchinesen mit Daja.

Des Dr. Potagos' Reisen im Gebiete des Nil und Uëlle.

II.

Am 18. Juli erreichte Potagos einen ansehnlichen Hügelzug, den die Araber Amkus nannten, und von dessen Kamm aus man in weiter Ferne nach Westen hin eine zweite höhere Bergkette erblickte, die in der Richtung von Norden nach Süden sich hinzieht; diese, die von seinen Begleitern Schala genannt wurde, glaubt Potagos mit dem Mondgebirge identificiren zu dürfen. Bis hierher hatte man die Reise ohne nennenswerthen Unfall zurückgelegt; jetzt schien es plötzlich, als sollte eine Widerwärtigkeit auf die andere folgen. Am Fuße der Amkus-Berge büßte Potagos seinen Reitstier ein, und als er am folgenden Tage seinen Weg nach den Schalabergen fortsetzte, wurde er selber von dem ersten Fieberanfalle ergriffen. Man befand sich jetzt im Dar-Fertit, das hier von den Schala, einem von den Kreki sehr verschiedenen Stamme, bewohnt wird. Am 20. Juli kam man in der Stadt des Königs der Schala an, wo Potagos vom hitzigen Fieber befallen wurde. Einer seiner Diener benutzte die Gelegenheit, um sich mit dem Kameel aus dem Staube zu machen, und als es den vom Könige ausgesandten Leuten gelungen war, den Dieb einzuholen und sammt dem Thiere wiederzubringen, hatte der Reisende die größte Mühe, den König von der entsetzlichsten Bestrafung des Unglücklichen abzuhalten. Endlich befand sich Potagos wieder auf dem Wege, um in kurzen Tagemärschen das südöstlich gelegene Kutuaka zu erreichen; da sah er sich plötzlich von vier bewaffneten Leuten mit lautem Geschrei verfolgt und am weitern Vorschreiten verhindert. Es waren Boten des Nür Aga (Nür soviel wie furchtlos), der ihn auf diese peremptorische Weise zu einem Besuche in seiner westsüdwestlich von Hofrat el Nahas belegenen Seriba auffordern ließ. Mit schwerem Herzen mußte man der Gewalt nachgeben, beinahe auf demselben Wege, den man gekommen war, zurück- und dann durch das Gebirge weiter nach Nordwesten gehen. Das an und für sich ungünstige Terrain wurde durch einen heftigen Regenguß, den ersten hier zu Lande seit dem Sommersolstitium, vollständig aufgeweicht; zum Unglück fiel auch das Kameel unterwegs, so daß das ganze Gepäck auf den Köpfen der Leute befördert werden mußte. Langsam und beschwerlich ging die Wanderung zuerst über Berge, dann durch das schöne breite Thal des Flusses Mindscha, der in seinem untern schiffbaren Laufe den Namen Mamûn annimmt. Eine ungeheure Menge von Flußpferden bevölkerten ihn; was aber diesen Wasserlauf in den Augen des Reisenden besonders interessant erscheinen ließ, war der Umstand, daß derselbe, als ein Nebenfluß des Schari, dem Flußnetze Centralafrikas angehört, und daß die das Thal nach Osten begrenzenden Binga- und Sula-Berge, die man überschritten hatte, an dieser Stelle die Wasserscheide bilden zwischen jenen Stromgebieten und dem Becken des Nil. Das Land der Binga, in dem man sich jetzt befand, ist gut bewässert und zum Theil von waldreichem Gebirge durchzogen. Einen hervorragenden Bestandtheil dieser Waldungen bildete der Butterbaum sowie jener andere von den Eingeborenen motô genannte Baum, der das gelbliche Mehl liefert, welches Schweinfurth als ein Nahrungsmittel der Bongo erwähnt. Potagos' Leute sammelten unterwegs mehrfach die Früchte des Baumes, und, entgegen der Angabe Schweinfurth's, der den Geschmack des Motô-Mehles der Bongo als äußerst widerwärtig schildert, spricht Potagos von dem Motô der Binga als von einer wohlschmeckenden, leicht verdaulichen Speise. Am 25. Juli kam man in der Seriba Nür an; natürlich war der Wunsch des Aga, den Reisenden bei sich zu empfangen, nicht uninteressirt gewesen. Nach zweitägigem Aufenthalte, bei dem er sich wohl überzeugt hatte, daß sein Gast nur über geringe Mittel verfügte, gab er demselben die Erlaubniß zur Weiterreise. Von dem Gipfel eines in geringer Entfernung südwestlich von Nür ansteigenden Berges, des Niamba, der eine weite Aussicht nach Norden, Westen und Süden bietet, überblickte Potagos eine ausgedehnte von Höhenzügen und zum Theil großen Flüssen durchschnittene Landschaft, die von den Kara, den Banda und Kreko-Banda, den Bongo und den Rinda bewohnt werden soll. Während nach seiner Angabe die hier erwähnten Bongo nicht mit dem weiter nach Osten wohnenden gleichnamigen Stamme verwechselt werden dürfen, glaubt Potagos die Rinda mit den von früheren Reisenden in Bagirmi erwähnten Runda identificiren zu können.

Die unaufhörlichen Kämpfe zwischen den Sklavenhändlern und den Eingeborenen, von denen das Bingaland gerade heimgesucht war, erlaubten Potagos nicht, in direkt südlicher Richtung zu gehen. In Begleitung eines zu der Gesellschaft des Zuber Pascha gehörigen Arabers, Namens Mussa, und eines Königs der Kreki, Agata, schlug er den Weg nach Südosten ein. Seine beiden Begleiter kamen aus dem Gebiete der Banda, von wo sie ungeheure Lasten Elfenbein und einen langen Zug Sklaven mitbrachten.

Ueber Kutuaka ging der Weg nun zunächst nach Mingi (auf der Karte Migi geschrieben), das am Fuße der zu den Telgonabergen sich ziehenden Abussaberge liegt. Die in diesen Gegenden jetzt herrschende Regenzeit erschwerte die Reise. Bei dem Suchen nach einem seiner Diener vom Wege abgekommen, mußte Potagos eine Nacht unter strömendem Regen in den Bergen unweit Mingi zubringen; hier hörte er zum erstenmale das hundeartige Gebell des baam, einer in diesen Bergwäldern lebenden Gorilla-Art. Der Weg nach Mofio, einer Stadt der Njam-Njam, die das nächste Ziel der Reise bildete, führte über verschiedene große Flußläufe, von denen nach Potagos der (Schweinfurth unbekannt gebliebene) Boro und sein Zufluß, der Sosso, zum Nilgebiete gehören, während der Prungo, der Ueschi und der Beti, die man weiter nach Süden hin zu passiren

hatte, dem gewaltigen Bomo zufließen, der, wie der Uëlle auch, dem System des Kongo angehören soll.

In dem am Wege liegenden Orte Boko, unweit Dêm Dâud, dem Wohnsitz des Arabers Mussa, verließ derselbe die Reisenden, und wenige Tage später erreichte man auch Agata, die Stadt der Kreki, wo Potagos' zweiter Gefährte zurückblieb. Man befand sich hier etwa vier Tagereisen von der Seriba des Zuber Pascha, in der Schweinfurth sich einige Zeit aufgehalten hatte. Tagelang war der Weg durch mit hohem Grase bedeckte Steppen gegangen; als man den Sosso passirt hatte, kam man an einen Höhenzug, der hier die Wasserscheide bildet, und dem Potagos den Namen: „Makedonisches Gebirge" beilegte.

Wenige Stunden nachdem man den Beti überschritten, gelangte man in ein großes Dorf der Kreki, wo Potagos zum zweitenmale vom heftigsten Fieber befallen wurde. In ganz bewußtlosem Zustande wird er von seinen Leuten auf einer Tragbahre nach dem 6 bis 7 Stunden entfernten Mosio im Lande der Njam-Njam gebracht. Das Haupt der Seriba Mosio, Utferah, ein Mann, der früher im Dienste des Züber Pascha gestanden hatte, betrachtete den kranken Europäer als gute Beute. Kaum zum Bewußtsein gelangt, sah sich Potagos in stürmischer, drohender Weise um ein Geschenk von 100 türkischen Pfunden ersucht; er konnte der gefährlichen Habgier des Arabers nichts anderes entgegensetzen, als daß er ihm die Schlüssel zu seinen Kisten gab und ihm die Auswahl unter seinem Besitze überließ, mit der Bedingung, daß er ihm das zur Reise nach der Ostküste Nothwendige lassen werde. Die Enttäuschung des Arabers über den geringen Inhalt war groß; er behauptete, von Potagos getäuscht zu werden, der in der Seriba Nûr kostbare Geschenke gemacht habe. Seine Haltung wurde eine immer drohendere, das Leben des Reisenden war im höchsten Grade gefährdet; da traf gerade zur rechten Zeit ein anderer Händler in der Seriba ein, der, ein hierher verschlagener Albanese, arabisch, türkisch und, da er früher in Griechenland gereist war, auch etwas griechisch sprach. An ihm fand Potagos einen bereitwilligen Schutz, und in seiner Begleitung setzte er auch die Reise fort, die sich durch vielen Regen bedeutend verzögerte. Man sah sich gezwungen, 14 Tage auf den Eintritt günstigen Wetters zu warten. Die Ernte der Durra war in dieser Gegend schon vorüber, die des Mais stand nahe bevor; bei den Kreki hatte man beide Pflanzen noch vollkommen unreif gesehen. Am zweiten Reisetage kam man an einer riesenhaften Baumwollenstaude mit stark verästeltem Stamme vorbei, der von den Njam-Njam heilig gehalten und als Wohnort der Gottheit betrachtet wird. Alle umstehenden Bäume waren mit frischen Durrabüscheln geschmückt. In Scherif, wo ein Nachtlager gehalten wurde, lernte Potagos in einer Art großer Bohnen, die, an Größe und Gestalt den Kartoffeln gleich, von den Eingeborenen pampa genannt werden, ein treffliches Bodenerzeugniß des Landes kennen. Als am Morgen des 18. August der Fluß Jangua passirt war und man sich der Seriba des albanesischen Händlers näherte, fand sich Potagos plötzlich außer Stande, weiter zu gehen. Vom Fieber erschöpft, mit von Wunden bedeckten Füßen, bemühte er sich vergeblich, durch Aufbietung seiner ganzen Willenskraft sich an zwei Stöcken vorwärts zu schleppen. Während der Krankheit in Mosio war ihm sein Esel gestohlen worden: so blieb nun nichts übrig, als sich von seinen Leuten abwechselnd tragen zu lassen. Aufs Neue vom Fieber ergriffen, lernte er bei dieser Gelegenheit die seiner Aussage nach ans Wunderbare grenzende Heilkraft des wohlschmeckenden Saftes von einem einheimischen Baume, dem niamtandi, schätzen. Kaum hatte er zweimal mit diesem Safte seinen Durst gelöscht, so ließen Fieber und Schmerzen nach, und die Wunden an seinen Füßen heilten mit überraschender Schnelligkeit. Der niamtandi, der mit dem Elaïs Schweinfurth's einige Aehnlichkeit hat, soll sich nur in der Gegend zwischen dem Uëlle und dem Bomo vorfinden, auf deren unfruchtbarem Kreideboden weder Mais noch Durra gedeiht. Seine Früchte geben eine röthliche Butter, seine Blätter sollen den Eingeborenen das hier gänzlich fehlende Salz liefern.

Nach vierzehntägigem Aufenthalt in der Seriba des Albanesen verließ Potagos, vollständig geheilt, dieselbe. Für 60 Talaris hatte er von seinem Wirthe einen Esel gekauft, den derselbe für zehn schöne Sklavinnen aus dem Stamme der Zande oder Zante erhandelt haben wollte. Der Weg führte fortdauernd durch gebirgiges Waldland, das von verschiedenen Stämmen bewohnt war, deren Dörfer oft malerisch genug auf Waldlichtungen in üppigen Bananenpflanzungen standen. Von Sassa, dem den europäischen Reisenden in diesen Gegenden wohlbekannten König der Bangwe, freundlich aufgenommen und mit einer Eskorte versehen, setzte Potagos seinen Marsch durch das Land der Baguru über ausgedehntes bergiges Terrain fort; in den von zahlreichen Bächen durchströmten Bergwäldern finden sich Partien von selten malerischer Schönheit, dann aber auch wieder meilenweite Strecken, wo die Bäume so dicht bei einander stehen, daß man nur mit Mühe zwischen ihnen sich hindurchdrängen kann. Am 8. November kam man nach mehrstündigem, anstrengendem Marsch durch eine solche Waldgegend in der Seriba Rafaï an, wo eine mehrtägige Rast gehalten wurde. Die Entfernung von hier bis Rua ist nicht gar weit, doch mußte Potagos eine unverhältnißmäßig lange Zeit auf dem Wege zubringen, und zwar in Folge eines Hindernisses, das er jetzt zum ersten Male kennen lernte. Die Oberhäupter der Stämme, deren Gebiet er zu passiren hatte, erschwerten ihm das weitere Vordringen nach Süden nicht durch offenen, nur durch versteckten Widerstand. Von einem Könige wurde er zum andern gesandt, nirgends konnte er Führer erhalten, nirgends den richtigen Weg erfahren. Es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als nach der Seriba zurückzukehren und den Beistand Rafaï's in Anspruch zu nehmen. Und derselbe erwies sich auch als ungemein wirksam: von dem vorher am meisten abgeneigt gewesenen König Mukia mit einer zahlreichen bewaffneten und von Hornbläsern angeführten Eskorte versehen, konnte Potagos endlich sich wieder auf die Wanderung begeben, die abermals durch weite Waldstrecken und zu einem Dorfe führte, das in einer engen Schlucht zwischen zwei hohen mit mächtigen Bäumen bestandenen Felswänden lag. Der Wald ringsum war von zahlreichen ausgehauenen Pfaden durchkreuzt, der Eingang zu der Schlucht aber durch ein undurchdringliches Dickicht von Bäumen und Schlingpflanzen verwahrt. Bei dem Herannahen des Reisenden kam der ganze Hof des Königs, Frauen, Sklaven und Kinder, um ihn zu sehen; als aber in diesem Augenblicke der Esel, den Potagos ritt, zu schreien begann, floh die ganze neugierige Schar erschreckt von dannen. Ein von seinen Einwohnern verlassenes Dorf, das von den Leuten der Eskorte bis aufs letzte geplündert wurde, zeigte an, daß auch in dieser Gegend der Krieg noch nicht lange vorbei war. In Rua angelangt, versuchte Potagos Näheres über das südlich gelegene Land zu erfahren, in das er vorzudringen gedachte. Was er vernahm, bezog sich größtentheils auf einen Fluß Uschäl oder Uschiäl, der aus der Gegend von Kisa kommen und dem Bomo zufließen sollte. Man zeigte dem Reisenden einige Sklavinnen, die aus dem Lande an jenem Flusse stammten, und die, obgleich zu den Njam-Njam Bangwe gehörig, sich durch eine eigene Art das

Haar über den halben Kopf abzuscheeren, sowie durch den fast vollständigen Mangel an jeder Bekleidung auszeichneten. Aengstlich hütete sich Potagos während seines Aufenthaltes in Rua vor dem Genuß von Speisen, die nicht unter seinen Augen zubereitet waren: bekanntlich befinden sich unter den Stämmen dieser Gegend noch viele Anthropophagen, und die Leute von Rua gehören zu denselben.

Der König von Rua versah den Reisenden mit Trägern für sein Gepäck, sowie mit einer Anzahl von Sklaven, die auf dem Wege durch die ungeheuren Waldungen vorangehen und einen Pfad durch das Dickicht bahnen mußten. Die Ueppigkeit der Vegetation in dieser heißen, regenreichen Gegend spottet jeder Beschreibung; sie verhindert hier den Verkehr zwischen den einzelnen Völkern. Nach mehrtägigem Marsche, während dessen ihm viele seiner Leute davonliefen, und nachdem man am 13. die Stadt des Ingimma passirt hatte, entdeckte Potagos am 14. eine von Osten nach Westen ziehende Gebirgskette; diese, die er nach dem Könige von Griechenland „Georgiosberge" benennt, hält er für eine Fortsetzung der von Schweinfurth erwähnten Berge weiter im Süden; nach Osten hin setzt sie sich, wie er glaubt, bis zu den Blauen Bergen am Westufer des Albert Njanza fort.

Seine Absicht, weiter nach Süden zu dem König der Njamani Bangwe, Forema, und dann nach Westen zum Ocean zu gehen, mußte Potagos hier aufgeben; den Weg nach Süden versperrten die Kriege der Eingeborenen, den nach Westen das hohe Gebirge. So entschloß er sich, die Richtung nach Norden einzuschlagen, und kam am 27. in der Seriba des Pirinzi, eines zu Zuber Pascha's Gesellschaft gehörenden Händlers, an. Dieser, der eben im Kriege mit den Abudinga begriffen war, wollte danach gegen den König der Njamani Bangwe vorgehen und war deshalb nicht geneigt, den Reisenden in das Land desselben zu schicken. Er ließ ihn absichtlich auf einen falschen Weg, der zu den nördlichen Seriben führte, bringen, und in diesen fand er überall denselben Widerstand, der sich seinem Vordringen entgegensetzte, und der manchmal offen feindselig, manchmal in hinterlistigem Irreführen sich zeigte. Auf dem Wege nach der Seriba Kaschiol, die er am 6. Januar 1877 erreichte, und wo er sich entschließen mußte, seinen Rückweg nach Norden anzutreten, hatte Potagos außer dem Prungo noch mehrere große nach Süden zum Bomo fließende Ströme passirt und von den Eingeborenen viele, der Bestätigung bedürfende Angaben über die hydrographischen Verhältnisse des nach Westen und Südwesten gelegenen Landes gesammelt. Nach diesen sollte der Bomo auf seinem untern (westlichen) Laufe sich in zwei nach Norden und Süden auseinandergehende Arme theilen; der südliche, schiffbare Arm würde nach Potagos' Ansicht mit dem Uschál vereinigt den Bomo bilden. Auf diesem nach Süden fließenden Arme sollte vor 13 Jahren ein mit Eisen und Zucker beladenes Dampfschiff bis in das Land der Njamani hinaufgekommen sein, wo die Mannschaft von den Eingeborenen getödtet und gegessen worden sei, wo das Schiff aber heute noch vor Anker liege (!). Und nicht genug an dieser einen überraschenden Verbindung mit dem Ocean! Potagos erfuhr noch von einem zweiten Flusse dieser Gegend, dem Mpokto, der einen Arm seines untern Laufes dem Ocean zusenden sollte; derselbe würde, wie er glaubt, in dem sumpfigen Küstendistrikt des Ogowe oder des Kwora (Niger) seine Mündung haben.

Von Kaschiol aus führte Potagos' Weg in nördlicher Richtung über ein ziemlich sterilesn bergiges Terrain; nach dreitägigem Marsche, auf dem man den Prungo und vorher einige seiner Nebenflüsse passiren mußte, kam er an die Seriba Sahini, von der aus er die Richtung nach Nordosten einschlug, und bald darauf an die Seriba Idris, wo er bis zum 14. Januar blieb. Hier hörte das gebirgige Terrain auf, und der Weg führte durch eine große, nach Norden hin vom Beti begrenzte Grasfläche. Schon vor mehreren Tagen war Potagos von den Leuten seines Gefolges bis auf einen Diener verlassen worden; sie hatten sich unterwegs dem Kriegerzuge angeschlossen, den der Händler Pirinzi gegen die Abudinga führte. In zwei Dörfern der Kreki bemühte sich Potagos vergeblich, neue Leute anzuwerben; man war hier mit der Ernte beschäftigt und so schlug der König das Gesuch des Reisenden rund ab. Trotz der Warnungen der Eingeborenen entschloß sich Potagos allein mit seinem Diener die wegen ihrer Raubthiere gefürchtete und sonst nur von großen Karawanen durchschrittene Wüste bis Dêm Gutscho zu passiren. Auf dem ganzen Wege traf er nur eine Art größerer Thiere an, die er als große, mit löwenartiger Mähne versehene Schweine schildert. Von Dêm Gutscho aus verfolgte er nun den Weg, den auch Schweinfurth gemacht hatte, über die Seriben Mosmar, Idris Defter, Golferat (Schweinfurth's Ngufala), Ahmedabad, wo das Denkmal der „Signora" (Fräulein Tinne) steht, und im Lande der Ndschur die Seriba Ahmed Ali, wo Schweinfurth's Sammlungen verbrannten, und zuletzt Ghattâs auf der Grenze der Njandgwe-Bongo und der Ndschur.

Potagos' Angaben über die Flüsse, welche dieses und das weiter nach Osten bis zum Bahr-el-Dschebel sich hinziehende, zum größten Theil aus Grasflächen bestehende Terrain durchfließen, weichen wieder in mancher Beziehung von denen Schweinfurth's ab. Von den zahlreichen größeren und kleineren Seen, die inmitten dieser Steppenlandschaft liegen sollen, würde einer den Tanis, ein anderer den Rohl aufnehmen: beides Flüsse, die nach Schweinfurth dem Bahr-el-Dschebel zugehen. Zur Inundationszeit soll der letztgenannte Fluß mit allen diesen Seen eine ungeheure Wasserfläche bilden, vor der die Bewohner sich nach Norden zurückziehen.

In Schabi, am Ufer des Bahr-el-Dschebel angelangt, erwartete Potagos daselbst einen Dampfer, der ihn den Fluß hinab bis Chartum beförderte, von wo er nach kurzem Aufenthalte nach Kairo zurückkehrte.

Colvile's Ritt durch das nordwestliche Marokko.

I.

Man kann sich schwerlich einen schlechtern, unpassendern Titel ersinnen, als den, welchen das unten angeführte und im Nachstehenden besprochene Buch führt [1]). Bezeichnen die Worte „Ein Ritt in Unterrock und Pantoffeln" wirklich das Wesentliche in Hauptmann Colvile's glänzender Reise? Vermuthet man dahinter eine fast einzig dastehende Leistung, eine Hochzeitsreise zwar, aber eine zu topographischen Zwecken, eine Routenaufnahme von Fez quer durch das von räuberischen und rebellischen Stämmen bewohnte Gebirgs-

[1]) A Ride in petticoats and slippers. By Captain H. E. Colvile, Grenadier Guards. London 1880. Mit zwei Abbildungen und einer Karte.

land nach Udschda an der algerischen Grenze? Dieses Gebiet ist vor ihm nur zweimal bereist worden, 1805 von dem Spanier Badia (Ali Bei el-'Abassi) und zu Anfang der vierziger Jahre von Scott, dessen Beschreibung sehr dürftig ist — Rohlfs drang 1861 in dieser Richtung nur eine Strecke weit, noch nicht ein Drittel des Weges, nämlich bis Tsarsa (Thesa), vor —, und so sehr sich der französische Generalstab bemüht, sichere Kunde darüber zu erlangen, scheint ihm das doch nicht zu glücken, wenigstens nach Colvile's Darstellung nicht. Giebt er doch an, daß ein französischer Offizier, mit welchem er im selben Coupé von Tlemsen bis Oran fuhr, nur deshalb im Auftrage des in letzterer Stadt kommandirenden Generals diese langweilige Fahrt gemacht habe, um ihn über die Resultate seines Rittes auszuhorchen (was ihm freilich nicht gelang). Und warum liegt den Franzosen so viel daran, besagtes Gebiet kennen zu lernen? Weil sie — und daran mag ja etwas Wahres sein — ihre algerische Westgrenze bis an den großen Fluß Muluja in Marokko vorschieben, und wenn ihnen dieses geglückt ist, auch auf den Rest des Sultanats die Hände legen wollen. Das aber kann England nicht dulden; denn von Marokko, auf welches Frankreich sowohl wie Spanien ihre Blicke geworfen haben, wird Gibraltar verproviantirt; Marokko kann ferner zu einer Kornkammer für England umgewandelt werden und sich zu einem kaufbereiten Markt für englische Waaren entwickeln. (Wie das, werden wir gleich sehen.) Da nun Colvile bei seinem ersten Aufenthalte in Marokko im Jahre 1877 die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß England als natürlicher (?) Beschützer Marokkos berufen sein werde, in jenem noch unerforschten Westen des Reiches dem Vordringen der Franzosen Halt zu gebieten, so beschloß er, sein Scherflein zur Aufhellung jenes Gebietes beizutragen, und unternahm im Winter von 1879 auf 1880 mit seiner jungen Frau jene nicht ungefährliche Reise. Es sind das, wie man sieht, theilweise dieselben Motive, wie diejenigen, welche Mac Gregor zu seiner Reise nach Chorassan (s. „Globus" XXXVI, S. 151 ff.) veranlaßten.

Hauptmann Colvile ist originell, sowohl was die Ausführung als was die Beschreibung seiner Reise anlangt. Er macht dieselbe ausdrücklich zu dem Zwecke, sich zu informiren; in dem Buche aber hat er sich nur, wie er in der Vorrede sagt, auf eine allgemeine Beschreibung und solche Erlebnisse beschränkt, wie sie beständig in fremden Ländern sich ereignen, und die für den nach Belehrung suchenden Leser absolut werthlos sind — denn nach seiner Ansicht ist es unmöglich, Unterhaltung mit Belehrung zu vereinigen. Andererseits hat er in 26 Seiten Anhang solche belehrende Dinge zusammengepackt, die den gewöhnlichen Leser im Haupttheile des Buches nur ärgern würden, nämlich eine Abhandlung über die Wichtigkeit Marokkos für England, sein Itinerar, ein Glossar marokkanischer Worte und Bemerkungen zur Karte. Wir gedenken hier auf beide Abschnitte einzugehen; denn der letzte ist ebenso interessant, als der erste vergnüglich zu lesen und wenigstens zum Theile Neues bietend.

Zunächst also den letztern Abschnitt, der von der jetzigen und zukünftigen Wichtigkeit Marokkos handelt, und von dem wir bei Seite lassen, was sich nur auf Englands Interessen, auf die Verproviantirung Gibraltars, bezieht. Marokko, sagt Colvile, kann eine Kornkammer für Europa (er meint: England) werden, wenn auch die einen es eine Wüste, die anderen ein rauhes Gebirgsland schelten, und die dritten gegen obige Behauptung die schrecklichen Hungersnöthe anführen. Dr. Leared dagegen nennt Marokko „eine fruchtbare Wüste, welche nur auf die Hand des Menschen wartet, die sie produktiv machen soll." Der Boden besteht in der ganzen Länge und Breite des Reiches aus einem reichen Alluvium, ist von vielen großen, im schneereichen Atlas entspringenden und zahllosen kleinen Flüssen bewässert, hat weite Ebenen, welche durch ein einfaches Bewässerungssystem vor jeder Trockenheit geschützt werden könnten. Nutzloses Schilf bedeckt jetzt Tausende von Morgen; aber wo nur der Boden davon gereinigt, und mit dem schlechten Holzpfluge etwa zwei Zoll tief aufgekratzt ist, bringt er die prächtigsten Ernten. Nicht der hundertste Theil des verfügbaren Landes ist überhaupt bestellt, und von diesem Hundertstel wird jährlich wieder nur ein Drittel bestellt, während zwei Drittel brach liegen. Bei Einführung einer vernünftigen Fruchtfolge könnte mithin schon die jetzige Getreideproduktion verdreifacht werden, ohne daß man einen einzigen Morgen Landes mehr umzubrechen brauchte.

Was den gebirgigen Charakter des Landes anlangt, so ist eine solche Vorstellung zum Theil eine Schuld unserer Karten(?), auf denen Marokko allerdings als eine Masse von steilen Piks und tiefen Abgründen erscheint, während es aus gerundeten Alluvialhügeln und Thälern besteht; selbst die Hauptkette des Atlas ist nicht steil(?) und ihre Thäler gehören zu den fruchtbarsten des Landes. Was endlich die Hungersnöthe anlangt, so kann man denselben erstlich, wie gesagt, durch ein einfaches Berieselungssystem entgegentreten, und zweitens ist das Volk selbst daran mit schuld. Es wird nämlich so wenig Getreide gebaut und so wenig für ein Mißjahr zurückgelegt, daß der geringste Ernteausfall Mangel erzeugt. Mangel in dem einen Jahre bedeutet aber oft Noth im folgenden. Um nur sofort baar Geld in die Hände zu bekommen, verkaufen die Leute oft ihr Getreide als Grünfutter, während rings herum das schönste Gras wächst, nur wissen sie kein Heu daraus zu machen.

Colvile meint, daß die Marokkaner mehr Korn produciren werden, wenn sie nur erst einen Absatzmarkt gefunden haben und die Verkehrswege und Häfen des Landes in bessern Zustand gesetzt sein werden. In der Unzugänglichkeit seines Landes sieht aber der Sultan jetzt seinen einzigen Schutz, mithin wird sich — nach Colvile — die jetzige Lage der Dinge nicht eher ändern, als bis England sich offen zum Beschützer Marokkos gegen jeden Angreifer, wer es auch sei, erklärt. Dann könnten von dort z. B. die englischen Bierbrauer ihre Gerste beziehen, die sie jetzt mit großen Kosten aus dem südlichen Frankreich kommen lassen, weil die englische Gerste wegen der letzten nassen Sommer und die amerikanische wegen der langen Seereise zu Brauereizwecken ungeeignet ist resp. gewesen ist. Immerhin merkwürdig zu erfahren, wie die Interessen des bierbrauenden und -trinkenden Publikums mit der englischen Politik zusammenhängen.

Nun müßte aber ein Land, welches marokkanisches Getreide bezieht, dafür dort sich einen Absatzmarkt seiner eigenen Güter eröffnen — und ein solcher ist Marokko ohne Zweifel. Es besitzt keine irgendwie wichtigen Manufakturen, während zum mindesten die oberen Klassen seiner Einwohner zum Luxus neigen. In der That ist der Bedarf an europäischen Manufakturen weit größer als das Angebot; aber bis jetzt hat Frankreich das Monopol in Händen, diesen Bedarf zu befriedigen. Englische Waaren trifft man fast nie, wohl aber schlechten französischen Thee, Zucker, Lichter, Zündhölzer und Zeuge, und zwar überall und zu hohen Preisen. Namentlich für Thee, Zucker und Zeuge ist Marokko ein vorzügliches Absatzgebiet, und Frankreich macht sich seinen Wollhandel zwischen Marseille und Casa Blanca, sowie den Vortheil seiner algerisch-marokkanischen Grenze in dieser Hinsicht sehr zu Nutze. Frankreich braucht aber Marokko, weil seine algerischen Besitzungen arm (?) sind und ihm viel kosten, Marokko aber reich, nicht nur an Korn, sondern auch an Metallen. Zudem ist die Westgrenze von

Algerien ungenügend und schwer zu schützen; Flüchtlingen und Unzufriedenen wird es stets leicht, sich hinter derselben in Sicherheit zu bringen, und die räuberischen Einfälle der Marokkaner auf algerisches Gebiet geben auch stets zu Beschwerden Anlaß. Was Spanien anlangt, so möchte es sich wohl gern in Marokko festsetzen; allein ihm fehlt die Macht dazu. Augenblicklich verlangt es weiter nichts als eine Fischereistation in Agadir, sicherlich in der Absicht, dieselbe zu seiner Operationsbasis gegen den Süden des Landes zu machen. Wer daran zweifelt, daß sowohl Spanien als Frankreich heimliches Verlangen nach dem Sultanate tragen, den fordert Colvile auf, nur einen Monat lang spanische Zeitungen zu lesen und ebenso lange sich in einer algerischen Garnison aufzuhalten, um sich eines Bessern belehren zu lassen. Marokko, so schließt er, ist nöthig für die Sicherheit für Gibraltar, nöthig für den englischen Handel, aber auch nöthig für die Pläne Frankreichs. Die Frage ist nur: „Wer soll dort herrschen?“ So lange England Indien besitzt und deshalb Gibraltar halten muß, so lange es Manufakturwaaren zu verkaufen und eine Bevölkerung zu ernähren hat, kann ein Engländer auf jene Frage nur eine einzige Antwort geben — sagt Colvile.

* * *

Indem wir nun zu der eigentlichen Reisebeschreibung übergehen, lassen wir alles bei Seite, was der Verfasser über den schon so oft beschriebenen Weg von Tanger nach Fez und über letztere Stadt selbst sagt. Dort erst begann der schwierigere Theil der Reise, dort erst beginnt seine Routenkarte, auf deren Herstellung er augenscheinlich viele Mühe und Sorgfalt verwendet hat. Wiederholt hat er Längen- und Breitenbeobachtungen gemacht, und im Notiren der Zeit und der Richtung des Weges war er so genau, daß er, als einmal ein Trupp Reiter wie zum Angriffe ansprengt und jeder nach seinen Waffen greift, rasch nach der Uhr sieht und die Zeit sich aufschreibt für den Fall, daß es einen Aufenthalt geben sollte. Zum Glücke stellten sich die Reiter als Freunde heraus. Wider sein Erwarten leisteten ihm übrigens die Eingeborenen bei Herstellung seiner Karte durchweg alle möglichen Dienste. Europäer hatten ihn verschiedentlich davor gewarnt, Notizen zu machen; man kam ihm jedoch überall bereitwilligst entgegen: die Distriktshäupter (Kaid) sowohl wie einzelne Leute, denen er begegnete, waren stets bereit, stehen zu bleiben und von jedem Dinge, das ihn interessiren konnte, Lage und Namen anzugeben; und falls er es unterließ, so forderten sie ihn stets auf: „Schreibe es in Dein Buch!“ Ebenso überrascht war er über die Freundlichkeit und Zuvorkommenheit der Marokkaner gegen seine Frau — er wie sie hatten Landestracht angelegt, schon um nicht Aufsehen zu erregen —, zumal dieselben ihre eigenen Weiber so gering achten. Und das war nicht nur bei seiner Begleitmannschaft der Fall, sondern unter allen Klassen, mit denen er zusammentraf, fand er eine offene anständige Höflichkeit, wie sie schon im civilisirten Europa selten ist, wie er sie aber sicherlich nicht im mohammedanischen Afrika erwartet hätte.

Sprechen diese Züge für den Charakter der Marokkaner, so muß jeder über die scheußliche Grausamkeit, welche dieselben sich gegen Menschen und Thiere zu Schulden kommen lassen, empört sein. Colvile führt einige erstaunliche Thatsachen in dieser Hinsicht an, behauptet aber dabei, daß der Grausamkeit stets ein Zweck zu Grunde liege, sie nie um ihrer selbst willen geübt werde. Der Sultan, erzählt er S. 108, setzt selten über einen Strom, wenn derselbe nicht furthbar ist. Dann stellt er ober- und unterhalb der Furth Kavallerie vier Mann tief auf, der Sicherheit halber. Einmal kam er mit einem Trupp Gefangener an einen angeschwollenen Strom und ließ nun jenen gefährlichen Dienst von einer Abtheilung derselben übernehmen. Die Strömung riß sie hinweg. „Gott sei ihren Seelen gnädig,“ rief Seine Scherifische Majestät aus, und befehligte eine zweite Abtheilung ins Wasser. Dieselbe theilte das Schicksal ihrer Vorgänger, und ebenso vier andere, bis der Vorrath an Gefangenen erschöpft war. Da hielt es dann der Sultan für gerathener zu warten, bis sich das Wasser etwas verlaufen. Ein anderes Mal (S. 177) fuhr er mit einer Anzahl seiner Frauen auf einem Teiche in seinem Parke in Marrakesch, wobei das Boot umschlug und alle ertrunken wären, wenn nicht zwei Gartenarbeiter herbeigeeilt wären und die Gesellschaft mit eigener Lebensgefahr gerettet hätten. Nun wird jedermann meinen, sie hätten ein werthvolles Geschenk oder gar eine lebenslängliche Pension erhalten. Nein! Seine Majestät in so unwürdiger Lage gesehen zu haben, und obendrein in Gesellschaft seiner Frauen, das war ein nur mit dem Tode zu sühnendes Verbrechen: die beiden Arbeiter wurden also in einem kleinen Raume eingemauert und mußten dort den gräßlichen Tod durch Hunger oder Erstickung sterben!

Wie unendlich blutig die häufigen Rebellionen erstickt werden, wie sehr sich aber die Aufständischen ihrer Haut wehren und List mit Gegenlist, Grausamkeit mit Grausamkeit vergelten, davon erzählt Colvile einige Beispiele auf S. 89 ff. In Fez traf er einen frühern englischen Offizier, Maclean, der dort als Instrukteur des Heeres angestellt ist — von ihm hat er Mancherlei erfahren. Aber auf die Aufforderung, seine Erlebnisse zu veröffentlichen, entgegnete derselbe abwehrend: „Wollte ich nur die Hälfte von den Dingen, die ich mit eigenen Augen in diesem außerordentlichen Lande gesehen habe, publiciren, ich würde für meine ganze übrige Lebenszeit als Lügner gebrandmarkt werden!“

Ueber den Farbensinn der Naturvölker.

Es ist erfreulich zu sehen, wie in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit durch das vereinte Wirken verschiedener Kräfte eine wissenschaftliche Frage dem Abschluß nahe gebracht wird, die noch vor einigen Jahren ein schwieriges Problem schien und auf eigenthümliche Abwege zu führen drohte. Die Kulturvölker der frühern Zeit sollten nur einen unvollkommenen Farbensinn besessen haben, viele Farben, so wurde behauptet, seien von ihnen nicht erkannt worden, und den Beweis dafür glaubte man erbracht, wenn man zeigte, daß in der Sprache die betreffenden Wörter für jene Farben fehlten.

Auf ethnologischer Basis ist solchen von Gladstone, L. Geiger und anderen vertretenen Ansichten gegenüber nun eine ganz andere Meinung gewonnen worden. Die Naturvölker hier als Lehrmeister heranzuziehen und bei ihnen Anfrage zu halten nach der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ihres Farbensinnes lag für denjenigen, der mit ethnologischen Vergleichen sich beschäftigte, nahe und der

Referent hat diesen Weg zuerst eingeschlagen [1]), der sich auch als fruchtbringend erwies. Ein sehr wünschenswerthes weiteres Material brachten dann die verschiedenen Vorstellungen der Nubier, Lappen, Patagonier in Deutschland, und Forscher wie Virchow, Nachtigal, Kirchhoff und andere untersuchten dieselben sehr gründlich auf die Vollkommenheit ihres Farbensinnes, sowie auf ihre Farbenbezeichnungen. So leicht dieses auf den ersten Blick auch erscheinen mag, nach vorgelegten Farbenmustern oder einer Farbenskala die Benennungen eines Volkes für dieselbe zu erforschen, so schwierig ist dieses oft, wie einzelne Differenzen zwischen Virchow und Kirchhoff in Bezug auf dieselben unabhängig von einander untersuchten Nubier beweisen [2]).

Während wir aber in Europa entweder nur von der Studirstube aus oder mit den wenigen von Hagenbeck-Rice uns zugeführten Söhnen fremder Länder zu operiren vermochten, schlugen die Doktoren Hugo Magnus und Pechuël-Lösche einen andern praktischen Weg ein, denjenigen der Fragebogen [3]). Diese Fragebogen zeigten die Farben: Schwarz, Grau, Weiß, Roth, Orange, Gelb, Grün, Violett, Braun und wurden massenhaft über die ganze Erde, namentlich an Missionäre, verschickt, in der Absicht, „durch direkte Prüfung den Umfang und die Leistungsfähigkeit des Farbensinnes uncivilisirter Völkerschaften festzustellen, sowie die sprachlichen Bezeichnungen, in denen sich die verschiedenen Bethätigungen des Farbensinnes äußern, zu sammeln. Gelang es uns diese beiden Punkte in befriedigender Weise zu erledigen, so mußten wir mit der Erfüllung dieses unseres Zweckes zugleich auch einen sichern Einblick in das Verhältniß gewinnen, in dem das physiologische Moment der Empfindung zu dem philologischen Moment der Sprachbildung resp. des Sprachreichthums steht. Denn wir vermochten ja mit Hülfe unserer Untersuchungen sicher zu erkennen, ob und in welchem Umfange das Vorhandensein oder der Mangel einer Farbenempfindung auch das Vorhandensein oder den Mangel eines analogen sprachlichen Ausdruckes im Gefolge haben müsse. Und mit dieser Erkenntniß war zugleich auch in direktester Weise eine Probe auf die Glaubwürdigkeit des Geiger'schen sprachvergleichenden Beweises der allmäligen Farbensinn-Entwickelung gemacht."

Von den versandten Bogen sind 61 an die Fragesteller zurückgelangt, welche über den Farbensinn und die Farbenbezeichnung von 48 verschiedenen Völkern und Stämmen Auskunft ertheilen. Ist diese Zahl auch nicht groß, so genügt sie doch, um eine Verarbeitung möglich zu machen, welche allgemein gültige Schlüsse zuläßt, wiewohl ganz große Racen und Familien fehlen, so sämmtliche Indianer Südamerikas, sämmtliche Arktiker Asiens; aus der Südsee liegen nur zwei Beantwortungen vor.

Das Resultat der kritischen Verarbeitung dieses Originalmaterials durch Dr. Hugo Magnus liegt nun vor und führt den Titel: „Untersuchungen über den Farbensinn der Naturvölker. Mit einem chromo-lithographischen Fragebogen" (Jena, G. Fischer, 1880). Im Nachstehenden wollen wir versuchen, den wesentlichen Inhalt mitzutheilen.

Der Umfang des Farbensinnes der Naturvölker scheint sich in denselben Grenzen zu halten, wie der unserige; ein physiologischer Mangel bezüglich der Empfindung der Hauptfarben war nicht nachweisbar, und alle untersuchten Völker besaßen eine Kenntniß der Farben Roth, Gelb, Grün, Blau. „Allerdings darf man dieses Verhältniß immer nur als ein relatives ansehen und durchaus nicht die Kenntniß der Farben Roth, Gelb, Grün und Blau für alle Naturvölker als eine völlig gleichmäßige und gleichwerthig ausgebildete ansehen. Vielmehr scheinen die einzelnen Naturvölker in der Leistungsfähigkeit ihres Farbenempfindungsvermögens mehr oder weniger erhebliche Differenzen aufzuweisen." Bei manchen wurden die Uebergangstöne schwer unterschieden, „und noch andere beweisen sogar gewissen scharf ausgeprägten Hauptfarben gegenüber eine ganz deutlich zu erkennende Empfindungsträgheit, die sich allerdings niemals bis zu einer wirklichen Empfindungslosigkeit steigerte."

Es ist sehr interessant zu erfahren, daß die dravidischen Völker der Nilagiris (Irula, Badaga, Toda und Koda wurden geprüft) ihren Farbensinn wesentlich auf Roth beschränken, während Gelb, Grün und Blau wenig ausgebildet oder rudimentär sind. Schwarz, Roth und Weiß sind ihre Farben, und so ähnlich auf der Insel Nias bei Sumatra. Hieraus und nach anderen Beobachtungen entwickelt Magnus die Ansicht, „daß bei verschiedenen Naturvölkern der Schwerpunkt der Farbenempfindung in der Kenntniß der Farben größerer Wellenlänge, also Roth und Gelb, liege, während die Empfindung der Farben kürzerer Wellenlänge, also Grün und Blau, eine weniger lebhafte sei."

Die vom Referenten zuerst nachgewiesene Erscheinung, daß Blau und Grün bei einer überraschend großen Anzahl von Völkern sprachlich zusammengefallen, erhält auch durch Beispiele, die Magnus mittheilt, Bestätigung und wird neuerdings durch eine Mittheilung von Finsch von den Marshall-Inseln für diese nachgewiesen [1]). Weit schärfer ausgeprägt als die Bezeichnung für die kurzwelligen Farben (Grün, Blau, Violett), welche oft durch Schwarz oder Grau gegeben werden, sind jene für die langwelligen (Roth, Orange, Gelb), die weit intensiver empfunden werden. Alle nach dem Verfahren von Magnus geprüften Völker kannten das Roth und bezeichneten es als solches; es steht scharf geschieden da. Doch machte Magnus, gleich dem Referenten, die Bemerkung, daß einzelne Stämme Gelb und Roth mit dem nämlichen Worte belegten.

Ein Ergebniß der Magnus'schen Forschung lautet ferner: „Eine Verwechselung der sprachlichen Ausdrücke unter- und miteinander erfolgt meist in der Weise, daß die im Spektrum benachbarten Farben sprachlich vereinigt werden; also Roth mit Orange resp. Gelb; Gelb mit Grün; Grün mit Blau; Blau mit Violett. Eine regellose Verwechselung, so daß z. B. Roth mit Blau sprachlich gleichgestellt wurde, konnte bei unseren Untersuchungen nur sehr selten nachgewiesen werden. Das allgemeine Verhalten ist jedenfalls die sprachliche Vereinigung spectral benachbarter Farben."

Die Eigenthümlichkeit in der Farbennomenclatur der Naturvölker nun, welche die verschiedensten Untersuchungen ergeben, zwingen zu der Annahme, daß es sich hierbei um ein typisches Gesetz von allgemeiner Gültigkeit handele, und die ferner aus den verschiedenen Untersuchungen sich ergebende Anschauung von der Armuth oder ungenügenden Entwickelung der Sprache gegenüber den Farben wird von Magnus im Allgemeinen anerkannt. Eine wirkliche Erklärung, so schließt er dann weiter, sei für diese Erscheinung aber durch Ausdrücke wie „Spracharmuth, ungenügende Entwickelung der Sprache" nicht gewonnen.

Eine solche sucht nun Dr. Magnus zu erreichen, indem

[1]) Ztschr. für Ethnol. 1878, 323.
[2]) Ztschr. für Ethnol. 1879, 400.
[3]) Vergl. „Globus" XXXIV, S. 160.

[1]) Verhandl. Berl. Anthrop. Ges. 1879, 414. Ich finde die Bestätigung bei Hernsheim, Beitrag zur Sprache der Marshall-Inseln (Leipzig 1880) S. 15, wo es heißt: maroro, blau und grün. Es ist dasselbe Wort, wie ich es schon für Efon für Blau und Grün nachwies. Ztschr. für Ethnol. 1878, 328.

er das Nachstehende zur Charakterisirung der kausalen Verhältnisse ausführt. Erstens, auf den Gesetzen der Sprachbildung fußend, kann man annehmen: sobald die Qualitäten der Empfindung sprachlich nicht zum Ausdruck gelangen, wird dieses lediglich nur durch eine zu geringe schöpferische Kraft der Sprache veranlaßt. Klingt dieses auch sehr annehmbar, so wird damit doch noch keine Erklärung gewonnen für die Gesetzmäßigkeit, welche gerade die mangelhafte Farbenterminologie in so übereinstimmender Weise bei den Naturvölkern zeigt; die Annahme einer ungenügenden Produktionskraft der Sprache vermag aber diese thatsächlich vorhandene Gesetzmäßigkeit nicht genügend zu beantworten.

Magnus sucht daher nach einer andern Erklärung und neigt sich der Annahme zu, daß bei der Entwickelung der sprachlichen Ausdrücke für die verschiedenen Empfindungen auch die Qualität dieser Empfindungen eine Rolle zu spielen habe; er zeigt alsdann wie auch gewisse physiologische Faktoren dabei thätig sind und die schöpferische Kraft der Sprache leiten. „Diejenige Farbe, welche in Folge eines hohen Gehaltes an lebendiger Kraft mit einer besondern Energie der Empfindung verknüpft ist,“ wird diese Thatsache auch in sprachlicher Verkörperung zur Schau tragen, sprachlich schärfer entwickelt sein, als die Farben mit einem geringen Gehalt an lebendiger Kraft. Darum fehlt Roth nirgends und von ihm aus nimmt nach dem blauen Ende des Spektrums hin die Farbenterminologie der Naturvölker allmälig ab und wird verschwommener. Diese theoretische Aufstellung wird durch die praktischen Ergebnisse der Untersuchungen überraschend gedeckt.

Schließlich wirft der Verfasser einen Blick auf den Stand der Theorie von der allmäligen Entwickelung des Farbensinnes, wie Lazarus Geiger dieselbe zu begründen suchte; er giebt zu, daß er früher sich über die Tragweite der aus sprachvergleichenden Untersuchungen gewonnenen Ansichten getäuscht habe, und bekennt sich zu der Anschauung, daß der ausschließlich sprachvergleichende Beweis allein hier nicht maßgebend sein könne, sondern daß zunächst die Physiologie die Führung übernommen habe. Ganz läßt Magnus jedoch die Theorie der Farbensinn-Entwickelung nicht fallen; nur die Sprachvergleichung vermag den Beweis für die allmälige Entwickelung nicht zu erbringen. Naturwissenschaftlichen Methoden muß es vorbehalten bleiben, das allmälige Wachsen und die Verbesserung dieses Sinnes nachzuweisen.

R. Andree.

Die Völkerverhältnisse Afrikas.

Die ethnologischen Verhältnisse des afrikanischen Kontinents schienen nach den bisherigen Untersuchungen sehr verworrene zu sein. Sieht man von den erst im Mittelalter eingewanderten Arabern ab und ebenso von den Semiten Abessyniens, deren Eindringen ebenfalls in verhältnißmäßig junge Zeit fällt, so bleiben doch noch immer zum mindesten fünf oder sechs Stämme — nach manchen Ethnologen sogar noch viel mehr —, die anscheinend gar nicht mit einander verwandt sind.

Den ganzen Norden und Nordosten Afrikas besitzen hamitische Völker von hellerer Farbe, deren Körperbau nichts Negerhaftes hat und deren Sprachen entschieden asiatischen Ursprungs sind — nahe Verwandte des semitischen Stammes. Das wichtigste dieser Völker, das der Aegypter, dem das fruchtbare untere Nilthal zugefallen war und das dort frühzeitig eine hohe Kultur erreichte, hat freilich heute eine fremde Sprache angenommen; aber diejenigen Stämme, welche die großen Wüsten des Nordens und die Länder der Ostküste besitzen, haben ihre Sprachen zum großen Theile treu bewahrt. Es ist höchst merkwürdig, wie alterthümlich sich die Sprache bei dem abgeschlossensten dieser Völker, den Herren der Sahara, die wir nach arabischem Vorgang Tuarels nennen, erhalten hat. Scheint es doch fast, als seien trotz der sechs Jahrtausende, die mindestens seit der Einwanderung der Hamiten verflossen sein müssen, manche Formen der ägyptosemitischen Ursprache in ihr noch treu überliefert, die das Altägyptische schon im dritten Jahrtausend v. Chr. verloren hatte. Eingehendere Untersuchungen dieser hamitischen Sprachen fehlen noch; gewöhnlich nimmt man drei Gruppen derselben an:

1. Das Aegyptische in seinen verschiedenen Entwickelungszuständen.
2. Die libyschen Sprachen (Tuarek, Kabylisch u. s. w.).
3. Die kuschitischen Sprachen (wie Bedja, Galla, Somali).

Südlich vom Gebiet der Hamiten finden sich zunächst vereinzelte Völker, deren körperlicher Typus mehr oder weniger mit dem hamitischen übereinstimmt, deren Sprachen jedoch eigenartig sind. Dahin gehören z. B. im Westen die Pul (gewöhnlich nach arabischer Sitte Fellata genannt), im Osten die Nuba. Neben und zwischen diesen, numerisch allerdings starken, Stämmen beginnt schon am Südrand der großen Wüste ein Gewirr von Völkern, deren Körperbau und deren Farbe rein negerhaft ist; von ihren Sprachen lassen sich nur wenige zu einer Gruppe vereinigen, die meisten stehen sich anscheinend fremd gegenüber. Als Südgrenze derselben kann etwa der fünfte Grad nördlicher Breite angesehen werden. Die ungeheure Strecke aber, von diesem Grade an bis fast zum Kaplande hin, gehört, soweit sie bis jetzt erforscht ist, einer großen Gruppe von Negervölkern an, deren Sprachen man als die Bantusprachen zu bezeichnen pflegt. Zu ihnen gehören im Westen das Herero, das Pongue und das Fernando Po, im Osten das Kafir, das Tschwana und das Swahili.

Den äußersten Süden bewohnen die Hottentoten und die noch wenig bekannten Buschmänner; bei beiden hat der Körperbau manches Negerhafte, die Sprachen stehen isolirt.

Wie man sieht, ist es ein buntes Bild, das die Ethnographie Afrikas bietet, ein Bild, das mit der einfachen Gliederung dieses Kontinents in einem gewissen Widerspruch steht. Desto interessanter ist eine neuerdings aufgestellte Theorie, die diese anscheinend so hoffnungslos verworrenen Völkerverhältnisse in der einfachsten Weise erklärt, um so mehr als diese Theorie von einer Seite ausgeht, die, wenn eine, als competent gelten muß.

Richard Lepsius hat in der Einleitung seiner unlängst erschienenen Nubischen Grammatik die Stellung des Nuba unter den afrikanischen Sprachen zu bestimmen gesucht und hat zu diesem Zwecke die afrikanischen Sprachen einer Musterung unterzogen. Die Ansichten, die er hier

ausspricht, sind das Resultat fast vierzigjähriger Beschäftigung mit den Sprachen Afrikas; schon die durchsichtige Klarheit der Darstellung zeigt, aus wie gründlichen Studien diese anscheinend so einfachen Sätze hervorgegangen sind.

Ursprünglich war, um Lepsius' Resultat gleich hier auszusprechen, die Bevölkerung Afrikas eine einheitliche, die in Körperbau und Sprache etwa jenen Völkern entsprach, die noch heute in einer großen Gruppe zusammensitzen, den Bantustämmen. Da brachen über die Landenge von Suez die ägyptischen und libyschen, über die Meerenge von Babelmandeb die kuschitischen Hamiten in das Land; sie unterjochten oder vertrieben die einheimische Bevölkerung und nahmen im Lauf der Jahrhunderte einerseits den ganzen Norden Afrikas bis zum Niger und bis zum atlantischen Ocean und andererseits das obere Nilthal und die Ostküste in Besitz. Die aus diesen Ländern vertriebenen Negervölker drängten nach Süden und nach Westen weiter; sie zwangen andere Stämme aus ihren alten Sitzen zu weichen und es entstand, ähnlich wie in unserer Völkerwanderung, eine durchgreifende Verschiebung aller bisherigen ethnologischen Verhältnisse. Tritt diese aber unter Naturvölkern ein, sind die Nachbarstämme, deren Sprachen bisher nur leicht dialektisch geschieden waren, einmal aus ihrem gegenseitigen Kontakte herausgerissen und unter Völker mit ihnen ferner stehenden Idiomen eingeschaltet, so beginnt jede dieser Sprachen sich in eigenartiger Weise zu entwickeln, und sie thut dies um so rascher, um so abweichender, je fremder ihr die Idiome gegenüberstehen, die sie nun umgeben. Wenige Jahrhunderte können genügen, zwei dieser literaturlosen Sprachen einander völlig unähnlich zu machen, wenn nur einmal die Verhältnisse, unter denen sie sich vordem ruhig entwickelt hatten, eine gewaltsame Störung erfahren haben und die Traditionen der Völker unterbrochen worden sind.

Nimmt man nun an, daß die nicht hamitischen Stämme, die südlich von der großen Wüste wohnen, sich aus den von der hamitischen Invasion zertrümmerten oder von der Wanderung mit fortgerissenen Völkern herausgebildet haben, so liegt es vor Augen, wie das Gewirr der nördlichen Negervölker entstanden ist.

Es kommt noch hinzu, daß da, wo Hamiten und Neger aneinander grenzten, wo die einen vielleicht die herrschende Klasse bildeten, die anderen die Masse des Volks, Mischvölker und Mischsprachen entstanden. Solcher hamitischen Beeinflussung verdanken nach Lepsius die Stämme mit nicht reinem Negertypus [1]) ihre Entstehung; sie erklärt es auch, wie die Sprache eines durchaus negerhaften Volkes, der Hausa, rein hamitischen Bau besitzen kann.

Die südlichsten Stämme, die heutigen Bantuvölker, waren von den Folgen der hamitischen Invasion unberührt geblieben; bei ihnen wird die Sprache das ursprüngliche Gepräge am treuesten erhalten haben. Es wäre nun ein Beweis der Lepsius'schen Hypothese, wenn sich in diesen Sprachen und in solchen nördlicher Völker Verwandtes nachweisen ließe. Lepsius versucht diesen Nachweis zu führen und, wenn nicht alles täuscht, ist er gelungen. Freilich müssen wir uns dabei des oben Bemerkten erinnern; mehr als Analogien im Bau können wir nicht zu finden erwarten, aber diese finden sich in der That und finden sich bei so eigenthümlichen Erscheinungen der Sprache, daß ein zufälliges Zusammentreffen unwahrscheinlich ist. So ist es z. B. das Hauptkennzeichen der Bantusprachen, daß sie die verschiedenen Klassen der Nomina (Menschen, Thiere, Bäume u. s. w.) durch besondere Präfixe scheiden, und diese anderen Sprachen durchaus fremde Scheidung findet sich ganz ähnlich in manchen Nordsprachen, nur daß die Klassen in diesen meist durch Suffixe bezeichnet werden. Nun herrscht aber in einigen Nordsprachen (Pul, Wolof, Umale) ein höchst auffallender Gebrauch: das Adjektiv nimmt den konsonantischen Anlaut seines Substantivums an:

adg utru,	ein großer Kopf,
dget dgutru,	ein großer Mann,
burt butru,	eine große Mauer,

und es kann wohl kein Zweifel sein, daß hier ein letzter Rest des Gebrauchs der alten Klassenbezeichnung durch Vorsatzsilben erhalten ist. Wie man in den Bantusprachen das Klassenpräfix des Nomens vor den zu ihm gehörigen Worten wiederholt (z. B. b in abantu betu abahle, unsere schönen Leute), so geschah es ursprünglich auch in den Nordsprachen; als diese dann die Klassenpräfixe verloren, behielten sie doch die alte Gewohnheit bei, daß Substantiv und Adjektiv mit dem gleichen Konsonanten anlauten mußten und so entstand jenes wunderbare Gesetz. Eine andere äußerst seltene Spracherscheinung, deren gemeinsames Vorkommen bei den Bantu und in mehreren der Nordsprachen sehr bemerkenswerth ist, ist die sogenannte Intonation, d. h. die Scheidung gleichlautender Worte durch Anwendung einer verschiedenen Höhe der Stimmlage.

In strengerer Form läßt sich, wie gesagt, der Beweis nicht führen; die Uebereinstimmung in so auffälligen Punkten, wie es die angeführten sind, kann jedoch kaum noch eine zufällige sein, und somit werden wir uns der Lepsius'schen Theorie der Einheit sämmtlicher Negervölker mit gutem Gewissen anschließen können.

Es bleibt noch die Stellung der beiden südlichsten Völker Afrikas, der Hottentoten und der Buschmänner, zu bestimmen. Von der Sprache der letzteren ist zu wenig bekannt, um ein Urtheil zu erlauben; die der ersteren macht in lautlicher Hinsicht den Eindruck stärkster Verkommenheit, aber dafür hat sie einen syntaktischen Besitz, den sie nur mit den vornehmsten Sprachstämmen, dem indogermanischen und dem ägyptosemitischen, theilt; sie unterscheidet durchgehend das männliche und weibliche Geschlecht. Ist dies schon an und für sich höchst auffallend, so wird es noch merkwürdiger dadurch, daß diese Scheidung zum Theil durch dieselben Endungen geschieht, wie in dem kuschitischen Stamme der hamitischen Sprache. Es liegt daher sehr nahe, mit Lepsius anzunehmen, daß der südlichste Ausläufer der Kuschiten, ein Volk, das etwa im Gebiet der heutigen Swahili gesessen haben müßte, von den wieder gegen die Ostküste vordringenden Bantuvölkern abgeschnitten sei, und daß seine Reste im Laufe der Jahrtausende bis in jenen letzten Winkel des Erdtheiles verschlagen worden seien. Danach wären die Hottentoten als ein heruntergekommenes Glied des ägyptosemitischen Stammes anzusehen.

So weit die Lepsius'sche Theorie. Ein strenger Beweis wird sich wohl nie für sie führen lassen, aber ihre große Einfachheit, die naturgemäße Erklärung, die sie für die ethnographischen Verhältnisse Afrikas giebt, sichern ihr für immer einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

Adolf Erman.

[1]) Die Farbe kommt dabei nur wenig in Betracht, denn, wie Lepsius mit Recht bemerkt, ist sie nur ein Produkt des Klimas; mit der höchsten Isotherme fällt auch durchgängig die Zone der schwärzesten Bevölkerung zusammen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Bevölkerung des russischen Turkestan. Der russische Oberst Kostenko macht in dem kürzlich erschienenen Buche: „Das Turkestanische Gebiet. Versuch einer militärstatistischen Beschreibung des Militärbezirks Turkestan“ folgende Angaben:

Die Zahl der Bewohner mit Ausnahme der regulären Truppen beträgt 3 269 013 Seelen. Davon sind:

Russen	59 283	Dunganen	20 000
Tataren	7 300	Tarantschen	36 262
Sarten	690 305	Kirghizen	1 462 693
Tadschiks	137 285	Kuramintzen	77 301
Uzbeken	182 120	Kalmyken	24 787
Karakalpaken	58 770	Mongolen	22 117
Kiptschaken	70 107	Perser	2 926
Turkmenen	5 860	Inder	857

Von den 59 283 Russen kommen auf den Oblast Semirjetschensk 44 089, vorzugsweise die Landwirthschaft treibende Bauern und Kosaken. Im Syr-Darja-Oblast giebt es 8447 Russen, davon an 5000 allein in der Stadt Taschkent; im Oblast Ferghana leben 1229, im Kreise Zerawschan 3838 und im Amu-Darja-Gebiet 1184 Russen. Aus der genauern Beschreibung der wichtigsten bewohnten Punkte des Generalgouvernements: Taschkent, Wjernui, Kuldsha, Samarkand, Chodschent und Ura-Tjube geht hervor, daß Taschkent ohne die Truppen 81 951 Einwohner zählt, davon entfallen 76 092 auf den asiatischen und 4859 auf den europäischen Stadttheil.

Die Beschäftigung der Bewohner wechselt nach der Bodenbeschaffenheit des Landes. Den Gesammtflächeninhalt des Gebiets berechnet Kostenko auf etwa 100 Mill. Deßjätinen, von denen nur an 2 000 000, also 1/50 des Ganzen, zum Ackerbau sich eignen, 41 000 000 sind als Viehweide brauchbar und über 54 000 000 Deßjätinen, über die Hälfte des Gebiets, sind entweder ganz ertraglos oder bieten nur für kurze Zeit im Frühjahr eine Weide für die Herden durchziehender Nomaden. So beschäftigen sich namentlich die $1\frac{1}{2}$ Millionen Kirghizen lediglich mit Viehzucht oder mit dem Transporte von Waaren.

— Nach der „Molwa“ ist Professor Muschketow wiederum auf Reisen in Asien. Zweck seiner diesjährigen Arbeiten ist die Erforschung des Zerawschan-Gletschers, der sich im Quellgebiet des Flusses Zerawschan befindet und die endgültige Lösung der Frage über den Zusammenhang desselben mit dem Schurowski-Gletscher. Herr Muschketow beabsichtigt beide Gletscher zu Fuß zu besuchen. Außerdem hat er in Aussicht genommen den äußerst verwickelten Bau des Karamuk genannten Gebirgsstockes aufzuklären, von dem nach Westen die Gebirgsketten von Turkestan und Hissar, nach Osten die des Alai und des Transalai ausgehen.

— Die Zeitung „Sibir“ bespricht den großen Unterschied im Preise der Lebensmittel zwischen Tomsk und Irkutsk (es kostet z. B. ein Pud Roggenmehl in Tomsk 45 bis 48 Kopeken, in Irkutsk 3 R. 40 K. bis 3 R. 70 K.) und fährt dann fort: Dies bezeugt vor allem den traurigen Zustand der Wegeverbindungen in Sibirien. Noch im vorigen Jahrhundert bestand eine direkte Wasserverbindung von Werchoturje (im Gouv. Perm) bis Irkutsk und weiterhin. Dieser Wasserweg galt bis zur Einrichtung der sibirischen Landstraße als der officielle Weg, auf dem die Post und alle Kronsgüter befördert wurden. Wenn Sibirien, setzt das Blatt hinzu, so bald noch nicht an eine Eisenbahn in seinem bewohnten Landstrich denken kann, so darf es doch wohl mit Recht erwarten, daß ihm die Wasserverbindungen gegeben werden, deren gehörige Einrichtung keine großen Ausgaben noch auch besondere Mühe verursacht, da diese Wege von der Natur selbst vorgezeichnet und nur an wenigen Punkten auf kurze Strecken Verbindungskanäle anzulegen sind.

— Ueber die Bewegung des auswärtigen Handels im Hafen von Nikolajewsk an der Amur-Mündung während des Jahres 1879 berichtet der „Nikol. Wjestn.“: Die Schifffahrt wurde am 16. Februar a. St. eröffnet und am 28. November geschlossen, dauerte also $9\frac{1}{2}$ Monat. Aus fremden Häfen liefen ein 516 Schiffe (382 Dampfer, 182 Segler) mit 288 001 Last, es gingen nach fremden Häfen ab 329 Dampfer und 101 Segler, zusammen 430 Schiffe mit 215 293 Last. Von den ankommenden Schiffen brachten nur 52 eine Ladung, hauptsächlich Steinkohlen (1 158 211 Pud), Eisen (85 583 Pud) und Maschinen (6871 Pud). Ausgeführt wurden 1879 hauptsächlich Produkte der Landwirthschaft im Werthe von 34 028 433 Rubel. An Zöllen wurden erhoben 154 513 Rubel 18 Kopeken für den Staat, außerdem zum Nutzen der Stadt 74 742 Rubel 14 Kopeken.

— Aus einer Bekanntmachung der russischen Postverwaltung von Ende Juli geht hervor, daß die Oblast-Verwaltung und der Stab der Truppen in der Küstenprovinz von Nikolajewsk (an der Mündung des Amur) nach Chabarowka (an der Einmündung des Ussuri in den Amur) verlegt worden sind.

— Ein Telegramm des Oberst Prschewalski an den russischen Generalstab aus Troitzko-Sansk vom 18. (30.) Juli, eingegangen mit der Post aus Peking, lautet: „Stadt Gui-de den 1. (13.) Juni. Im Laufe des April und Mai habe ich das linke Ufer des Gelben Flusses auf 250 Werst aufwärts von Gui-de untersucht; weiter zu gehen hinderten unzugängliche Gebirge. Den Juni werde ich in dem Gebirge auf dem rechten Ufer des Gelben Flusses südlich Gui-de zubringen, den Juli in den Bergen nordwärts von Sining; im August gehe ich über Alaschan und Urga nach Kiachta.“

— Der „Molwa“ zufolge haben drei in China ansässige russische Handelshäuser für den Transport von Thee, anderen Waaren und auch Passagieren zwischen den Häfen Chinas und der Nachbarländer eine „Gesellschaft der russischen Dampfschifffahrt in China“ auf Aktien gegründet.

Afrika.

— In Ain-Marmara, 32 km von Alger, am Meere und dem linken Ufer des Mazafran gelegen, hat die „Französische Gesellschaft zur Aufzucht von Straußen in Algerien“ ein Etablissement gegründet, in welchem sich schon 51 dieser Thiere befinden und weitere 79 erwartet werden. 29 davon sind schon in Tripoli, der Rest ist vom Sudan aus dorthin unterwegs. Das Grundstück wird durch hohe Dünen gegen die Seewinde geschützt, umfaßt die für die Strauße erforderlichen sandigen Striche und besitzt am Ufer des Mazafran bewässerbares Land für den Anbau von Luzerne, welche die Vögel besonders lieben.

— Mr. R. Arthinton in Leeds hat kürzlich der „Baptist Missionary Society“ 1000 Pf. St. zum Ankaufe eines Dampfers, welcher auf dem Congo und zwar im Stan-

len Paal stationirt werden soll, angeboten sowie ferner 3000 Pf. St., deren Zinsen nur zur Unterhaltung des Dampfers und zur Bestreitung seiner Fahrten auf dem mittlern Congo und dessen Nebenflüssen bestimmt sind. So bald als möglich sollen ferner Stationen an der Mündung des Nkutu (Quanga) und Ikelemba (Kassai) angelegt und längs des Mbura-Flusses etwa unter 1° nördl. Br. ein Versuch gemacht werden, eine direkte Verbindung vom Nordufer des Congo zum Albert Njanza herzustellen, an welchem See die London Missionary Society eine Mission errichten will. Mr. Arthington wünscht auch Aufzeichnungen und Klassifikation der dort gesprochenen Dialekte, um unter denselben die für Uebersetzungen geeignetsten auswählen zu können.

Südamerika.

— Eberhard F. Im Thurn beschreibt in den Proceedings of the Royal Geographical Society (August 1880) eine seiner Reisen im Innern von Britisch-Guyana, welche er im Jahre 1878 unternahm, um für das Museum in Georgetown zu sammeln. In dem Kariben-Dorfe Aputeri an der Mündung des Rupununi in den Essequibo verweilte er zwei Tage, während welcher Zeit ihm die hier wie in jedem dortigen Indianerdorfe häufigen zahmen Thiere viel Vergnügen bereiteten. Dieselben bestanden aus mehr als zwei Dutzend Papageien verschiedener Arten, zwei Makaos, zwei Trompetenvögeln (Psophia crepitans), zwei Trupialen (Icterus Jamacii), drei Affen, einem Tukan, einigen Hokkohühnern (Crax alector) und einem Sonnenvogel (Eurypyga vulgaris). Man hat, sagt Im Thurn, aus dem häufigen Vorkommen zahmer Thiere in den Niederlassungen südamerikanischer Indianer geschlossen, daß dieselben eine gewisse Liebe zu Thieren haben. In Wirklichkeit aber betrachtet ein solcher Indianer seine gezähmten Thiere als ebenso viele Münzen, für die er seine Bedürfnisse von anderen Indianern eintauschen kann. Unter diesen Stämmen besteht nämlich ein rohes System der Arbeitstheilung; der eine spinnt Baumwolle, der zweite verarbeitet dieselbe zu Hängematten, der dritte macht Töpferwaaren, der vierte stellt die Reibeisen her, auf denen die Cassava-Wurzeln zu Brei gerieben werden, kurz jeder Stamm hat seine eigene Manufaktur, deren Erzeugnisse er gegen diejenigen der anderen Stämme austauscht. In diesem Verkehr nun bezahlt der Indianer anstatt mit seinen Fabrikaten oft mit zahmen Thieren, die wie Münze betrachtet werden. Vögel oder Vierfüßer, die ein anderer Indianer einmal in Zahlung genommen, wird der frühere Besitzer, wenn es sich so macht, einfach vernachlässigen oder selbst mit Grausamkeit behandeln. Es ist ganz irrig, die Indianer, wenigstens diejenigen in Guyana, einer natürlichen Liebe zu Thieren für fähig zu halten.

— Ein eigenthümliches Signalsystem besitzen die Jivaros an der Pastassa in Südamerika. Wie viele afrikanische Völker sich durch Trommeln Nachrichten auf weite Ferne vermittelten, so auch die Jivaros durch ihre „Tunduli“ oder großen Trommeln, die von Haus zu Haus, von Berg zu Berg gehört werden. A. Simson berichtet darüber im Journal des britischen anthropologischen Instituts: „Ihre Hütten sind zu diesem Zwecke in passenden Entfernungen über ihr Land zerstreut, und durch bestimmten Trommelschlag werden sehr verschiedenartige Mittheilungen in kürzester Frist an alle Familien und Horden, die über ein weites Gebiet hin wohnen, gemacht. Dies war die größte Gefahr, mit welcher die spanischen Eroberer zu rechnen hatten, und dieses Telegraphensystem dient heute noch den Jivaros als Schutz, da sie mittels desselben augenblicklich große Schaaren zur Vertheidigung zusammenberufen können.

Derselbe Berichterstatter sagt von den Gualaquiza-Jivaros, daß eine der größten Festlichkeiten bei ihnen die Einführung eines drei- bis vierjährigen Kindes in die Kunst des Rauchens ist. Die ganze Familie versammelt sich, das Haupt derselben hält eine Rede und preist die Tugenden und Thaten der Vorfahren des Kindes, indem er der Hoffnung Ausdruck giebt, das letztere möge jenen nacheifern. Darauf wird die brennende Pfeife dem Kindchen gereicht, welches nun die ersten Züge thut und fortan ein Raucher wird. Alle Anwesenden lassen die Pfeife im Kreise umhergehen und halten alsdann ein Chichagelage ab.

Eigenthümlich ist auch die Sitte der am Pintuc wohnenden Jivaros, fast jeden Morgen sich künstlich zu erbrechen. Sie gebrauchen dazu eine Feder, mit welcher sie sich den Gaumen so lange kitzeln, bis die gewünschte Wirkung eintritt, wobei sie von der Ansicht ausgehen, daß Speisen, die über Nacht im Magen zurückblieben und nicht verdaut wurden, für den Körper ungesund seien und entfernt werden müßten.

Auch die „Couvade“, jener seltsame, in der alten wie neuen Welt bekannte Brauch, wobei der Vater nach der Geburt des Kindes das Wochenbett abhält, während die Mutter sogleich wieder alle häuslichen Arbeiten betreibt, herrscht unter den Jivaros. Der Jivaro stärkt sich durch dieses Couvade-Halten für die vermehrten Pflichten, welche ihm die Geburt eines neuen Kindes auferlegt. Simson erzählt, daß der Brauch sogar in einigen „civilisirten“ Ortschaften am Amazonenstrom vorkomme und dort auch von Weißen angenommen sei. Das Kind, so glauben diese, würde nicht gedeihen, wenn der Vater nicht mehrere Tage nach der Geburt desselben unthätig in der Hängematte verharre. (Die auf die Couvade bezüglichen Gebräuche hat Dr. H. H. Ploß in seinem vortrefflichen Buche „Das Kind“, Stuttgart 1876, zusammengestellt.)

Vermischtes.

— Geruchssinn. In der Sitzung des Britischen anthropologischen Instituts vom 13. Januar 1880 machte Dr. Hack Tuke einige Mittheilungen über die Schärfe des Geruchssinns. Unsere Vorväter, so meinte er, besaßen in der Urzeit einen weit entwickeltern Geruchssinn als wir heutzutage. Während derselbe bei Naturvölkern häufig noch in seiner vollen Schärfe vorhanden, tritt derselbe bei Kulturmenschen nur hier und da noch als eine Art von Rückschlag auf. Dr. Tuke kannte einen Herrn, der in seiner Jugend die Tasten des Pianos stets beroch, ehe er spielte, und dann wußte, wer zuletzt dasselbe benutzt hatte. Der Geruchssinn war in allen Dingen sein erster Führer und sagte ihm das, was andere mit Auge oder Ohr erreichten. Er kannte ein kleines Mädchen, bei dem derselbe in gleich scharfer Weise entwickelt war, und am Tage vor seiner Mittheilung hatte er einen Herrn kennen gelernt, welcher die Handschuhe verschiedener Personen seiner Bekanntschaft durch den Geruch unterschied; die Nase war für ihn fast so wichtig wie das Auge.

Solche Beobachtungen dienen zur Bekräftigung vieler von Prof. Jäger in seinem wunderlichen Buche „Die Entdeckung der Seele“ ausgesprochenen Ansichten. Es liegt, neben starken Uebertreibungen, sicher ein gutes Stück Wahrheit in demselben.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Das heutige Syrien.

(Nach dem Französischen des M. Lortet.)

V.

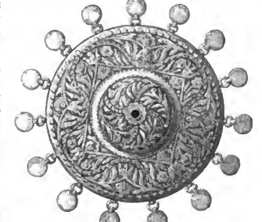
Die Sekte der Drusen oder, wie sie selber sich nennen, der Unitarier, besteht schon seit beinahe 900 Jahren, und seit ebenso langer Zeit bildet die Mehrzahl der kräftigen Bewohner des südlichen Libanon und Antilibanos, trotzdem sie ihrer Abstammung nach eins sind mit der sie umgebenden syrisch-arabischen Bevölkerung, ein streng gesondertes Volk im Volke, das, von fanatischem Haß gegen alle Andersgläubigen erfüllt, ebenso ehrgeizig wie kriegerisch, mehr als einmal der türkischen Macht in Syrien verhängnißvoll geworden ist. Noch vor 250 Jahren herrschte der Drusenfürst Fachr-ed-din über einen großen Theil des Landes und nur durch Verrath der Seinigen verlor er Leben und Reich im Kampfe gegen die Türken. Seitdem freilich haben diese es verstanden, durch Unterstützung der eifersüchtigen Reibereien zwischen den einzelnen drusischen Fürsten- und Adelsgeschlechtern, und neuerlich durch Anfachung der religiösen Streitigkeiten zwischen den Drusen und Maroniten, die Gefahr drusischer Herrschaftsbestrebungen von sich abzulenken. Als Stifter ihrer Religion betrachten die Drusen den Fatimidischen Chalifen Hâkim biamrillah (996 bis 1020), der, nachdem er schroffer noch als seine Vorgänger sich gegen den Islam erklärt, zuletzt sich für eine Verkörperung Ali's ausgegeben hatte. Auf diese Aussage des halbwahnsinnigen Fanatikers begründeten einige Sektirer die neue Religion, ein Gemisch aus mohammedanischen, jüdischen und christlichen Dogmen. Den Hauptinhalt derselben macht die Lehre von einem unerkennbaren, undefinirbaren Gott aus, der von Zeit zu Zeit sich in menschlicher Gestalt offenbart; Hand in Hand hiermit geht die Lehre von der Seelenwanderung. Als letzte Verkörperung des göttlichen Wesens wird eben Hâkim biamrillah angesehen, in den der Geist Ali's übergegangen war, und der seinerzeit wiedererscheinen wird, um seine Anhänger zu prüfen. Zahlreiche Schriften ältern und neuern Datums enthalten die Grundzüge der verworrenen Lehre. Der Gottesdienst, der vielleicht wie bei anderen schiitischen Sekten nicht frei von mystischem Zubehör ist, wird in einsam gelegenen kleinen Kapellen abgehalten. In halbpatriarchalischer, halbfeudalistischer Verfassung unter ihren Scheichs oder Dorfältesten stehend, leben die Drusen, heute etwa noch 80 000 Seelen, in einer gewissen Unabhängigkeit von den Türken. Neben dem wildesten Fanatismus, der rohesten Grausamkeit zeigt der Druse im Großen und Ganzen viele von jenen guten Eigenschaften, die sonst mit Vorliebe dem Araber allein unter der Bevölkerung Westasiens vindicirt werden: körperliche und geistige Kraft, Liebe zur Freiheit, Muth und Stolz, Offenheit und Gastfreiheit. Bis auf die durch die Religion bedingten Sitten und Gebräuche unterscheiden sich die Drusen in ihrer Lebensweise nur wenig von ihren Feinden, den Maroniten, oder von dem übrigen syrischen Gebirgs- und Landvolke. Auch ihre Tracht ist in der Hauptsache dieselbe, die in den Städten der syrischen und kleinasiatischen Küste üblich ist, und bei der leider von Jahr zu Jahr der Alles assimilirende Einfluß der europäischen Mode sich bemerkbar macht. Anstatt der weiten, bauschigen und ziemlich kurzen Beinkleider, die vor wenigen Jahren noch von allen Syrerinnen getragen



Drusenfürstin; Dame mit dem Tantur; Beiruterin im Putze. (Nach Photographien.)

wurden, sehen wir heute in den Städten selbst bei den Frauen der niedern Volksklasse ein langes faltenreiches Kleidungsstück, das von einem europäischen Weiberrocke kaum zu unterscheiden ist. Die großgeblümten baumwollenen Stoffe und die groben gewebten Spitzen, die zum Anzuge der Frauen verwendet werden, sind fast ausschließlich amerikanisches und englisches Fabrikat. Die Frauen der reichen, vornehmen Klasse, die im Innern des Hauses, in Beirut wenigstens, fast alle auch die alte Nationaltracht tragen, haben dieselbe aus schweren Seidenstoffen und häufig mit Gold und Juwelen verziert.

Angesichts dieser geringen Unterschiede in der äußern Erscheinung der Syrerinnen muß der eigenthümliche Hauptschmuck der Drusenfrauen doppelt auffallend erscheinen. Es ist dieses der sogenannte **tantur**, eine hohe silberne, nach oben dünner werdende Röhre, die, oft zwei bis drei Fuß hoch, mit reicher Gravirung oder getriebenen Zierrathen, und an der Vorderseite mit in Gold gefaßten Edelsteinen geschmückt ist. Dieser sonderbare thurmartige Schmuck ruht auf einem ebenfalls silbernen deckelartigen Käppchen; er wird mit vier Schnallen und einer unter dem Kinn durchgehenden Kette festgehalten. Je höher der Rang der Frau, die ihn trägt, desto höher ist auch der Tantur. Gewöhnlich ist an seiner oberen Spitze ein weißer Schleier befestigt, der über Schultern und Nacken hinabfällt. Ob Lortet's Hypothese, der in dem hornähnlichen Tantur das in der Bibel so vielfach erwähnte (I. Samuel, 2, 1 bis 10; Psalmen 75, 89, 132; II. Chron. 18, 10; Sacharja 1, 20, 21) „Horn des Heils" erblickt, und ihm deshalb einen sehr frühen Ursprung zuschreibt, viel Wahrscheinlichkeit für sich hat, wollen wir dahingestellt sein lassen; in jedem Falle ist der **Tantur**, den die Drusenfrau an ihrem Hochzeitstage aufsetzt und bis zu ihrem Tode trägt, ein unbequemer Schmuck. Selbst bei Nacht muß sie ihn auf dem Kopfe behalten und deshalb auf einem „Kopfkissen" von Holz schlafen, das den Nacken stützt, wie wir es bei den Chinesinnen und bei einigen afrikanischen Stämmen, die auf ihren Kopfschmuck besondern Werth legen, auch kennen. Freilich ist es von Zeit zu Zeit nöthig, den Tantur abzunehmen, um ihn von außen blank zu putzen, innen aber von den Parasiten zu säubern, die sich unausbleiblich in seiner Höhlung festsetzen.





Tantur, Kopfschmuck der Drusenfrauen.
(Nach einer Photographie.)

Was nun die römisch-katholischen Maroniten anbetrifft, so stammen dieselben von einer monotheletischen Sekte ab, die, auf einem der letzten ökumenischen Koncilien verworfen, sich vor der Verfolgung durch die Kirche in die Berge des Libanon zurückgezogen hatte. Erst um das Jahr 1600 haben sie sich an Rom angeschlossen, von wo aus ihre durch die eigenen Bischöfe gewählten Patriarchen bestätigt werden müssen. Wie sie mehrere specifisch maronitische Heilige verehren dürfen, so sind ihnen auch gewisse Privilegien bewilligt worden: unter anderen wird die Messe bei ihnen in syrischer Sprache gehalten und ist den niederen Priestern die Ehe erlaubt. Sie besitzen zahlreiche Klöster, unter deren Insassen wohl heute aber nur wenig noch von jener Gelehrsamkeit vorhanden ist, die das Collegium Maronitarum des 17. Jahrhunderts in Rom geziert hat. Das maronitische Volk, ein kräftiger gesunder Menschenschlag, zeigt bei weitem nicht die geistige Begabung der Drusen; es gilt im Lande nicht nur für wenig intelligent, sondern auch für lügnerisch, bestechlich und feige. Daß dieser letztere Vorwurf nicht immer zutreffend ist, haben die Maroniten jedoch bei den Metzeleien des Jahres 1860 bewiesen, wo einer ihrer Dorfältesten, Yusuf Karam, mit einer Schar von 300 Bewaffneten gegen die Drusen zog; in heldenmüthigem langen Kampfe gegen die Uebermacht des Feindes fiel die kleine Schar bis auf den letzten Mann. Neben dem Ackerbau und der Viehzucht betreiben die Maroniten hauptsächlich den Seidenbau mit gutem Erfolge. Die rohe Seide wird meist nach Frankreich ausgeführt. Auch sie stehen wie die Drusen zu der türkischen Regierung in einem gewissen unabhängigen Verhältniß, unter einem christlichen Pascha und ihrem eingeborenen Adel. Wie wenig diese Freiheit ihnen dem bösen Willen der Türken gegenüber von Nutzen ist, zeigt sich in den immer erneuten, von der Regierung geduldeten Beunruhigungen des Volkes durch die

Drusen. Wenn es auch wahr sein mag, daß die ewigen kleinen Reibereien zwischen den Bergbewohnern für gewöhnlich nicht viel auf sich haben und daß sie nur von der türkischen Regierung zur Verfolgung ihrer Zwecke den europäischen Mächten in gewaltiger Uebertreibung dargestellt werden, so beweisen doch die unbestrittenen Zahlenangaben über die mörderischen Resultate der Christenverfolgung von 1860, wie verhängnißvoll große Dimensionen unter Umständen die von den Priestern und Mönchen genährten Zwistigkeiten annehmen können.

Von besonderen Volkssitten findet sich unter den heutigen Maroniten nur wenig Interessantes vor, eigenthümlich nur und bemerkenswerth ist die bei ihnen gebräuchliche Art der Kindespflege im ersten Lebensjahre, die an viele Versuche erinnert, die bei uns in Waisen- und Findelhäusern mit nur sehr zweifelhaftem Erfolge gemacht worden sind. Von dem Tage der Geburt an liegt der maronitische Säugling in der eigenartig konstruirten Wiege aus Maulbeerholz festgebunden; von einer Wartung auf dem Arme der Mutter ist nicht die Rede. Neben der Wiege kauernd, den Arm über ein zu diesem Zwecke angebrachtes Querholz gelegt, tränkt dieselbe das liegende Kind. Nur einmal in 24 Stunden wird es zum Wechseln der Windeln von seinem Lager aufgenommen. In der Zwischenzeit sorgen hölzerne Röhren, die durch den Boden der Wiege gehen, für verhältnißmäßige Trockenheit des Bettes.



Eine Wiege der Maroniten. (Nach einer Photographie.)

Trotzdem man sich schon im Anfang des April befand, konnte Lortet die wissenschaftlichen Arbeiten, die er an der syrischen Küste vornehmen wollte, noch nicht beginnen. Das Meer war zu unruhig, das Wasser zu kalt, als daß man die zarten Organismen der hier besonders reich vertretenen Faserschwämme, die Lortet eingehend zu untersuchen gedachte, in lebendem Zustande hätte heraufbefördern können. Ein mehrtägiger Aufenthalt in Beirut genügt, um den Fremden mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen, und durch die Zuvorkommenheit mehrerer am Orte ansässiger Franzosen, besonders des Arztes Dr. Suquet, konnte Lortet dieselben in ausgedehntestem Maße in Augenschein nehmen. Unter den vielen vorhandenen Privatsammlungen älterer und neuerer orientalischer Kunstwerke und historischer Funde ist die des ehemaligen Kanzlers des französischen Konsulats, Mr. Pérétié, die großartigste. Seit 40 Jahren mit ihrer Zusammenstellung beschäftigt, hat der Sammler ein Kabinet an Skulpturen, Medaillen, Kameen, Inschriftcylindern, Erzeugnissen der Keramik u. s. w. in seinem prächtigen Hause in Ras Beirut zusammengebracht, um dessen Besitz ihn die größten europäischen Museen beneiden könnten. Der Anregung dieses energischen Mannes und des französischen Ingenieurs Perthuis verdankt Beirut die vortreffliche Chaussee von 112 km Länge, welche die Stadt mit Damaskus verbindet. Von einer Gesellschaft europäischer und ottomanischer Kapitalisten gebaut, bildet diese über den Libanon führende Straße mit ihren Chausseehäusern und Wegwärtern, mit der zweimal wöchentlich sie passirenden Diligence ein Unicum im ganzen türkischen Reiche.

Um die Zeit des Wartens auf günstigere Wasserverhältnisse am Strande von Beirut etwas abzukürzen, beschloß Lortet, mit seinen Begleitern eine mehrtägige Gebirgstour

zu unternehmen; die Vorbereitungen zu einer solchen, d. h. das Engagement des Begleitpersonals und das Miethen der erforderlichen Reit- und Lastthiere, können hier zu Lande nicht vorsichtig genug und am besten durch Vermittelung des Konsulates getroffen werden. Nach mancherlei Mühe und Schwierigkeiten hatte Lortet endlich sein Personal zusammen, das für drei Reisende aus sieben Mann bestand: einem maronitischen, des Landes und aller seiner Dialekte sowie der französischen und englischen Sprache kundigen Dolmetscher, einem ebenfalls christlichen Koch; dem Besitzer und Vermiether der zehn Pferde, Maulthiere und Esel, deren man benöthigt war, und der ihm unterstellten vier Mukari oder Pferdeknechte, der nützlichsten und zugleich heitersten Mitglieder der ganzen Eskorte. Immer dienstwillig und hülfsbereit übernehmen diese meist kräftigen, scheinbar unermüdlichen Leute alle auf der Reise vorkommende Arbeit.

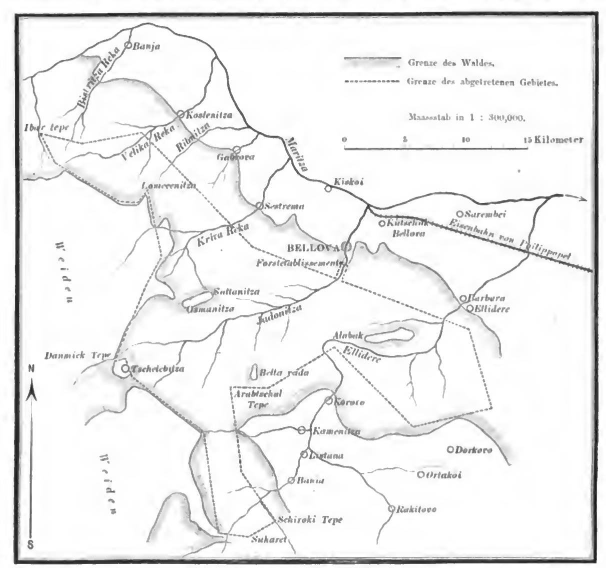


Der Maronite Hassan, ein Mukari oder Pferdeknecht. (Nach einer Photographie.)

Sie laden das Gepäck auf und ab, besorgen die Thiere, schlagen die Zelte auf, holen Wasser, Holz und wo Milch und Brot zu haben ist, auch diese oft aus weiter Entfernung herbei; anspruchslos und mäßig, sind sie für die ihnen gelegentlich zukommenden Ueberreste der Mahlzeiten dankbar, am meisten zu erfreuen aber durch ein ab und zu verabfolgtes kleines Geschenk von Tabak oder Cigarren. Die halbe Nacht über sitzen sie dann, trotz des vorhergegangenen anstrengenden Tagemarsches, rauchend und schwatzend um ihr Feuer, um sich, wenn die letzte Cigarre verraucht ist, in ihre Mäntel gewickelt, auf dem bloßen Boden, unter freiem Himmel zum Schlafe auszustrecken.

Das Waldgebirge von Bellova in Ostrumelien.

Dr. Paul Schröder, Dragoman der deutschen Botschaft in Konstantinopel, machte zu Anfang Juni dieses Jahres mit dem deutschen Generalkonsul Feigel und dem Betriebsdirektor der Orientalischen (d. i. Rumelischen) Eisenbahnen eine Excursion über Adrianopel und Philippopel nach der Gegend von Bellova, dem Endpunkte der Rumelischen Bahn. Einem seiner Briefe an Prof. H. Kiepert entnehmen wir das Folgende: Die ganze Gegend südlich



Der Wald von Bellova in Ostrumelien.

von Bellova, die sich an landschaftlicher Schönheit mit den pittoresken Theilen des Harzes oder Schwarzwaldes messen kann, ist mit dem prächtigsten Hochwalde bedeckt; in den unteren Regionen sind Eichen und Buchen vorherrschend, in den oberen uralter Fichten-, Tannen- und Föhrenwald. Ich hätte nie geglaubt, daß es in der Türkei noch so schöne Wälder gäbe. Das Thal der Jadonitza [1]), welche eine Stunde unterhalb des großen bulgarischen Dorfes Bellova und etwas westlich von Kütschük Bellova in die Maritza mündet, ist ein hochromantisches Gebirgsthal, das mich lebhaft an das Bodethal im Harz erinnerte: es ist dicht bewaldet, und zu beiden Seiten des wasserreichen Gebirgsbaches

[1]) Selbst auf der Specialkarte des Oesterreichischen Militärgeographischen Instituts ist dieses Gebiet falsch dargestellt. Das die ganze Gegend zwischen der Maritza und dem Gebirge Balabandscha Jailasi durchschneidende Jadonitzathal z. B. fehlt gänzlich; ein der Maritza paralleles Querthal, das in das Thal Ellidere münden soll, existirt nicht, ebenso ein großer Ort Simcina, der dicht bei dem Endpunkte der Eisenbahn eingetragen ist.

steigen die Felswände fast senkrecht auf. Früher war es ganz unwegsam, denn der Fluß läßt nicht einmal Raum für einen Weg übrig; erst seitdem Baron Hirsch den ihm auf 99 Jahre concedirten Wald (am Oberlaufe der Flüsse Bistritza Reka, Belika Reka, Ribnitza, Kriva Reka, Jadonitza und Ellidere) in Betrieb genommen hat, ist das entzückend schöne Gebirgsthal erschlossen worden, und zwar durch eine Rollbahn, welche von dem Forstetablissement ($^1/_4$ Stunde aufwärts vom Dorfe Bellova) 15 km aufwärts ins Waldgebirge führt. Auf derselben wird das gefällte Holz zum Etablissement geschafft, wo es in verschiedenen Sägemühlen zu Brettern und Traversen geschnitten wird, um dann theils zu Wagen, theils zu Wasser nach der Eisenbahnstation gebracht zu werden. Die Jadonitza hat auch im Hochsommer stets so reichliches Wasser, daß das Holz das ganze Jahr hindurch herabgeschwemmt werden kann. Vom Forsthause führt eine gute Fahrstraße durch das Dorf Bellova nach der Station, oder vielmehr nach der Haltestelle, denn das Stationsgebäude wurde während des bulgarischen Aufstandes von den Bulgaren in Brand gesteckt, und die Türken, die sich hineingeflüchtet hatten, wurden von ihnen theils massakrirt, theils verbrannt. Am untern Laufe der Jadonitza sind einige 20 Sägemühlen in Betrieb, die theils der Eisenbahn, theils, und zwar zum größern Theile, den Bauern von Bellova gehören, welche mit der Eisenbahngesellschaft in Proceß liegen, indem sie behaupten, daß der Wald von Bellova ihnen gehöre, und daß die Pforte kein Recht gehabt habe, ihn der Gesellschaft abzutreten. Der Streit ist noch nicht ausgetragen, weil die Bauern bei der ostrumelischen Regierung Unterstützung ihrer (übrigens unbegründeten) Ansprüche finden.

Am 4. Juni erstiegen wir von Bellova aus die Sultanitza, einen 6000 Fuß hohen Gipfel, der bis unter die Spitze mit mächtigen Fichten bestanden ist. Er liegt ungefähr da, wo auf der österreichischen Karte Köstendsche Bair angegeben ist. Die Balabandscha Jailasi oder, wie die Bulgaren sagen: Balabanitza (die türkischen Namen werden jetzt, wo die Türken diese Gegend ganz verlassen haben, gar nicht mehr gebraucht) liegt westlich von der Sultanitza, über welch letztere der Weg von Bellova nach der Balabanitza führt. Von ihr aus hat man eine prächtige Rundschau über den nördlichen Theil des Rhodope-Gebirges und die obere Maritza-Ebene. Südöstlich sieht man den Karlyk und davor die kleine grüne Hochebene von Rakitovo, während dieses Dorf selbst nicht sichtbar ist. Auch das Rilo-Gebirge wird durch die nahe Balabanitza verdeckt; dieselbe ist etwa drei Stunden Weges entfernt, und der Weg dorthin führt über das ganz hoch oben im Gebirge gelegene Dorf Tschelebitza. Auf der Balabanitza lag noch Schnee. Unsern ursprünglichen Plan, ihren höchsten Gipfel zu ersteigen, der nach der barometrischen Messung des Forstmeisters Herrn Berndes bis 7500 Fuß ansteigt, konnten wir nicht ausführen, da wir oben hätten übernachten müssen, und die Vorbereitungen hierzu nicht getroffen waren.

Wahrhaft großartig präsentirten sich, von der Sultanitza aus gesehen, die noch ganz mit Schnee bedeckten macedonischen Gebirgsketten in S.-S.-W. und S., der Perim Dagh und Boz Dagh. Dieselben sind, nach den auf ihnen liegenden Schneemassen zu schließen, noch höher als das nördliche Rhodope-Gebirge (Köstendsche Balkan) und die eigentliche Balkankette (Kodscha Balkan). Eine recht gute Beschreibung dieses Theiles des Rhodope-Gebirges hat Dr. Dingler, jetzt Privatdocent der Botanik in München, früher Eisenbahnarzt in Adrianopel, in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins (Juli 1877) gegeben. Derselbe erstieg die Balabanitza 1877 in Begleitung des Forstmeisters Berndes, Direktors des Forstetablissements Bellova, der auch unser Begleiter war; er kann nicht genug die üppige Vegetation dieses Gebirges rühmen; Fichtenstämme von 60 m Höhe sind keine Seltenheit. Auch ethnographisch ist diese Gegend interessant; denn in diesem Gebirge wohnen neben den Bulgaren auch viele Zinzaren oder Rumunen („Kutzovlachen"); letztere sind die eigentlichen Waldläufer; sie begegneten uns massenhaft im Hochgebirge, von wo sie gefällte Stämme und Bretter auf ihren Pferden hinab nach Bellova transportirten.

Gern hätte ich meinen Ausflug bis Samakov ausgedehnt, um von da aus dem mächtigen Rilo einen Besuch abzustatten und die Quellen des Isker aufzusuchen. Ich fand aber keinen Reisegefährten; auch rieth man mir von der Tour ab, weil das Gebirge des Schnees wegen noch unzugänglich sei, weshalb ich die Excursion auf nächsten Sommer verschob. Meines Wissens ist der Rilo noch nicht erstiegen worden.

In der Nomenklatur des Rhodope (südlich von den Quellen der Maritza) scheint noch ziemliche Konfusion zu herrschen. Fast alle Gipfel haben einen türkischen und einen bulgarischen Namen; auf unseren Karten figuriren meist die türkischen Namen, während die Bulgaren, wenn man sie fragt, oft andere nennen.

Was ich sonst in Ostrumelien gesehen und gehört habe, war nicht sehr erbaulich. Die Bulgaren sind ein hochmüthiges und finsteres Volk; peinlich ist es zu sehen, wie die im Lande verbliebenen Türken, meist arme Bauern, auf alle Weise von ihnen bedrückt und chikanirt werden, um sie zur Auswanderung und zum Verkaufe ihrer Aecker um jeden Preis zu zwingen. Philippopel macht den Eindruck einer russischen Stadt; den Fez sieht man gar nicht mehr, sondern überall den bulgarischen Kalpak; auch die Muselmänner, die in der Miliz dienen, müssen ihn tragen. Das Land aber ist herrlich schön, namentlich die sich an den Rilo anschließenden Theile des Rhodope, der hier die Grenze zwischen Ostrumelien und Bulgarien bildet.

Colvile's Ritt durch das nordwestliche Marokko.

II.

Am 27. December 1879 verließ das Colvile'sche Ehepaar mit 13 Begleitern, darunter dem Kaid Mohammed ben Abd Salam, welcher lange in Udschda Statthalter gewesen war und deshalb den Weg genau kannte, und 13 Thieren Fez durch das Thor Bab el-Ftur. Eine halbe Stunde lang führte die Straße zwischen hübschen, mit Oelbäumen bestandenen Hügeln hin, überschritt auf einer massiven achtbogigen Brücke den Wed Sbu, folgte dem Flusse eine Stunde lang abwärts und erklomm dann, schärfer nach Osten einlenkend, den Berg Dschebel Ouk de Dschemel (Ka-

meelhals-Berg). Die Gegend sah wild und traurig aus und die Berge, aus demselben alluvialen Thon wie westlich von Fez bestehend, waren von tiefen Schluchten durchfurcht. Als sie den Berg erstiegen hatten, befanden sie sich auf einer gut angebauten Hochebene, die mit Duars (Zeltdörfern) der Ulad-el-Hadsch bedeckt war. Es gilt als Regel in Marokko, daß die Berbern stets in Dörfern, die aus steinernen Häusern bestehen (tschura), wohnen, die Araber aber in duar (Zeltdörfern). Am östlichen Ende der Hochebene wurde in dem Kasbar des Kaid Dschellali ben Mohammed eingekehrt, wo das Geleitschreiben des Sultans ihnen freundliche Aufnahme verschaffte. Der Kasbar liegt schon im Bezirke Hianna, der nach Rohlfs für jedermann unpassirbar ist. Vom Lagerplatze aus hatte man eine prächtige Aussicht: nach Südosten auf die hohen Bergketten von Ghaiatsa und Beni Warain, die hier und da mit Schnee bedeckt waren, davor eine endlose Reihe runder Alluvialberge und unten zweihundert Fuß tiefer das viel gewundene Thal des Wed Jenuin, eines Zuflusses des Sbu, in welchem nun der Weg aufwärts führte. Der eben genannte Kaid (Bezirkshäuptling) gab ihnen durch seinen ganzen Bezirk das Geleit, und aus jedem Dorfe, dem sie sich näherten, kamen eine Anzahl Reiter, ihre langen Flinten schwingend, auf sie zugestürzt, schwenkten dicht vor ihnen kurz ab und schlossen sich ihnen an, bis ihre Eskorte wohl an 50 Reiter zählte. Als sie dann vom Wed Jenuin nach Norden in die Berge abbogen, betraten sie einen andern Bezirk, den des Kaid Mohammed bel Kadur. Hier sahen sie zum ersten Male seit Fez Felsen von Kalk, die aus dem Alles bedeckenden braunen Thon hervorragten; die Höhe, welche sie hier erreicht hatten, betrug schon 3000 Fuß, und die Nächte und Morgen waren bitter kalt. Von dort aus geleitete sie am folgenden Tage des Kaid's Sohn mit einer Eskorte bis an den kleinen Fluß Sidi Marhoff, einen rechten Zufluß des Jenuin, welcher die beiden Bezirke Hianna und Dsul trennt. Weiter wagte er nicht zu gehen, weil — charakteristisch genug — die Bevölkerungen beider Provinzen ständig mit einander im Streite leben. Bald darauf gelangte die Reisegesellschaft an eine tiefe Schlucht, welche ebenfalls dem Wed Jenuin tributär ist. Es war das der bevölkertste und fruchtbarste Strich Landes, den Colvile seit Fez gesehen: die steilen Thalgehänge waren wie ein blühendes Thal der Schweiz angebaut und mit Hütten bedeckt. Der Boden aber ist hier genau derselbe wie auf der ganzen Strecke von Fez an; soweit sich der Reisende überzeugen konnte, giebt es überhaupt zwischen Fez und dem Muluja-Flusse nicht einen Zoll breit Landes, das nicht in denselben blühenden Zustand gebracht werden könnte, wie jenes Thal. Bald darauf erreichten sie den Kasbar (Fort, Residenz) des Kaid Haddi Dsuli, ein Gebäude aus gelbem Kalkstein in wilder Umgebung, am Rande einer nahezu senkrecht etwa 1500 Fuß tief abstürzenden Schlucht gelegen und ringsum von steilen, gelblichen Bergen umgeben, welche kaum etwas Vegetation aufzuweisen hatten und von tiefen Schluchten und Wasserrissen durchsetzt waren. Ein Anblick voll wilder Größe und voll Eigenthümlichkeit, aber wenig ansprechend für Auge und Gemüth. Sowohl der Weg dorthin als auch von dort weiter nach Osten ist steil und schwierig, bei nassem Wetter aber gänzlich ungangbar. Nach einigen Stunden aber gelangt man in das bequemere Thal des Wed Haddar, der ebenfalls noch in den Wed Jenuin sich ergießt. Dort erwartete ihn Kaid Mohammed bel Fildil mit funfzig Reitern und ebensoviel Männern zu Fuß; allein trotz dieser Macht hielt er es für nöthig, die Geringfügigkeit der Eskorte zu entschuldigen; die meisten seiner Leute, sagte er, wären in den Kampf gezogen; er hätte aber bereits Befehl gegeben, ihrer dreihundert zu versammeln und mit ihnen die Berge längs des von Colvile einzuschlagenden Weges zu besetzen, um sofort jeden Angriff des Ghaiatsa-Stammes gewahr zu werden, der in der letzten Zeit sich sehr unruhig gezeigt hatte. In solcher Weise wurde durchweg für die Reisenden gesorgt, außerdem aber erhielten sie während ihrer zehntägigen Reise von den verschiedenen Bezirkshäuptlingen als Gastgeschenk im Ganzen nicht weniger als 190 Pfund Zucker, 26 Schafe, 150 Hühner und 1000 Eier, ungerechnet Lichter, Thee und andere Dinge! Die Hauptursache, daß er seinen Zweck erreichte, schreibt Colvile der Anwesenheit seiner Gattin zu, weil seine Reise in Folge dessen keinen zu geschäftsmäßigen Anstrich erhielt und er mehr allein gelassen wurde und dadurch Muße zum Zeichnen und Schreiben erhielt. Die Mauren, welche gewohnt sind, vor Aller Augen zu essen, zu trinken, zu schlafen, zu beten, sich zu waschen u. s. w., werden einen Junggesellen alle Augenblick belästigen, einen Ehemann dagegen nicht. Zudem sollen die räuberischen Stämme im Gebirge im Allgemeinen eine Reisegesellschaft, bei welcher sich eine Frau befindet, respektiren.

Meknessa am Wed Haddar, welches sie nun erreichten, wird auf den Karten meist als ansehnliche Stadt verzeichnet, ist aber in Wirklichkeit nur ein Dorf von noch nicht 1000 Einwohnern. Dort war Colvile Zeuge eines belustigenden Kampfes zwischen zwei Jungen, die mit ihren Schädeln gegen einander rannten, wie zwei Böcke, daß es krachte, aber sich damit keinen sonderlichen Schaden thaten. Die glatt geschorenen Schädel dieser Landleute müssen eine erstaunliche Dicke besitzen, daß sie die glühenden Strahlen der afrikanischen Sonne aushalten können; die höheren Klassen und die Städter tragen freilich enorme Turbane, die Bauern aber nur eine zusammengedrehte Schnur, ein Abzeichen dafür, daß sie echte Moslim sind, wie Colvile glaubt. Diese Dicke des Schädels macht den Mauren, gleichwie den Neger, zu einem gefährlichen Gegner im Handgemenge, da beide eine fast unbeschränkte Zahl Hiebe auf den Kopf vertragen können. Selbst wenn er keine Flinte hat, ist er ein böser Kunde in geringer Entfernung; denn mit Knüppeln und Steinen trifft er sicher sein Ziel. Colvile war verschiedene Male Zeuge, wie ein Maurenknabe einen Vogel aus der Luft mit einem Steine herabholte, was nicht vielen von ihnen mit einer Flinte glücken würde. Als er Abends das Zimmer seiner Diener betrat, um für den folgenden Tag einige Befehle zu geben, fand er den Kaid Mohammed bel Fildil, der über 5000 Seelen unbeschränkte Gewalt ausübt, wie einen armen Maulthiertreiber zwischen ihnen sitzen und plaudern. Diese Gemüthlichkeit ist ein merkwürdiger Charakterzug der Marokkaner. Ein Kaid oder Pascha kann seine Untergebenen foltern und tödten, in jeder Weise tyrannisiren und bedrücken, wenn er aber gerade nicht damit beschäftigt ist, ihnen die Hälse abzuschneiden oder die Taschen auszuleeren, so wird er mit ihnen auf vollkommen gleichem Fuße verkehren und plaudern. Ein Arbeiter bei uns fühlt sich in Gegenwart seines Brodherrn mehr genirt, als ein Maure niedrigen Standes gegenüber einem Manne, der unumschränkte Gewalt hat über ihn selbst und seine Familie. Der Grund davon ist der, daß die ganze Aristokratie des Landes in der einzigen Person des Sultans concentrirt ist. Niemand ist von besserer Geburt als der andere: heute Sklave, kann er morgen Vezir, heute Sultanssohn, morgen Bettler sein. Der Sultan, dem jeden Freitag eine neue Frau zugeführt wird, erlebt jährlich nach der niedrigsten Schätzung kaum weniger als ein hundert Mal Vaterfreuden, hat also schon bei einem mittlern Alter eine Schaar von Prinzen, die er unmöglich standesgemäß anziehen kann. Colvile selbst kannte einen Enkel eines Sultans, der gemeiner Soldat war, und

sah die Kinder eines der reichsten Männer im Lande in Lumpen auf der Straße herumspielen. So ist Marokko, die absoluteste Monarchie auf der Welt, dem Gedanken vollkommener Gleichheit und Brüderlichkeit näher gekommen, als irgend eine Republik.

Nachdem am folgenden Morgen (31. December) die ausgesandten Kundschafter berichtet hatten, daß die Gegend sicher sei — zur größten Enttäuschung des nach einem kleinen Scharmützel begierigen englischen Ehepaares —, ging es in nordöstlicher Richtung über einen hohen Paß hinüber in das Thal des Wed Errbar, eines Nebenflusses des Wed Haddar, an welchem ein zweites Dorf Meknessa, gelegen ist. Im Thale unterhalb desselben wurde ein Arbar (Mittwochsmarkt) gehalten, der aus einiger Entfernung wie ein Heerlager aussah, so viele Gewehre glitzerten in der Sonne. Hunderte von Leute kauften und verkauften dort, von denen jeder eine lange Flinte und einen Dolch trug. Nicht ein einziger war unbewaffnet; der Bauer hinter dem Pfluge hatte Flinte und Schwert umgehangen, der Hirt auf dem Berge hielt das Gewehr auf den Knien, und selbst seine Peitsche, mit der er sein Vieh vor sich hertreibt, läuft in einen spitzen Dolch aus. Kinder und selbst Frauen sieht man mit Feuerwaffen herumgehen.

Nun führte der Weg hinüber in das Gebiet des Wed Muluja und damit in den Bereich des Mittelländischen Meeres. Man begegnete hier algerischen Flüchtlingen vom Stamme der Uled Sidi Scheich, die sich gerade gegen die verhaßten Franzosen empört hatten. Große Mengen derselben sollen nach Marokko auswandern, wo sie mit offenen Armen empfangen werden und jeder ein Stück Land, einige Kühe und ein Weib erhalten. Noch vor der Paßhöhe sah Colvile an einer Ain Baida genannten Stelle Steinsalz zu Tage treten. Diesen Abend machten sie bei der Kubba (Heiligengrab) des Sidi Mudscharhed in einem kleinen Dorfe Halt, welches nach Norden wie Süden eine prachtvolle Aussicht gewährte. Nach letzterer Richtung lag die Ebene el Farharma und an ihrem Rande, etwa 10 engl. Meilen entfernt, die kleine Stadt Tsarsa (Thesa), im Jahre 1861 Rohlf's fernster Punkt. Von hier fing ganz unbekanntes Terrain an, obwohl auch Colvile's bisherige Route von der des deutschen Reisenden abweicht; hier begann aber auch ein besonders von Wegelagerern heimgesuchtes Gebiet. Schon am selben Abend gerieth das Dörfchen durch die Gefangennahme eines Ghaiatsa in Aufregung; derselbe war kühn genug gewesen, als Spion sich einzuschleichen, wurde aber erkannt und verließ den Ort erst als Leiche wieder. Weiterhin macht ein gewisser Gimbib das Land unsicher; verkleidet schleicht er auf den Märkten, selbst in Tsarsa, umher, um zu spioniren, und dem Sultan, der ihm Pardon verhieß, wenn er sich unterwerfen wollte, ließ er antworten: „Wer ist der Mann, der mir solche Botschaft sendet? Ich kenne nur einen Sultan, und der heißt Gimbib.“

Am nächsten Morgen verließen sie das Bergland, stiegen zunächst zu der niedrigen Wasserscheide zwischen Sbu und Muluja und dann in das Thal des M'zun hinab, erreichten um Mittag den ansehnlichen und festen Kasbar M'zun, den Hauptort des Araberstammes Huara, und betraten dann eine weite öde und steinige Ebene. Dieselbe wies nur hier und da einige niedrige Sträucher und Grasbüschel auf, und an denselben scheinen zahllose Schafherden sowie Gazellen ihren Unterhalt zu finden.

Diese Huara-Araber sind vollständige Nomaden und verweilen selten länger als einige Tage an derselben Stelle. Ihre Duars oder Zeltdörfer schlagen sie, abweichend von den Stämmen el Gharb's, in einem Kreise auf ohne Zaun oder sonstige Schutzwehr. Sie säen zwar etwas Korn, leben aber in der Hauptsache von ihren Schafen und besonders Kameelen. Letztere befriedigen in Zeiten der Noth alle ihre Bedürfnisse; sie dienen als Reit- und Lastthiere, liefern Milch und Fleisch; aus ihrem Haare werden Gewänder gefertigt und mit ihren Fellen die gegen Kälte und Hitze schützenden Zelte bedeckt.

Gegen Mittag des 2. Januar wurde etwas oberhalb der Mündung des M'zun der Muluja, die „zukünftige Grenze Algeriens nach französischer Auffassung“, überschritten. Derselbe war an jener Stelle nicht tief und über 200 Yards breit; an beiden Ufern faßt ihn ein dichtes Röhricht ein, das von wilden Schweinen wimmeln soll. Der bisher beobachtete Kalkstein wurde hier im Bette des Stromes durch Konglomerat ersetzt; auf der vorhin erwähnten Ebene hatte Colvile etwas Lava liegen sehen. Eine engl. Meile jenseit der Muluja-Fuhrt wurde in dem Dorfe des Scherif Sidi Mohammed bel Hussein übernachtet. Dem Vater desselben, Abdullah bel Hussein, ließ der jetzige Sultan neben dem Dorfe ein Kubba (domförmiges Heiligengrab) errichten. Auch sein Sohn, der jetzige Scherif, wird von den gesetzlosen Stämmen der Nachbarschaft hoch geehrt und spielt in ihren Streitigkeiten den Schiedsrichter. Obwohl er unter lauter als Viehdiebe berüchtigten Leuten lebt, hat er doch durch sie noch nie auch nur ein Schaf eingebüßt. Gegen den englischen Reisenden benahm er sich überaus gastlich, und seine Mona (Gastgeschenke) war eines Fürsten würdig; obwohl er schon sehr alt war, ließ er es sich nicht nehmen, seine Gäste selbst während der ganzen folgenden Tagereise zu begleiten, und seinem mächtigen Schutze verdankten es dieselben, daß ihnen Seitens der unbändigen Hallaff- und Benibuzguzu-Araber nichts zu Leide gethan wurde.

Es folgte nun ein wasserloser Strich Landes von merkwürdigem Aussehen; es schien, als wären die Spitzen der kegelförmigen Berge, welche der Thon so gern bildet, wie mit einem riesenhaften Messer abgeschnitten worden. Colvile sucht den Grund von dieser Erscheinung in einer dünnen Gesteinsschicht, welche nahe der Spitze der Berge horizontal gelagert war und die unteren Partien schützte, während der weiche Thon oben vom Regen fortgespült wurde. Nach einem langen Ritt durch diese Einöde wurde das Auge merklich durch das grüne Thal des Zaar erfrischt, an dessen Ufer die malerischen Ruinen des gleichnamigen Kasbar sich erhoben. Komischer Weise stand dasselbe auf der officiellen Liste von Halteplätzen, die Colvile in Fez erhalten hatte, und selbst sein Kaid war genannt, während es nach seinem Aussehen zu schließen wenigstens die letzten 20 Jahre unbewohnt gewesen sein muß. Unweit davon liegt eine zweite Ruine, wo früher eine Judenkolonie gehaust hat; bei einem der dort häufigen Kämpfe wurde ihr Obdach zerstört, die meisten Insassen getödtet, und der Rest floh in die Berge. Im Duar Krarmar wurde übernachtet; der Begleitung des von den Dorfbewohnern fast angebeteten Scherif bel Hussein hatte es der Reisende zu danken, daß er mit der größten Gastfreundschaft dort aufgenommen wurde. Der Scherif besaß in diesem Dorfe eine Anzahl metamors oder unterirdischer Speicher, aus welchen er dem Reisenden Gerste für dessen Pferde verabfolgte. Diese Metamors sind charakteristisch für Maurendörfer; es sind Höhlen von der Form eines umgekehrten Trichters, etwa 15 Fuß tief und oben am Erdboden mit einer Oeffnung von etwa 2 Fuß im Durchmesser. In besser angebauter Gegend besitzen manche Dörfer oft 50 und mehr solcher Speicher; in der Jahreszeit, wo dieselben offen stehen, ist

es dann gefährlich, nach Dunkelwerden durch solch ein Dorf zu gehen oder gar zu reiten.

Nun folgte das Gebiet des Araberstammes Benibuzgnzu (auf der Karte Beni boo Goozgoo geschrieben), welches in der Regenzeit ein wahres Eden sein muß, so viel Flüsse oder wenigstens Flußthäler — damals lagen dieselben trocken — enthält dasselbe. Wirkliches Wasser führte erst der Wed M'lsaab, jenseits dessen im Kasbar Jun Sidi Melluk übernachtet wurde. Hier stieß man auf die ersten Anzeichen von Civilisation, der man sich näherte: zwei Juden, die Cigarretten und Teppiche zu verkaufen hatten. Am nächsten Morgen war es bitter kalt; die in den Flußbetten stehen gebliebenen Wassertümpel waren mit Eis von 1/4 Zoll Stärke bedeckt. Ein siebenstündiger Ritt brachte sie über steiniges ödes Land an den Wed Isly, wo die Marokkaner im Jahre 1844 von den Franzosen aufs Haupt geschlagen wurden. Im Zelte des marokkanischen Generals Mohammed ben Abderrahman fand man einen Brief desselben, worin er bei seinem Vater, dem Sultan, anfragte, ob er das gesammte Heer der Ungläubigen tödten oder einige als Gefangene mit heimbringen sollte. Dieser Brief befindet sich noch heute im Besitze der französischen Regierung. In weiteren 1 1/4 Stunden war Udschda, die Grenzstadt gegen Algerien, erreicht und am 7. Januar wurde die Grenze selbst überschritten.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

VIII.

Im Busch.

Wo der Ackerbau aufhört, fängt der Busch an. Es ist nicht nöthig, daß die Gegend bewaldet ist oder auch nur Gebüsch trägt. Das Land mag ganz kahl sein, nur mit Gras und niedrigen Strauchpflanzen bewachsen. In der Sprache der Australier ist alles unkultivirte Land „Busch". Man hat auch Buschstädte oder Buschdörfer, bush-townships, Ortschaften, aus einigen Wirthshäusern, Kaufläden (sogenannten Stores), einer Schmiede, vielleicht einem Garten unter der Obhut eines Chinesen und dergleichen bestehend, die mitten in der unkultivirten Gegend liegen, über die kein Pflug hinweggeht. Zuweilen sind solche Buschstädte ziemlich bevölkert; Deniliquin, Hay, Wendworth, Bourke, Mereindi, Bolraneld, Echuca sind schon recht ansehnliche Plätze. Aber sie liegen inmitten der Wildniß. In einigen derselben sind Gärten angelegt, die auch gedeihen, aber die meisten entbehren jedes pflanzlichen Schmuckes. Die Bäume, welche die ersten Ansiedler vorfanden, fielen, um die rohen Hütten zu bauen, als Feuerholz, oder man rottete sie aus, weil sie die lästigen Ameisen anzogen. Der Platz um eine solche Stadt ist entsetzlich kahl. Im Sommer erkennt man ihre Stelle schon von fern an der dichten rothen Staubwolke, durch welche die glänzenden eisernen Dächer dann und wann hindurchblitzen. Denn Eisen und Steine, zuweilen auch Eisen und Holz sind die Materialien, aus denen die Häuser aufgebaut sind. In den mehr bergigen Distrikten bricht man die Bausteine leicht aus dem nahen Gebirgsrücken, in den flachen, westlichen Ebenen von Neu-Süd-Wales und am Murray, wo sich, wie die Schäfer sagen, nicht einmal ein Stein findet, den man nach einem Hunde werfen könnte, werden Ziegel gebrannt. Damit versucht man auch die Straßen zu bessern. Vom Regen aufgeweicht sind sie bodenlos, auch die morschen, gebrannten Steine leisten da nicht lange Widerstand. Länger halten schon die Segmente und Klötze von hartem Holze aus. Ueber Stock und Stein ist für eine Reise im australischen Busch noch der richtige Ausdruck.

Eine Buschstadt ist in der Regel nicht gerade der anziehendste Platz der Welt. Das Leben ist ziemlich einförmig; der Verkehr nicht der größte. Der Reisende der bessern Klasse findet im Wirthshause wenig Gesellschaft. Ein Squatter oder Aufseher, der von der Stadt nach vollendetem Verkaufe einer Herde zurückkehrt, ein paar Nachbarn, die in den Stores Einkäufe zu machen beabsichtigen, hausirende Kaufleute, die mit ihren beladenen Karren von Station zu Station, von Hütte zu Hütte ziehen, vielleicht ein Künstler, dem das Glück in den angesiedelten Distrikten nicht recht hold ist, das ist so das Publikum, das sich Abends um das Kaminfeuer sammelt oder auch am Billardtisch sich mit den „Eingeborenen" der Buschstadt mißt. Aber zuweilen wacht die Buschstadt aus ihrer Lethargie auf und wird unter dem Einfluß des begeisternden Fusels lebhaft, wenn auch nicht lieblich. Ein Korrespondent aus Normanton am Golf von Carpentaria schildert uns die Freuden des dortigen Weihnachtsfestes.

In die allgemein gehobene Stimmung scheint zu seinem Unglück ein mißliebiger Squatter hineingerathen zu sein, den man stracks einfing, mit Hand- und Fußfesseln und einer Kuhglocke um den Hals versah und so umherwandern ließ, zur großen Freude der Bewohner und der anscheinenden Befriedigung des Korrespondenten. Aerztlicher Beistand wird, so möchte man hoffen, nicht oft verlangt. In derselben Korrespondenz erfahren wir, daß bei den Wettkämpfen einer der Ringer einen Arm brach. Flugs schickte man zum Doktor; der war aber, heißt es, wie gewöhnlich betrunken. Um ihn möglichst sicher in einen nüchternen Zustand zu versetzen, sperrte man ihn auf ein paar Stunden ohne Weiteres ein, worauf er die Einrichtung des gebrochenen Gliedes mit gewohnter Geschicklichkeit vollzog. Nach dem Tone der Mittheilungen möchte man glauben, daß die kurze Gefängnißhaft ein nothwendiges Vorspiel für alle vorkommenden Konsultationen ist, wogegen auch der „Doctor" nichts zu haben scheint.

In der Regel ist eine Buschstadt ziemlich öde und die Wirthshäuser sind wenig besucht. Das Leben und der Verkehr mit den wüsten Gelagen finden nur zu gewissen Zeiten statt. Vor den Läden stehen unter den Verandahs die müssigen Storekeeper und schauen nach Kunden aus. Die einzige Abwechselung bringt die Post, die vielleicht jede Woche einmal von der Hauptstadt anlangt und die kleine

Bevölkerung von Handelsleuten und Handwerkern aus ihrer eintönigen Langweiligkeit für kurze Zeit befreit.

Aber sonst wird die Ruhe wenig gestört. Die wandernden Arbeiter, welche täglich durch den Ort ziehen, gehen ins Wirthshaus, aber sie drängen sich der Aufmerksamkeit der Bewohner nicht auf. Der Händler, der sie vorüberziehen sah, sieht schon an ihrem Gange, daß hier kein Geld ist und er sich nicht um die Leute zu kümmern braucht. Aber der Mann, der dort ohne einen Penny in der Tasche unter der Last seiner wollenen Decken dahinschleicht, in dem seine ganze irdische Habe geborgen ist, weiß, daß er im Wirthshause einkehren darf ohne befürchten zu müssen, daß man ihn abweist. Der erfahrene Wirth kennt den geldlosen Mann sofort heraus, aber er heißt ihn dennoch willkommen. In Bourke, ja schon lange vor Bourke, sah ich überall an den Bäumen Plakate angeheftet, welche dem Leser erklärten, daß bei einem gewissen Carstairs, Wirth des Commercial Hotel zu Bourke, jedermann freien Tisch finde, auch wenn er kein Geld habe. Wovon lebt also dieser edelmüthige freigebige Wirth? Ist diese mächtige Batterie von Flaschen mit den prangendsten Etiketten von diesem Wohlthäter seiner ärmeren Mitmenschen nur deswegen in der „Bar" aufgestellt, um dem ermatteten, von dem langen Marsche bestaubten Wanderer einen stärkenden Labetrunk zu reichen?

Leider geht das philanthropische Gefühl hier nicht so weit. Jener stämmige Mann mit dem bärtigen Gesicht und den pfiffigen Augen hat nichts weniger im Sinn als ein Beglücker der Menschheit zu werden. Dieses Gratisvertheilen von Speisen und Getränken hat keinen andern Zweck, als das Herunterholen der größern Speckseite vermittelst der kleinern Wurst. Die Wurst ist in der Regel sehr klein und die Speckseite oft von riesigen Proportionen und sie kommt ganz sicher.

Der wandernde Arbeiter hat auf den Stationen seine Portion Mehl, Thee und Fleisch erhalten, wenn er sich bei dem Besitzer oder Verwalter meldete, aber er fühlte wohl, wie widerwillig man ihm dies Almosen reichte. Je eher er ging, desto besser. Er mußte sich sein Brot selber backen und sein Fleisch kochen, so gut es ging, und da er hungrig war, nahm er es mit dem Kochen und Backen nicht allzu genau. Asche und Kohlen vertreten Backofen und Topf. Aber hier empfing ihn ein Mann, der wohl wußte, daß sein Gast keinen Heller besaß, mit offenen Armen, nahm ihn an seinen wohlbesetzten Tisch und stärkte ihn mit dem brennendsten, also besten, Feuerwasser, das sein Haus bot. Und doch war dieser barmherzige Samaritaner arm im Vergleich mit dem reichen Herrn, der vielleicht ein hunderttausend Schafe sein eigen nannte. He is a Christian, sagt der dankbare Vagabonde. Und wie ein Christ beweist er seine Dankbarkeit, indem er, sobald harte Arbeit in der Schurzeit ihm eine runde Summe in die Hand gedrückt hat, zu seinem Wohlthäter zurückkehrt und das Geld bis auf den letzten Heller vertrinkt. Eine andere Handlungsweise wäre erbärmlich. Was würde ein Wirth im Busche Australiens von einem Mann denken, der die kleine Schuld bezahlte und seines Wegs ginge? Nicht er allein, auch die Kameraden des Mannes würden ein solches Benehmen für den schwärzesten Undank erklären.

So arbeitet der bushman für den Schenkwirth. Was er verdient, geht fast ohne Abzug in seine Hand. Ein Schäfer braucht Kleider und Tabak, denn ohne die kurze Pfeife könnte er nicht leben, aber die Ausgabe ist verhältnißmäßig klein; die Hauptsache wird vertrunken. Es ist gut für die Leute selber, daß sie betrogen werden. Von den Getränken, die ihnen der Wirth in Rechnung setzt, haben sie vielleicht nicht ein Viertel getrunken. Je weniger sie freilich von diesem Gift bekommen — und wohl selbst die Höllen und Ginpaläste Londons kennen kein scheußlicheres —, desto besser für ihre Gesundheit. Mehr als einer der Insassen der Irrenhäuser Australiens büßte seinen Verstand in diesen Kneipen ein. Aber den Leuten selber ist dieser periodische Gang von dem Wollschuppen und der Schäferhütte zum public house oder bush-shanty so zur zweiten Natur geworden, daß selbst ihre eigene Ueberzeugung von der Thorheit eines solchen Beginnens sie nicht zurückzuhalten vermag.

Einer meiner Leute, der mit Ausnahme eines jährlichen Trinkgelages beständig bei mir in Arbeit stand, und als Scheerer und Brunnengräber bedeutende Summen verdiente, wurde auf eine eigene Weise bekehrt. Ich hatte ihm seinen Check an die Bank in Bourke gegeben und ihm noch einmal das Thörichte seines Benehmens vorgestellt. Für wen arbeitete er als für den Wirth allein? Und nenne er das Stehen und Trinken von dem schändlichsten Fusel der Welt einen spree, ein Vergnügen? Jack hatte sich in der Welt umgesehen und sollte ein Urtheil haben. Mein Reden half nichts, mit seinem Swag, seiner zusammengerollten Decke, die seine wenigen Habseligkeiten enthielt, gefolgt von seinem Hunde machte er sich auf. Die shanty war eine gute Tagereise, ein Mann mit seinem Check in der Tasche säumt auf dem Wege zum Wirthshause nicht. Ich hatte Jack ein paar Wochen zum Todtschlagen seines Geldes gegeben, denn die Summe war nahe an 180 Pf. St.; wer beschreibt mein Erstaunen, als er schon den Tag darauf wieder bei mir eintraf? Gewiß hatte er den Check verloren und wollte einen andern haben. Aber die Sache stand anders. Meine Worte waren nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Jack hatte sich, während er in der heißen Sonne auf der Straße wacker fortmarschirte, überlegt, ich möchte doch nicht ganz Unrecht haben. Vielleicht war sein Freund, der Wirth, doch nicht das Muster uneigennütziger Selbstlosigkeit, als das er ihn geschildert hatte. Er wollte ihn auf die Probe stellen. Der Check erhielt ein sicheres Versteck unter einem Stein an der Straße und mit dem wenigen Silbergelde, das er sonst besaß, trat Jack in die Bar, schon voll von lärmenden und trinkenden Genossen. In Australien, wenigstens im Busch Australiens, trinkt ein Mann nicht allein, es versteht sich, daß, wer ein Glas fordert, auch für alle bezahlt, die gegenwärtig sind. Die anderen machen es ebenso; man trinkt nach dem Princip der Gegenseitigkeit. Jack bestellte und bezahlte mit Silber. Das machte den Wirth schon stutzig. Ein rechter echter Buschmann giebt dem Wirth sein Geld, wenn er ins Haus tritt, und bittet ihn, ihm zu sagen, wenn der letzte Schilling vertrunken ist. Der Wirth paßte auf und als er Jack betrunken auf sein hartes Lager führte, untersuchte er sorgfältig jede Tasche, Stiefel, Hut, jeden Schlupfwinkel, in dem das verheimlichte Geld stecken könnte. Jack war betrunken, aber er merkte die Procedur. Der Wirth hatte nichts gefunden, also war nichts da, nichts zu verdienen. Am nächsten Morgen befand sich Jack im Freien; sein betrogener alter Freund wollte von einem Manne ohne Geld nichts wissen. Mein Mann war geheilt und das war der erste Anfang der Ersparnisse, mit denen er sich später eine hübsche Farm kaufte. Er blieb mir immer sehr dankbar.

Auf des Squatters Tische fehlt neben dem Decanter mit Wasser die Cognac- oder Whiskeyflasche selten. Auf den ersten Willkommengruß folgt ein gemüthliches Trinken. Neben der unvermeidlichen Theekanne steht ganz sicherlich der „harte Stoff". Squatter sind keine Teatotallers. Aber den Arbeitern ist der Genuß von Spirituosen aufs Strengste verboten. Sofortige Entlassung steht ohne Gnade auf dem Verbrechen, geistige Getränke auf der Station genossen zu

haben. Bei den Scherern ist diese Klausel in schärfster Weise in dem Kontrakt ausgesprochen. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck auf den Gast, seinen liebenswürdigen Wirth Glas um Glas füllen zu sehen, während der arme Kerl draußen in der „Küche“ wegen derselben Neigung als ein unverbesserlicher Taugenichts gescholten wird. Man mißt ihm nicht mit demselben Maße. Freilich geht's auch nicht. Squatter trinken und werden auch betrunken, aber sie wissen, wann sie aufzuhören haben. Ein australischer Arbeiter im Busch aber muß trinken, bis der letzte Tropfen heraus ist, oder der letzte Schilling aus der Tasche geflogen ist. An ein Beherrschen seiner selbst ist nicht zu denken. Er ist wie ein Wesen ohne Vernunft, und solche Gesetze sind nöthig, um ihn zur Arbeit zu halten. Ein sehr trauriges Zeugniß für seine sittliche Befähigung.

Dann und wann stößt der Zeitungsleser auf eine Notiz, daß ein Mann im Busch todt gefunden sei, und wie man seine letzten Wünsche auf dem leeren, blechernen Wasserbehälter gelesen habe, in das er sie einritzte, ehe er seinen Geist aufgab. Selten erfährt man seinen Namen, noch seltener kommt es darauf an ihn zu kennen, denn der Mann ist heimathslos, freundlos; niemand betrauert ihn. Die zu Hause haben ihn längst vergessen, sind vielleicht froh, daß nichts mehr an ihn erinnert, und in der Kolonie hat er bei seinem Wanderleben keine Bande geknüpft. Er nennt sich vielleicht bei einem andern Namen; vielleicht kennt man ihn nur unter familiären Bezeichnungen wie schottischer Harry, deutscher Charley, wie Dutzende von anderen.

Das Bild hat aber auch eine Kehrseite. Man kann nicht erwarten und es wäre auch nicht zu wünschen, daß ein Mann ein solches Einsiedlerleben, wie er es im Busche führen muß, lange fortsetzt. Man vergegenwärtige sich nur die monotone trostlose Existenz eines australischen Schäfers, der Wochen, ja zuweilen Monate lang niemand sieht, als seinen Aufseher, der kommt, um die Schafe am Ende des Monats zu zählen oder ihm sein Mehl, Zucker, Thee und seinen Tabak zu bringen. Vielleicht werden ihm ein paar Bücher geliehen, vielleicht sind auch die nicht zu haben oder sie werden ihm absichtlich vorenthalten aus Furcht, er möchte seine Schafe vernachlässigen. Was für ein Leben! Er muß es nach einiger Zeit aufgeben; er sehnt sich nach Gesellschaft und der einzige Platz, der nicht zu fern ist, an dem er Gesellschaft finden kann, ist das Buschwirthshaus. Vielleicht ist er kein Trunkenbold, aber das kommt mit der Zeit. Und wer am höchsten gestanden hat, sinkt nur zu oft am tiefsten.

Und Arbeit ist nach der Schurzeit in jenen Gegenden nicht zu haben. Man braucht nur wenig Leute; seit die großen Weidegründe eingezäunt sind, sehr wenige. So bleibt er hängen, bis das letzte Geld in die Tasche des Wirths gewandert ist, oder vielmehr, bis dieser erklärt, daß das vertrunkene Quantum Spirituosen den Werth des Checks repräsentirt, und dann nimmt er seine Decken und seine Wasserkanne, pfeift seinem Hunde, dem einzigen Wesen, das für ihn noch ein Gefühl von Zuneigung zeigt, und tritt seinen traurigen Gang an von Hütte zu Hütte, von Station zu Station, bis sich Arbeit findet. Ein solches Wandern und Betteln dauert oft viele Wochen und Monate, oft von Schurzeit zu Schurzeit. Oft können die Leute nicht Beschäftigung finden, oft mögen sie keine, und der Sommer sieht Scharen solcher Leute in Gesellschaften von zweien und dreien auf den Straßen, die regelmäßig am Abend bei den Stationen vorsprechen und gefüttert werden.

Natürlich ist das eine schwere Abgabe. Es giebt Stationen, die jährlich 1000 Pf. St. für den Unterhalt dieser Landstreicher ausgeben. Manche kommen zu Fuß, andere kommen zu Pferde, wenige wollen wirklich Arbeit und dann für Löhne, die der Squatter nicht zahlen kann.

Aber, so fragt der Leser, warum müssen diese Leute umsonst gespeist werden? Warum läßt man sie nicht ihre Mahlzeit auf irgend eine Weise verdienen; irgend eine kleine Beschäftigung wird sich wohl immer finden. Und warum schickt man solche, die nicht ihr Brot verdienen wollen, nicht hungrig weiter? Gewiß würde der Squatter nicht zögern, diesem kostspieligen Unwesen ein Ende zu machen, wenn er es wagte. Aber wehe dem, der es wagte! Ein brennendes Schwefelholz, in das trockene Gras geworfen, würde das Gras für seine Schafe zerstören, seine kostspieligen Einzäunungen vernichten; ein paar solcher Leute könnten ihn ruiniren.

In den Kalendern der Kolonisten sind die Tage, an denen verheerende Wald- und Steppenbrände unsägliches Unheil anrichteten, schwarz angemerkt. Der Black Thursday Victorias hat Spuren hinterlassen, die noch heute wahrzunehmen sind, und manche Familie beklagt nicht nur das damals verlorene Eigenthum, sondern auch das Leben manches geliebten Angehörigen. Wer sich nicht durch schleuniges Abbrennen des Grases rings um sein Haus sicherte und so dem rasend näherliegenden Brande eine Grenze zog, kam unter den Trümmern seines Hauses um. Die Gluth und der Rauch waren erstickend; erschöpft von den Anstrengungen, die Flammen aufzuhalten, fiel mancher dem Element zum Opfer. Wenn auch nicht in so furchtbarer Weise, so kehren diese Brände doch immer wieder. Man kann sich die rasende und nicht aufzuhaltende Schnelligkeit vorstellen, mit der das Feuer vom Winde getragen über die ungeheuern Ebenen fliegt, welche das dürrste Gras bedeckt. Der Unterhalt der Schafe, der Werth von Tausenden von Pfunden Sterling ist in kurzer Zeit verloren, wenn auch die Schafe selber gerettet werden. Aber sie sind nun gezwungen zu wandern und mit geringerer Kost vorlieb zu nehmen. Und dann die kostspieligen, zum großen Theil verbrannten Einzäunungen! Wahrlich, der Schade ist ein unberechenbarer.

Daher darf sich der Squatter die Leute nicht zu Feinden machen, denen es so leicht wird, ihm empfindlich zu schaden. Er muß den Zoll zahlen und die Leute wissen sehr wohl, daß er es muß. Sie fordern das Almosen als ihr Recht.

Und so wandern diese Leute umher, von Platz zu Platz, von Hütte zu Hütte, ihr einziger Gedanke die Mahlzeit, welche sie in der Küche des Squatters oder im Zelte des Schäfers zu erlangen hoffen. So ziehen sie durch die Einöden arbeitslos und arbeitsscheu, einsam und elend in der trostlosen Wildniß. Aber dieses müssige Leben hat seinen Reiz für den Mann, der die Arbeit haßt, und doch welchen moralischen Verfall hat dieser Müssiggang in seinem Gefolge! Und zu welchem Ende führt es!

Es ist eine bunte Gesellschaft, die man im Busche findet. Der Busch bringt die Vertreter aller Stände zusammen. Wer nicht arbeiten kann oder will, wird sich dorthin aufmachen. Die Schäfer und Hüttenwächter einer großen Schafstation setzen sich aus Matrosen und Droschkenkutschern wie aus Schreibern und Studenten zusammen. In einem der Gasthöfe Victorias war vor nicht langer Zeit der Kochgehülfe der leibliche Bruder der Jenny Lind, der schwedischen Nachtigall, und der Stiefelputzer in demselben Gasthofe war vor Jahren ein gemachter Mann der Goldstadt Ballarat, der seine 50 000 Pf. St. besaß. Diejenigen, welche Arthur Orton für den echten Tichborne halten, werden erzählen, daß der Erbe einer der größten Besitzungen Englands am Murrum bidgee Koch eines Schäfers war. Der Besitzer, welcher über Hunderttausende von Schafen gebietet, steht viel-

leicht seinem niedrigsten Arbeiter an Bildung weit nach, und die Unterhaltung einer Gesellschaft rauher, bärtiger Gestalten würzt ihr einfaches Mahl am flackernden Lagerfeuer nicht selten durch klassische Citate und Erinnerungen an die verlassene Alma Mater. Aber der Gebildete geht bald in den Ungebildeten auf. Ihm behagt zuerst dieses halb zigeunerhafte Leben mit seinem Anflug von Romantik. Die Aeußerlichkeiten werden abgestreift, und bald unterscheidet er sich auch in seiner Sprache und in seinem Denken nicht mehr von seinen ungebildeten Genossen. Facilis descensus! Aber der Verlust ist oft unwiederbringlich und der Mann, der nach jahrelangem Aufenthalt unter rohen Rinderhirten und Schäfern in die Gesellschaft zurückkehrt, der er nach Geburt und Erziehung zugehört, fühlt zu oft heraus, welche Verwandlung mit ihm und in ihm vorgegangen ist.

Roh wie der Buschmann ist, besitzt er doch einige vortreffliche Züge. Er hat etwas von dem kameradschaftlichen Corpsgeist, der unter den Matrosen der alten Schule herrscht. Die Gesetze, welche jener im Umgange mit seines Gleichen anerkennt, gelten auch meist für ihn. Widerlich wie die Faustkämpfe sind, mit denen sie ihre Differenzen entscheiden, zeigen sich die Leute sehr oft da von ihrer besten Seite. Abgesehen von den Formalitäten, welche Sekundanten und Unparteiische vorschreiben, beobachtet man nicht selten eine erstaunenswerthe Generosität. Es ist nichts Ungewöhnliches, einen starken, kampfgewandten Mann mit Ruhe die Schmähungen eines schwächern, ihm nicht Ebenbürtigen anzuhören. Das erinnert an die Ruhe, mit der ein Neufundländer oder eine schwedische Dogge das Gekläff eines kleinen Spitzel hinnimmt. Aber es gilt auch für unehrenwerth, den Uebergriffen anderer zuzusehen und nicht einzutreten. „Sie verstehen das Boxen nicht, Sie sind ein Deutscher, ich werde Ihre Stelle einnehmen," sagte einer meiner Scherer sehr ruhig, als mich ein Mann, den ich wegen ungehörigen Betragens ablohnte, zum blutigen Zweikampf herausforderte. Aber von da ab nahm ich fleißigen Unterricht in der „edlen Kunst der Selbstvertheidigung".

Sehr alte Leute duldet das Buschleben nicht; die Strapazen und Entbehrungen erfordern kräftige Naturen. Und mit dem Schäferleben ist es beinahe vorbei, seitdem die Herden in umzäunten Räumen weiden. Was wird aus den alten Männern? Sie finden keinen Platz bei den Ackerbauern, die einen lernten die Arbeit nie, andere haben sie verlernt, auch sind sie zu alt geworden. Wenn sie nicht der Wüstensand begräbt, oder die Mauern des Irrenhauses sie einschließen, dann nimmt sie endlich das Armenhaus auf. Aber nur wenige enden so ihr Leben, ein jäher Tod im Säuferwahnsinn, in der wasserlosen Wüste, im blutigen Faustkampf, das ist nur zu oft der Schluß des elenden Lebens des Buschmanns in Australien. In den letzten Jahren haben sich wohlgesinnte Leute seiner angenommen. Vielleicht schlug einem oder dem andern, der seinen Reichthum auf Kosten dieser geistig und sittlich Unmündigen erworben hatte, das Gewissen. Wie in den Seestädten Englands, so besteht schon seit geraumer Zeit in jeder großen Hafenstadt Australiens ein Daheim für die Seeleute. Das Leben des Buschmanns ist dem Matrosen in manchem ähnlich, nicht am wenigsten in seinen Ausschweifungen. Wie man die Lage des Matrosen besserte, so versuchte man es mit dem Buschmann, man baute Bushmen's Homes. Und der Erfolg ist im Allgemeinen ein günstiger gewesen. Die Leute gewöhnten sich an Ordnung und Sauberkeit. Statt ihr Geld in wüstem Gelage zu vergeuden, von ihrem selbstgenommenen Urlaub geistig und körperlich geschwächt zurückzukehren genießen sie ein wirkliches und rationelles Vergnügen. Auch ist ihnen der Genuß von Spirituosen nicht versagt, obschon weder im Hause selber geistige Getränke verabreicht werden noch auch das Hineinbringen von solchen gestattet ist. Und sie lernen einsehen, wie viel glücklicher der Mensch in Gesellschaft lebt, wie das wohnliche Zimmer der rohen Rindenhütte, das saubere Bett dem schmutzigen Schaffell vorzuziehen ist. Sie sehnen sich, ihren Beruf aufzugeben, sparen, um es thun zu können, und werden mit der Zeit nützliche, gesittete Mitglieder der Gesellschaft.

Die Chunchusen im Süd-Ussuri-Gebiet[1]).

L—. Chunchus bedeutet eigentlich „Rother Bart". Im Ussuri-Gebiet bezeichnet man aber mit dem Worte Chunchus einen berufsmäßigen Räuber und wendet jetzt die Benennung auf jeden Chinesen an, welcher gelegentlich oder zeitweilig sich mit Rauben beschäftigt. Es haben diese chinesischen Chunchusen in der allerletzten Zeit im Ussuri-Gebiet sich sehr bemerkbar gemacht; sie sind zu einer schweren Geißel für die Kolonisten daselbst geworden, und bei einem etwaigen Kriege zwischen Rußland und China könnten sie den russischen Ansiedelungen sehr verhängnißvoll werden. Es dürfte im Hinblick hierauf der citirte Artikel des „Golos", welchen ein tüchtiger Kenner jener Gegenden, Th. Busse, verfaßt hat, auf Interesse zu rechnen haben.

Vor Abschluß des Vertrags von Aigun (28. Mai 1858) hatten die Bewohner des damals chinesischen südlichen Ussuri-Gebiets ihr sehr bequemes Auskommen; sowohl die in Chuntschun, Ninguta und Sjänssin stationirten Mandschu-Soldaten als auch Tausende von Chinesen, welche — um der Strafe für mannigfache Verbrechen zu entgehen — aus dem nördlichen China entflohen waren, fanden im Ussuri-Gebiet hinreichende Erwerbsquellen. Sie legten entweder Pflanzungen an, in welchen sie die bekannte Wurzel Ginseng (Russisch shonschen genannt) zogen, oder sie sammelten die Wurzeln der wild wachsenden Pflanzen; sie trieben Fischerei, fingen Fische und „Trepang" (Holothurie) und verkauften sie nach China; sie machten Jagd auf Hirsche, um der Geweihe willen (Panten genannt). Bekanntlich sind die Wurzel Ginseng, der Trepang und die Panten im eigentlichen China außerordentlich verlangte und geschätzte Handelsartikel. Bei der großen Menge der mit diesen Erwerbszweigen beschäftigten Chinesen fand sich selbstverständlich das Bedürfniß nach den Produkten des Ackerbaues ein: es entstanden deshalb an vielen Orten Farmen, bei welchen Gemüse, Korn, Mais, Tabak gebaut wurde; aus dem Mais wurde eine Art Branntwein bereitet. Was die Bevölkerung an Manufakturwaaren nöthig hatte, beschafften die Kaufleute aus Girin, Sjänssin, Ninguta und Chun-tschun. Dazu kam, daß ungeachtet des strengsten Verbots die Chinesen an vielen Orten Goldwäschereien etablirt hatten, meist mit Vorwissen der bestochenen chinesischen Beamten.

[1]) Nach dem Russischen. „Golos" 1880, Nro. 35.

Am Hauptplatz der Wäschereien, in Wanlagou, in der Nähe der Flüsse Suifun, waren nach officiellen chinesischen Berichten 30 000 bis 40 000 Arbeiter beschäftigt; es war dieser Platz zu einer vollständigen chinesischen Kolonie geworden, welche mit der Stadt Ninguta durch eine gebahnte Straße regelrecht verbunden war. Sowohl die für die Wäscherei bestimmte Waare als auch die für China bestimmten Landesprodukte (Panten, Ginseng, Trepang) benutzten diesen Weg; ihn benutzten aber auch die mandschurischen Beamten und kehrten reich beladen mit Geschenken aus der Kolonie heim. Die betreffenden örtlichen Polizeichefs wurden in kurzer Zeit reich, sobald sie es nicht vergaßen, mit den höchsten Würdenträgern in Girin und Peking zu theilen. Alle diese Umstände hatten zur Folge, daß der Wohlstand sowie der Friede im Süd-Ussuri-Gebiet nicht gestört wurde, von verübten Räubereien hörte man etwa nur auf den Goldwäschereien. Es waren ganz vereinzelte Fälle: organisirte Banden von Chunchusen gab es nicht.

Im Jahre 1858 wurde der Vertrag von Aigun geschlossen; hierdurch fiel das Ussuri-Gebiet an Rußland. Die Grenze wurde leider für Rußland nicht günstig gezogen. Ein Theil des Chanka-Sees blieb im Besitz der Chinesen, und das ist für die Kommunikation auf dem Lande höchst unbequem. Ferner läuft die Grenze längs dem Fluß Tur und dem Gebirge bis zum Fluß Suifun und weiter längs dem Gebirge bis zum Fluß Tumenjula. Das Gebirge, welches hier die Grenze bildet, ist sehr reich an Schluchten, welche den Räubern als vortreffliche Zufluchtsörter dienen.

Weder der Vertrag von Aigun noch der spätere Ergänzungsvertrag von Peking haben die Beziehungen der auf den neu erworbenen Territorien ansässigen Chinesen zu Rußland geklärt. Die chinesische Regierung befahl ihren Gouverneuren von Ninguta und Sjänssin streng darauf zu achten; daß chinesische Weiber sich der russischen Grenze nicht näher als 50 Werst aufhielten; sie verbot den chinesischen Arbeitern, welche gewohnt waren alljährlich zum Zweck ihres Erwerbs in das Ussuri-Gebiet zu wandern, Pässe zu ertheilen. In Folge dieser Maßregeln kehrten alle verheiratheten Chinesen nach China zurück und die Zahl der neu einwandernden Arbeiter verringerte sich sehr bedeutend, weil nur ein kleiner Theil derselben sich entschloß, ohne Erlaubniß der Regierung die Grenze zu überschreiten. Der größte Theil blieb in der Mandschurei, welche sehr dicht bevölkert ist. Dies war die Ursache der Verarmung einer großen Menge von Personen, welche entweder direkt zu Landstreichern wurden oder sich den nahe der russischen Grenze gelegenen Goldwäschen zuwandten. Die Mandarinen ergriffen freilich ihre Maßregeln gegen das unerlaubte Goldwaschen, rüsteten sogar militärische Expeditionen gegen die Unternehmer der Goldwäscherei aus; allein oft ohne Erfolg: die bewaffneten Arbeiter gewannen nicht selten über die Regierungstruppen die Oberhand. Von Seiten der mandschurischen Beamten wurde dann zu grausamen Repressalien geschritten: die ergriffenen Arbeiter wurden als Aufrührer und Räuber grausam gefoltert und getödtet; begnadigt wurde keiner. Hierdurch wurden die „Chunchusen" nur zu viel energischerer Gegenwehr gereizt; sie vergalten Gleiches mit Gleichem. Sie kämpften stets bis aufs Aeußerste und im Falle eines Sieges quälten sie die gefangenen Soldaten. Es waren diese feindseligen Beziehungen zwischen der Regierung und den Goldwäschern ferner die Ursache, daß die Zufuhr aus der Mandschurei ausblieb; was man den Goldwäschern nicht gutwillig verkaufte, mußte auf andere Weise herbeigeschafft werden: die Goldwäscher wurden zu Räubern.

Andererseits war nach der russischen Okkupation den chinesischen Ansiedlern im Ussuri-Gebiet die Möglichkeit geboten, ihre Landesprodukte über Wladiwostok auf europäischen Schiffen nach China zu transportiren. Dies und die immerfort anhaltenden Feindseligkeiten an der Grenze machten, daß die guten Verkehrswege allmälig verfielen. So ist z. B. der frühere Hauptweg aus Ninguta über Wanlagou an den Suifun jetzt für Wagen absolut nicht mehr befahrbar; überdies sind alle chinesischen Häuser („Fansen") auf dieser Strecke längst von den Chunchusen niedergebrannt. Vor nicht sehr langer Zeit bewegten sich auf dieser Straße täglich große Züge von schwerbeladenen Wagen; jetzt sieht man selten nur mit Mühe fortkommende Lastthiere unter militärischer Bedeckung.

Die im Ussuri-Gebiet lebenden Chinesen — man nennt sie Mansy — sind mit den geschilderten Veränderungen höchst unzufrieden; weil sie die Russen dafür verantwortlich machen, so zeigen sie sich denselben sehr feindselig gesinnt. Im Jahre 1868 kam es sogar zu Unruhen, weil Banden von Chunchusen durch die Mansen unterstützt wurden.

Die örtliche russische Administration hat leider auch keine rechte Fühlung mit den Mansen gehabt; sie hat gar nicht verstanden, mit ihnen in entsprechender Weise zu verkehren. Erst in allerjüngster Zeit hat der bisherige Generalgouverneur Baron Frederick eine Lösung der „Mansenfrage" versucht, doch sind die eingeleiteten Vorstudien noch lange nicht beendigt.

Bis zur Stunde weiß die russische Administration des Ussuri-Gebiets nicht, wie groß die chinesische Bevölkerung daselbst ist, sie weiß nicht, wie und wo sie lebt und wie sie organisirt ist. Man hat Grund zu vermuthen, daß die Mansen sogar noch jetzt der chinesischen Regierung Abgaben zahlen, welche von incognito reisenden chinesischen Beamten eingesammelt werden. Von Zeit zu Zeit erhält die russische Administration private Nachrichten über die Strafen, welche die Aeltesten der Mansen verhängt haben; allein sie mischt sich nie in die Angelegenheiten der Mansen. Nach den Traktaten sind alle chinesischen Unterthanen, welche im Ussuri-Gebiet leben, den chinesischen Gerichten unterworfen; Rußland ist verpflichtet auf Verlangen der „Jamune" (Polizeichef) von Chun-tschun und Ninguta die Verbrecher auszuliefern. Nicht selten kommt es vor, daß die chinesischen Beamten auf ein bestimmtes Individuum in einem bestimmten Ort hinweisen, aber die russische Verwaltung kennt den Ort nicht, wie soll sie die Person finden?

Aus Unbekanntschaft mit der chinesischen Sprache ist die russische Verwaltung völlig abhängig von der Zuverlässigkeit der Dolmetscher, welche das ihnen geschenkte Vertrauen gründlich mißbrauchen. Ein solcher Dolmetscher z. B. zeigte einen seiner ihm lästigen Gläubiger als Chunchusen an, damit derselbe den Chinesen ausgeliefert werden sollte. Einzelne Mansen geben sich für chinesische Unterthanen aus und bringen ihre Klagen in Chun-tschun und Ninguta vor, was die russische Verwaltung nicht im günstigsten Licht erscheinen läßt. Kurz die Mansen sind ein den Russen durchaus feindliches Element, das im Fall eines Krieges, ob mit China oder einer andern Macht, den Russen ungemein schaden würde.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den eigentlichen Chunchusen zurück. Der Hauptherd für die Entstehung der Räuberbanden ist das Gebiet von Sjänssin; reich an Schluchten und Bergen bietet es den Banden bequeme Zufluchtsorte, während die fruchtbaren Thäler der Flüsse Sungan und Muren Pferde, Waffen, Kleider, Nahrung rc. liefern. Ueberdies handeln die Gouverneure der chinesischen Provinzen nie in Uebereinstimmung mit einander, sondern womöglich wirken sie einander entgegen, was die Chunchusen natürlich zu ihrem Vortheil ausnutzen.

Als das verbotene Goldwaschen in der Mandschurei seinen Anfang nahm, so bildeten sich auch hier nach dem Beispiel Chinas Genossenschaften. An der Spitze einer solchen Genossenschaft stand ein energischer Mann Sui-bin-wai, ein Verwandter des Fudatun von Ninguta, Schuwan. Er sammelte eine Schar von 200 Menschen um sich und erbaute am Ufer des Muren eine hölzerne Festung Kunigui etwa 35 bis 40 Werst von der russischen Ortschaft Turij Rog (am westlichen Ufer des Chanka-Sees). Die Mauern der Festung waren 2 Saschen (circa 4 Meter) hoch, zwei starke Thore wurden durch zwei doppeletagige Thürme geschützt. Hier wurden alle Vorräthe und insbesondere der Schießbedarf aufbewahrt. Die eine Hälfte der Bande — mit der andern täglich abwechselnd — arbeitete 80 bis 100 Werst (Kilometer) weit auf der Goldwäsche in der Ortschaft Taiping im Gebiet Sjänssin. Die andere Hälfte der Bande blieb unter dem Anführer in der Festung zurück, beraubte gelegentlich die vorüberziehenden Karawanen oder begleitete sie gegen hohen Entgelt, um sie gegen andere kleinere Banden zu beschützen. Ja, mitunter verfolgte und vernichtete Sui-bin-wai die kleinen Banden und lieferte sie den chinesischen Behörden aus, um die Konkurrenz zu unterdrücken. Im Winter verweilte die ganze Gesellschaft in der Festung, von den gesammelten Vorräthen zehrend. Sui-bin-wai hielt die ganze umwohnende Bevölkerung in Furcht und Schrecken; ja er zwang sie sogar alljährlich Berichte über den guten Zustand der Provinz, über die Abwesenheit von Chunchusenbanden dem Gouverneur von Ninguta abzuliefern. Sui-bin-wai fiel schließlich durch Verrath. Der Oberbeamte von Ninguta lud ihn als seinen Verwandten zu sich; jener kam, wurde arretirt und gehängt. Die Bande zerstreute sich nur theilweise, 140 Mann blieben unter einem neugewählten Anführer zusammen; doch wurde im Frühjahr 1879 endlich die Festung Kunigui durch eine russische Militärabtheilung eingenommen und niedergebrannt.

Die organisirten Chunchusen-Banden sind in letzter Zeit gut bewaffnet; sie haben Piston- und sogen. Magazingewehre (System Winchester); dadurch sind sie den sehr schlecht bewaffneten chinesischen Regierungstruppen weit überlegen. Die letzteren fürchten sich vor den Chunchusen, so daß von der Seite Chinas eine eigentliche Grenzbewachung gar nicht existirt.

Die Chunchusen befinden sich demzufolge in sehr günstigen Verhältnissen: das Land bietet ihnen bequeme Verstecke dar; aus den ihnen unterwürfigen Mansen können sich ihre Banden mit neuer Mannschaft rekrutiren, zu ihnen wenden sich alle heimath- und arbeitlosen Leute, zu ihnen kommt eine Anzahl solcher, welche in den über ganz China verbreiteten Spielhäusern alles bis auf das letzte Hemd verspielt haben. Die Mansen sind in völliger Abhängigkeit von den Chunchusen: die Mansen erwarten auf besondern Befehl die angesagten Banden, um sie mit Nahrung u. s. w. zu versorgen; die Mansen machen aber aus Furcht vor den Chunchusen oder aus Haß gegen die Russen den Chunchusen Anzeige von etwa ihnen drohenden Angriffen der Chinesen oder Russen. Oder die Mansen schützen direkt den einen oder andern Chunchusen, indem sie denselben für einen der Ihrigen ausgeben und ihn mit den nöthigen Legitimationen versehen.

Die Chunchusen betrachten als ihre nächsten Feinde die Russen und übertragen dann weiter diesen Haß auf alle Europäer. Wo sie einen solchen tödten können, da geschieht es ohne Barmherzigkeit, ganz einerlei, wer es ist. Einen Beweis dafür liefert die Küste vom Fluß Zemu-che (oder Zymu-che) bis zur Nachodka-Bucht; die hier von Finnländern gegründeten Ansiedelungen existiren nicht mehr. Die von den Chunchusen zu stark bedrängten Ansiedler sind in die nächste Umgebung von Wladiwostock gezogen. Die Gegend ist ganz von den Russen verlassen und deshalb besonders bevorzugt von den Chunchusen, so daß die chinesische Bevölkerung entschieden hier zugenommen hat. Im Vergleich zu dem, was Prschewalski im Jahre 1869 hier fand, hat die Zahl der chinesischen Fansen namentlich seit dem Jahre 1874 bedeutend sich vermehrt. Insbesondere schnell haben die Chinesen sich in den Thälern der Flüsse Mai-che, Zemu-che, Kongousa, Schituche, Sutschen angesiedelt. Am Flusse Mai-che z. B. existirte im Jahre 1874 nur eine Fanse an der Mündung und eine zweite acht Werst höher am Flusse und in der Nähe davon eine koreanische Ansiedelung, und nach Verlauf von zwei Jahren ist die ganze Strecke von der Mündung bis zur koreanischen Ansiedelung mit einer großen Menge von Fansen besetzt, an welche sich ausgedehnte Aecker anlehnen. An einigen Stellen beschäftigen sich die Mansen sehr eifrig mit der Jagd.

In den Jahren 1867 und 1868 kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Russen und den Chunchusen; die letzteren wurden arg bedrängt, in ihre bergigen Schlupfwinkel verfolgt, die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Chunchusen streng nach Kriegsgesetz bestraft. In der Nähe des Postens Dubiniosk gelang es der Abtheilung des Obersten Markov eine Bande von einigen hundert Mann zu vernichten. Das wirkte wohl um das Gebiet von Chunchusen zu reinigen und die Einwohner zu beruhigen, leider aber war die Wirkung nicht lange anhaltend, und während der letzten drei Jahre sind wieder eine ganze Anzahl von Ueberfällen und Morden, welche die Chunchusen verübt haben, bekannt geworden.

Auch die räuberischen Goldwäschereien dauern weiter an. Noch im verflossenen Jahr überfiel eine Truppe Chunchusen ein koreanisches Dorf, nahe dem Kirchdorf Nikolskoje, raubte 105 Pferde und tödtete fünf Menschen. An einem andern Ort fielen einige Chunchusen über einen Chinesen her und nahmen ihm die erbeuteten Panten (Hirschgeweihe) sowie 200 Rubel ab.

Leider bleiben alle Vergehen und Verbrechen der Chunchusen völlig ohne Strafe, weil es vollständig unmöglich ist, die Schuldigen zu fassen. Dieser Umstand aber ist es, der sowohl den chinesischen Einwohnern als den russischen Ansiedlern so große Furcht einflößt. Der Betrieb der Jagd, welcher der Bevölkerung nicht allein Fleisch, sondern auch andere Sachen schaffte, ist fast gänzlich von den Ansiedlern aufgegeben, einestheils wegen der damit verbundenen persönlichen Gefahr, anderntheils weil die Chunchusen alle Pfade, welche die Hirsche und Rehe zu betreten pflegen, entweder mit Zäunen gesperrt oder durch Gruben zum Fang der Thiere unwegsam gemacht haben. Diese Hindernisse zu beseitigen, die fremden Eindringlinge hinaus zu treiben, dazu verspüren die Ansiedler wohl Lust, aber sie wagen es nicht aus Furcht vor der ihnen drohenden grausamen Rache.

Nach den geschilderten Bedingungen wird das ganze Ussuri-Gebiet allmälig zum „gelobten Lande" für alle hungernden Ueberläufer aus der Mandschurei und aus dem nördlichen China.

Es ist unumgänglich nothwendig, daß die russische Regierung sehr energische Maßregeln ergreife, um dem Ueberhandnehmen der Chunchusen zu steuern und um die ansässige chinesische Bevölkerung, die Mansen, zu einem richtigen Verständniß ihrer eigentlichen Unterthanenverhältnisse zu bringen. Wenn das nicht zeitig geschieht, so drohen durch die bekannte Energie und Zähigkeit der Chinesen der russischen Kolonisation im Ussuri-Gebiet bedenkliche Gefahren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Daten über die Volkszählung in Bosnien und der Herzegowina, welche nun als Ortschafts- und Bevölkerungs-Statistik von Bosnien und Herzegowina (Sarajewo, Staatsdruckerei) erschienen sind, weichen von den im „Globus“ mitgetheilten etwas ab, da damals die Redaktion noch nicht geschlossen war. Demnach zählt das von den Oesterreichern besetzte Gebiet 1 158 440 Einwohner, 607 789 männlichen und 550 651 weiblichen Geschlechts; davon sind 496 761 Griechisch-Orientalen, 448 613 Mohammedaner, 209 391 Katholiken, 3426 Israeliten und 249 Andersgläubige. Diese leben in 5117 bewohnten Ortschaften (43 Städten mit einer Vorstadt [bei Mostar], 31 Marktflecken, 5042 Dörfern) mit 189 662 Häusern, die 200 747 Wohnungen enthalten. Die Einwohnerzahlen der einzelnen Städte sind schon in der ersten Angabe richtig.

— Im nächsten Jahre wird in Oesterreich eine neue Volkszählung vorgenommen. Statt der Nationalität soll die Umgangssprache der Gezählten aufgenommen werden. Man fürchtete nämlich, daß bei der Bestimmung der Nationalität arge Verhetzungen der einzelnen Volksstämme stattfinden dürften. Freilich scheint man mit dem angegebenen Auskunftsmittel arg fehlgegriffen zu haben, da z. B. ein unter Deutschen lebender Italiener, im Falle er Deutsch als seine Umgangssprache angiebt, seine Nationalität verleugnen muß, was von ihm doch nicht verlangt werden kann, oder im Falle, daß er das Italienische angiebt, wegen Falschmeldung belangt werden könnte. Wozu dies aber bei dem entwickelten Nationalitätsbewußtsein der österreichischen Stämme führen kann, ist nicht abzusehen. Was soll aber die Wissenschaft zu solchen Daten sagen?

— Unter den zahlreichen größeren und kleineren Arbeiten, welche seit Jahr und Tag über die Völker der Balkanhalbinsel erschienen sind, zeichnet sich sowohl durch seine umfassende Anlage als durch Wissenschaftlichkeit und große Belesenheit vor allen des berühmten Sprachforschers Lorenz Diefenbach „Völkerkunde Osteuropas, insbesondere der Haemoshalbinsel und der unteren Donaugebiete“ (Darmstadt, L. Brill) aus, deren erster Band zu Anfang dieses Jahres erschien, während die erste Abtheilung des zweiten demnächst versendet wird. Dieses Werk bietet nicht eine leichte Lektüre, es erfordert einen aufmerksamen, wissenschaftlich gebildeten Leser. Einem solchen aber bringt sie reiche Früchte. Er findet eine erstaunliche Menge von Literatur, welche gerade auf diesem Gebiete unendlich zerstreut ist, verarbeitet oder citirt und deren Daten in Kategorien gebracht. Zuerst werden in jedem Abschnitte (Bd. I behandelt Albanesen mit Illyriern und Thrakern, Griechen und Rumänen) die Namen der einzelnen Stämme und ihrer Unterabtheilungen behandelt, dann die Sprache, welche Diefenbach für das erste ethnische Hauptmerkmal hält. „Ein praktischer Grund für die ethnologische Bevorzugung der Sprache ist ihre einheitlichere, deutlichere und greifbare Natur gegenüber der weit größern Mannigfaltigkeit der körperlichen Individualitäten bei den lebenden Menschen auch der kleinsten Völker und dem ungewissen Stammbaume des fleischlosen und stummen Skeletes in meist namenlosen Gräbern.“ Dann werden erst die körperlichen Eigenschaften der Völker, dann die Psyche, der Volksgeist in seinen mannigfachen höheren und niederen Aeußerungen, dann Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften abgehandelt oder auf sie kurz durch Quellencitate verwiesen. Es ist, wie gesagt, kein Buch, das angenehme Unterhaltung bietet; aber jedem, der sich mit der antiken oder modernen Völkerkunde der Halbinsel ernstlicher beschäftigt, ist es unentbehrlich; er darf der reichsten Belehrung, namentlich in sprachlichen Dingen, sicher sein, und manche Andeutung, die hier gegeben ist, wird sicher, wenn weiter verfolgt, zu ungeahnten Resultaten führen.

— Dem „Warschaw. Dnewnik“ zufolge soll die im laufenden Jahre begonnene Regulirung der Weichsel während der nächsten fünf Jahre von der Grenze bis Sandomir (175 Werst) fertig gestellt werden. Die Kosten für diese Strecke sind auf 900 000 Rubel veranschlagt.

— Im Kreise Petersburg giebt es den Mittheilungen der Polizeiverwaltung zufolge jetzt 80 Fabriken und Manufakturen, welche Privatpersonen gehören, und acht dergleichen Staatsanstalten. Der Werth des Grund und Bodens und der Gebäude beträgt bei ersteren rund 7 500 000 Rubel, bei letzteren 1 601 314 R.; die normale Einnahme beläuft sich bei jenen auf etwa 650 000 R., bei diesen auf 141 870 R.

— In Kronstadt hat das Fort Nro. 3 (Thurmbatterie) durch kaiserliche Verfügung vom 23. Juni (5. Juli) 1880 den Namen „Fort Miljutin“ erhalten.

Asien.

— Der Bergingenieur Stein bereist im Sommer 1880 das Gebiet von Daghestan, um alte Grabhügel in der Umgegend von Tschirkei zu untersuchen und die Spuren der Eiszeit im Kaukasus zu erforschen.

— Ueber eine neuerschienene „Karte der Unterrichtsanstalten im kaukasischen Lehrbezirk auf das Jahr 1880“ von N. K. Schenger sagt der „Kawkas“: „Die Arbeit zeichnet sich durch Sauberkeit, Genauigkeit und Vollständigkeit aus und verdient besondere Beachtung wegen der Menge von Angaben, welche sie in sich schließt. Außer der eigentlichen Karte, auf der für jede Stadt und Ortschaft alle Arten Unterrichtsanstalten durch besondere Zeichen angegeben sind, findet man noch ziffermäßige Angaben über die Zahl der Schulen und der Schüler am 1. Januar 1880 nebst einer Miniaturkarte mit denselben Angaben für 1855. Beigegeben sind ferner noch 8 graphische Tabellen, welche den Gang des Unterrichtswesens in der kaukasischen Statthalterschaft während der Regierung Alexander's II. von 1855 bis 1880 veranschaulichen, namentlich die Zunahme an Zahl der Schulen und der Schüler, die Vertheilung der Schüler nach Nationalitäten, das Verhältniß der Schülerzahl zur Bevölkerung nach Gouvernements und Nationalitäten, die Budgets der Schulen, die Vertheilung der Ausgaben nach den Quellen, aus denen sie fließen, speciell der Ausgaben der Gemeinden für das Schulwesen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

V[1].

Wir hatten den Reisenden Dr. Harmand in Bassac verlassen, wie er, vom Fieber genesen, im Begriffe stand seine unterbrochene Reise wieder aufzunehmen. Er war sehr geschwächt; die grobe Nahrung sagte ihm nicht zu, und die Zukunft erschien ihm keineswegs in rosigem Lichte; dennoch war er entschlossen, nur im äußersten Nothfalle umzukehren. Mit Mühe brachte er es fertig, seine gesammelten Schätze zu etikettiren und zu verpacken; aber die Vollendung der nach Frankreich bestimmten Briefe, Karten und Berichte gelang ihm nicht. Für den 15. April 1877 hatte ihm der Fürst von Bassac Pirogen versprochen, aber nach unverbrüchlicher Landessitte erschienen weder Ruderer noch Fahrzeuge.

Um die Zeit hinzubringen, stattete er dem Fürsten einen letzten Besuch ab, wobei dieser ihm alles mögliche Glück wünschte. Um sich erkenntlich zu beweisen, schenkte ihm Harmand sein Pferd und versprach ihm nach einigen Jahren ein Geschenk aus Frankreich mitzubringen. Alsbald erhob sich unter den Höflingen, die mit ihren Ellbogen fortwährend den Fußboden polirten, eine lebhafte Diskussion; sie machten schließlich einen Vorschlag, der dem Fürsten gefiel, und nicht ohne Aengstlichkeit verkündete derselbe schließlich sein Verlangen nach — schönen bunten Hemden. Leider hat Harmand bis jetzt noch keine Gelegenheit gefunden, sein Wort einzulösen.

Am selben Tage herrschte in den Straßen des Ortes großes Durcheinander; denn man feierte das Wasserfest. In großem Aufzuge begaben sich die beiden Chiaos (Khiaos), gefolgt von Mandarinen und der ganzen männlichen Bevölkerung, nach der Pagode, um Eidwasser zu trinken und dem Könige von Siam Treue zu schwören. Sie zogen auf ihren Palankinen bei der „sala" des Reisenden vorbei, so daß er sie genau mustern konnte. Sie waren in Jacken von Goldbrokat gekleidet und trugen auf dem Kopfe eine Art kleinen Helmes von schwarzem Sammet oder Seide mit vergoldeten Zierrathen. Die ganze Ortschaft befand sich auf den Beinen, und in den Straßen leuchtete es von den lebhaften Farben der Feiertagsgewänder, zwischen denen die Lanzenspitzen und Flinten der Soldaten hervorblitzten. Bei der Rückkehr bespritzte jeder den andern mit Wasser und helles Freudengeschrei ertönte: es war, wie beim Neptunfeste auf einem Schiffe, das die Linie passirt.

Am 16. August begann die lange Pirogenfahrt, welche nach Angabe der Eingeborenen einen vollen Monat in Anspruch nehmen sollte. Harmand beabsichtigte den großen Strom bis La-chôn (La-khôn) hinaufzufahren und einige Zeit in den Bergen sich aufzuhalten, welche sich nach Angabe der Mekhong-Kommission (Doudart de Lagrée und F. Garnier) dort auf dem linken Ufer erheben, und deren Erforschung ihm der Fürst von Ubôn zu ermöglichen versprochen hatte, unter dessen Botmäßigkeit die dortigen Mandarinen stehen. Darauf wollte er nach Westen vordringen und den Süden von Tong-king zu erreichen versuchen, quer durch die große,

[1] Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung „Globus" XXXVI, Nro. 17 bis 20, S. 257, 273, 289 und 305.

noch nie von einem Europäer betretene Bergkette, die von unbekannten wilden Völkerschaften bewohnt werden sollte.

Drei große Pirogen nahmen das Gepäck und die Begleiter des Reisenden auf; unter letzteren fehlte der chinesische Präparator A-hoï, den er wegen Widersetzlichkeit fortgejagt hatte. Sein Gefolge bestand also jetzt nur noch aus zwei Annamiten, dem sehr intelligenten, aber faulen und der steten Aufsicht bedürftigen Tay, der als Präparator und Faktotum diente, und dem braven, aber vor Heimweh verdummten Koche Bay, und einem Knaben, dem Sohne einer Siamesin und eines Minh-huông (Mischling eines Chinesen und einer Annamitin), welchen der Reisende in Phnôm-penh gekauft hatte, und der die Laster aller drei Völker, deren Blut in seinen Adern floß, in sich vereinigte.

Die Pirogen waren mit Kisten und Gepäckstücken gefüllt; die für den Reisenden bestimmte bot nur einen kleinen freien Raum unter dem aus Blättern hergestellten Dache, und in dieses, von den Sonnenstrahlen auf fast 40° erhitzte sargartige Behältniß mußte er, den Kopf vornweg, hineinkriechen und sich auf den Kistendeckeln ausstrecken. Wollte er ein Buch oder sein Notizheft in der Hand halten, so mußte er auf einer Seite liegen; links fanden die Flinten, rechts Insektenschachteln und -flaschen Platz und verengten den Raum nur noch mehr. Auf diesem Marterbette, das ihm nicht einmal die Zerstreuung bot, die Flußufer und die Landschaft betrachten zu können, sollte er nun Kraft und Gesundheit wiedergewinnen. Den Rest des Monats April mußte er von vornherein als verloren ansehen, weil er nicht daran denken durfte, während der Aufenthalte die hohen Ufer zu erklimmen, um zu jagen und zu botanisiren. Allerdings führte dieser Theil der Reise nicht durch unbekanntes Land; der Strom war hier bereits 1867 von Delaporte und 1869 von d'Arfeuille und Rheinart befahren worden.

Leider waren die Pirogen in elendem Zustande; in jeder war beständig ein Mann beschäftigt, mittels eines Stückes Bamburohr das durch tausend Ritzen eindringende Wasser auszuschöpfen. Außerdem wehte die ersten beiden Tage ein heftiger Südsüdost, welcher die Boote häufig zwang, im



Zug des Fürsten von Bassac zum Wasserfeste.

Schutze des Uferdickichts anzuhalten; die übrige Zeit ging es vorwärts, freilich mit entmuthigender Langsamkeit.

Der Fluß war seit Ende Januar, wo ihn Harmand bei der Mündung des Se-mun gesehen hatte, um etwa 2 Meter gefallen, so daß zahlreiche Inselchen und Felsbänke zum Vorschein gekommen waren. Indessen hatte sich der Himmel bezogen, und seit einigen Tagen hatte es im Westen gedonnert. Mit Sehnsucht sah der Reisende dem Regen entgegen; denn er mußte eine niedrigere Temperatur bringen und ihm den Aufenthalt in seinem schwimmenden Käfige angenehmer machen. Auch kam dann die Zeit reicher zoologischer Ausbeute.

Endlich am Abend des 18. April fielen die ersten Tropfen. Gleich der erste Guß klärte die Luft, welche die letzte Zeit lang wie mit Rauch oder Staub erfüllt gewesen war und die ganze Landschaft ohne Tiefe und wie Grau in Grau hatte erscheinen lassen. Trotzdem gleicht ein Tag dem andern in ertödtender Langweiligkeit. Nur aus Gewissenhaftigkeit führt der Reisende sein Tagebuch weiter und um nicht mit dem Kalender in Verwirrung zu gerathen. Jetzt wird es ihm klar, warum alle wilden Völker dieses Landes und drei Viertheile der Laos nicht wissen, wie alt sie sind.

19. April. In Pak-mun, einem kleinen hübschen Dorfe, welches auf hohem Lehmufer an der Einmündung des Se-mun liegt, ging der Reisende auf kurze Zeit an das Land und nahm sich andere Ruderer. Alsbald erhalten auch die Ufer ein anderes Aussehen; das Bett des Stromes verengt sich; die sanft gewellten Ufer von Lehm und Sand machen mächtigen Felsen von wildem, traurigem Aussehen Platz, die zuweilen wie abgeschnitten senkrecht emporragen. Der Fluß mit seinem todten, finstern Wasser sieht wie ein Kanal zwischen Kyklopenmauern aus und ist von bedeutender Tiefe. Seine Strömung ist stark, aber gleichmäßig und ohne Schnellen. Erst morgen sollen nach Angabe früherer Reisender die Wirbel und gefährlichen Fälle ihren Anfang nehmen.

20. April. Den ganzen Tag behält die Gegend dasselbe Aussehen. Welche Reihe von Jahrhunderten haben dazu gehört, um zuerst das breite Thal des Me-chông durch das Sandsteinplateau zu graben, dessen Ränder in der Ferne

zur Rechten und Linken wie Berge erscheinen, und dann erst den schmalen Kanal durch diese kompakten Felsmassen zu sägen! Die Stärke der Strömung zwingt die Ruderer stellenweise, auf die Felsen zu klettern, und eine Piroge nach der andern an langen Stricken aus spanischem Rohre stromaufwärts zu ziehen; dann steigen sie wieder, triefend von Wasser und Schweiß, in die Boote und arbeiten mit den Rudern und Stangen, bis eine Biegung des Flusses und die dadurch verstärkte Strömung von Neuem sie zum Ziehen zwingt. Zur Zeit des höchsten Wasserstandes muß der Strom an dieser Stelle einen majestätischen Anblick gewähren! Jetzt freilich ist es zwischen diesen dunkelen Felsen, von denen die Sonnenstrahlen zurückprallen, vor Hitze kaum zum Aushalten: Harmand, den die malerischen Punkte zuerst entzückt hatten, sehnte sich bald nach dem Ende dieser Scenerie. Die Felshöhlen dort, wo die Strömung am heftigsten ist, sind zum Theil von Laos bewohnt, die während der letzten Wochen der trockenen Jahreszeit mit Weib und Kind dorthin ziehen, Fischfang treiben und ihre prächtig anzuschauende, aber entsetzlich stinkende Beute in der Sonne dörren. In den Ausbuchtungen des Ufers, die mit einem sehr fruchtbaren Schlamme bedeckt sind, ziehen sie etwas Tabak und Baumwolle.

21. April. Heute wurde der Cheng (Stromschnelle) Gna-p'heut (bei Delaporte Ya-peut, bei d'Arfeuille und Rheinart Ya-phut) passirt. In dieser Jahreszeit ist sie ver-



Der Me-chông zwischen Pal-mun und Kemmerät.

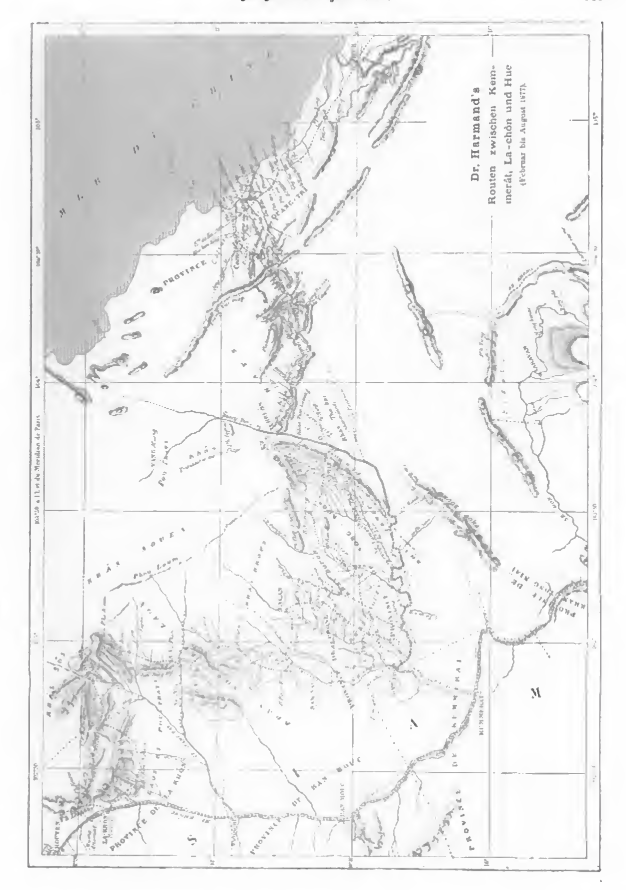
hältnißmäßig leicht zu überschreiten; es ging wenigstens ohne Gefahr dabei ab, während jene früheren Reisenden mit ihren Pirogen und Flößen beinahe von den Strudeln verschlungen worden wären. Die gesammte Wassermasse wird in einen schmalen, etwa 40 m breiten Kanal zusammengedrängt, durch den sie unter wüthenden Wirbeln hindurchschießt; nur dicht am rechten Ufer gleitet das Wasser mit einer ungestörten, fast spiegelglatten Oberfläche hin. Die Pirogen wurden entladen und eine nach der andern hinaufgezogen, ohne daß auch nur eine einzige einen Tropfen Wasser geschöpft hätte. Dabei zeigte es sich, daß Harmand's Kräfte wiederkehrten; denn er trug die schwersten Kisten über die Fälle hinüber, an welche sich nur vier Laos widerwillig wagten und nicht, ohne alle zwanzig Schritte weit auszuruhen und drei schöne Stunden Zeit dabei zu verbringen. Wäre es nach ihnen gegangen, hätte die Passage mindestens den ganzen Tag in Anspruch genommen; denn sie betrachteten eine Pfeife oder ein Packet Tabak, ein Schmetterlingsnetz oder höchstens eine Flinte als ausreichende Last, und fanden es grausam, wenn Harmand nicht litt, daß sie sich niederkauerten, um eine Prise Betel zu kauen oder langsam Feuer zu schlagen für ihre großen kegelförmigen Cigarren, die sie im Ohrläppchen tragen.

Jenseit der Stromschnellen wird der Strom etwas breiter, ist aber noch immer von 20 m hohen Klippen eingeschlossen, auf denen gelbe blattlose Bambus und elende Oelbäume stehen. Die Ufer sind, von einigen Vögeln abgesehen, völlig öde; wer möchte auch in solcher Wüstenei leben? Am folgenden Tage steigen die Uferränder noch höher, bis 50 m, an.

23. April. Der Fluß besteht abwechselnd aus Engen

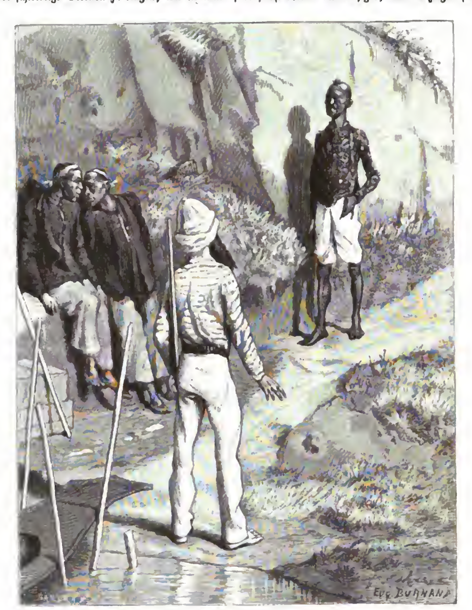


Lagerplatz laotischer Fischer zwischen den Felsen am Me-chöng.


Dr. Harmand's
Routen zwischen Kem-
merât, La-chôn und Hue
(Februar bis August 1877)
PROVINCE
PROVINCE DE LA KHONG
PROVINCE DE KAN HOUC
Phou Loum
M
A
S

und Becken, die so regelmäßig auf einander folgen, wie die Perlen eines Rosenkranzes; und auch den folgenden Tag herrscht dieselbe Einförmigkeit. Schwierigkeiten bereitete die Schnelle Pala-lay, in welcher sich eine der schmalen und stets aus hartem Holze (Shorea, Dipterocarpus, Anisoptera, Hopea) gefertigten Pirogen so rasch mit Wasser füllte, daß es der größten Anstrengungen bedurfte, sie zu retten. Dieselben über schwierige Strecken zu tragen, wie in Amerika, ist vollkommen unmöglich; höchstens kann man sie da, wo ein ebener, wenig geneigter Felsboden zu Hülfe kommt, auf untergelegten Rollen hinüberziehen, aber auch das nur, wenn einem viel Menschenkräfte zu Gebote stehen. So machte es Harmand bei der letzten Schnelle des Se-mun.

Jenseit der Stromschnelle Pala-lay macht der Fluß einen großen Bogen gegen Westen; seine Ufer werden niedriger, er selbst breiter und ruhiger, und es zeigen sich mehr oder



Besuch des Statthalters von Kemmerät.

weniger kahle Sandbänke. Auf einer derselben gegenüber dem Dorfe Ban-na-veng wurde bei Sonnenuntergang Halt gemacht; gerade als Harmand ein Bad nahm, kamen vier oder fünf bis zum Sinken mit Menschen beladene Boote herbei, deren Insassen eine große Menge Körbe voll Reis, Fische, Palmzucker, Hühner, Bananen und Mangofrüchten brachten und sich köstlich über den nackten Franzosen amüsirten. Mit allerlei Kurzwaaren reich beschenkt kehrten sie zufrieden heim und konnten ihren neugierigen Frauen berichten, daß die „Fa-lang" nicht anders aussehen, als die Laos. Harmand meint, er könne nicht einmal auf Lateinisch die sonderbaren Fragen betreffs seiner körperlichen Bildung und die darüber umlaufenden Fabeln wiedergeben, welche seinen Annamiten gegenüber bei jedem Haltepunkte gethan resp. erzählt worden seien.

25. April. Wenn man sich Kemmerät nähert, nimmt der Fluß dasselbe eintönige Aussehen an, wie in Kambodscha; dieselben gelben Lehmufer, die bei jedem Hoch-

wasser einstürzen und hier und da mit Mais, Tabak, Baumwolle und Gemüsen bestellt sind. Auf dem rechten Ufer liegen zahlreiche Dörfer, die man schon von weitem an ihren Palmengruppen und an den horizontalen Aesten des Eriodendron erkennt. Das linke Ufer dagegen ist wie immer weniger bevölkert und wilder, gleich als wenn das Laos-Volk die dortigen Ureinwohner, die Chäs, noch nicht ganz unterworfen hätte und sich dort noch nicht ganz heimisch fühlte.

Bei der weiten Mündung des Se-bang-hieng, dessen Erforschung im Plane des Reisenden lag, vorbei erreichte er am zehnten Tage nach der Abfahrt von Bassac um 11 Uhr Kemmerät. Der Reisende schickte alsbald seinen Paß ohne weitere Geschenke an den Chio-mbong (Khio-meuong) des Ortes, und bald erschienen einige Mandarinen, und meldeten, daß die „sala" für seinen Empfang bereit stehe und Leute kämen, um die Kisten an Land zu schaffen, damit man die Pirogen bald an den Fürsten von Bassac zurücksenden könne. Harmand aber sah in dieser Eilfertigkeit ein gutes Mittel, sein Fortkommen zu beschleunigen, erklärte, daß, ehe nicht neue Pirogen zur Stelle wären, Niemand sein Gepäck berühren dürfte, und vertheilte dann einige Geschenke. Gegen Abend kam dann der alte Gouverneur selbst an den Strom herabgewandelt; in seinem einfältigen Gesichte paarten sich Gutmüthigkeit und Furcht. Offenbar hatte man ihm ein wenig ermuthigendes Bild von dem Reisenden entworfen, so zögernd und unentschlossen kam er daher. Harmand kam ihm aufs Beste entgegen und erhielt frische Boote für den nächsten Mittag zugesagt, ließ es auch nicht an Geschenken fehlen, und wirklich konnte er zur festgesetzten Stunde seine Weiterreise antreten. Viel Mühe gab er sich, einige Nachrichten über den Se-bang-hieng einzuziehen, den der Kommandant de Lagrée auf eine kleine Strecke erforscht hatte. Aber er erhielt so verwirrte Antworten, daß er daraus schloß, daß die dortigen Laos sich niemals in dieser Richtung weit vorwagen. Nur soviel brachte er heraus, daß er Hochwasser abwarten müsse, um weiter als zwei Tagereisen vorzudringen, und daß er bis auf annamesisches Gebiet fünfzehn Tage — oder, wie die Laos sagen, Nächte — gebrauche. Aber Niemand vermochte Auskunft zu geben über Wege, Dörfer, Bevölkerung der zu durchziehenden Gegend oder darüber, ob schon jemals ein Mensch diese Richtung eingeschlagen habe. Wenn demnach jemals Verkehr zwischen Annam und diesem Theil des Me-chông-Thales bestanden hat, so muß seitdem schon lange Zeit verflossen, und er kann niemals sehr lebhaft gewesen sein.

Schapira's Reise in Jemen.

(Mitgetheilt von Prof. Heinrich Kiepert.)

Der bekannte Buch- und Antiquitätenhändler Schapira aus Jerusalem kam im vergangenen Winter auf einer Geschäftsreise nach England über Berlin und theilte mir bei dieser Gelegenheit einige Details mit über eine Reise, die er im vorigen Jahre behufs Aufsuchung seltener Manuskripte und anderer Alterthümer in Süd-Arabien gemacht hatte. Er meinte nicht mit Unrecht, daß selbst die wenigen Thatsachen, die er in seinem (hebräisch geführten und daher mündlich durch ihn selbst gedolmetschten) Tagebuche verzeichnet hatte, wenigstens einen relativen geographischen Gewinn ergeben würden [1]), und wenn dies seit Herrn Renzo Manzoni's Berichterstattung über seine im Herbst 1877 gemachte Reise von Aden nach Sanâ [2]), die mir damals noch unbekannt war, auch nur in eingeschränktem Maße der Fall ist, so gehört doch fast das ganze Arabien immer noch zu den so wenig erforschten Ländern, daß selbst die kleinste Bereicherung unseres Wissens willkommen sein muß. Zwar genauere zu kartographischen Zwecken brauchbare Messungen der wechselnden Direktionen seiner Route hat Herr Schapira nicht gemacht, und seine Beschreibungen der Oberflächenform lassen die zu jenem Zwecke erforderliche Bestimmtheit vermissen; dagegen erweisen sich seine nach der Uhr abgemessenen Distanzangaben, soweit sie durch gleichlaufende Routen anderer Reisenden controlirt werden können, als zuverlässig, und öftere Beobachtung eines Aneroids hat ihn in Stand gesetzt, für eine größere Anzahl von Punkten, als sie bisher aus diesem Landstriche bekannt waren, approximative Höhen zu berechnen, die immerhin keinen absoluten Werth beanspruchen, aber doch zur Veranschaulichung der relativen Höhenverhältnisse dienen können.

Herr Schapira verließ Aden am 11. Juni, d. h. zu Beginn der Sommerregenzeit, mit einem arabischen Begleiter und zwei Kameelen. Nach $3\frac{1}{2}$ stündigem Marsch über die wüste Sandebene der Küste zeigten sich beim Dorfe Schêch 'Othmân die ersten Wälder von Dompalmen (Sejâl). 7 Stunden weiter, immer in der sandigen Ebene, wurde Halt gemacht in der Residenz des noch die britische Oberhoheit anerkennenden Sultans von Lahâdsch. Der Wadi, an welchem sie liegt, führt hier noch reichliches und gutes Wasser, von dem täglich 500 Kameelladungen nach der volkreichen aber wasserlosen Handelsstadt Aden geführt werden. Das Thermometer zeigte in der heißesten Tageszeit (Nachmittags 2 Uhr) 102° F. (= 39° C.).

Am 12. Juni ging es noch 2 Stunden in der mit mannshohem Grase bedeckten Ebene fort; dasselbe wird als Pferdefutter nach Aden verkauft. Die folgenden 8 bis 9 Stunden führten sehr allmälig bergan zu einem großen, eine Bergspitze krönenden Kastell, dessen Herr, der sogenannte Sultan Ali el-Mahari, zu den berüchtigtsten Räubern Süd-Arabiens gehört. Die Verhandlungen, durch die seine Erlaubniß zur Fortsetzung seiner Reise erkauft werden mußte, nahmen volle zwei Tage in Anspruch, so daß der Fortschritt bis zum Dörfchen Dêr Schabân, an einem Bächlein in etwa 1000 Fuß (300 m) Meereshöhe gelegen, sich auf zwei Stunden beschränkte [1]).

15. Juni. Nach noch einer Stunde im flachen Hügelland ändert sich der Charakter der Landschaft vollständig: der Weg selbst geht auf dem Kiesbette eines meist trockenen

---

[1]) Die Mittheilung, welche Herr Schapira bei seinem Aufenthalte in London dem Athenäum gemacht hat (Nro. 2733 vom 13. März) enthält nur eine Schilderung des allgemeinen physischen Charakters der Landschaft ohne topographische Details.

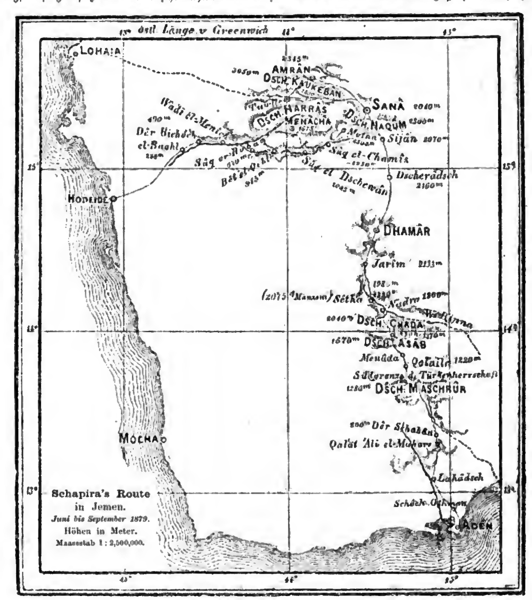
[2]) Esploratore, Giornale di Milano 1878, p. 225, 241 seq.; 1879, p. 208.

[1]) Hier oder wenig weiter nördlich endet die Wegrecognoscirung des Kapitän Stevens vom Jahre 1872 (Journ. R. Geogr. Soc. of London 1873); der fernere Weg ist vor Manzoni von keinem Europäer betreten worden.

Wasserlaufes (Wadi) im Zickzack stark aufwärts, aber die steilen Höhen, welche ihn beiderseits einschließen, zeichnen sich durch die phantastischesten Felsformen aus, von denen, durch zahlreiche in den Felsspalten rieselnde Quellen genährt, ein zauberhafter Reichthum der prächtigsten Schlingpflanzen herabhängt. Nach sechsstündigem Steigen in 1800 Fuß (circa 550 m) Höhe Nachtquartier bei einem Brunnen; Temperatur Abends 98° F. (circa 36° C.).

16. Juni. Immer noch in demselben Wadi 4 Stunden langsam steigend; Halt bei dem sehr kühlen Brunnen Bir el-Maschrûr, Höhe 2600 Fuß (790 m), Mittagstemperatur + 95° F. (35° C.); nach 2 Stunden steileres Steigen zum Gipfel des Djebel Maschrûr, 4200 Fuß (1280 m) hoch. Von hier senkt sich die mit zahlreichen Dörfern bedeckte Hochebene 4 Stunden weit bis zu 3600 Fuß, wo wieder bei einem Brunnen übernachtet wird; Abends + 92° F. (circa 33° C.).

17. Juni. Die Ebene zieht sich zu einer breiten mit Saatfeldern angefüllten Thalsenkung zusammen, in welcher 5 Stunden weiter in 4000 Fuß (1220 m) Höhe das



Schapira's Route in Jemen. Juni bis September 1879. Höhen in Meter. Maassstab 1 : 2,500,000.

Städtchen Qolaile[1]) liegt, das erste dem osmanischen Reiche steuerpflichtige (dessen Grenze mithin auf dieser Straße der Djebel Maschrûr zu bilden scheint), jedoch noch ohne türkische Besatzung. Erst 2½ Stunden weiter in Menâda befindet sich das türkische Zollhaus. Das Nachtquartier zeichnete sich hier durch seinen Comfort vor den bisherigen aus; am wenigsten in diesen Gegenden, am äußersten südlichen Ende des in europäischer Nähe vielfach von abendländischer Kultur beleckten Türkenreiches hätte der Reisende ein förmliches Hôtel zu finden erwartet; nur sind es hier nicht europäische Unternehmer, sondern eine einheimische Kaufmannsgesellschaft, die unter dem Namen Bseisi nicht allein den an sie empfohlenen Reisenden Wohnung, Essen, Kaffee u. s. w. liefert, sondern auch für Anlage und Instandhaltung von Cisternen, Brücken und Straßen und für völlige Sicherheit derselben Sorge trägt. Die von ihr

[1]) Ghelile in Manzoni's stellenweise seitwärts abweichendem Itinerar.

erbauten Herbergen (türkisch Chân) führen hier die Benennung Simserije (von simsâl, Wechsler, Sensal?).

18. Juni. 4 Stunden weit ist die Gegend so reich angebaut, daß man jede halbe Stunde an der Straße ein Dorf mit großen Cisternen findet; dann wird in 2½ Stunden der noch etwa 800 Fuß höher sich erhebende Dschebel Aſâb (Azar bei Manzoni S. 244 wohl Druckfehler, 1570 m = 5150 engl. Fuß), überstiegen und das gleichnamige Städtchen, 4500 Fuß (1370 m) hoch gelegen, erreicht. Von hier an trat mit auffallender Regelmäßigkeit nach schönem Morgen und schwülem Mittag der tägliche Gewitterregen in den Stunden von 2 bis 4 ein; am Abend darauf bei klarer Luft noch 85° F. (29½° C.).

19. Juni. 2 Stunden steil hinab in ein tiefes Thal, dann in 2½ Stunden noch steiler zum 6700 Fuß (2040 m) hohen Gipfel des Dschebel Chadâ [1]), aber auf vortrefflicher, von der Bfeife-Kompagnie angelegter Straße. Nördlich senkt sich die mit zahlreichen Dörfern bedeckte Höhe flach hinab zum Thal der Binna, eines Flusses, der hier oben jetzt noch 40 Fuß breit und bis 1½ Fuß tief ist, während in der Periode der Winterregen das Wasser 4 Fuß Tiefe und über 100 Fuß Breite erreicht. 1½ Stunden weiter der offene aber 400 steinerne Häuser zählende und durch ein Kastell geschützte Ort Nâdra, 5900 Fuß (1800 m) hoch. Temperatur Abends 82° F. (28° C.), Morgens 72° F. (22½° C.). Hier sah man auf dem Markte von Süden kommend zum erstenmale Rüben und Rettige.

20. Juni. Dem Thale aufwärts folgend, wurde der Fluß in 2½ Stunden sechsmal passirt bis zum großen Marktorte Sêtha, der neben 200 mohammedanischen auch 120 bis 150 jüdische Häuser zählt. Der große Bazar (arabisch sûq) enthält fünf oder sechs lange Reihen unten massiv gebauter, von einem aus Rohr geflochtenen Oberstockwerk bedeckter Kaufgewölbe. Die reichsten Kaufleute gehören der jüdischen Gemeinde an. Sêtha gilt für den Verkehr als Mittelpunkt der großen von der jemenischen Hauptstadt Sanâ nach Aden führenden Handelsstraße; zwar liegt es jenem näher, aber die Bergwege sind theilweise schwierig und gleichen den Zeitaufwand aus; daher werden die Produkte der nördlich von Sêtha gelegenen Gegend, namentlich Kaffee, nicht nach Aden, sondern vortheilhafter nach dem nähern westlichen Hafenplatze Hodeide ausgeführt. Auch die Qualität der bis hierher benutzten, aus dem Küstenlande stammenden Kameele eignet sich nicht mehr für das innere Bergland; so gingen dann dem Reisenden hier mit Beschaffung neuer Lastthiere drei Tage verloren.

23. Juni. Der Weg kreuzt zuerst das Thal der Binna 6000 Fuß (1830 m) hoch [2]), ersteigt dann in einer Stunde die Höhe von 6500 Fuß (1980 m) und bleibt in diesem Niveau fast 5 Stunden bis zu den zahlreichen Quellen des Flusses. 4 Stunden weiter Nachquartier in der befestigten Stadt Jarim [3]) von 200 Häusern, mit einer türkischen Besatzung von 400 Mann, Höhe 7000 Fuß (2133 m), Temperatur Abends 78° F. (25½° C.).

24. Juni. Die dörferreiche Gegend zeigt den trefflichsten Anbau, den üppigsten Wuchs verschiedener Getreidearten, darunter nur ausnahmsweise Weizen (Mais nur bis zu einer Höhe von 5000 Fuß = 1520 m), dagegen viel weiße Dhurra, die jetzt 5 Fuß hoch steht, rothe Dhurra (arabisch chumr), 10 bis 12 Fuß hoch, und Hirse (dochn), deren Stauden eine Höhe von 15 bis 18 Fuß erreichen.

[1]) Hadda 2225 m (7300 engl. Fuß) nach Manzoni.

[2]) Sedda nach Manzoni 2075 m = 6800 engl. Fuß.

[3]) Von hier an fällt der Weg unseres Reisenden mit dem von Carsten Niebuhr vor 120 Jahren verfolgten zusammen. Yerime nach Manzoni 2420 m = 7940 engl. Fuß.

Das Getreide steht in dichten Büscheln, unterbrochen von Tausenden von Berieselungsrinnen; bei diesem reichen Wasserzufluß und dem mildwarmen Klima wird das ganze Jahr ohne Unterbrechung geschnitten und stets von Neuem gesäet.

Die Beobachtung in der als Mittagsstation dienenden Kaffeehütte (Mukahwe), 4 Stunden von Jarim, ergab 7000 Fuß (2130 m) Höhe, + 86° F. (30° C.). Dann wurde der Marsch noch 4 Stunden durch felsige Thäler bis Dhamâr fortgesetzt, einer ansehnlichen, von einer Lehmmauer umgebenen Stadt, welche dieselbe Größe wie Gaza in Palästina zu haben schien; auch wurde die Zahl der männlichen Einwohner zu 7000 Muslims und 3000 Juden angegeben. Dieser Blüthe wurde aber an demselben Tage, da Schapira die Stadt verließ, durch die rebellische Soldateska (vermuthlich in Folge der beliebten türkischen Soldverweigerung) ein jähes Ende bereitet; die ganze Stadt soll in den folgenden fünf Tagen ausgeplündert und zerstört worden sein.

26. Juni. Der Weg führt durch ein von sandigen Wadis durchschnittenes, aber überaus reich angebautes Land, mit zahlreichen Cisternen, aus welchen jedes einzelne Feld durch ein von Kameelen in Bewegung gesetztes Pumpwerk bewässert wird. Nach ungefähr 8 bis 9 Stunden (durch Verirren zwischen den Feldern war viel Zeit verloren gegangen) wurde die 600 bis 700 Steinhäuser zählende, nur von Muslims bewohnte Stadt Dscherâdsch erreicht, welcher das daselbst stationirte Dutzend türkischer Kawassen nur sehr ungenügenden Schutz gegen die Räubereien der Beduinen gewährt, deren Weidegebiete hier dicht an das Ackerland anstoßen. Höhe 7100 Fuß (2160 m), Abends 79° F. (26° C.).

27. Juni. Nach einstündigem ebenen Marsch ist ein 700 Fuß (213 m) hoher Bergrücken zu übersteigen; dann wird der Weg wieder eben und erreicht mit 6 Stunden eine neue in Bau begriffene große Herberge (simserije) und 2 Stunden weiter die an einem großen Bache 6800 Fuß (2070 m) hoch gelegene, 300 bis 400 Häuser zählende Stadt Sijân; Nachts 75° F. (24° C.).

28. Juni. Nach 6 bis 7 Stunden ebenen Weges, mehrere Flüsse kreuzend, zur Hauptstadt Sanâ. Höhe 6700 Fuß (2040 m) [1]).

Um die äußere Stadtmauer mit seinem Eselein, also nicht im schnellsten Schritt, zu umreiten, brauchte Herr Schapira 5½ Stunden; danach schätzt er sie in der Größe etwa Damaskus gleich und ebenso — doch wohl stark übertrieben — die gesammte Volkszahl auf 100 000, vielleicht bis 150 000 [2])!

Der von den Mohammedanern bewohnte, von einer besondern Mauer umgebene Stadttheil ist eng, mit sehr hohen, mitunter sechs- bis siebenstöckigen Häusern angebaut, deren unregelmäßige Erker und Thürmchen den Straßen ein überaus pittoreskes Aussehen geben. Zu den Fenstern (arabisch racham) der besseren Zimmer wird statt des durch den Transport allzutheuren Glases ein sehr stark durchscheinender dünn gespaltener Alabaster benutzt, den man nur eine halbe Stunde vor der Stadt bricht.

Der türkische Pascha, als Besitzer des einzigen Wagens in Südarabien, hat um denselben zu benutzen aus der Mitte des muslimischen Viertels eine Chaussee bauen lassen, die aber nur bis zur Judenstadt reicht, indessen einen für dieses

[1]) 7000 Fuß (2130 m) nach Manzoni.

[2]) Manzoni bezeichnet des Franzosen Desverger's Angabe von 40 000 Seelen als „wenigstens doppelt gesehen", und will höchstens 15 000 zulassen; sein allem Anschein nach genau entworfener Stadtplan ergiebt kaum 1½ deutsche Meilen für den ganzen Umfang.

Land ungewöhnlichen Schmuck aufzuweisen hat in drei oder vier von Griechen gehaltenen Kaffeehäusern, in welchen sogar französische Billards für die Unterhaltung der türkischen Beamten und Offiziere gehalten werden. Die auf der Ebene Qâa'-bir-el-'asab gelegene Judenstadt enthält 1400 Häuser, 4 große und 17 kleine Synagogen und 24 Kinderschulen; die Juden leben hier in sehr gedrückten Verhältnissen; das Reiten ist ihnen völlig untersagt.

Die türkische Besatzung beträgt 4000 Mann; ihr sehr gut eingerichtetes Hospital enthält 318 Betten.

Das ganze Hochland um Sanâ ist berühmt durch seinen Obstbau; Mandeln, Pfirsiche, Wallnüsse gedeihen in Fülle und ausgezeichneter Qualität; ebenso reichlich, aber von geringer Sorte, sind die Weintrauben. Diese Baumzucht beschränkt sich jedoch auf die Hochthäler und flachen Mulden, während die Rücken von einer Meereshöhe von etwa 6000 Fuß (1830 m) an kahl und nur zum Getreidebau und Weideland benutzt sind; zwischen 4000 und 6000 Fuß (1220 bis 1830 m) liegt, wie der Aufstieg von Aden her gelehrt hatte, die Region der dichten, stellenweise undurchdringlichen stachelreichen Wälder.

Von Sanâ machte Herr Schapira eine Excursion nach der von Europäern unseres Wissens bisher noch nicht besuchten, nur nach Erkundigungen seit Niebuhr's Zeit auf den Karten approximativ niedergelegten Stadt Amrân. Der Weg dahin führt starke 12 Stunden weit N.-W. immer auf flachen Höhenrücken, von denen man rechts und links in tiefe, ganz mit Kaffeepflanzungen erfüllte Thäler hinabsieht. Amrân selbst ist von einer sehr alten Mauer mit fast einem Hundert von Thürmen umgeben; viele der Steine tragen alte Inschriften, an deren Copiren jedoch, um keinen Verdacht zu erregen, der Reisende nicht denken konnte. An den wohlgebauten steinernen Häusern fiel dem Reisenden am meisten auf die außerordentliche Vorliebe der Bewohner für Blumen, mit denen fast jedes Fenster geschmückt war. Die Zahl der männlichen Bewohner wird auf 8000 bis 10 000, darunter etwa 1500 Juden, angegeben. Meereshöhe 7700 Fuß (2345 m), Thermometer Abends 62° F. (16½° C.), Morgens 58° F. (14½° C.).

Ueber einen 9200 Fuß (2800 m) hohen Paß des Gebirges Kaukebân, dessen Gipfel sich zu 10 000 Fuß (3050 m) zu erheben scheint, und welches von zahlreichen Affenherden belebt und an seinen Abhängen mit Kaffeepflanzungen bedeckt ist, wurde nun in 7 Stunden die Stadt Tuwîle erreicht, und der Rückweg nach Sanâ auf der schon bekannten direkten Straße genommen [1]).

Der Rückweg zur Küste wurde auf dem nächsten, westlichen Wege zurückgelegt und am 14. September angetreten. Er führte zuerst ¾ Stunden auf der Hochebene, dann in 1¼ Stunden zum 8200 Fuß (2500 m) hohen Dschebel Naqûm hinauf, der durch die hier in großer Menge gesammelten Halbedelsteine von prachtvoller rother und blauer Farbe, die sogenannten jemenischen Hyacinthen (jaqût jemeni) bekannt ist [2]). Durch einen mit schwarzem Humusboden erfüllten, theilweise sumpfigen Thalgrund (2 Stunden vom Berge) ging es wieder aufwärts in 5 Stunden zum Dörfchen Matna, 8200 Fuß (2500 m) hoch (spät Abends 72° F. = 22½° C., auch Mittags stieg innerhalb des Gebirges das Thermometer nicht mehr über 78° F. = 25½° C.).

15. September. Mit beständig auf- und absteigenden Bergwegen in 7 Stunden bis Sûq el-Chamîs, 6400 Fuß (1950 m) hoch.

16. September. Höchst beschwerlicher Marsch, 8 Stunden lang fast immer in dem steinerfüllten Bette eines Gießbaches, häufig im Wasser abwärts zu dem nur noch 3600 Fuß (1095 m) hoch gelegenen Marktorte Sûq el-Dschewân.

17. September. Hier wurden die Kameele zurückgelassen und ein für sie unpraktikabler Seitenweg von 8 Stunden zu Esel unternommen nach der auf hohem Berggipfel (5500 Fuß = 1675 m) gelegenen Stadt Menâcha, dem Hauptorte des ganz mit Kaffeewäldern erfüllten Gebirgsdistriktes Dschebel Harrâs; das vorzügliche Produkt dieser Pflanzungen geht über Hodeide, jetzt, seit Eröffnung des Suezkanals, ausschließlich nach Marseille. Zum Schutze der Kaffeegärten sind alle Höhen, soweit der Gesichtskreis reicht, mit Wachthürmen besetzt. In Menâcha sind wenig Mohammedaner, dagegen 300 jüdische Häuser; dasselbe Verhältniß herrscht im ganzen Distrikte. Am 18. September Rückkehr nach Sûq el-Dschewân an der Hauptstraße.

19. September. 4 Stunden durch stellenweise sumpfige Ebene zu einem 20 Fuß breiten und reißenden Flusse, dessen Bett selbst, wo es beiderseits durch Felsen eingeengt wird, die Straße bildet; innerhalb 1½ Stunden mußte der Fluß 40 bis 50 Mal passirt werden. 2½ Stunden weiter wurde das große, aber nur aus Rohrhütten bestehende Dorf Bêt el-Qeble erreicht, bewohnt von sehr dunkelfarbigen, fast schwarzen Beduinen, die unter ihrem eigenen Stammesfürsten (Schêch) stehen. Höhe 3100 Fuß (945 m), Abends 97° F. (36° C.).

20. September. Nach einer Stunde wurde der hier bereits 200 Fuß breite und 2½ Fuß tiefe Fluß (hier Seil-er-roba'a mit Namen) in sandigem Bette wieder erreicht und in 5 Stunden wenigstens 25 Mal passirt; seine zunehmende Tiefe nöthigt den Esel des Reisenden oft zum Schwimmen. Am Ende der siebenstündigen Tagereise der Marktort Sûq-er-roba'a, 2200 Fuß (670 m) hoch.

21. September. 6 Stunden zum großen Rohrhüttendorfe Wadi el-Menich, 5 Stunden weiter Dêr Bichôch, 1600 Fuß = 490 m.

22. September. 3½ Stunden zu einem sehr großen, angeblich aus 5000 Rohrhütten bestehenden Dorfe el Baghl, durch welches man 20 Minuten lang bis zum Absteigequartier in der kaufmännischen Simserije zu reiten hatte. Die Bevölkerung treibt hier allgemein Fabrikation von Palmstrohhüten, die in dem sonnigen Tieflande auch von den Türken über dem Fes getragen werden. Es steht hier eine türkische Garnison von 2000 Mann. Meereshöhe 750 Fuß = 228 m. Die Mittagstemperatur von 108° F. (42½° C.) läßt die Nacht zum Schlusse der Reise vorziehen; mit einem Marsche von 15 bis 16 Stunden wird endlich die Hafenstadt Hodeide erreicht.

Die ungeahnte Fülle fließender Gewässer in diesem gewöhnlich in die allgemeine Vorstellung von arabischer Sterilität mit eingeschlossenen Lande wurde dem Reisenden hier noch von verschiedenen glaubwürdigen Personen durch die Angabe bestätigt, daß zwischen Hodeide und Mocha mehrere starke Flüsse mit allerdings getrübtem, aber süßem und nach einiger Ablagerung trinkbarem Wasser den größten Theil des Jahres über das Meer erreichen.

---

[1]) Sie ist neuerdings von Dr. Millingen beschrieben worden: London Geogr. Soc. Journal 1874.

[2]) Achate im Sandsteingebirge eingesprengt nennt sie Millingen, der den Bergnamen nach vulgärer Aussprache Najum (d. i. Nadschum) schreibt und ihn irrig ganz auf die östliche Seite von Sanâ verlegt. Er sowohl als Halévy (Bull. de la Soc. Géogr. de Paris 1873) und früher Niebuhr und 1836 Hutton und Cruttenden haben den hier beschriebenen Weg theilweise mit mehrfachen Abweichungen zurückgelegt.

Die kaukasischen Juden[1]).

I.

L. St. Ueber die Kaukasusländer weit zerstreut leben seit undenklichen Zeiten Juden. Von ihren europäischen Stammesgenossen unterscheiden sich dieselben sehr auffallend durch solche Sitten und Gebräuche, welche sie den Bergvölkern entlehnten. In der Literatur ist äußerst wenig über sie zu finden; deshalb werden die hier wiedergegebenen Mittheilungen wohl auf Interesse rechnen können. Der Verfasser H. Juda Tscherny bereiste zwei Jahre lang die an das Kaspische Meer grenzenden Theile Kaukasiens sowie das Terek-Gebiet. Er studirte bei dieser Gelegenheit soviel als möglich die Juden, ihre eigenthümliche Lebensweise, ihre Gewohnheiten, ihre Sitten und Trachten, ihren Aberglauben und ihre Vorurtheile; er sammelte ferner ihre Legenden, Sagen und Volkslieder.

In der citirten Abhandlung hat Herr Tscherny nur einen kleinen Theil des gesammelten Materials veröffentlicht, indem er einige ethnographische Skizzen zeichnet. Wir sind hier nicht im Stande, den ganzen sehr interessanten Aufsatz wiederzugeben, sondern begnügen uns mit einigen Abschnitten, wobei wir aber eine andere Gruppirung der einzelnen Kapitel gewählt haben, als der Verfasser.

Anzahl der kaukasischen Juden.

Ueber die Zahl der kaukasischen Juden macht der Verfasser keine Angaben, wohl aber über die Zahl der Feuerstellen, d. h. der Häuser. Darnach leben im Gebiet von Daghestan nur im nördlichen und südlichen Theil Juden, dagegen im westlichen und mittleren Daghestan keine. In Daghestan giebt es (1869) 1080 Feuerstellen — in Derbent allein 200 —, 22 Synagogen, 30 Schulen und 21 Rabbiner. Im Terek-Gebiet 453 Feuerstellen, 8 Synagogen, 9 Schulen, 9 Rabbiner. Im Gouvernement Baku in der Stadt Kuba 952 Feuerstellen, 10 Synagogen, 20 Schulen, 10 Rabbiner, im Dorf Mjudschi (Kreis Schemacha) 145 Feuerstellen, 1 Synagoge, 2 Schulen, 3 Rabbiner. Im Gouvernement Jelisawetpol, Kreis Nucha, Dorf Wartaschin, 190 Feuerstellen, 2 Synagogen, 5 Schulen, 5 Rabbiner. In Summa sind vorhanden: 2780 Feuerstellen, 43 Synagogen, 66 Schulen und 43 Rabbiner[2]).

Beschäftigung.

Die kaukasischen Juden beschäftigen sich wie ihre europäischen Volksgenossen vorwiegend mit dem Handel. Doch giebt es einige andere Gewerbe, welche betrieben werden, so z. B. die Saffianproduktion, ferner die Darstellung von Krapp. Einzelne Juden sind Besitzer von großen Frucht- und Weingärten; andere ziehen eine ordinäre Tabaksorte, andere produciren Wein. Ihre Nahrungsmittel kaufen sie gegen baares Geld bei den Russen oder Eingeborenen, oder tauschen sie gegen allerlei kleine Waaren ein.

Wohnungen.

Die von den Juden bewohnten Gebäude (in Süd-Daghestan, dem Terek-Gebiet, in den Kreisen von Nucha und Schemaka) sind aus Steinen erbaut. Sie führen den Namen „Sakljä", wie die von den Bergvölkern bewohnten. Die flachen Dächer werden aus Lehm mit Stroh angefertigt, mit der Zeit erhärtet diese Masse. Die Decke der im Hause befindlichen Räume wird aus kurzen Brettern oder aus Schilf hergestellt. In jedem Hause finden sich nur ein oder zwei kleine Fenster ohne Rahmen und Glas, welche durch hölzerne Schieber von innen verschlossen werden können. Jedes Haus hat eine oder zwei Thüren. Im Innern befindet sich zwischen den Fenstern und dem Eingang ein Kamin, welcher weder Thüren noch Klappen hat, sondern nur einen aus Lehm angefertigten Schornstein (Rauchfang). Während des Winters wird der Kamin unaufhörlich geheizt, so daß Tag und Nacht hindurch glühende Kohlen vorhanden sind. An die Thür des Hauses schließt sich eine Art Korridor, an dessen beiden Enden abermals Kamine stehen, während der aus Lehm angefertigte Fußboden reichlich mit Teppichen belegt ist. Während des Sommers sitzen in diesem Raume die Frauen; hier arbeiten sie, hier bereiten sie das Essen, hier plaudern sie mit den Gästen. Jedes Häuschen (Sakljä) besitzt nur zwei oder drei Zimmer. In den die einzelnen Zimmer von einander trennenden Wänden befindet sich dicht am Fußboden eine kleine Oeffnung, eigentlich nur ein Loch zum Durchkriechen — statt einer Thür. Es sind diese kleinen Oeffnungen mit Decken verhängt, so daß man sie gar nicht sehen kann. Wände und Fußboden werden allwöchentlich vor dem Sabbath gereinigt und so oft als möglich mit Kalk getüncht.

Dicht unter der Decke des Zimmers befinden sich rings an den Wänden Regale, auf welchen allerlei Hausrath, namentlich Geschirre, steht: Theekannen, Schalen, Flaschen, irdene Weinkrüge und kupferne Wassergefäße von alter asia-

---

[1]) Nach dem Russischen von Juda Tscherny in dem 3. Band der „Sammlung von Nachrichten über die kaukasischen Bergvölker" herausgegeben von der kaukasischen Bergvölker-Verwaltung. Tiflis 1870, 8.

[2]) Von Hrn. N. v. Seidlitz in Tiflis erhalten wir folgende Zahlenangaben über die Juden im Kaukasus. Nach den officiellen Erhebungen im Jahre 1878 beträgt die Gesammtmenge der Juden in den Kaukasusländern 28 666 (Männer, Weiber, Kinder). Davon kommen auf Ciskaukasien 5403, auf Transkaukasien 23 263. Nach einzelnen Gebieten vertheilen sich diese Zahlen wie folgt:

Gouvernement Stawropol . . .	623	Juden beid. Geschl.
Terek-Landstrich	3887	„ „ „
Kuba-Landstrich	967	„ „ „
Bezirk am Schwarzen Meer . .	87	„ „ „
Gouvernement Kutais	3516	„ „ „
„ Tiflis	5266	„ „ „
„ Elisabetpol . .	1704	„ „ „
„ Baku	6415	„ „ „
Daghestan	6251	„ „ „

Unter diese Zahlen sind freilich in einzelnen Städten auch europäische Juden mit hineingerechnet. Offenbar waren die Juden im Kaukasus in früherer Zeit viel zahlreicher als jetzt; es scheint, daß ein Theil derselben in die Grusiner, noch mehr aber in die Armenier allmälig aufgegangen ist. Vergl. N. v. Seidlitz, Historisch-ethnographische Skizze des Gouvernement Baku in der Russischen Revue 1879 und eine demnächst in Petermann's Mittheilungen erscheinende ethnographische Karte des Kaukasus nebst Erklärung.

tischer Form und anderes mehr. Eine Wand ist mit Spiegeln verziert, zwischen welchen seidene oder wollene Shawls hängen, oder Säbel, Dolche, Pistolen und Flinten regelmäßig gruppirt sind. Die zweite Wand ist behängt mit großen runden aus rothem Kupfer angefertigten Untersetzern (oder Präsentirtellern) und mit vielen durch Figuren und Blumen verzierten Tellern. Darunter stehen eine Anzahl Kasten einer auf dem andern; der größte zu unterst, der kleinste zu oberst, in welchen Kleider und sonstiges Hab und Gut aufbewahrt werden. An der dritten Wand sind unten viereckige Behälter, welche als Schränke dienen und mit Vorhängen verschlossen sind, angebracht; in ihnen werden allerlei Sachen gehalten, bei den Rabbinern liegen hier die Bücher. Oben auf den Behältern liegen Kissen und Decken bis zur Lage hinauf. In armen Hütten, in welchen wenig Betten vorhanden sind, wird die ganze Wand mit Vorhängen bedeckt. Die vierte Wand wird — wie bereits bemerkt — vom Kamin, der Eingangsthür und dem Fenster eingenommen. An der Thür und in den Winkeln des Zimmers stehen große anderthalb Arschin (circa 1 m) hohe irdene Gefäße, in welchen Mehl und Grütze aufbewahrt wird. In der Mitte des Zimmers steht eine, bei großen Häusern auch zwei Säulen, welche die Lager stützen: an diesen Säulen hängen Kleider und Waffen. In einigen Häusern ist ein langer Stab mit seinen beiden Enden durch Schnüre an die Zimmerdecke befestigt; auch an diesen Stab hängt man allerlei Kleider, oder auch geräuchertes Fleisch. Der Fußboden wird mit guten Polstern oder mit zierlich aus Schilf geflochtenen Matten bedeckt; doch müssen diese oft ausgeklopft oder mit Wasser benetzt werden. Das in der beschriebenen Weise ausgeschmückte Zimmer dient als Gast- oder als Empfangszimmer und heißt deshalb das Kunak-Zimmer (Kunak = Gastfreund). In den anderen Zimmern jeder Sakljä befindet sich die Küche und der Aufenthaltsort der Familie. Im Sommer, wenn die Frauen das Essen im Freien zubereiten und in den Vorgemächern sich aufhalten, ist das Zimmer ordentlich und reinlich; im Winter dagegen sehr schmutzig. Das Wassergefäß, der Weinschlauch, die Mehlbehälter stehen da; allerlei Fleisch und Speck hängt an Haken, alte Lappen und dergleichen liegen herum: hier wohnt Winters die ganze Familie.

Licht dringt in die Zimmer durch die kleinen Fenster und die stets geöffnete Thür sowie auch von oben durch den gerade aufsteigenden offenen Rauchfang des Kamins. Im Winter bleiben Fenster und Thüren ebenfalls offen — man wärmt sich unmittelbar am Kaminfeuer.

In vielen Dörfern sind die Häuser so erbaut, daß unter den Wohnzimmern zu ebener Erde Räume für das Vieh und die Pferde sich befinden; an anderen Orten giebt es Hürden von geflochtenen Zäunen für das Vieh, welche vom Hause entfernt auf dem Hofe errichtet sind. Die Reichen haben zweistöckige Häuser; zu ebener Erde wohnt die Familie, der erste Stock enthält die Gastzimmer.

Hat jemand sich ein neues Haus erbaut, so versammeln sich die Weiber und die Jugend beiderlei Geschlechts, um hülfreiche Hand zu bieten, damit das Dach noch einmal mit Lehm verschmiert werde. Dafür bewirthet der Erbauer die Jugend mit Wein oder Branntwein, und veranstaltet an demselben Abend für die übrigen jüdischen Hausbesitzer ein Gastmahl. An einigen Orten, z. B. in Derbent, Kuba, Temir-Chan-Schura, Chasaw-Jurta, Grosnoe, haben die reichen Juden gut eingerichtete, europäische Häuser. In diesen ist jedoch eine Abtheilung ganz asiatisch, hier wohnt die Familie; eine besondere Abtheilung aber ist zur Aufnahme von kaukasischen Gästen, eine dritte, vollkommen europäisch ausgeräumte, für europäische Gäste bestimmt.

Die edle Sitte der Gastfreundschaft ist wie bei allen asiatischen Völkern, so auch bei Juden überall verbreitet. Wenn irgend ein Chacham (Gelehrter) aus Rußland oder Palästina in ein jüdisches Dorf kommt, so beeilt sich jeder Einwohner dringend den Reisenden zu bitten, zu ihm zu kommen; gewöhnlich kehrt der Chacham bei einem reichen Hausbesitzer oder beim Rabbiner ein. Der Wirth, welcher seinen Gastfreund empfängt, nimmt ihm das Gepäck ab und trägt dasselbe in das Gastzimmer, weist dem Gast daselbst den besten Platz zum Lager an und wäscht ihm die Füße. An einigen Orten ist dies alles die Pflicht der Hausfrau. Ist diese Ceremonie beendet, so treten die älteren und angesehenen Leute des Dorfes in das Haus, reichen dem Gast die Hand mit den Worten: „schalem aleichem" (Friede sei mit Euch) oder „baruch-gabo" (gesegnet sei Deine Ankunft). Der Gast antwortet „Aleichem schelom!" Dann beginnt eine allgemeine Unterhaltung und der Wirth läßt Erfrischungen verabreichen. Damit der Gast sich nicht langweile, wird er ohne Unterlaß besucht und über seine Reise ausgeforscht, woher und wohin. Wenn der Gast abreisen will, so bittet ihn sein Wirth noch zu bleiben. Ist der Gast arm, so unterstützt die Gemeinde ihn nach Möglichkeit mit Geld; der Wirth giebt ihm allerlei Nahrungsmittel mit und einige der Einwohner geleiten den Gast bis zum nächsten Dorf. Jüdische Kaufleute oder Leute, welche in anderer Veranlassung reisen, haben jeder ihren bestimmten Gastfreund (Kunak), bei dem sie einkehren. Auch die Muselmänner haben in den jüdischen Dörfern ihre bestimmten Bekannten und Freunde (Kunaks), welche sie aufnehmen und beherbergen; in gleicher Weise hat jeder Jude auch in den muselmännischen Dörfern seinen eigenen Gastfreund, welchen er regelmäßig besucht. Kommt ein Gast in das Haus seines Gastfreundes und gefällt ihm die Wohnung nicht, so darf er nicht ein anderes Quartier wählen, sondern muß bleiben; ein Verlassen der Wohnung würde sowohl dem Wirth wie dem Gaste schaden.

Nahrung.

Die Juden sind keine großen Freunde der Reinlichkeit: ihre Speisen bereiten sie in sehr unsauberer Weise. Das Essen wird in einem Gefäß aufgetragen, welches offenbar in Wochen nicht gewaschen wurde und an welchem die Spuren der früher darin enthaltenen Speisen noch bemerkbar sind. Ihre Trinkgefäße sind mit Schmutz und Staub bedeckt, von Fliegen verunreinigt. Obgleich namentlich bei den Wohlhabenden Löffel und Gabeln in Gebrauch sind, so benutzen sie mit Vorliebe die Finger beim Essen und greifen ohne Weiteres mit den Fingern in jede Speise hinein. Merkwürdig ist, daß die meisten Speisen einen sehr specifischen Schweißgeruch haben.

Die Sitte erfordert es, daß jeder Gast mit dem Wirthe oder dessen Familie gemeinschaftlich speist; ebenso ist es Gebrauch, daß jeder, wer er auch sei, der gerade die Familie beim Mahl antrifft, zum Essen eingeladen wird. Deshalb werden die Speisen stets in solcher Quantität zugerichtet, daß sie, wenn nöthig, für zehn unvorhergesehene Gäste ausreichen. Für gewöhnlich essen Männer und Weiber einer Hausgenossenschaft zusammen, sobald aber ein Fremder hinzukommt, so entfernen sich die Weiber und essen gesondert in ihrem Zimmer.

An gewöhnlichen Tagen werden Mittags und Abends die Speisen auf großen runden hölzernen Untersetzern aufgetragen; an Feiertagen dagegen oder in Gegenwart von Gästen werden Untersetzer aus Kupfer benutzt. Das Präsentirbrett (Untersetzer) wird an den Boden auf einen mit

einem baumwollenen Zeug (Sitz) bedeckten Teppich gestellt; an Feiertagen und in Gegenwart eines Gastes nimmt man statt des zitzenen ein seidenes Tuch. Unter dem Tuch liegt (ungesäuertes) Brot (Tschurek genannt), welches nur einmal wöchentlich am Freitag gebacken wird, und daneben Salz, Zwiebel und Knoblauch; bei besonderen Veranlassungen, wie an Festen und bei Anwesenheit von Gästen, auch Früchte. Ist ein ganz besonders angesehener Gast zugegen, so wird für ihn frisches Brot gebacken. Um das Brett mit den Speisen herum sitzen mit untergeschlagenen Beinen die Männer; an der Thür stehen einige Diener oder für gewöhnlich ein Glied der Familie. Zuerst reicht der Diener Wasser zum Waschen der Hände, dann liest der Wirth ein Gebet, nimmt ein Brot, zerbricht dasselbe in so viel Stücke, als Anwesende sind, und reicht jedem ein Stück zu. Jeder sagt ein kurzes Dankgebet her, taucht das Stück Brot drei Mal in das Salz und fängt unter den wunderlichsten Grimassen zu essen an. Darauf nimmt der Hausvater ein zweites Brot, bricht dasselbe in Stücke, taucht die Stücke in Salz und sendet die Stücke den Weibern in ihr Gemach. Dann werden die Früchte und später Zwiebel und Knoblauch mit Brot verspeist — das ist der erste Gang. Nun erscheint die Hausfrau mit verhülltem Gesicht und trägt das Essen auf, und hinter ihr sofort die Dienerschaft mit den übrigen Gerichten, so daß alles mit einem Mal aufgetischt wird: Suppe mit Hammelfleisch oder Hammelspeck (Fettschwänze) oder Rindfleisch, mit vier- oder dreieckigen Klößen (Klümpchen) aus Weizenmehl. Diese Klößchen, zu denen auch Essig und Knoblauch zugesetzt wird, heißen Chinkal. Oder Suppe aus Bohnen mit Rindfleisch, Hammelfleisch und Hammelspeck, versetzt mit Knoblauch und sauren Beeren; dickgekochter Pilaw mit Hammelfett und Rosinen; Eierkuchen; gekochtes Rind- und Hammelfleisch; verschiedenes gebratenes Fleisch; ferner eingemachter Knoblauch und eingemachte Gurken oder Salat; schließlich allerlei Süßigkeiten, gebratene oder gebackene Birnen, Aepfel oder Pflaumen mit Honig oder Zucker eingekocht, mit Hammelfett und mit Rosinen als Compot.

Zu allen Speisen wird Knoblauch in großer Menge zugethan. Die Anwesenden nehmen von jedem Gericht etwas, mischen alles durcheinander und essen mit den Fingern. Zur Suppe werden Löffel benutzt; zum Fleisch zugespitzte hölzerne Stäbchen oder einfach die Finger, allenfalls ein Messer.

Zum Trinken wird Branntwein und Wein verabfolgt; es wird verhältnißmäßig viel getrunken; doch selten bis zur Betrunkenheit.

Zum Abend reicht man Chinkal (Klöße) oder gebratene, geräucherte oder gesalzene Fische (Kutum genannt) oder Bohnen in Oel oder Speck mit Knoblauch, Salz und Zwiebel. Diese verschiedenartigen Gerichte giebt man aber nur an Feiertagen oder wenn Gäste anwesend sind, für gewöhnlich ißt man Brot mit Käse oder Fischen (Kutum), mit Zwiebeln und Knoblauch.

Besonders lieben die Juden allerlei Grünkraut, sie essen dasselbe ohne besondere Zubereitung einfach mit Brot. Der Verfasser war einst in Kuba zu einigen reichen Juden geladen, woselbst man ihn mit Wein und Branntwein aufnahm, ihm aber mehr als fünferlei verschiedene Sorten von Grünkraut vorsetzte.

Im Allgemeinen nehmen die Juden große Quantitäten von Nahrung zu sich, dafür kommen sie aber, auf der Reise z. B., mit wenig aus; etwas ungesäuertes Brot, Zwiebeln, Knoblauch und Käse reichen auf lange Zeit bei ihnen aus.

Die kaukasischen Juden haben keine besondere Tracht; sie kleiden sich so wie die Volksstämme, unter welchen sie wohnen.

Die jüdischen Frauen gehen sehr einfach und ärmlich gekleidet, einzelne nur in Lumpen gehüllt; die guten Kleider verschließen sie und gebrauchen sie nur in seltenen Fällen, an Feiertagen oder zu Hochzeiten.

Die jüdischen Frauen sind alle sehr gutherzig, nehmen gern Gäste auf, sind dienstfertig und arbeitsam; sie leiten das ganze Hauswesen, bereiten die Speisen, tragen Wasser, hacken Holz u. s. w. — reiche wie arme; auch die Kleider für die ganze Familie werden von den Frauen angefertigt. In weiblichen Handarbeiten sind sie sehr geschickt, sticken hübsche Tabaks- und Geldbeutel und allerlei weibliche Schmuckgegenstände. Die Frauen beschäftigen sich auch mit der Brotbereitung: Oefen giebt es nur einige in jedem Dorfe; es sind große Gruben in der Erde mit Lehm und Kalk ausgeschmiert. Meist wird nur ein Mal wöchentlich vor dem Sabbath gebacken, sonst bei gewissen besonderen Anlässen, z. B. bei Besuch eines Gastfreundes. Beim Ofen versammeln sich die Frauen gern um zu plaudern; eine jede bringt Holz zum Heizen und den fertigen Teig, aus welchem die Brote geformt werden, mit. Der Reihe nach lassen die Frauen ihr Brot backen — unterdeß vertreiben sie sich die Zeit mit Schwatzen, Lachen und Erzählen.

Unter den jungen Weibern giebt es einige, welche sich die Haare und die Augenbrauen färben; andere bemalen sich das Gesicht mit verschiedenfarbigen Figuren und Kreisen, so daß sie fast wie Wilde aussehen. Die Haare flechten sie zu einem langen Zopf, welcher in einem langen seidenen Beutel steckt, und hinten am Nacken herunterhängt.

Eine sehr unangenehme Eigenschaft der kaukasischen Jüdinnen ist ihre große Zanksucht; wegen der geringsten Kleinigkeit können sie mit einander in Streit gerathen, und machen dabei einen schrecklichen Lärm; oft kommt es zu Thätlichkeiten.

Verlobung und Hochzeit.

Die Verlobung findet sehr früh statt, während die Verlobten noch Kinder sind. Gewöhnlich sind die Verlobten mit einander verwandt und wohnen in demselben Dorfe (Aul), selten finden Verlobungen zwischen den Einwohnern verschiedener Aule statt. Die Verlobung wird von den Eltern durch ein Mahl gefeiert. Während die Verlobten noch Kinder sind, sendet allwöchentlich die Braut dem Bräutigam allerlei Geschenke, Früchte, Speisen, allerlei Handarbeiten; dagegen schenkt der Bräutigam der Braut einige Silber- und Goldsachen. Der Bräutigam heißt „arass“, die Braut „arussa“. Wenn während dieser Zeit die Braut den Bräutigam oder einen seiner Verwandten sieht, so muß sie sich auf den Boden setzen und ihr Gesicht verhüllen; der Bräutigam, sobald er die Braut oder deren Verwandten erblickt, so scheut er sich zu sprechen. Findet in dieser Zeit eine fremde Hochzeit statt, zu der das junge Paar auch geladen ist, so opfert der Bräutigam den Musikanten Geld, damit sie gut spielen. Sie nennen das einen „Schabasch“. Die Braut tanzt dabei in der Mitte, die andere Jugend im Kreise um die Braut. Einen Monat vor der Kopulation kommt der Vater des Bräutigams mit zwei Zeugen in das Haus der Braut, um dort die Kaufsumme für die Braut zu erlegen, dafür kauft der Vater seiner Tochter die Kleider und allerlei andere Gegenstände. Ob er weiter seiner Tochter eine Mitgift schenkt, hängt von seinem guten Willen ab. Den eigentlichen Ehekontrakt mit einzelnen genau stipulirten Bedingungen schließt der Rabbiner ab; der Kontrakt enthält allerlei Bestimmungen über etwaige Scheidung u. s. w.

Eine Woche vor der Hochzeit läßt der Bräutigam verschiedene Speisen an diejenigen Personen austheilen, welche

noch in Trauer um einen im Laufe des Jahres Verstorbenen sich befinden. Das geschieht, damit jene Trauernden ihm die Erlaubniß zur Hochzeit geben sollen.

Am Anfang dieser Woche wählt die Braut aus dem Kreise ihrer Freundinnen zwei Mädchen, welche ihr behülflich sein sollen, die Hochzeitsgewänder zu nähen. Diese Mädchen, welche bis zur Hochzeit bei der Braut bleiben, heißen „Sogduschen", d. h. Dienerinnen. Am Sonnabend Abend gehen sie zu allen Jungfrauen des ganzen Dorfes und bitten sie zur Braut zu kommen. Gewöhnlich findet die Kopulation am Mittwoch Abend, sehr selten am Donnerstag und Freitag statt. Vom Sonntag bis zum Mittwoch bleiben nun die Jungfrauen bei der Braut, sie nehmen dort ihre Mahlzeiten ein, singen und tanzen. Morgens und Abends steigt die Braut mit ihren Jungfrauen auf das Dach ihres Hauses und hier werden tatarische Lieder gesungen. Dann macht die Braut mit ihren Jungfrauen unter Musikbegleitung Besuche bei ihren Verwandten, und ladet diese zur Hochzeit ein. In allen Häusern werden die Mädchen bewirthet und die Braut wird beschenkt. So gehen die drei Tage hin.

Beim Bräutigam versammeln sich unterdeß im Laufe der Woche die Weiber seiner Familie und helfen ihm seine Hochzeitskleider nähen, wofür er sie bewirthet und mit Kleinigkeiten beschenkt. Am Donnerstag Abend finden sich zwei Brautführer („Schaffer", „Marschälle") beim Bräutigam ein, um von nun an bei ihm zu bleiben. Sie werden Biror genannt, oder wenn zufällig der Bruder des Bräutigams darunter ist, so heißt er Dumor. Am Freitag wird im Hause des Bräutigams ein Mahl hergerichtet und die „Schaffer" ziehen von Haus zu Haus, um die jungen Männer einzuladen. Dieselben erscheinen und essen und trinken bis in die tiefe Nacht hinein. Am Sonnabend nach dem Morgengebet werden alle Hausbesitzer abermals zum Bräutigam geladen; sie erscheinen, werden bewirthet und schmausen bis Mittag; dann gehen sie und nun kommen die Weiber und singen und tanzen bis zum Abend.

Am Sonntag ziehen alle jungen Leute in den Wald um Holz zu holen, dessen sie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten bedürfen. Am Montag versammeln sich alle beim Bräutigam und feiern wieder. Unterdeß sind auch Musikanten zum Fest eingetroffen, welche mit Freuden bewillkommnet werden: jede Frau trägt ihnen ein Gefäß mit Brot entgegen. Am Dienstag findet bei der Braut im Hause ein Mittagessen statt, an welchem alle Einwohner des Dorfes theilnehmen; die Brüder und der Vater des Bräutigams sind auch dabei; nur der Bräutigam selbst nicht. Nach dem Essen wandert die ganze Gesellschaft zum Bräutigam und holt von ihm alle die Geschenke und Sachen, welche der Braut bestimmt sind. Alles wird feierlich zur Braut getragen. Die vorangehenden Männer tragen Fackeln, eine Frau trägt auf ihrem Kopfe einen großen kupfernen Untersetzer, welcher ein Quantum Mehl, zwei Hühner und die Geschenke für die Braut enthält; die anderen Frauen tragen ebenfalls Untersetzer auf dem Kopfe, aber nur mit Brot; dann folgen die Musikanten, dann das übrige Volk mit Fackeln. Alles schreit Hurrah! Alt und Jung tanzt, die Mädchen singen. Aus dem Hause der Braut kommt man ihnen entgegen: das Mehl und die Hühner werden sofort zu einem Imbiß angerichtet. Man spielt, man singt und tanzt den ganzen Tag hindurch. Die Braut wirft sich in die besten Kleider, und hüllt sich in ein seidenes Tuch; die jungen Mädchen singen und tanzen bis zur Mitternacht. An diesem Abend werden der Braut die Hände und Finger mit rother Farbe angestrichen.

Am Mittwoch Morgen begeben sich die „Schaffer" in Begleitung der Musikanten in die einzelnen Häuser, um kleine Geschenke an Tabak, Wein, Tüchern u. s. w. zu empfangen. Dann holen sie aus ihren Wohnungen alle diejenigen jungen Frauen ab, welche sich im Laufe des Jahres verheirathet haben und die bisher noch gar nicht — so fordert es die Sitte — ihre Wohnungen verlassen haben, und führen sie zum Bräutigam. Hier wird eine mimische Aufführung arrangirt, bei welcher eine Frau die Rolle eines Mannes spielt. An diesem Mittwoch müssen Braut und Bräutigam fasten. Dann wird dem Bräutigam das Haupthaar geschoren, worauf er ein Roß besteigt und mit seinen gleichfalls berittenen Freunden herumsprengt — wo er vorüberreitet, wird er mit Mehl beworfen. Die ganze Gesellschaft, der Bräutigam voran, reitet zum Fluß; der Bräutigam badet sich und nun legen ihm die Genossen hochzeitliche Gewänder an, streuen ihm zur Erinnerung an die Trauer um den Fall Jerusalems Asche auf das Haupt und singen mit wehmüthiger Stimme den Psalm David's 137. Auch die Braut nimmt gleichzeitig ein Bad, entweder auch im Flusse oder in einer zu eigens solchem Zwecke hergerichteten Badstube, „Mikwa". Am Flusse nehmen die Genossen einen Imbiß, doch betheiligt der Bräutigam sich nicht dabei. Nun macht sich alles bereit zur Heimkehr. Da fragt der Bräutigam: Wer will zuerst der Braut die Kunde bringen, daß ich fertig bin? Zwei oder drei sprengen in Windeseile wie Pfeile voraus zur Braut. Der erste, der die Braut erreicht, erhält als Lohn ein seidenes Tuch, welches er seinem Rosse um den Hals bindet, zugleich wird ein Ei an der Stirn des Pferdes zerschlagen, um dasselbe vor dem bösen Blick zu bewahren. Der zweite und dritte, welche die Braut erreichen, empfangen je ein Huhn und einen Krug Wein. Sobald der Bräutigam mit seinen Genossen das Dorf betreten hat, so kommen ihm alle Einwohner entgegen; sie bringen Wein und Hammelfleisch, bewirthen die Genossen und trinken mit ihnen auf das Wohl des Bräutigams; Frauen, welche der Familie des Bräutigams angehören, kommen besonders mit Untersetzern, gefüllt mit ungesäuertem Brote, auf dem Kopfe, dazwischen sind Lichte dem Brote angeklebt; einige Frauen halten Lichte in den Händen. Unter diesen Frauen ist auch die sogenannte „Enga", d. i. die Schwester, oder eine nahe Anverwandte des Bräutigams; sie hat die Aufgabe, dem Bräutigam zur Seite zu stehen mit einem Lichte in der Hand und dabei zu singen: „oi atlan, atlan giow, Temir-Chan atlan giow". Die Frauen beginnen nun vor dem Bräutigam zu tanzen. Dann tritt der Rabbiner mit seinem Schülercorps ein und läßt ein Hochzeitslied singen: Israeliten, singt ein Lied zu Ehren des Bräutigams! Der Bräutigam erfreut sich seiner Braut, und die Braut des Bräutigams, Hallelujah! Hallelujah! Der Bräutigam leuchtet wie der Morgenstern und die Braut ist schön wie eine Königin! Mögen sie beide Morgens und Abends leuchten immerfort unter dem Volk der Israeliten! u. s. w. u. s. w. [1]).

[1]) Wir lassen das Weitere fort.

Ein neues Projekt zur Verbindung des Aralsee mit dem Kaspischen Meere.

Ein Protokoll der Sektion Orenburg der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft, abgedruckt im „Orenb. Listok", sagt über diesen Gegenstand etwa Folgendes:

Die gelehrte Welt beschäftigt sich jetzt mit der Möglichkeit, eine Wasserverbindung zwischen dem Aralsee und dem Kaspischen Meere in dem alten Bette des Amu Darja, dem Uzboi, herzustellen. Aus diesem Grunde erforscht und nivellirt man den 1000 Werst langen Lauf des Uzboi und untersucht auch das Delta des Amu. Beides macht bedeutende Aufwendungen nöthig. Es giebt jedoch auf der schmalen Landzunge zwischen den beiden Meeren noch eine andere Strecke, die bei Lösung der beregten Frage nicht wenige Beachtung verdient, und das ist das Bett des Flusses Tschegan auf der Nordseite des Ust-jurt. Dieser Fluß oder, richtiger gesagt, dies trockene Flußbett nähert sich in dem bekannten Theile seines Oberlaufes dem Aralsee auf einen Abstand von wenig über 100 Werst. Dieser Punkt kann auch nicht besonders hoch liegen, da selbst der Kamm des Ust-jurt sich nur 700 Fuß über den Spiegel des Aralsee erhebt. Außerdem zieht sich vom Aralsee in der Richtung auf jenen Punkt am Tschegan und zwar von der Tuschtsche-Bas-Bai ausgehend ein breites und tiefes Thal hin, bekannt unter dem Namen Arys.

Da der Spiegel des Aralsee 243 Fuß über demjenigen des Kaspischen Meeres liegt, so müßten im Falle einer Durchstechung der Landenge die Wasser des Aralsee in beträchtlichem Maße ins Kaspische Meer abfließen. Die Frage stellt sich also so, ob man dem Aralsee einen Ausfluß in den Tschegan schaffen kann.

Der Aralsee wird durch zwei große Flüsse gespeist, deren Wasserzufluß jetzt die Verdunstung ausgleicht; wird aber ein künstlicher Abfluß nach dem Meere geschaffen, so muß nothwendigerweise sein Wasserspiegel fallen und das ganze nördliche, östliche und zum Theil auch das südliche Ufer des Sees wird, wie die hydrographische Karte von Butakow zeigt, auf große Strecken trockengelegt. Die Folgen einer gelungenen Ausführung einer solchen Arbeit werden sein: 1. Der Aralsee bekommt ganz süßes Wasser; 2. seine Oberfläche wird kleiner, auch seine Tiefe nimmt etwas ab; 3. an den Ufern des Sees können wieder menschliche Niederlassungen entstehen. Ueber die Schiffbarkeit des Abflusses läßt sich in Ermangelung genauer Daten vorläufig nichts sagen. Aber angenommen selbst die Untersuchung und das Nivellement der Strecke zwischen dem Aralsee und dem Tschegan ergäbe die größte Schwierigkeit, oder selbst die Unmöglichkeit der Herstellung eines Kanals, so ist die Arbeit darum doch nicht verloren aus folgender Erwägung:

Mit jedem Jahre zeigt sich deutlicher, daß die Umleitung der Wasser des Amu in den Uzboi durchaus keine leichte Sache ist; der Zweifel am Erfolge wächst bei dem Fortschritte der Untersuchung und die Chancen des Erfolges nehmen ab. Angesichts dieses Umstandes wird eine Untersuchung in anderer Richtung, namentlich da sie räumlich näher gelegen und mit geringen Unkosten verknüpft ist (etwa 100 Werst Nivellement und eine gewöhnliche Aufnahme), durchaus keine vergebliche Arbeit sein; sie kann ein vollkommen neues Licht auf die ganze Frage werfen und unerwartete Aufschlüsse über die Entstehung des berühmten Uzboi geben. Es ist ja sehr möglich, daß die Niederung des Tschegan und diejenige des Uzboi in vielen Beziehungen ähnlich sind, und ihr Vergleich bietet die Möglichkeit das Räthsel zu lösen, welches schon viele Jahre hindurch die forschenden Geister beschäftigt hat: nämlich die Frage, ob der Amu-Darja in historischer Zeit sich in das Kaspische Meer ergoß. Endlich wird man erst nach Untersuchung des Terrains in beiden Richtungen bestimmt sagen können, ob es möglich ist, diesen Lauf des Flusses in jetziger Zeit wieder herzustellen, und in welcher Richtung man am vortheilhaftesten zur Ausführung schreitet.

Außerhalb der Grenzen des Gebietes, dessen Erforschung der Orenburger Gesellschaft obliegt, sind zur Lösung der Frage alle Maßregeln ergriffen und Mittel dafür angewiesen: auf der uns nächstliegenden Strecke ist noch nichts geschehen. Angesichts der vergleichsweisen Billigkeit dieses letztern Theiles der Arbeit wird die Orenburger Sektion der Geographischen Gesellschaft sich der Inangriffnahme dieser Aufgabe nicht entziehen und sie mit ihren Mitteln unterstützen. (Turkest. Ztg. 1880, Nro. 22.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach amtlicher Zusammenstellung betrug die Zinkproduktion der Provinz Schlesien im Jahre 1878: 1 192 000 Centner. Hiervon verwalzte die Schlesische Aktiengesellschaft für Zinkhüttenbetrieb ihre eigene Produktion von circa 325 000 Centner. Der Rest von etwa 867 000 Centner kam in Breslau zum Verkauf, da die Produktionsstätten selten direkt nach dem Auslande verkaufen.

(Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— Nach dem „Kuryer Poznański" hat auch im Jahre 1879 der polnische Großgrundbesitz in der Provinz Posen abgenommen, aber nicht in dem Maße, wie 1878. Es gingen nämlich im Jahre 1879 15 340 Morgen aus deutschen in polnische, dagegen 22 576 Morgen aus polnischen in deutsche Hände über. 32 484 Morgen wurden von Polen an Polen verkauft. Der polnische Großgrundbesitz hat demnach 1879 um 7236 Morgen abgenommen, im Jahre vorher aber um 37 756 Morgen, zusammen um 44 992 Morgen, welche 35 Besitzern gehörten.

(Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— In Belgien hat man, ähnlich wie es von der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft geschehen ist, im Jahre 1879 statistische Untersuchungen über die Farbe der Augen und der Haare der Bevölkerung angestellt. Die Zahl der untersuchten Schulkinder betrug 600 000. Im nörd-

lichen Belgien überwiegt der blonde Typus mit hellen, grauen oder blauen Augen und hellen, blonden oder rothen Haaren. Im südlichen Belgien herrscht dagegen der braune Typus vor, der sich durch braune oder schwarze Augen und Haare kennzeichnet. Die geographische Grenze dieser Gebiete fällt bemerkenswerther Weise fast genau mit der Grenzlinie der flämischen und wallonischen Sprache zusammen. In den flämischen Bezirken dominirt der blonde, in den wallonischen der braune Typus. Das flämische Belgien schließt sich in ethnologischer Beziehung an die echt germanische blonde Bevölkerung an, welche Dänemark, Schleswig-Holstein, Hannover und Westfalen erfüllt. (Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— In Italien konnten bei der Aushebung von 1879 nur 45,33 Proc. der Konskribirten lesen und schreiben. Der Procentsatz der Analphabeten ist am kleinsten (29²/₃ Proc.) in Piemont, steigt nach Süden, im Römischen auf 63¹/₅, in Neapel auf 71 Proc. und erreicht in Sardinien und Sicilien die Summe von resp. 74¹/₃ Proc. und 76¹/₃ Proc.

(Registr. d. Gr. Gen.-Stabes.)

— Der Hafen Piräus und damit Athen sind seit Mitte August direkt mit Konstantinopel, Smyrna und Alexandrien einerseits, und mit Corfu und Triest andererseits verbunden, indem die Dampfer des österreichischen Lloyd jetzt statt in Syra im Piräus anlegen. Dadurch erwächst sowohl dem Lande wie den vielen Reisenden ein großer Vortheil, indem die lästige Ueberfahrt auf kleineren Schiffen von Syra nach Athen wegfällt. Es werden im Piräus wöchentlich zehn der größten Lloyd-Dampfer anlegen und wurde der Lloyd-Agentur zu diesem Zwecke der nördliche Theil des Hafens angewiesen. Die Lücke aber, welche der Lloyd in Syra hinterläßt, wird binnen Kurzem durch die große Kaiserl. Russische Dampfschifffahrts-Gesellschaft ausgefüllt sein, welche ihre neue Levante-Linie mit 10 großen Dampfern befahren und ihre Hauptagentie in Syra errichten wird.

— Die russische Postverwaltung hat kürzlich eine neue Ausgabe ihres Postkursbuches erscheinen lassen. Außer den seit 1875 eingetretenen Veränderungen in den Postkursen Rußlands enthält dasselbe zum ersten Male die Verkehrsanstalten in Ferghana, im Gebiete von Kars und Batum, sowie in dem neu erworbenen Theile Bessarabiens.

— Im Gouvernement Rjazan sind etwa eine Million Deßjatinen Land nördlich der Oka auf der Strecke von Kolomna bis Kassimow fast ganz mit Sumpf bedeckt. In dieser Sumpfzone liegen die großen Krondomänen: Borowaja, Keletzko-Solodtschinskaja, Radowitzkaja, Woronzowskaja, Kurtinskaja, Schaturski bor ꝛc.; zur Trockenlegung derselben und zur Gewinnung einer flößbaren Wasserstraße mußten die Flußthäler und Bassins folgender Nebenflüsse der Oka: Schja, Solodtscha, Wokscha, Pra und Lamscha kanalisirt werden. Im Laufe der Jahre 1876 bis 1879 sind die nöthigen Untersuchungen angestellt worden, bestehend in Nivellements, Tiefbohrungen (bis 30 Fuß Tiefe), Vermessungen der Sümpfe und Beobachtungen über den Zustand der genannten Flüsse. Bis Ende 1879 waren in dieser Beziehung ausgeführt: 1. 2600 Werst Nivellements, welche, einen Raum von 1200000 Deßjatinen umfassend, die Kreise Spaßk, Kassimow, Jegorjewsk und Theile der Kreise Rjazan und Zaraisk überspannen; 2. Tiefbohrungen an 29 Punkten; 3. Untersuchung und Messen der Sümpfe an 140 Stellen. Die 1877 begonnene Kanalisation erstreckt sich bis jetzt 1. auf Anlage der Hauptkanäle und Seitengräben für Trockenlegung der Domänen Borowaja und Keletzko-Solodtschinskaja; 2. begonnen ist die Entwässerung von Radowitzkaja, welche 27000 Deßjatinen Land umfaßt im Bassin der Schja, die zwischen Kolomna und Rjazan in die Oka fällt; 3. in Angriff genommen ist der Bau eines Kanals zur Verbindung der Flüsse Solodtscha und Pra. Im Ganzen waren bis Ende 1879 die Flußbetten aufgeräumt oder Kanäle angelegt auf 165 Werst. Die Ausmaße für die Kanäle ꝛc. sind dieselben wie im Poläß. Die Entwässerungsarbeiten und in Verbindung damit die Anlage von Waldwegen, Faschinendämmen und Brücken machen in den erhöhten Holzpreisen auf den oben genannten Domänen sich bereits fühlbar. Die Flößerei auf der Solodtscha und ihrem Nebenflüßchen Keletzka ist seit 1878 im Gange. Die Ausgaben für die gesammten Arbeiten der letzten vier Jahre betrugen 80000 Rubel.

Afrika.

— Auf Vorschlag der Herren Choisy und Soleillet ist der sofortige Bau einer doppelten Telegraphenlinie von el-Aghuat durch das Land der Beni Mzab nach Wargla und von Biskra über Tuggurt nach Wargla beschlossen worden. Dieselbe soll als Vorläufer einer Eisenbahn die Bewohner der algerischen Sahara mit der französischen Kultur in Verbindung bringen und sie daran gewöhnen.

— Nach einem in London eingetroffenen Berichte sollen Kapitän Carter und Herr Cadenhead, Mitglieder der belgischen Expedition in Innerafrika, durch einen Häuptling ermordet worden sein. Den letzten Berichten zufolge stand Carter im Begriffe, von Karema am Tanganjika-See nach Zanzibar zurückzukehren, um dort ein neues Unternehmen behufs des Fanges und der Zähmung afrikanischer Elephanten ins Leben zu rufen, während Cadenhead mit Burdo und Roger sich in der Nähe von Tabora (Kazeh) befand.

Inzwischen hat eine fünfte belgische Expedition unter Lieutenant Braconnier am 10. August dieses Jahres Liverpool verlassen, um Stanley's kleine Schaar am untern Kongo zu verstärken. Dieselbe besteht aus den Lieutenants Haron, Valcke, van Heste und dem Ingenieur Paul Nevé.

— Matteucci (s. oben S. 94) hat Fascher, die Hauptstadt Darfors, schneller erreicht, als er anfänglich glaubte. Während seine Gefährten Prinz Borghese und Kapitän Massari sich den Freuden der Jagd hingaben, ist er vorangeeilt, um alle Vorbereitungen für die Weiterreise nach Wadaï zu treffen. Wie in Kordofan, so fehlt es auch in Darfor fast ganz an Wasser; die Eingeborenen sammeln es deshalb in der Regenzeit (Juni bis September) in ausgehöhlten Baobabs, die zuweilen bis 30 m im Umfange messen, und in denen es sich acht Monate lang frisch und klar hält. Das Land leidet noch an den Nachwehen der gewaltsamen Unterwerfung durch die Aegypter; es ist mit Ruinen bedeckt und wird vom Handel gemieden. Matteucci gedachte nur wenige Tage in Fascher zu verweilen und dann nach Kolkol an der Grenze von Wadaï weiterzugehen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

VI.

Am Abend des Tages, an welchem Harmand von Kemmerät aufgebrochen war, langte er an der Stromschnelle Cheng-dön-saä an, welche durch eine Reihe größerer und kleinerer Inseln und Felsbänke gebildet wird, zwischen denen, wenigstens zu dieser Jahreszeit, nur ein schmaler gewundener Kanal wirbelnden und schäumenden Wassers bleibt. Nur unter Herzklopfen konnte er die eine volle Stunde in Anspruch nehmende Passage zurücklegen. Weil die Ufer so steil und dicht mit Gebüsch bedeckt sind, ist es unmöglich, die Pirogen auszuladen, man muß sie mit ihrem gesammten Ballaste hindurchziehen und zwar mit sehr langen Seilen von spanischem Rohre, weil diejenigen Stellen, wo die Bootsleute an Land gehen können, sehr weit von einander entfernt und sehr klein sind, was die Manipulation noch schwieriger und gefährlicher machte. Zum Glücke waren die Laos von Kemmerät lauter ausgesuchte Leute, welche dabei einen Muth und eine Kaltblütigkeit entwickelten, wie sie der Reisende bei diesem Volke kaum für möglich erachtet hatte. Immerhin war es eine böse Fahrt, welche Harmand Niemanden gegen Ende der trockenen Jahreszeit zu unternehmen räth.

27. April. Der Nam-Khöng (Me-Khöng) ist mit schönen Inseln und Felsen bedeckt; der Strom stellenweise sehr stark; noch einige Stromschnellen. Es ist heiß (37°); gegen Abend bedeckt sich der Himmel und ferner Donner läßt sich hören.

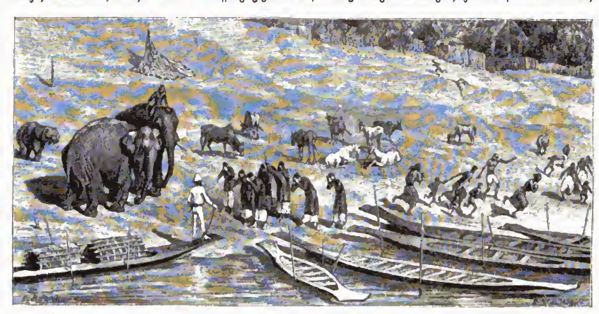
28. bis 30. April. Nur in Ban-muk (Ban-Mouc) wird ein kurzer Aufenthalt gemacht, um die Ruderer zu wechseln. Hier und da finden sich in dem riesigen, stets einförmigen und fast stromlosen Flusse lange flache Inseln, auf denen sich Vögel tummeln, große Jabirus mit metallisch blauem und weißem Gefieder und rothen Füßen, Kibitze in großen Schaaren und gefällig fliegende Wasserschneider (Mövenart).

Am Abend des 30. langte Harmand in Pennom an, das im ganzen Laos-Lande wegen seiner alten Pagode und seines Bonzenklosters berühmt ist. Erstere ist von zahlreichen thât (pyramidenförmigen Gräbern) umgeben und wird von zwei Ringmauern geschützt; sie besteht aus einem sehr hohen thât, dessen Basis unzweifelhaft aus sehr alter Zeit stammt, aber vielfach umgeändert worden ist, und einem großen, von schönen hölzernen Säulen mit palmförmigen Kapitellen umgebenen Gebäude. Das Innere des letztern ist finster, wird von zahlreichen Fledermäusen bewohnt und ist mit schlecht erhaltenen Fresken bedeckt; auf den Fensterläden sieht man Figuren von fast Lebensgröße, welche Chinesen, Birmanen und auch Europäer darstellen, z. B. einen typischen Marquis mit Dreispitz, Puderperrücke, Spitzenhemd, Kniehosen und langen Strümpfen; wahrscheinlich ist vor langer Zeit einmal ein solches Bild von Bang-kök in diese Wildniß gelangt und kopirt worden. Auf dem Altare sieht man eine Unmasse von Buddhabildern aus den verschiedensten Stoffen und von den verschiedensten Größen, von derjenigen eines Fingernagels an bis zu 6 Meter Höhe. Hinter diesem Gebäude erhebt sich innerhalb einer zweiten

Ringmauer der thät, dessen Spitze die Kokospalmen ringsum weit überragt; er besteht aus feinen, sorgsam zusammengefügten und skulptirten Ziegeln in Gestalt ornamentirter Blätter. Die Basis dieses Thurms ist mit Glasgeschirr und Porcellanscherben, darunter selbst eine alte Brille, ganz bedeckt.

Am 2. Mai ging es weiter auf dem hier fast 1 km breiten, ruhigen und tiefen Strome, an dessen rechtem Ufer zahlreiche Dörfer und Weiler liegen. Um 5 Uhr Abends landete man bei La-khôn auf dem sandigen Ufer, welches sich in Folge des wenigen Regens der letzten Tage mit einem frischgrünen Rasenteppiche bedeckt hatte, auf welchem Pferde, Zeburinder und Kinder sich tummelten, während zahlreiche Männer und Frauen sich im Flusse badeten. Letztere ergriffen beim Anblicke des Weißen sofort die Flucht, mit der einen Hand ihr nasses Kleid haltend, mit der andern ein heulendes nacktes Kind hinter sich her zerrend. Kaum war Harmand ans Land gestiegen, so umringten ihn eine Anzahl Annamiten, die hier eine Niederlassung gegründet hatten. Sie waren meist dorthin geflohen, als die Franzosen zuerst in Cochinchina gelandet waren und deshalb in Annam Soldaten ausgehoben wurden; andere hatte die Furcht vor Strafe oder vor hartherzigen Gläubigern in das Innere der Halbinsel getrieben. Trotzdem, daß die Franzosen ihre natürlichen Feinde sind, empfing jene Kolonie unsern Reisenden mit vielen Glückwünschen und ausgesuchten Höflichkeiten wie einen Beschützer, ja fast wie einen Landsmann.

Am folgenden Morgen bezog Harmand die für Fremde bestimmte Sala und empfing den Besuch des Ortsvorstehers, eines höchst mißtrauischen, stolzen und dummen Menschen, den er kaum mittels vieler Geschenke zum Reden zu bringen vermochte. Doch erfuhr er schließlich so viel, daß der Fürst von Ubôn sein Wort gehalten, daß auf seinen Befehl für den Reisenden ein Lager in den Bergen hergerichtet worden sei, und daß er abreisen könne, sobald es ihm beliebe. Da hier seine Reise zu Wasser ihr Ende nahm, ging er sofort daran, sich alles überflüssigen Gepäckes zu entledigen, um so wenig Träger als möglich zu bedürfen. Namentlich

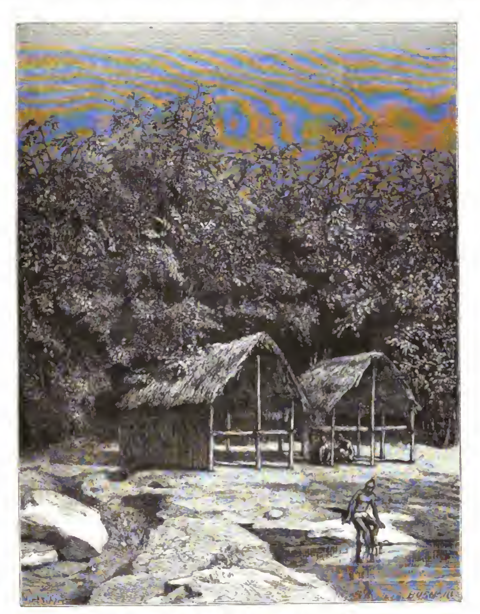


Ankunft vor dem Dorfe La-khôn.

schenkte er den Annamiten vielerlei Dinge und suchte zu gleicher Zeit unter ihrer Zahl einen Boten ausfindig zu machen, welcher ihm einen Brief nach dem südlichen Tongking an die dortigen französischen Missionäre befördern könnte; er wollte den Bischof jener Gegend, in welcher es viele Christen giebt, um seine Unterstützung ersuchen, damit ihm bei der Ueberschreitung der Grenze nicht zu viel Hindernisse in den Weg gelegt würden. Anfangs widerstrebten alle aus mancherlei Gründen diesem Ansuchen; endlich fand sich dann ein junger Annamit, der mit Bewilligung des Gouverneurs und gegen gute Bezahlung die 25 Tage in Anspruch nehmende Reise ausführen wollte, auch wirklich nach einigen Verzögerungen dieselbe unternahm, aber, wie Harmand erst viel später erfuhr, bei seiner Rückkehr von wilden Laos in der Nähe von La-khôn ausgeplündert und dann aus Furcht vor Strafe ermordet und auf die Seite geschafft wurde.

Am 4. Mai wurde Harmand in der Gala-Piroge des Gouverneurs, einer der längsten und größten, die er je gesehen, bei erdrückender Hitze einige Meilen den großen Strom aufwärts gerudert, stieg dann ans Land und schlug in Begleitung von etwa 10 Trägern die Richtung nach den Bergen ein, deren sonderbar gezackte Gipfel gegen Osten sich vom Horizonte abhoben. Hier beging er die Unvorsichtigkeit, barfuß den glühenden steinigen Boden zu betreten und sich schwer am linken Fuße zu verletzen; er besaß nur noch zwei Paar Stiefel und hatte dieselben möglichst schonen wollen. Nach öfterm Anhalten erreichte er den Fuß der Berge, deren erster Anblick ihn entzückte, und fand dort bei einem Wasserloche in den Marmorfelsen eine ganz neu errichtete niedliche kleine Hütte aus grünem Bambu, in welcher er sich alsbald wohnlich einrichtete. Gleich am nächsten Tage unternahm er trotz seiner schmerzenden Wunde einen ersten Ausflug nach den Bergen, der ihn jedoch arg enttäuschte. Für einen Künstler sind diese schwarzen zerrissenen Felsen, diese riesigen Steinmassen, welche sich aus der kahlen oder nur mit einzelnen Gruppen stachlicher Bambus bedeckten Ebene erheben, diese tiefen Höhlen in ihren Seitenwänden und spitzen Felsnadeln ein lohnendes Ziel; der Naturforscher mag ihnen fern bleiben. Hat man sich mühsam

durch das Bambudickicht bis zum Fuße eines solchen Felsens hindurchgearbeitet, so sieht man erst, daß eine Besteigung ganz unmöglich ist, weil die Wände fast senkrecht emporsteigen; nur hier und da hat ein Busch in den Spalten Wurzel gefaßt und findet dort dürftige Nahrung. An den beiden nächsten Tagen setzte er seine Nachforschungen fort, fand auch ein kleines Gehölz, was ihm für seine Sammlerzwecke besser geeignet zu sein schien, und siedelte dorthin über. Die Hitze wurde jetzt unerträglich, und noch immer wollte kein Regen fallen; er verzeichnete folgende Temperaturen: 9. Mai Maximum 38°, 3 Uhr Nachmittags 37½°, 4 Uhr 37°, 6 Uhr 33°, 10 Uhr 27,2°; 10. Mai Minimum während der Nacht 26,3°, Maximum 38,5°, 6 Uhr Nachmittags 35°, 10 Uhr 30,5°. Trotzdem er schon zwei Jahre auf Reisen und sechs Jahre in Cochinchina zugebracht hatte und die Sonnenhitze nicht scheute, wurde ihm es hier zu viel; er ver-



Lager unter Bambus am Fuße der Berge bei La-khôn.

lor allen Appetit und litt öfters an Uebelkeit. Sollten sich jemals Europäer in diesem Lande dauernd niederlassen, so glaubt er, daß der Maimonat alljährlich stark unter ihnen aufräumen wird. Dabei kein Tropfen Regen und ein wolkenloser, leuchtender Himmel, keine Insekten, keine Pflanzen zum Einlegen, keine Vögel zu präpariren! Die Fauna dieser Berge ist sehr armselig; man sieht weder Pfauen noch Eichhörnchen, die sonst überall so häufig sind; auf dem Boden nicht eine einzige Fährte von Tiger oder Hirsch. Nur nach Sonnenuntergang kommen zahllose Schaaren von Fledermäusen (Rhinolophes) aus den Spalten der Felsen hervor und fliegen westwärts; sie zu schießen, war Harmand's einzige Unterhaltung. Selbst seine annamitischen Begleiter litten unter der erdrückenden Schwüle. Ohne weitere Thätigkeit verstrichen die nächsten Tage bis zum 15. Mai; die Hitze stieg bis auf 39,4°, und schließlich verlegte Harmand

zum dritten Male seine Hütte an den Rand des Waldes, an den Fuß des größten und höchsten Berges und in den Schatten einiger hohen Bäume. Am 17. Mai fing endlich der Regen an reichlich zu fallen und es kamen Insekten zum Vorscheine; alsbald kehrte auch die gute Laune und Arbeitslust des Reisenden zurück und er verbrachte die Morgen und Abende mit Sammeln, die Mittage mit Zergliedern und Mikroskopiren; Vögel und Säugethiere waren aber auch jetzt noch sehr selten. Immer heftiger wurde der eben noch ersehnte Regen und er goß schließlich in solchen Strömen herab, daß ihn Harmand verwünschte. Im Walde war es so dunkel, daß man kaum sehen konnte, und die Feuchtigkeit war so groß, daß Instrumente, Kleider und Matten sich mit grünlichem Schimmel bedeckten, und unter den Leuten zahlreiche Erkrankungen vorkamen.

Merkwürdig verhielten sich die Berge: trotz des reich-



Lager im Walde am Fuße der Berge von La-khôn.

lichen Regenfalles bildet sich weder an ihrem Fuße noch auf ihren Abhängen auch nur der kleinste Bach, sondern alles Wasser sickert durch Spalten in sie ein, zersetzt sie und bildet so tiefe Höhlen, welche mitunter riesige Tropfsteinbildungen aufzuweisen haben. In manchen derselben sind die Wände buchstäblich mit Fledermäusen bedeckt, ähnlich wie die finsteren Gänge der alten Bauwerke Kambodjas; zu Dutzenden kann man sie mit einem bloßen Stocke zu Boden schlagen und sammeln.

Am 27. Mai wurde der Rückweg nach dem Me-khong angetreten. Die kahle Ebene, welche man beim Hinwege zu passiren hatte, bot jetzt einen ganz andern Anblick; so weit man sehen konnte, sproßten die Kräuter, ein herrliches Schauspiel, besonders wenn die Sonne schien. Es ist das die schönste Zeit im Jahre. In La-khôn wurden die letzten Vorbereitungen getroffen und die letzten überflüssigen Dinge großmüthig verschenkt. Etwa zehn Kisten voll Instrumente, Bücher, Sammlungen u. s. w. wurden nach Bassac zurück-

geschickt, von wo sie der Fürst nach Französisch-Cochinchina zu senden versprochen hatte; erst elf Monate später trafen sie dort ein, aber ihr Inhalt war mit Ausnahme einiger Thiere in Spiritus vollständig verdorben.



Felsen schwarzen Marmors in den Bergen von La-khôn.



Abreise von La-khôn.

Am 31. Mai Morgens kreuzte Harmand zum letzten Male den Nam-không oder Me-không, auf dessen Fluthen er in den letzten zwei Jahren so oft gefahren war, und landete um zehn Uhr auf dem linken östlichen Ufer, wo er noch

einige zurückgebliebene Träger erwarten mußte. Mit Schrecken bemerkte er, daß anstatt 40 volle 62 Träger sich eingefunden hatten, und außerdem noch ein kleiner Häuptling, der sich wie ein Reitersknecht zum Kriege bewaffnet hatte und stolz auf seinem Pony herumsprengte, daß die Schellen des rothen Pferdegeschirres einen Höllenlärm vollführten. Auch für den Reisenden, der seine sich gerade bessernde Gesundheit schonen wollte, hatte man ein Pferd bereit gestellt. Endlich setzte sich die lange Kolonne in Bewegung und durchzog im Gänsemarsche auf engen Pfaden zuerst Reisfelder. Weiterhin nahm die Gegend ein wilderes Aussehen an; zahlreiche Spuren aber deuteten darauf, daß sie früher einmal angebaut und mit Dörfern bedeckt gewesen war. Jetzt aber sind die Fruchtbäume abgestorben, haben sich die Reisfelder in Sümpfe verwandelt und überall herrscht Einöde, vielleicht in Folge des annamitisch-siamesischen Krieges von 1830 bis 1831.

Der Reisende selbst mit seinem Führer eröffnete den Zug; um sein Gepäck kümmerte er sich nicht im Geringsten, denn er war sicher, daß es heil und unverletzt im Nachtlager ankam; alle die Träger, Kornaks, Bootsleute u. s. w., die ihn begleiteten, hatten ihm niemals auch nur einen Strohhalm entwendet. Jedes Gepäckstück, gegen den Regen durch ein dichtes Laubdach geschützt, wurde von zwei Leuten an einer dicken Bambustange getragen. Am ersten Tage überschritt man auf Ziegenpfaden einen kleinen Berg aus Sandstein, dann ein waldiges Thal und übernachtete mitten in einem Sumpfe in einem kleinen Dorfe, das von Phu-Thays bewohnt wird. Dieses Volk scheint früher die ganze Gegend innegehabt zu haben, jetzt aber fast völlig mit den Laos verschmolzen zu sein. Der Marsch des zweiten Tages führte durch Sümpfe und Waldlichtungen und gegen Abend durch eine großartige enge Schlucht zwischen senkrecht aufsteigenden Marmorwänden, am folgenden Tage (2. Juni) passirte man zuerst einen gestrüppreichen, dichten Wald mit moorigem Boden, in welchem sich viele Spuren von Elephanten zeigten, sodann ein trockenes, steiniges, rauhes Terrain, dessen zahlreiche Schwierigkeiten nur diese kleinen laotischen Pferde zu



Ansicht von Phu-Wà.

überwinden vermögen. Gegen Abend erreichte man weite, verbrannte, ebene Savannen, die mit sonderbar gestalteten Marmorfelsen bestreut sind. Im Osten zeigten Gruppen von Kokospalmen und Bambus die Lage der Provinzialhauptstadt Phu-Wà an, deren wenige Hütten zu beiden Seiten des etwa 40 m breiten Flusses Se-bang-fey am Fuße eines Spitzberges liegen und einen reizenden und zugleich wildmalerischen Anblick gewähren. Bewohnt wird der Ort von Sôs, Phu-Thays und Laos durch einander. Der dortige Mandarin versprach zuerst Träger für den Marsch nach Annam, widerrief dann aber seine Zusage mit allen möglichen Ausflüchten und Lügen, die Annamiten seien Kopfabschneider, es gebe keinen Weg dorthin und dergleichen, während die Annamiten in La-khôn im Gegentheil behauptet hatten, daß der Weg nach Annam in Phu-Wà seinen Anfang nehme. Durch keine Drohungen, durch keine Geschenke, nicht einmal durch Silberbarren war der Beamte dazu zu bringen, dem Reisenden Träger und Führer zu stellen, und dieser sah endlich ein, daß hinter dieser Weigerung kein Geringerer als der Fürst von Ubôn stecke, dem dieses ganze Gebiet untergeben ist. Offenbar hatte er Befehl gegeben, den Franzosen bis La-khôn und in die dortigen Berge vordringen zu lassen, aber ihn daran zu hindern, die annamitische Grenze zu überschreiten. Alle Versuche, die Leute auch nur zum Reden und zu Erklärungen über ihre Handlungsweise zu bringen, scheiterten vollständig: so dumm sie aussahen, so gewitzt zeigten sie sich, als es galt, den geschickt gestellten Kreuz- und Querfragen des erbitterten Franzosen auszuweichen.

Die kaukasischen Juden.

II.

Nach Beendigung des Gesanges begleitet der Rabbiner mit seinen Schülern den Bräutigam nach Hause. Hier führen die Greise und Greisinnen vor dem Bräutigam einen Tanz auf — so will es die alte Sitte. Dann begeben sich der Rabbiner, der Vater des Bräutigams und wenn noch andere Söhne da sind auch diese, wie ferner die Gemeindeältesten mit einigen Deputirten zur Braut und nehmen hier eine Schätzung des Eigenthums der Braut vor, der Garderobe, Geschirre, Betten, Geld, kurz der ganzen Mitgift; das Resultat wird für den Fall einer etwaigen Ehescheidung in den Ehekontrakt eingetragen. Jetzt kehren sie wieder zum Bräutigam zurück und führen ihn zu allen denjenigen Personen, welche in diesem Jahre Verwandte durch den Tod verloren haben und noch trauern. Der Bräutigam muß von ihnen sich Verzeihung und die Einwilligung zu seiner Hochzeit erbitten. Freundlich und wohlwollend wird er empfangen, erhält die Einwilligung und Geschenke noch obendrein; er küßt dem Hausvater die Hand und wandert mit seinen Begleitern weiter in das Haus der Braut. Hier ist alles zum festlichen Empfang bereit. Man weist dem Bräutigam einen besondern Platz an, um ihn herum sitzen seine Jugendgenossen und die Greise. Jetzt tritt die Mutter der Braut ein: sie hält in ihren Händen eine hohe Fellmütze (Papacha), einen silbernen Gürtel und ein rothseidenes Tuch und geht auf den Bräutigam zu. Er erhebt sich von seinem Sitze, kreuzt die Arme vor der Brust, beugt das Haupt, küßt der Mutter unterwürfig die Hände und will vor ihr auf die Knie fallen. Die Mutter verhindert dies, setzt ihm die Fellmütze aufs Haupt, umgürtet ihn mit dem silbernen Gürtel und befestigt das rothseidene Tuch am Gürtel, küßt ihn auf die Stirn und — tanzt etwas mit ihm herum. Jetzt erhebt die anwesende Jugend ein Geschrei: goi schabasch! goi schabasch! Die Mutter der Braut verschwindet und die zur Familie der Braut gehörigen alten Männer und Frauen tanzen vor dem Bräutigam — „nach der Weise ihrer Väter"; nach beendigtem Tanze küssen sie den Bräutigam und verabreichen ihm Geschenke.

Unterdeß sitzt in einem besondern Gemach die Braut, umgeben von ihren „Sogduschen" (Brautführerinnen) und Jungfrauen, welche singen und musiciren.

Auf dem Hofe ist der Baldachin schon bereit; er besteht aus vier langen Stäben, über welche ein seidenes Tuch gebreitet ist. Einige junge Leute halten die Stäbe, andere stehen herum, mit brennenden Naphthafackeln in den Händen, die Frauen dagegen sind mit brennenden Wachslichtern versehen. Unter diesen Baldachin stellt sich der Bräutigam, dann treten der Vater und der Rabbiner hinzu: alles wartet auf die Braut. Nun geht der Bruder zur Braut, ruft sie und sie erscheint geführt von ihren Sogduschen und tritt auch unter den Baldachin. So geschieht es, wenn die Kopulation auf dem Hofe der Braut erfolgt; findet sie aber in der Synagoge statt, so reitet die Braut dahin auf einem guten Roß, welches der Bruder am Zaume führt; die Sogduschen ebenfalls zu Pferde mit brennenden Lichtern in den Händen folgen ihr. Mit der Braut zugleich stellen sich auch ihr Vater und ihre etwaigen Brüder unter den Baldachin. Der Rabbiner vollzieht nun die Trauung genau so, wie bei den europäischen Juden, d. h. nach den religiösen Bestimmungen der Talmudisten. Doch ist eine kleine Differenz: Bei den europäischen Juden muß die Braut sieben Mal um den Bräutigam herumgehen, bei den kaukasischen Juden kennt man diesen Gebrauch nicht. Nachdem der Rabbiner alle Gebete u. s. w. verlesen hat, schreien alle Anwesenden laut Hurrah! Die Sogduschen führen die Braut hervor, der Bruder setzt sie auf das bereitstehende Roß, die Jünglinge schießen ihre Gewehre ab, die Schwester der Braut (Enga) oder eine andere ihr nahe verwandte Jungfrau mit einem brennenden Lichte in der Hand besteigt gleichfalls ein Roß und folgt der Braut, deren Pferd der Bruder führt: die übrige Jugend folgt zu Fuß und geleitet die Braut bis zum Hause des Bräutigams. Unterdeß bleibt der Bräutigam noch unter dem Baldachin, während der Rabbiner mit seinen Schülern abermals ein Hochzeitslied absingt. Nach Beendigung des Gesanges geleitet der Rabbiner mit seinen Schülern den Bräutigam nach Hause.

Die Braut wird auf ihrem Wege von der Stelle der Trauung bis zum Hause, das sie aufnehmen soll, von allen Frauen, welche aus ihren Häusern hervorkommen, mit Reis beworfen, das heißt, man wünscht der jungen Frau Fruchtbarkeit. Auch die Frauen, welche im Hause die Neuvermählte empfangen, bestreuen sie mit Reis. Beim Eintritt muß die Braut über ein auf die Schwelle der Thür gelegtes Stück Eisen hinüberschreiten: das geschieht, weil es Gesundheit und Glück bringt. Dann reicht man der Braut zwei Gläser, das eine mit Honig, das andere mit Oel gefüllt; sie taucht die rechte Hand in das Oel, die linke in den Honig und schmiert ein wenig davon auf den Thürpfosten; das geschieht zur Vorbedeutung eines angenehmen und sorgenlosen Lebens. Beim Eintritt in das Haus tanzt der Bruder der Braut mit ihr eine „Lesghinka"; die Jugend schießt und schreit Hurrah! Die Dienerschaft bringt Wein und alles trinkt auf das Wohl der Braut. Man führt die Braut in ein besonderes Zimmer; bei ihr bleibt die Enga mit den beiden Sogduschen. Aus jedem Hause werden drei ungesäuerte Brote (tschurek) nebst Eiern und Fleisch zur Hochzeit geliefert; an der Thür steht irgend jemand, der die Gaben empfängt. Gegen Abend versammeln sich alle Dorfeinwohner zur Hochzeitsfeier. Der Bräutigam sitzt; neben ihm ist ein großes seidenes Tuch ausgebreitet, auf dieses werden die Geschenke, Geld oder verschiedene silberne und goldene Gegenstände niedergelegt, welche die einzelnen Personen glückwünschend darbringen. Neben dem Tuch steht ein Mensch, welcher ausruft, wer etwas gegeben hat, z. B. „goi schabasch! N. N. schenkt zu Ehren des Sohnes (der Tochter oder des Bruders) 5 Rubel." Auch die Mutter des Bräutigams tritt ein, begleitet von ihren Verwandten; sie hält einen Teller, auf welchem drei verschieden gefärbte Tschurek (ungesäuerte Brote) liegen; auf jedem Brote stehen drei dünne brennende Wachslichtchen, daneben liegen drei Eier und drei Aepfel; in den Aepfeln stecken Münzen. Die Mutter übergiebt den Teller dem Sohne, während der Ausrufer laut mittheilt, wie viel Geld die Mutter und wie viel die Verwandten geben. In ähnlicher Weise sammelt auch die Braut Geschenke ein. Sobald die Darbringung der Ge-

schenke beendet ist, empfängt der Bräutigam alles in Gegenwart von Zeugen, und nun setzt sich Alles zum Nachtmahl. Nach dem Essen kann der, welchem es beliebt, nach Hause gehen, ein Theil der Gäste bleibt da, um beim Klange der Trommeln und der „Surnen" (ein Saiteninstrument) bis zum frühen Morgen zu tanzen. Um Mitternacht kommen die Enga und die Sogduschen aus dem Gemache der Braut und die „Schaffer" führen den Bräutigam hinein. Nachdem das junge Paar eine Weile allein gewesen, kommt der junge Ehemann wieder hervor und sofort begeben sich die Sogduschen mit der Enga wieder zur jungen Ehefrau. Der Ehemann zieht sich in ein besonderes Gemach zurück und die Schaffer schießen ihre Gewehre ab zum Zeichen, daß alles bereits in Ordnung. Die junge Frau aber verläßt ihr Lager nicht vor sieben Tagen, während dessen wird sie von den Sogduschen und der Enga bedient; alltäglich kommen die Gespielinnen zu ihr — sie zu erheitern und zu trösten. Am Sabbath oder auch an dem den sieben Tagen folgenden Mittwoch versammeln sich alle jungen Männer und Jungfrauen im Hause der Neuvermählten, die Männer beim Ehemann, die Jungfrauen bei der Ehefrau und schmausen, singen und tanzen zum letzten Mal: jetzt hat das junge Paar endlich seine Freiheit und kann seinen eigenen Geschäften nachgehen.

Bekanntlich heirathen die europäischen Juden nur eine Frau, allein da das Gesetz Mosis die Vielweiberei nicht verbietet, so nehmen die kaukasischen Juden nach dem Gesetz und der Sitte ihrer Väter und nach dem Beispiel der muselmännischen Stämme, zwischen welchen sie wohnen, mehr als eine Frau, doch nicht mehr als drei.

Wenn eine Frau in Kindsnoth ist und die Geburt nicht erfolgen will, so nimmt man Erde vom Grabe einer Person, welche im Verlauf der letzten 40 Tage gestorben, thut die Erde in ein Glas mit Wasser und giebt davon der Kreisenden zu trinken; hilft das Mittel nicht, so holt man noch ein Mal Erde, aber tiefer aus dem Grabe, und verfährt wie früher. Aber dieses geschieht alles ohne Wissen der Rabbiner, welche ein derartiges Heilverfahren nicht billigen.

Im Dorf Mamrasch (Gebiet von Kjurinsk) wurde, während der Verfasser dort weilte, in dem Quartier, das er inne hatte, ein Knabe geboren. Die Kreisende lag auf dem Erdboden auf Stroh in einem besondern Gemach. Sobald der Hausvater erfahren hatte, daß sein Weib ihm einen Sohn geboren, kam er herbei, und das erste, was er that, war, Lichte anzuzünden und an die Wände des Zimmers kleine Papierzettel zu heften, auf welchen Namen der verschiedenen Schutzengel des Neugeborenen geschrieben waren. Allen Fremden war der Zutritt zur Wöchnerin nicht gestattet. Erst nach einigen Tagen fingen die Frauen aus dem Dorfe an, die Wöchnerin zu besuchen. Acht Tage nach der Geburt wurde das Knäblein beschnitten. Der Schächter, welcher hier die Stelle des Rabbiners versah, vollzog mit Geschicklichkeit die Operation. Die Operation kann entweder in der Synagoge oder im Hause der Wöchnerin vor sich gehen. In Grosnoje wohnte der Verfasser im December 1868 in kalter Zeit einer Beschneidung auf dem Hofe der Wöchnerin bei. Trotz der großen Kälte versammelte sich die ganze Gesellschaft auf dem Hofe; nach Beendigung der Operation wurden lange Tische errichtet, und Krüge mit Wein und Branntwein, gebratene Hühner und Hähne daraufgestellt. Die Anwesenden, bis zu den Knien im Schnee stehend, zertheilten ohne Messer und Gabel das Geflügel und verspeisten es ohne Brot.

Krankheit. Tod. Begräbniß.

Die kaukasischen Juden leiden an mannigfaltigen, je nach den verschiedenen Lokalitäten verschiedenen Krankheiten. Vorherrschend sind sie mit allerlei Fiebern behaftet; dabei leiden sie häufig an den Augen. Sehr verbreitet ist die Skrophelsucht und Schwindsucht, besonders in den Dörfern Andrejewo Aksajerskaja und Kostek (Terek-Gebiet).

Sobald jemand erkrankt ist, so werden Hausmittel angewandt, mitunter auch der Dorfzauberer herbeigeholt; die Hülfe eines gebildeten Arztes wird selten in Anspruch genommen. Häufiger nimmt man seine Zuflucht zu den aus Persien anreisenden Badern, welche verschiedene Kräuter und Arzneien verordnen und sofort an die Kranken verabfolgen; zu diesen haben die Juden volles Vertrauen, wogegen sie vor den gebildeten Aerzten und deren Mitteln große Scheu hegen.

Ist ein Dorfbewohner erkrankt, so sind die anderen verpflichtet, ihn täglich zu besuchen. Stirbt der Kranke, so versammelt sich sofort eine große Gesellschaft im Sterbehause. Der Todte, mit einer schwarzen Decke verhüllt, liegt auf dem Erdboden, um ihn herum stehen brennende Kerzen — der Rabbiner, dessen Schüler und einige andere Personen sitzen im Kreise um den Todten und murmeln Gebete. Die Leiche bleibt liegen, bis die Todtengewänder, Tachrichim, fertig sind. Die ganze Gesellschaft der Verwandten und Bekannten sitzt vor dem Hause oder auf dem Hofe und hilft an jenen Kleidern nähen. Gleichzeitig sind die Klageweiber auf dem Hofe erschienen; sie sitzen im Halbkreis und erfüllen die Luft mit ihrem widerwärtigen Geheul. Ein Weib, auf den Knien liegend, lobt die Verdienste des Verstorbenen; sie schlägt mit geballten Fäusten sich ins Gesicht, auf den Kopf und die entblößten Brüste so heftig, daß die danebensitzenden ihr die Hände halten. Sobald das Weib eine Pause eintreten läßt, schreien die anderen: huja alla! huja alla! Dabei schlagen auch sie auf ihre Brust und ihren Kopf und machen derartige Bewegungen, verzerren derartig ihr Gesicht, daß man nur mit Entsetzen sie anblicken kann. Mitunter geräth das eine oder das andere Klageweib ganz außer sich — die mit Blut unterlaufenen Augen sprühen gleichsam Funken, thierische Wildheit spricht aus dem Gesicht. Wie sie so dasitzen mit gelösten Haaren in alten zerrissenen Gewändern, nur die eine oder die andere in ein weißes Tuch gehüllt — da treten auch einige Männer, zwei oder drei, heran; hören eine Weile zu, nicken mit dem Kopfe und schluchzen wie die Kinder; doch bald, nach einigen Minuten, ziehen sich diese Männer zurück, um anderen Platz zu machen.

Sind die Todtengewänder fertig, so wird die Leiche hinausgetragen aus dem Hause in ein unterdeß errichtetes Zelt. Daneben wird Feuer angemacht und Wasser zum Waschen der Leiche erwärmt; dann wird die Leiche gewaschen. Endlich wird die Leiche in die aus weißem Baumwollzeug bereiteten Gewänder gehüllt: zuerst ein langes Hemd mit einer Kapuze (Baschlik) und mit Aermeln, welche unten durch Handschuhe verschlossen sind, so daß sowohl der Kopf wie die Hände vollständig bedeckt sind; dann weite Hosen mit daranbefestigten Strümpfen, um gleichzeitig die Füße zu verhüllen. Ferner wird die Leiche in eine solche Binde gewickelt, wie die Juden sie bei ihren Gebeten gebrauchen (talet oder talis genannt), und zum Schluß wird ihr noch ein langes Todtengewand angezogen. Der so sorgfältig angekleidete Todte wird auf eine Bahre gethan und entweder mit einem schwarzen oder einem rothen, aus persischem Seidenzeug gemachten Tuch bedeckt. An einigen Orten wird für jeden Todten eine besondere Bahre aus zwei hölzernen Stangen, welche durch

ein leiterartiges Flechtwerk unter einander verbunden sind, angefertigt; diese Bahre wird nach geschehenem Gebrauch auseinander genommen und das Holz verbrannt. Man hält es für eine Sünde, fertige Bahren zu haben, welche in Erwartung eines Todten da stehen; man meint, dann müsse jemand sterben. An anderen Orten, wo man diesen Aberglauben nicht hegt, steht in der Synagoge eine feste solid gearbeitete Bahre, welche zu allen Begräbnissen benutzt wird. Die Weiber begleiten die Leiche nur bis zur Hofthür; dann kehren sie ins Haus zurück, gehen auseinander und loben diejenigen, welche sich besonders bei den Klagen um den Todten auszeichneten. Die Männer tragen allein die Leiche auf den Begräbnißplatz hinaus; unterwegs bleiben sie von Zeit zu Zeit etwas stehen und lesen ein Gebet oder einen Psalm. Kurz vor dem Begräbnißplatz macht der Zug abermals Halt; die Anwesenden stellen sich in einen Halbkreis auf, die Rabbiner lesen Gebete und das Volk wirft kleine Stückchen zerbrochener alter asiatischer Münzen in die Luft, um dadurch die bösen Geister zu besänftigen. Dann trägt man die Leiche zum Grabe, welches eine Tiefe von 2½ Arschin (circa 1,7 Meter) und mehr hat. Der Todte wird auf den Rücken, das Gesicht nach oben, in das Grab gelegt; in der Höhe einer Arschin (70 cm) etwa werden Bretter darüber gedeckt, so daß der Todte ganz frei liegt, und dann wird erst die Erde darauf geschüttet. Auf das Grab wird ein Grabstein mit einer Inschrift gesetzt: die Inschrift enthält den Namen des Verstorbenen, den Tag und das Jahr — nach hebräischer Zeitrechnung — des Todes; mitunter werden die guten Werke des Verstorbenen aufgezählt.

Nachdem die Anwesenden das Grab verlassen haben, reißen sie drei Mal etwas Gras auf dem Begräbniß ab, werfen es rückwärts über die Schulter und rufen, „es solle der Tod auf ewig aufhören". Nach der Heimkehr vom Begräbniß waschen sich alle die Hände, stellen sich in einen Kreis, der Sohn und die nächsten Anverwandten des Todten in die Mitte und lassen abermals durch den Rabbiner ein Gebet lesen. Schließlich wandern alle in das Haus des Todten, woselbst ein Mahl ihrer wartet; wiederum werden Gebete verlesen und damit ist die Feierlichkeit beendet. Einen ganzen Monat oder ein ganzes Jahr brennt im Zimmer, wo der Todte lag, eine Lampe, einen ganzen Monat hindurch werden drei Mal täglich Gebete gelesen und Tage lang klagen die Weiber um den Todten. Nach Ablauf eines Monats findet im Hause dann noch ein Gastmahl auf Kosten der Erben statt, wobei abermals Gebete verlesen werden. Und noch ein Mal wird nach Verlauf eines Jahres der Todestag durch ein großes Mahl festlich begangen. Zum Zeichen der Trauer um den Todten wird das Obergewand am Kragen eingerissen und das zerrissene Gewand das ganze Jahr hindurch getragen. In Kuba erzählte man dem Verfasser, daß in einigen Dörfern folgende Sitte herrscht: ist ein tapferer junger Mann gestorben, so zäumen die Weiber das Roß des Todten, kleiden ein junges Weib in die Gewänder des Verstorbenen und setzen sie aufs Roß, dann weinen sie und klagen um den Todten; das geschieht mehr als ein Mal im Verlauf des Jahres nach dem Tode. Im Uebrigen finden die Weiber an ihren Klagen besondern Gefallen: einst hörte der Verfasser bei Ankunft im Dorfe Jangi-Kent nahe bei Madshalis weiblichen Gesang, als er näher herzukam, so erfuhr er, daß es sich um eine Todtenklage handle; doch wie erstaunte er, als man ihm mittheilte, es betreffe die Klage einen, der vor 25 Jahren bereits verstorben!

Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an die Seelenwanderung. Vorstellung über die Hölle und das Paradies. Die an die Unsterblichkeit der Seele anknüpfenden Vorstellungen sind sehr verschieden. Die einen glauben, daß die Seele, nachdem sie den Körper verlassen, ein ganzes Jahr lang im Grabe bleibt und dann erst in den Himmel zurückkehrt, von wo sie gekommen. Andere glauben, daß die Seele sofort nachdem sie aus dem Körper entwichen in den Himmel hinauffliege; und wieder andere meinen, daß die Seele ein Jahr lang dort an dem Ort verweile, wo sie den Körper verlassen, deshalb brennt an dieser Stelle einfach eine Lampe. Einige behaupten, daß die Seele alltäglich das Grab auf dem Begräbniß besuche; deshalb ist es an einigen Orten Brauch, Wasser auf den Begräbnißplatz zu stellen, damit die menschliche Seele darin sich baden und von ihrer sterblichen Behausung reinigen könne, bevor sie sich in die Himmel erhebe. Sie glauben auch an die Wanderung der menschlichen Seele durch verschiedene reine und unreine Thiere. Die Seele wechselt häufig ihren Sitz, und bleibt in den Thieren bald längere, bald kürzere Zeit — dabei leidet sie. Dann nach Ablauf einer Frist gelangt die Seele in die Hölle, wird dort durch Feuer von ihren Unreinlichkeiten befreit und kommt schließlich an den ihr bestimmten Ort zur Ruhe. Die Hölle stellen sich die kaukasischen Juden als eine endlose, große Halle mit vielen Abtheilungen vor. In jeder Abtheilung sind Engel des Verderbens und Teufel, welche die Sünder quälen, sie werfen sie in Kessel mit siedendem Wasser, setzen sie auf glühende Roste, beschmieren sie mit Naphtha und zünden sie an, schlagen sie mit glühenden eisernen Ruthen, schleudern sie in Abgründe, werfen sie durch die Luft von einem Ende der Welt zum andern. Am Sabbath findet keine Strafvollziehung statt, die Teufel und die Sünder ruhen und erholen sich. Am Sabbath-Abend aber erhebt sich wieder Wehgeschrei und Klagen.

Das oberste Himmelsgericht wird als eine große Halle vorgestellt, in welcher eine unzählbare Menge von Lichtern brennt: die Rabbiner und die großen Leute der alten Welt, grauhaarige Greise, sitzen in weißen langen Gewändern an langen Tischen. Hier befindet sich auch eine große Wage, auf welcher die guten und bösen Thaten der Menschen gewogen werden. Die Halle ist stets mit allerlei Todten gefüllt, welche von allen Seiten der Welt zusammenkommen; die Neuangekommenen können ihre Verwandten und Vorfahren sprechen; sie können für die Verurtheilten bitten, daß ihnen die Strafen erleichtert werden. Hier erhält der gute Mensch für seine guten Thaten eine Belohnung, d. h. nachdem die Seele von den Sünden befreit ist, wird sie in das Paradies geschickt.

Das Paradies ist im höchsten Himmel, wo der Thron des Weltenschöpfers steht; vor ihm lobt die ungezählte Menge der Engel und Cherubim andachtsvoll den Namen Jehovah's Zebaoth — stets bereit seinen Willen zu erfüllen. Alte fromme Leute, welche sich durch ihre guten Werke auf der Erde auszeichneten, sitzen da und erfreuen sich des ewigen unaussprechlichen Anblicks der Größe Gottes. Jede männliche oder weibliche Seele hat ihren besondern Platz. Die guten Leute sitzen in goldenen und brillantenen Sesseln nahe bei Gott dem Herrn; die anderen in weiterer Ferne.

Kultus. Die Gebete sind bei den kaukasischen Juden dieselben, wie bei den europäischen, meist nach dem Ritus des berühmten Rabbiners Asuloi. Sie verrichten ein Morgengebet beim Aufgang der Sonne, ein Abendgebet beim Untergang der Sonne, sobald die Sterne sich am Himmel zeigen. Die Synagogen sind bei den kaukasischen Juden durchweg nach demselben Plan in tatarischem Stil gebaut; sie sehen den Moscheen der Mohammedaner ähnlich. Die Frauen besuchen die Synagoge nie, doch kommen einzelne herzu, und stellen sich unter die Fenster der Synagoge, bis der Gottesdienst beendigt ist. Gewöhnlich verliest nur der Rabbiner die Gebete; die übrigen Anwesenden stehen und

sitzen schweigend da und hören zu; der Rabbiner steht zur Zeit des Gebetes, mit dem Gesicht nach Westen gekehrt, zum Tempel Salomonis in Jerusalem.

Die Kinder erhalten so alte hebräische Namen, wie dieselben unter den europäischen Juden gar nicht in Gebrauch sind. Es sind solche männliche wie weibliche Eigennamen, welche zur Zeit der Wanderung durch die arabische Wüste, zur Zeit der Richter und zur Zeit der Könige in Israel gebraucht worden sind. Die kaukasischen Juden müssen hiernach die Nachkommen jener Juden sein, welche zur Zeit der ersten Existenz des Tempels von Jerusalem durch Salmanassar von Assyrien in die Gefangenschaft geschleppt worden sind. (Der Verfasser führt eine große Reihe von Namen an, welche wir fortlassen.)

Sprache, Schrift und Schulwesen. Die kaukasischen Juden haben offenbar nur in der ersten Zeit nach ihrer Uebersiedelung ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und ihre Sprache sich bewahrt. Später, zur Zeit der persischen Herrschaft in Transkaukasien, haben sie sich den altpersischen Dialekt so angeeignet, daß aus der Vermischung des Altpersischen mit dem Althebräischen und mit den zahlreichen Dialekten der sie umgebenden Volksstämme der jetzt bei den Juden im Gebrauch befindliche Jargon entstanden ist. Als Schriftzeichen dienen bei diesem Jargon die sogenannten assyrischen, d. h. die hebräisch-quadratischen.

Während der muselmännischen Herrschaft im Kaukasus wurden die Juden fast ganz tatarisirt, sie nahmen viel von der Lebensweise, den Gebräuchen und Sitten der Muselmänner an, behielten jedoch ihre Sprache (die farsidotatische) bei.

Allmälig eigneten die Juden sich noch Eigenthümlichkeiten derjenigen Volksstämme an, zwischen denen sie gerade lebten.

Die Kenntniß der Gesetze der jüdischen Religion sowie die Kenntniß der althebräischen Sprache ist nicht sehr verbreitet, selbst nicht unter den Rabbinern. Der Verfasser konnte nur mit Schwierigkeit sich mit den Rabbinern verständigen.

Die Kenntniß des Lesens und Schreibens der Sprache, welche am Aufenthaltsort der Juden gerade gesprochen wird, ist trotz der Wichtigkeit nicht sehr verbreitet. In den Dörfern wird ein muselmännischer Mulla, in den kleinen Städten ein kundiger Tatare dafür bezahlt, daß sie für die Einzelnen die Briefe schreiben oder irgend welche andere Papiere abfassen. Um den Unterricht der Kinder kümmern sie sich wenig oder gar nicht. Als Lehrer fungiren die Schächter, welche auch sonst die Obliegenheit der Rabbiner erfüllen. Sobald diese kein Fleisch zu schächten haben, so beschäftigen sie sich mit dem Unterricht der Kinder. Sie lehren die Knaben lesen und schreiben und machen sie mit dem Inhalt der Bibel bekannt, jedoch nicht mit dem hebräischen Text, sondern mit einer farsisch-tatischen Uebersetzung. Für den Unterricht wird äußerst wenig an Geld oder in Geschenken bezahlt. Wer Schächter oder Rabbiner werden will, begiebt sich nach Derbent zu dem dortigen Oberrabbiner oder in irgend einen Ort nach Rußland. Dabei fassen sie nur die zum Schächten nothwendigen Fertigkeiten und Kenntnisse ins Auge, weil dieser Beruf seinen Mann nährt; um anderes Wissen kümmert sich der jüdische Jüngling nicht. Wie sollte er sich auch andere Kenntnisse aneignen? Ein solcher kaukasischer Judenjüngling, der nach Rußland zu seinen Glaubensgenossen kommt, versteht weder den Jargon der russischen Juden noch Russisch, um sich gehörig mit ihnen zu verständigen; er ist auch nicht im Stande, sich in so kurzer Zeit alle jene Sprachfertigkeit u. s. w. zu erwerben; er begnügt sich mit dem Allernothwendigsten, was zu seinem Handwerk gehört. Kommt er nach Hause, so gilt er daselbst doch als ein gelehrter Rabbiner und ist ein angesehener Mann.

In jeder jüdischen Gemeinde im Kaukasus finden sich übrigens doch immer einzelne Individuen, welche Althebräisch verstehen, d. h. wenigstens den Urtext der Bibel lesen können; doch sind solcher wenig. In Derbent z. B., wo 200 jüdische Familien [1]) leben, giebt es nur 20 Personen, welche Hebräisch verstehen; in Arag unter 90 Familien nicht mehr als 8 Personen, in Kuba unter 1000 Familien etwa 25 bis 30 Personen, in Grosnoje unter 200 Familien nur 5 bis 6 Personen; in den anderen Dörfern (Aul) wohl nur allein die Rabbiner, selten ein anderer.

Sofort nach meiner Ankunft in einem jüdischen Dorfe — schildert der Verfasser — suchte ich die Schule auf. Man führte mich gewöhnlich in ein kleines enges in der Nähe der Synagoge gelegenes Haus oder in das Quartier des Rabbiners. Schüler waren wenige vorhanden; in einem Dorfe von 200 Häusern nicht mehr als 15 Schüler. Der Rabbiner sitzt auf dem Erdboden oder auf einem Teppich, um ihn — die Knaben; wenn sie die Bibel oder Gebete lesen, nicken sie mit dem Kopfe, wie ihr Lehrer. Sie gebrauchen eine Uebersetzung der Bibel und lesen sie mit tatarischem Accent; gedruckte hebräische A-B-C-Bücher sind selten zu finden; meist zeichnet der Rabbiner die Buchstaben an eine Tafel und die Kinder malen sie nach. Alle schreiben nach Art der Muselmänner auf den Knien und sind so sehr daran gewöhnt, daß es ihnen schwer fällt, am Tisch zu schreiben.

In Derbent existirt eine Art Rabbinerschule in einem großen, hellen, geräumigen und reinen Zimmer. Die Zöglinge, welche den Kursus hier beendigen, erhalten von dem dortigen Oberrabbiner ein Zeugniß als Schächter oder Rabbiner. Die andere Schule in Derbent, in Grosnoje, Chasab-Jurta, Temir-Chan-Schura und in den Dörfern sind in traurigem Zustande.

[1]) Der Verfasser führt nirgend statistische Daten über die Kopfzahl der Juden an, sondern zählt nur die Häuser.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

IX [1]).

Der Squatter.

Die Aristokratie Australiens ist das Squatterthum, eine Aristokratie, die sich nicht an den Besitz von Land knüpft, nicht eine Begründung ihrer Ansprüche in dem Alter ihres Geschlechtes sucht, sondern gleich den Patriarchen der biblischen Zeit und den tatarischen Häuptlingen unserer Tage ihren Reichthum in Herden von Schafen und Rindern hat. Zuweilen gesellt sich ein fester ländlicher Besitz zu diesem beweglichen Eigenthum; es ist die Ausnahme, aber nicht die Regel.

Der Squatter schlägt seine Zelte auf und baut seine Hütten, wo der Landmann nicht pflügt. Wie dieser vorrückt, so weicht er zurück in das Innere. In früheren goldenen Zeiten — golden für den Squatter, nicht für den Ackerbauer — war es gestattet, Strecken Landes für einen Pfifferling zu erwerben. In den ersten Tagen von Neu-Süd-Wales konnte man Land in unbeschränkten Quantitäten für 5 Sch. per Acre kaufen. Sträflinge, welche sich gut geführt hatten, wurden mit kleinen Landparzellen beschenkt. Die Krone gab an Kolonisten, welche sich Verdienste um die neue Ansiedelung erwarben, ungeheure Striche fort. Aber heute ist das nicht mehr möglich.

Die Gesetze der Kolonien streben allesammt gegen die Vereinigung von bedeutendem Grundbesitz in einer Hand. Das Land, auf dem des Squatters Herden weiden, ist gepachtet. Es ist gepachtet auf 7, 14, 21 Jahre, aber die Regierung kann jeden Augenblick den Kontrakt kündigen, wenn sich das Bedürfniß nach Ackerland herausstellt. Im Allgemeinen mag man sagen, daß der Squatter für Weidezwecke nicht dieselben Summen zahlen kann als der Ackerbauer. Aber das Land, welches für jenen tauglich ist, zeigt sich für diesen vielleicht werthlos. Vielleicht ist der Boden bergig, sandig, salzig, vielleicht ist ihm der Regen versagt, vielleicht ist das gute Land noch zu entlegen für den Verkauf der Produkte. In Amerika konnte sich der Hinterwäldler tief im Innern niederlassen und die Erzeugnisse seines unerschöpflichen Urlandes auf Riesenflößen den Mississippi hinunterführen. Australien entbehrt eines solchen Stromes, die Ufer des Murray sind zudem unfruchtbar, ein Floß aus den Stämmen der Eucalypten gezimmert würde wie Blei auf den Boden des Flusses versinken. Je weiter man in das Innere dringt, desto geringer die Niederschläge, desto unwahrscheinlicher die Aussicht auf erfolgreichen Ackerbau. Das Klima zieht eine sichere unüberschreitbare Grenze, aber wo für den Landmann kein Raum ist, da mag der Viehzüchter leben. Bis weit in das Innere hinein reichen diese Stationen der sogenannten Pionniere australischer Kolonisation. Wir sahen dort die ersten primitiven Anfänge der Niederlassungen, Fühlhörner, welche die Kolonie versuchend ausstreckt, die sie oft genug schwer verletzt einzog, um immer wieder aufs Neue den Versuch zu machen, der endlich doch gelingt.

Das Pachtgeld, welches der Squatter zahlt, richtet sich nach der Güte des Landes. Es zerfällt in Klassen und jede Klasse wird nach der Fähigkeit, Vieh zu ernähren, geschätzt. Für jedes Stück, welches auf dem Lande geweidet werden kann, ist eine Abgabe zu zahlen. Es kommt nicht darauf an, ob das Vieh wirklich gehalten wird, das Pachtgeld wird dennoch eingefordert. Wenn aber die abgeschätzte Zahl überschritten ist, so muß auch für die Ueberzahl die Abgabe erlegt werden. Die Billigkeit der ersten Bestimmung wird ohne Weiteres zugegeben werden, die zweite mag ungerecht und bedrückend erscheinen. Aber in der That ist sie durch die Verhältnisse geboten und gegen die Habgier gerichtet, welche sich gern auf Kosten anderer bereicherte.

Es versteht sich, daß in Australien Schafe und Rinder ihre Haut und ihr Fleisch selber zu Markte tragen. Sie haben ihren Weg durch die Pachtungen anderer zu nehmen. Nun mag ein Pächter, der das Gras seiner eigenen Weiden aufgezehrt hat, mit seinen Herden auf diese Weise durch die Ländereien seiner Nachbaren reisen und sie auf deren Kosten erhalten. Das Gesetz schreibt vor, daß nicht über eine viertel englische Meile von der Straße abgewichen wird und daß man sechs englische Meilen per Tag reist. Beide Bestimmungen sind sehr leicht zu umgehen. Aber auf alle Fälle leidet der mit Gras reicher bedachte Squatter unter der Noth seines ärmern Genossen mit und das Gesetz strebt an, den leichtsinnigern und waghalsigern Viehzüchter haushälterischer und bedächtiger zu machen. Zu Zeiten großer Dürre waren nahezu alle Herden auf der Wanderschaft in der Hoffnung, irgendwo Futter zu finden, das auf der eigenen Station fehlte; dieser Versuch war sehr oft vergebens.

Die Squatter's homesteads, die eigenen Wohnsitze oder doch die ihrer Stellvertreter, haben ein sehr verschiedenes Aussehen je nach der Größe des Besitzes und der Lage desselben. Das prächtige schloßartige Gebäude in der Nähe der Städte ersetzt weiter nach Innen das niedrige aber komfortable Wohnhaus, umringt von zahlreichen Schuppen und Hütten, aber an den äußersten Grenzen begnügt sich der Squatter mit einer rohen Hütte aus unbehauenen Stämmen oder mit dem leicht zu transportirenden Zelte. Hier ist noch alles in unverfälschter Ursprünglichkeit. Der Squatter „dort oben“ ist noch der wahre Nomade. Unbesetzte Weidegründe breiten sich vor ihm aus, sie stehen ihm offen, und nur die Nothwendigkeit, mit dem hinter ihm Wohnenden Fühlung zu behalten, um nicht für seine Existenz auf das Fleisch seiner Herden allein angewiesen zu sein, hindert ihn, weiter zu schweifen. Ein Leben hier hat seine Gefahren, seine Entbehrungen und sehr wenig Reize.

Für ein solches Lebendigbegrabensein findet sich auch nicht in dem materiellen Erwerb sichere Entschädigung, denn Viehzucht hier im Innern ist nicht viel mehr als eine Lotterie. Ein paar Jahre mögen den Squatter reich, ein einziges zum Bettler machen. Doch findet sich immer eine Zahl von unternehmenden Leuten, die alle Gefahren auf sich nehmen.

Diese „Stationen“ züchten fast ausschließlich Rinder. Die Zucht empfiehlt sich aus mehreren Gründen. Sie

[1]) S. „Globus“ XXXVIII, S. 170.

verlangt weniger Arbeitskräfte, daher weniger Ausgaben an Löhnen und Proviant, ein sehr wichtiges Moment in Gegenden, wo die Tonne Mehl der schlechtesten Sorte zuweilen an 90 Pf. St. kostet, und außer dem Fleisch, das der Squatter selber erzeugt, sich gar nichts für den menschlichen Unterhalt bietet. Und die Rinder können ihr Fleisch selber zu Markte tragen; die Wolle der Schafe kann oft nur mit großen Kosten zum Hafenplatze geschafft werden, wenn der Versandt überhaupt möglich ist. Mir begegnete es, daß die Wollernte eines ganzen Jahres in Bourke verdarb, weil der Darling für die Schifffahrt zu niedrig und die Landstraßen nach Sydney durch Gegenden führten, auf denen meilenweit kein Halm oder Strauch zu sehen war, an dem das Zugvieh Nachts sich hätte erholen können. Und der Schafzüchter rechnet auf den Wollertrag vorzüglich zur Deckung seiner Ausgaben, namentlich in den ersten Jahren, wo man vom Verkauf von Schafen absieht.

In dieser Region bestehen noch ziemlich primitive Verhältnisse. Herr und Diener stehen hier nicht fern von einander, obschon der erste immer noch Mr. So und So ist und der zweite Jack, Charley oder sonst wie heißt. Kaum daß der Squatter seine eigene Hütte hat, welche er mit den Vorräthen theilt, aber die Mahlzeiten nimmt er sicher bei dem gemeinsamen Feuer mit seinen Arbeitern ein. Sie schenken ihre Zinnbecher aus demselben Theekessel voll, schneiden sich Stücke von demselben Stück Brot, das in der Asche gebacken wurde, holen sich ihr Fleisch aus derselben Pfanne. Mit dem Verschwinden von Tellern, Gabeln und Löffeln brechen manche Gewohnheiten und Vorurtheile nieder. Gleiche Arbeiten, gleiche Gefahren schließen näher an einander. Wie der Offizier in der Armee muß der Squatter im fernsten Busch fähig sein, alle Arbeiten zu verrichten, welche die Umstände von ihm fordern. Er ist im Nothfalle sein eigener Schmied, Sattler, Schlächter und Zimmermann, er muß verstehen ein Pferd zuzureiten und einzufahren, oder einen jungen Ochsen an das Joch zu gewöhnen. Sein Arm muß fähig sein, die Axt zu schwingen, sein Auge beim Schuß scharf und sicher sein. Schon anders sieht es aus, gehen wir einen Schritt weiter zurück, und in stufenweiser Folge bessert sich die äußere Erscheinung der Stationen, je näher wir den Ackerbaudistrikten kommen. Wenn auch menschliche Wohnungen noch in weiten Entfernungen verstreut sind, so gewahren wir doch überall Spuren menschlicher Thätigkeit. Starke Verzäunungen von rohen Pfosten und vielfachen Linien von Eisendraht, wo der Busch reichlich ist, ein Verhau von Bäumen und Zweigen dicht in einander geschichtet, oder von langen Stämmen auf kurzen Querhölzern ruhend scheiden die großen Weidegründe — Runs im australischen Englisch — in kleinere Abtheilungen. In seltenen Fällen sind die Stationen durch Steinmauern eingeschlossen. Die letzte Art der Einfriedigung ist natürlich sehr kostbar, bei weitem die kostbarste von allen, aber es ist auch die beste und dauerhafteste und sie schützt gegen die große Gefahr, welche im Sommer durch Feuersbrünste droht.

Es bedarf nur eines brennenden Zündholzes, um in wenigen Stunden die von dürrem Grase wogenden Ebenen auf viele Meilen weit in Brand zu setzen. Nichts vermag diese Zerstörung zu hemmen, als ein Wechsel des Windes oder das unwahrscheinliche Ereigniß eines Regenschauers. Der Versuch, dem rasenden Elemente entgegenzutreten, hat mehr als einem der Ansiedler das Leben gekostet. Nur die Steinmauern können einen wirksamen Damm gegen das verheerende Element geben, aber auch über sie springt zuweilen die Flamme, wenn der Wind sie auf seine Flügel hebt. Aber die anderen Fenzen fallen und sie helfen außerdem noch das Feuer nähren und lange nachdem die schwarze Asche von Gras und Strauch verweht ist, lauern noch in den schwelenden Stämmen Gefahren, die ein Windstoß auf noch unberührte Strecken tragen kann.

Daher sind die Gesetze zur Verhütung von Feuersgefahr während der trockenen Jahreszeit eingehend und scharf: nur gewisse Materialien dürfen vom Schützen als Vorladung benutzt, nur Zündhölzer, welche sich auf einer besonders präparirten Fläche und nicht anderswo entzünden, dürfen gebraucht werden, aus offenen Pfeifen zu rauchen ist verboten, um die Lagerfeuer muß in bestimmter Entfernung ein Raum geschaffen werden, der von allem leicht entzündlichen Gras und Gebüsch frei ist u. s. w.

Aber wenn auch die Kosten der Einzäunung groß sind (sie schwanken je nach der Art und Güte zwischen fünf und zwanzig und hundert und funzig Pfund für die englische Meile, und mit den zahlreichen Unterabtheilungen beträgt die Gesammtlänge zuweilen mehrere Hundert englische Meilen), so ist auch die Ersparniß und der wirkliche Gewinn bedeutend. Keine Ausgaben für Schäfer und eine Menge anderer Leute und bessere und reinere Wolle. Sind nur die Jahre günstig, so tilgt sich die Schuld wohl auch.

Der Squatter lebt hier schon bequemer. Zwar ist sein Haus oft einfach, vielleicht aus rohen Steinen oder unbehauenen Stämmen zusammengefügt, aber wenn auch das Aeußere rauh und abstoßend ist, das Innere ist freundlich und komfortabel. Tapeten und Gemälde, Teppiche und geschmackvolle Möbeln versetzen uns aus der unfreundlichen Umgebung heraus, und wenn sich Abends die Gesellschaft zum Diner um den wohlbesetzten Tisch versammelt und später im Drawingroom dem Spiel und Gesang der liebenswürdigen Wirthin oder ihrer Töchter lauscht, so vergißt es sich leicht, daß man mitten in der Wildniß weilt. Doch lebt man weit mehr unter der breiten Verandah als drinnen in den Zimmern. Weit und geräumig, gegen die Sonne mit Vorhängen geschützt, läuft sie um das Haus herum, und hier ißt und trinkt sich's, plaudert und liest sich's an den herrlichen Sommerabenden mit ihrer wunderbaren Klarheit und zauberischen Lichtfülle so anmuthig, daß man gern den Vollmond hoch am Himmelsbogen sieht, ehe man das Lager aufsucht.

Vom einfachen anspruchslosen Herrenhause ziehen sich in langer Reihe den gewundenen Lauf des Creek entlang, bald am einen bald am andern Ufer, dem Blick durch knorrige Eucalypten halb verborgen, die zahlreichen Gebäude der Station. Je größer ihre Entfernung, desto größer der soziale Abstand ihrer Bewohner. Da ist zunächst Bachelors Hall, der Aufenthalt der Verwalter, ebenso mit Küche und Koch versehen, als das Haus des Besitzers, daneben das große Gebäude, in dem alles das aufgespeichert liegt, was für die Station und ihre Bewohner nöthig ist. Hier lagern Tonnen von Mehl, Zucker, Salz und anderm Nothwendigen, Hunderte von Kisten Thee, Fässer Tabak, kostbare Konserven verschiedenster Art, feine Saucen und indische starkgewürzte Delikatessen, nach welchen nicht nur der reiche Squatter, sondern auch Ochsentreiber und Schäfer stark nachfragen. Hier ist auch ein vollständiges Assortiment von allen den tausenderlei Sachen, welche dem Maurer, dem Zimmermann, dem Schmied nothwendig sind. Denn wenn nicht für den ersten, so findet sich doch für die beiden letzten Jahr aus Jahr ein reichlich zu thun, wo die Station groß ist. Hier liegt auch den Bedürfnissen angemessen ein Lager der verschiedensten Bekleidungsgegenstände aus, von den mannigfachsten Hüten bis zu den ebenso mannigfachen Fußbekleidungen, fertige Männeranzüge und Zeuge für Frauenkleider, Sättel und Sporen,

Messer und Scheeren, Nadeln und Zwirn, Papier und Tinte und wie noch die tausenderlei Gegenstände heißen, deren der civilisirte Mensch bedarf oder zu bedürfen meint.

Weiterhin, fern genug, um die exklusive Aristokratie des Herrenhauses und der Bachelors Hall nicht durch ihre Nähe zu beleidigen, sind die Wohnungen der Arbeiter, oft einem Dörfchen vergleichbar. Hier liegen für sich zu einer kleinen Gruppe zusammengefügt die weißgetünchten Häuschen der Verheiratheten. Dort erstreckt sich das lange niedrige Gebäude, unter dessen Dach sich die Schlafräume und die Küche der ledigen Arbeiter vereinigen. Hier stehen auch die vielfachen Schuppen und Werkstätten, die für den Betrieb von Nöthen sind.

In weit größerer Entfernung ist der Wollschuppen aufgebaut, ein mächtiges niedriges Gebäude mit ungeheurem flachen Dach; in der That sieht es von fern aus wie ein Dach und sonst weiter nichts, das wichtigste Gebäude der Station. Denn hier wird die Ernte eingeheimst, von der des Squatters Existenz abhängt. Dieser Wollschuppen ist sein Stolz. Die übrigen Gebäude mögen unvollkommen und unbequem sein, man macht sich wenig Kopfzerbrechen über ihre Konstruktion, aber der Plan über die Anlage dieser Schuppen wird mit vieler Sorgfalt erwogen. Die Schuppen mit ihren Verschlägen zur Aufnahme der Schafe, Plätze für die Schafscheerer, mit Wollpressen, von mächtigen hydraulischen Pressen bis zu den einfachen primitiven Konstruktionen, wo mit Hand und Fuß gearbeitet wird, mit Tischen für die Wollsortirer und weitem Stapelplatze für die fertigen Ballen, umringt von starken Verzäunungen für geschorene und ungeschorene Schafe nehmen einen mächtigen Raum ein. Oft gehen weit über 100000 Thiere durch einen solchen Schuppen; an den Darling Downs in Queensland sah ich einen solchen, in dem die doppelte Zahl geschoren wurde. Danach richtet sich die Zahl der Scheerer. In einem kleinen Wollschuppen habe ich fünf bei der Arbeit gefunden; in anderen nicht weniger als sechsundsiebzig: sechszig bis siebzig Schafe im Durchschnitt täglich ist, was der Squatter vom Scheerer erwartet. Aber es giebt Leute, die es bis auf 140 an einem Tage bringen. Man kann sich wohl vorstellen, daß ein deutscher Wollzüchter von dieser Art Scheeren nicht besonders erbaut sein würde. Er würde eine solche Art des Scheerens, wie man sie in den australischen Schuppen zu oft sieht, keinen Augenblick dulden. Auch der australische Wollzüchter würde es gern sehen, wenn man ihm die Wolle seiner Schafe ganz und nicht zerstückelt gäbe, wenn seine Schafe weder mißhandelt noch zerschnitten würden, aber er wünscht die Arbeit schnell abgethan. Und große Schnelligkeit und gute Arbeit gehen nicht leicht Hand in Hand. Die Wolle wird zerstückelt und die Schafe verlassen des Scheerers Hand mit argen Wunden bedeckt. Von allen Seiten tönt der Ruf: „Theer" und die Jungen mit den Theertöpfen haben oftmals genug zu thun, die Wunden zu bestreichen, damit Fliegen nicht noch ärgern Schaden anrichten. Ein Wollzüchter weiß, daß auf solchen Schnittstellen gute Wolle nicht wieder wächst, und der Schaden, den ungeschickte und eilfertige Leute anrichten, ist ein ungeheurer. Aber der Squatter kann sich nicht helfen. Die Arbeit muß während einer bestimmten Zeit bewältigt sein. Ehe die Nächte wärmer werden, darf man nicht anfangen, das kahlgeschorene Thier würde den plötzlichen Wechsel nicht aushalten. Und die Operation muß beendigt sein, ehe die heißen Tage die Gräser und Kräuter zeitigen, ihre scharfen Samen ausschütten und in die dichten Vließe treiben. Die Wolle wird dann verdorben und die Lämmer leiden. Tausende der letzteren kamen zuweilen durch die scharfen Grassamen um, die sich um die Augen festsetzen, sich in dieselben einbohren und den Tod herbeiführen. Ein Schafbesitzer muß auf die Scheerer des andern warten. Glücklicherweise ist das ohne Unbequemlichkeit möglich, ja durch das Klima geboten. Die regenlose, warme Periode beginnt im Innern eher als nach der Küste zu. Ohne trockenes Wetter ist ja an Scheeren nicht zu denken. Und so fängt die Schurzeit zuerst im Innern an, schon Ende August, und rückt langsam gegen die Küste vor, wo sie im November ihr Ende erreicht.

Die Scheerer sind die Aristokraten unter den Arbeitern. Die Arbeit verlangt Kraft und Geschicklichkeit. Nur die Brunnengräber und Fenzer (Arbeiter, welche Verzäunungen errichten) stehen ihnen gleich. Solche Arbeit wird nicht durch Tagelohn, sondern kontraktmäßig bezahlt, und der Arbeitnehmer fühlt sich dem Arbeitgeber mehr ebenbürtig. Die Scheerer erhalten von 12 bis 25 Sch. pro Hundert und Kost, oder sie müssen sich selber verpflegen, der Squatter aber liefert alles zu bestimmten Preisen. Im letztern Falle miethen sie selbst ihren Koch, der wieder seine Unterköche anstellt, wenn die Scheererzahl groß ist. Und er hat alle Hände voll zu thun, die Leute zu befriedigen. Ein australischer Scheerer macht extravagante Ansprüche. Drei warme Mahlzeiten des Tags mit verschiedenen Fleischgerichten, Puddings und Pasteten, dazwischen Thee und Kuchen vom Morgen früh, wenn er aus seiner Opossumdecke rollt, bis zum Abend spät, wenn das schmutzige Kartenpack bei Seite gelegt und die qualmende Fettlampe ausgelöscht wird, halten den Koch in lebhafter Thätigkeit. Aber auch er fährt nicht schlecht. Hat er seine vielköpfige Herrschaft nach Wunsch gefüttert, so schreibt ihm jeder gern 10 Sch. von seinem Verdienste ab und auch der Koch hat dann sein Schäfchen geschoren.

An eine Reinigung der Wolle dachte man früher nicht. Wie die Schafe von der Weide kamen, wurden sie geschoren und die Vließe mit ihrem ganzen Inhalt von Fettschweiß, Staub und oftmals schwerem rothen Sande verpackt. Da man wußte, daß die Käufer in London hohe Procente für diesen Ballast in Abzug brachten, so war man in Australien bedacht, so wenig als möglich davon zu verlieren. Nur ja nicht die Vließe schütteln, damit kein Sand verloren ginge! Diese Thorheit mußte sich rächen; selbst dem undurchdringlichsten Schädel des konservativsten Sheepfarmers mußte endlich die Wahrheit einleuchten, daß Sand und Schmutz nach England zu senden ein theures Vergnügen war, zumal die Empfänger selber gegen die Zusendungen protestirten. Aber dem Uebel war nicht überall abzuhelfen. Jedenfalls konnte man die Wolle nicht reinigen, denn auf sehr vielen Stationen fehlte es gerade an dem Nothwendigsten, dem Wasser. Zuweilen ist es zu mineralisch, zu salzig, sehr oft ist nicht genug vorhanden. Die Procedur muß unterbleiben. Aber man bemüht sich heutzutage die Wolle so rein als möglich auf den Markt zu bringen, und seitdem man die Schafe in Paddocks hält, wird dieser Zweck eher erreicht.

Wo aber Flüsse und große wasserreiche Creeks sind, hat man auch Wollwäschen eingerichtet. In Bezug auf den Modus der Operation herrschen die verschiedenartigsten Ansichten. Die einen waschen das Schaf, die anderen das Vließ, der will kaltes Wasser, jener hält warmes Wasser für das allein Richtige. Die Diskussionen über diese Fragen sind ebenso häufig als leidenschaftlich. Während man die Advokaten des einen Systems für verblendete Narren erklärt, welche ihr Geld dem englischen Wollhändler zuwerfen, behaupten die anderen, daß die Methode der Gegner weder ihnen selber noch jemand anderm Nutzen bringe, sondern einfach den Werth des Artikels verringere. Squatters der einen Partei zögern nicht, die recht warme Hoffnung auszusprechen, es möge ein jeder, der andere Ansich-

ten vertrete, mit möglichster Schnelligkeit ruinirt werden, um in Muße über seine Verblendung nachdenken zu können. Inzwischen fahren trotz des lebhaften Wort- und Federkrieges, dem die Zeitungen ihre Spalten zuweilen öffnen, die Interessenten ruhig fort und vorläufig hat weder der eine noch der andere den Platz räumen müssen.

In vielen Theilen von Riverina, den Pastoral-Distrikten von Neu-Süd-Wales, auf den Darling Downs in Queensland u. a. O. ist in einer Entfernung von sechs bis acht englischen Meilen das Waschetablissement nächst dem Wollschuppen das Wichtigste der ganzen Station. Und weil es den Vortheil der Exklusivität genießt — denn einen Wollschuppen hat ein jeder, eine Schafwäsche wenige —, ist es dem Squatter vielleicht noch weit mehr ans Herz gewachsen. Er hat auf alle Fälle Grund, sich lebhaft an seine Einrichtung zu erinnern, denn eine solche Waschanstalt ist stets sehr kostspielig. Ungeheure eiserne Cisternen, auf hohen starken Unterlagen errichtet, füllen sich und halten sich gefüllt durch starke Dampfpumpen. In dem Boden der Cisternen sind Oeffnungen, aus denen ein starker Strahl mit beträchtlicher Gewalt auf das Schaf herunterfällt, das zwei Leute ihm entgegenhalten. Der Fall ist etwa 12 bis 15 Fuß. Vorher ist das Schaf in großen Behältern mit kaltem oder warmem Wasser eingeweicht worden. Aber das Wasser in den Cisternen ist immer kalt. Die beiden Männer, welche an jedem Wasserstrahle stationirt sind — zuweilen sind an dreißig Leute so beschäftigt —, ergreifen das Thier, das ihnen zuschwimmt, und drehen und wenden es unter dem starken Fall, bis es aus ihren Händen schneeweiß hervorgeht. Dann bewegen sich die triefenden Wollträger eine geneigte Ebene hinauf aufs Trockene, wenn sie können. Denn die Operation ist so angreifend, daß die armen Geschöpfe sich kaum auf ihren Beinen zu halten vermögen, die Wasserlast, welche sich in ihrem dicken Kleide eingesogen hat, vermögen sie kaum zu tragen. Dann wandern sie nach einigen Tagen in den Wollschuppen. Es erscheint wie Hohn und Spott, den armen Thieren erst ihr Kleid auf dem Leibe auszuwaschen, um es ihnen gleich darauf auszuziehen.

Ist die Schurzeit vorüber, so zerstiebt die ganze Zahl von Scheerern, Wollwäschern, Wollpressern und sonstigen Arbeitern in alle vier Winde.

Die Decken werden gerollt, Pferde eingeholt und nun geht es fort zu Fuß oder zu Roß, vielleicht klappert auch ein Leiterwagen mit den Söhnen deutscher Landleute und gezogen von wohlgenährten deutschen Pferden die staubige Landstraße hinunter. Denn bei den Farmern ist vor der Ernte nicht viel zu thun und das junge Volk kann abkommen.

Die letzten schwerfälligen Karren verlassen mit ihrer hochaufgethürmten schwankenden Last von Wollenballen die Station. Das gleichmäßige Klappen der Scheeren, das Bellen der Hunde, das dumpfe Gebrüll der Zugochsen, das Knallen der Peitschen und Fluchen der Treiber ist verstummt. Die großen Schuppen und Hütten, die soeben noch vom Lärm der Arbeiter wiederhallten, stehen leer; das Personal ist auf das regelmäßige Minimum reduzirt und die Verwaltung ist wieder in ihr gewöhnliches ruhiges Fahrwasser gerathen.

Der Squatter selber, der nur gekommen ist, um die Schafschur zu überwachen, kehrt zu seiner Villa bei der Hauptstadt zurück oder er besucht mit seiner Familie eins der Seebäder, bis die heißen Sommermonate vorüber sind. Der muß sehr schlecht bei seinem Bankier angeschrieben sein, der nicht wenigstens auf ein paar Wochen den Busch mit der Stadt vertauschen kann.

Einer der am meisten charakteristischen Züge des Squatters ist die Gastfreiheit. Aber wir wollen in dies Lob gleich alle einschließen, welche mit ihm den einsamen Busch bewohnen. Der Schäfer in seiner Hütte, der Holzhauer in seinem Zelte theilen mit nicht weniger freigebiger Hand von dem Wenigen mit, was sie haben, als der reiche Herdenbesitzer in seinem wohleingerichteten und wohlversehenen Hause.

Wenn Strzelecki in den Bergen von Neu-Süd-Wales auf einsame Hütten im Urwalde stieß, so wurde ihm das freundlichste Willkommen geboten, ohne daß man ihn fragte, wer er sei, woher er käme und was er für Geschäfte treibe. Und dieser Zug ist dem australischen Leben geblieben. Der Wanderer ist kaum in die Hütte getreten, so steht schon der Kessel auf dem lodernden Feuer, um den immer willkommenen Thee zu bereiten, und der Tisch bedeckt sich mit solchen Speisen, wie sie der Busch bietet. Die Tageszeit mag sein, welche sie wolle, das erste Anerbieten ist das einer Mahlzeit.

Und sie wird einem jeden zu Theil. Wenn der Standesgenosse mit herzlichem Willkommen in das Haus des Besitzers geladen wird, so findet der Gleichgestellte des Aufseherpersonals freundliche Aufnahme in ihren Wohnungen und der wandernde Arbeiter findet ein Schaffell, auf dem er sein Lager aufschlagen mag, in dem Schuppen, welchen das Dienstpersonal der Station bewohnt.

Dem Gast des Squatters steht alles, was die Station bieten kann, bereitwilligst zur Disposition. Pferde nebst Sätteln und Zäumen machen so oft weite Wanderungen. Mit der Bitte, die geliehenen Thiere und Ausrüstungen bei irgend einem Nachbar zu lassen, ist die Sache abgemacht. Die Pferde finden, wo sie die Zäune nicht hindern, ihren Weg zuweilen schnell genug wieder zurück zu ihren Weidegründen. Natürlich ist auf diese Weise viel Eigenthum über große Strecken verstreut und es herrscht ein gewisser Kommunismus. Je dünner und primitiver die Stationen sind, desto ausgebildeter das System.

Wenn dem Squatter das Glück lächelt, so überläßt er die Verwaltung der Station anderen. Seine Söhne nehmen seine Stelle ein oder ein zuverlässiger Verwalter besorgt die Geschäfte, während er sich in die Nähe der Städte zurückzieht, um von dem Leben mehr zu genießen, als ihm der eintönige Busch bieten kann. Die Hauptstädte der Kolonien sind mit einem Kranz prächtiger Villen umringt; ihre Eigenthümer sind die Besitzer von Schaf- und Rindviehherden. Nur zu Zeiten verlassen sie ihre Sitze, um die Ernte einzuheimsen, welche ihnen die Schurzeit bringt. Manch einer zieht sich in sein geliebtes England zurück, und laut sind die Forderungen, diese Männer, welche ihr großes in den Kolonien erworbenes Einkommen verzehren, zur Tragung der Steuern heranzuziehen. Die Squatter sind nicht gerade populär.

In der Regel haben die Squatter keinen bedeutenden Landbesitz. Ihr Reichthum besteht in ihren Herden. Aber die Verhältnisse fangen an sich umzukehren und die Ausnahme beginnt zur Regel zu werden. Sie bilden eine mächtige Partei und sie sind die Aristokratie der Kolonien. Sie sind es faktisch durch ihren großen Besitz; sie würden es, wenigstens zum großen Theil, durch ihre Geburt und Erziehung sein. Viele der Herdenbesitzer gehören den ersten Familien Englands an; Söhne von Dickens und Trollope haben ihre Viehweiden im Riverinadistrikt. Der jüngere Sohn, dem das kleine Kapital, welches ihm zufiel, nicht ausreichte, um standesgemäß im alten Vaterlande zu leben, nahm sein kleines Erbtheil von ein paar Tausend Pfunden und ging nach Australien. War sein Besitz auch gering, er trat sofort in eine Klasse ein, die am nächsten der entsprach, welcher er in Großbritannien angehörte.

Freilich zählt die Klasse auch viele unter sich, die von der Pike auf dienen. Schottische Schäfer sind durch Sparsamkeit und Geschick zu großen Besitzern geworden. Der arme Hochländer, der mit Kilt und Plaid dürftig bekleidet an der australischen Küste landete, wohnt jetzt in schloßartiger Villa, während noch vor wenigen Jahren eine elende Rindenhütte ihn und seine halbwilde, schmutzige kleine Brut beherbergte. Aber wie gering auch seine Bedürfnisse waren, er paßte sich schnell den veränderten Verhältnissen an und adoptirte sofort für sein Haus alle Einrichtungen vornehmer Häuser. Wenn man die Eleganz und den Komfort der Zimmer bewundern muß, die luftigen Hallen und zahlreichen Bäder, so erhöht sich das Erstaunen, betritt man das Bibliothekzimmer. Eine Bibliothek gehört ebensowohl zu dem Nothwendigen eines wohleingerichteten englischen Herrenhauses als ein guter Marstall oder eine Koppel von Jagdhunden, und eine Bibliothek muß beschafft werden, wenn auch der glückliche Besitzer sein Lebtag die Bücher nicht ansieht. Es gehört zum Ameublement des Hauses.

Es begegnete mir, daß ich ein Gast eines jener reichgewordenen Hochländer war und sein Vertrauen durch die Theilnahme erweckte, welche ich an seinem Whiskey nahm. Die Geschichte seiner Erfolge zeigte die Architektur der Station. Unten am Bache schien sich eine rohe, von Klötzen und Rinde zusammengefügte Hütte zu bedenken, ob es nicht Zeit sei, sich zur Ruhe zu legen. Das war das Gebäude, von dem aus der reiche Schafbaron zuerst als armer Schäfer seine kleine Herde hütete. Das Haus, welches er augenblicklich bewohnte, war allmälig entstanden. Ein Anbau nach dem andern hatte das Gebäude vergrößert. Es war wohnlich und behaglich, wenn es auch jedes Anspruches auf Schönheit entbehrte. Aber dicht daneben erhob sich ein wahres Prachtgebäude aus blendend weißem Stein, mit Thurm und Zinne, Gallerien und Balkonen, innen mit Säulen von allerlei kostbaren Steinen geschmückt und reich an Stukkatur und Vergoldung. Das Gebäude wäre eines Fürsten würdig gewesen. Natürlich fehlte auch das Bibliothekzimmer nicht. Aber das machte dem Besitzer Kopfzerbrechen und ich sollte ihm rathen. Wie war das zu füllen? Bücher sollten da sein, gutgebundene Bücher, das war die Hauptsache, und viele Bücher, aber wie sollte er sie aussuchen, der nichts davon verstand? Ich gab ihm, denke ich, den besten Rath unter den Umständen. Wir berechneten den Raum, welcher zu decken war, und schrieben einem Buchhändler, die Arbeit zu übernehmen. Der Auftrag wurde zu beiderseitiger Befriedigung ausgeführt. Brauche ich hinzuzufügen, daß die obersten Reihen dummies waren, Rückseiten mit Titeln, aber keine Bände? Indeß das Bibliothekzimmer war doch möblirt und machte man es in England und Schottland nicht gerade ebenso? Die Bücher hatten gute Tage; selten gewiß oder nie wurde ihre Ruhe gestört und der trügerische Schein blieb für Wahrheit stehen, niemand wagte sich an die hoch oben thronenden Bände.

Doch nicht alle, welche sich diesem Leben widmen, haben Erfolge aufzuweisen. Manch einer bewirthschaftet als Verwalter die Station, welche ehemals sein Eigenthum war, andere haben Anstellungen hier und dort in den Regierungsämtern gefunden, noch andere sind verschollen. Wer weiß, was aus dem Unglücklichen wird? Als die Jahre 1864 und 1865 verheerend über nahezu das ganze angesiedelte Australien zogen, wurden nicht wenige, welche soeben Hunderttausende besessen hatten, zu Bettlern. Denn ihr Eigenthum, ihre Rinder und Schafe, erlagen dem Hunger. Diejenigen, deren Stationen mit Schulden belastet waren, nahmen bald ein Ende, aber der Ruin erfaßte auch die, welche auf festeren Füßen standen.

Wer selbst Leiden empfunden, spricht mit Sympathie von denen, welche betroffen wurden. Ich theilte das Schicksal so vieler, welche in dem allgemeinen Krach erdrückt wurden. Aber meine Verluste waren unbedeutend gegen die Einbußen anderer. Viele retteten kaum mehr als das Leben.

In nicht allzu großer Entfernung von mir lag die Station zweier Brüder. Es waren zwei energische Naturen, denen die Ueberwindung von Hindernissen und das Tragen von Beschwerden eine Freude war. Eine Reihe von wechselvollen, aber in ihrem Durchschnitt günstigen Jahren hatte die strebsamen Männer zu bedeutenden Eigenthümern gemacht. Ihr Schafbestand belief sich auf mehr als 150000 Stück. Die Verbesserungen, welche sie auf ihren ausgedehnten Weideplätzen machten, waren zahlreich. Niemand zeigte so viel Unternehmungsgeist als die Gebrüder Desailly, niemand war auch so glücklich in seinen Erfolgen. Ihr männlicher Muth und ihr gerader Sinn erwarben ihnen die Freundschaft aller. Wenn irgend ein Squatter mit Befriedigung auf seine Lage blicken konnte, so waren sie es.

Da kamen die dürren Jahre. Man kann im nördlichen Europa, in Europa überhaupt, die ganze Bedeutung einer Dürre, wie sie Australien zeigt, nicht verstehen. Dreißig Monate ohne Regen würden jedes Land zur Wüste machen, hätte es auch das mildere Klima unserer Breiten. Wieviel gewaltiger und vollständiger mußte diese Zerstörung unter der heißen Sonne Australiens sein! Auch die Desailly's wurden betroffen. Zuerst schwand das Futter an den Ufern des Flusses, sie zogen sich weiter zurück, gruben mit großen Kosten Brunnen, oftmals vergeblich, aber sie vermochten ihre Schafe trotzdem nicht zu erhalten. Ihre Herden wurden schrecklich decimirt. Da kam endlich der Regen; aber nun nicht mehr zu ihrer Rettung, vielmehr zu ihrem Verderben. Der schwarze Thonboden wurde unter den heftigen Regengüssen zum zähen Morast, in dem die schwachen, bis auf Haut und Knochen abgemagerten Thiere stecken blieben, und verendeten.

Damit war alles vorbei. Die ehemaligen Millionäre waren ruinirt. Sie spannten ihre besten Pferde vor die leichte amerikanische Buggy und machten sich auf den Weg nach Melbourne. In dem aufgeweichten, grundlosen Boden blieben Pferde und Wagen stecken und der Weg nach Hay mußte zu Fuß zurückgelegt werden. In der kleinen Buschstadt waren auch nicht die besten Zeiten. Die Prosperität der Geschäftsleute, aus denen die Bevölkerung eines solchen Platzes ja ausschließlich besteht, ist durch die Erfolge bedingt, welche der Squatter erzielt. Es besteht da der innigste Zusammenhang. Aber obschon es hier schlecht ging, man vergaß die Generosität der Brüder nicht. Das Schicksal der Männer, die ehedem über Hunderttausende geboten und nun bettelarm dastanden, rührte die Leute. Sie, die früher mit prächtigem Gespann in die Straßen gerollt waren, mit Freuden begrüßt, denn ihr Kommen bedeutete Verdienst für viele, wateten jetzt durch den Schlamm, müde vom langen Marsch und mit leeren Taschen, in Kleidern, die Regen und Wetter fast zur Unbrauchbarkeit entstellt hatten. Die Städter waren schnell bei der Hand, eine Kollekte ergab sofort eine beträchtliche Summe, welche in feierlicher Versammlung den Desailly's überreicht wurde als ein Zeichen der Dankbarkeit der Bewohner für früher ihnen geleistete zahlreiche Dienste. Es ist erfreulich zu berichten, daß die beiden Irländer eine andere, ihnen zusagende Thätigkeit schnell fanden. Aber so vergänglich ist oft das Glück des reichen Squatters und auf so unsicheren Grundlagen ruht es.

Es gab eine Zeit, in der sich ein tüchtiger und sparsamer Schäfer aus seiner bescheidenen Stellung zu dieser höchsten, welche Australien bietet, emporarbeiten konnte. Die

Eigenthümer der Herden waren oft froh, wenn die Hirten für ihren Schäferlohn eine Anzahl Schafe nehmen wollten. Denn vor den Entdeckungen der Goldgruben waren Schafe für 1 Sch. 6 P. zu haben. Die meisten der Schäfer, welche sich dazu verstanden, waren schottische Hochländer. Sie zogen den Schäferstab der Pike und Schaufel vor; man verlachte sie, aber die Folge hat gelehrt, daß die Vließe, welche sie wählten, in der That goldene waren. Ohne Hinderung zogen sie mit ihren kleinen, schnell wachsenden Herden auf die unbesetzten Weidegründe, für deren Benutzung zu jener Zeit keine Regierung eine Abgabe verlangte. Ein solches Privilegium genießen heute selbst die nicht mehr, welche an die äußersten Grenzen ziehen. Ist die Weide von Werth, so findet sich schnell jemand, der das Nutzungsrecht von der Regierung pachtet. Auch sind die hier und dort eingesetzten Regierungskommissare überall auf der Wacht.

Die ersten Ansiedler fingen mit kleinen Herden an; sie und ihre Familien besorgten das Hüten der Schafe, ihre Bedürfnisse und Ausgaben waren gering. Aber niemand kann heute so anfangen. Auch giebt es außer in Westaustralien nirgends sehr kleine Besitzer. Squatters mit einem Bestande von 2000 bis 3000 Schafen sind nur im Westen zu finden. Der ist schon ein kleiner Squatter zu nennen, dessen Herden 10 000 Stück zählen, und solche Männer sind sehr selten. Es giebt auch sehr wenige, welche ihren Viehstand nach Hunderttausenden berechnen, aber die Zahl der großen Squatter nimmt zu. Die kleinen werden nicht selten von ihnen aufgezehrt. Das liegt daran, daß sie ihre Runs mit Schulden übernehmen, welche sie nach und nach erdrücken. Eine Schafstation mit Einzäunungen, Brunnen und Cisternen, Gebäuden verschiedener Art ist eine sehr kostbare Besitzung. Man darf ihren Werth nicht nach dem Marktwerth der Schafe berechnen. Wenn diese selber für einen Preis von 10 Sch. verkäuflich sind, so werden sie mit der Station vielleicht auf 50 Sch. anzuschlagen sein. Es ist möglich, daß doppelt soviel gezahlt wird. Es ist gewöhnlicher Modus, den Preis nach der Zahl der Rinder und Schafe zu bestimmen. Maßgebend sind immer Länge der Pachtzeit, Güte der Schafe, des Landes und seine Entfernung vom Absatzgebiete.

Daher repräsentiren schon 10 000 Schafe ein sehr bedeutendes Kapital. Indeß wenn der Kauflustige nur einige wenige Tausend Pfund besitzt, so wird es ihm nicht schwer werden, den Rest zu erhalten. Kaufleute und Banken werden sich freuen, seinen Namen in ihren Büchern zu sehen. Und alles wird gut gehen, wenn er sich einzuschränken versteht und die Jahreszeiten ihn begünstigen. Mit 80 Procent jährlichem Zuwachs und hohen Wollpreisen wird es ihm möglich sein, die Bilanz von der einen Seite auf die andere zu seinen Gunsten zu führen. Er darf nicht vergessen, und ist er verheirathet, so muß er seine Frau zu Zeiten daran erinnern, daß er nur zum Theil Besitzer der Herden ist. Manch einer, dem dies höchst wichtige Faktum aus dem Gedächtniß schwand, hat selber die Axt an den jungen Baum seines Glückes gelegt.

Vor allem darf der angehende Squatter keine zu schwere Last auf seine Schultern laden. Kostet die Station 10 000 Pf. St. und er hat über 5000 zu verfügen, so darf er getrost zugreifen. Es wird ihm möglich werden, bei ökonomischer Verwaltung auch über die schlechten Jahre zu dauern. Aber es ist möglich, daß er ruinirt wird. Es ist sehr vielen so gegangen und doch haben sie ihre Stationen nicht verlassen. Nur hat sich ihre Stellung geändert. Wo sie früher Herren waren, sind sie Diener, sie bewirthschaften nun als Aufseher die Stationen, welche früher ihr Eigenthum waren. So weit ihre Ansprüche an Küche und Keller gehen, werden sie ohne Weiteres befriedigt, und das Vorrathshaus liefert auch wohl die Kleidung für ihn selber und seine Familie; er führt ein gemächliches Leben ohne Sorge, aber auch ohne Hoffnung. Indessen erntet sein Gläubiger die Früchte der Arbeiten, welche den ehemals werthlosen Strich zu einer Quelle des Reichthums machten.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Bischof Josephus in Stawropol, ein genauer Kenner der ossetischen Sprache, hat dort eine Grammatik dieser Sprache herausgegeben.

— Von Seiten der kaukasischen Sektion der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft befinden sich, wie der „Kawkaz" mittheilt, jetzt im Gebiete von Daghestan 1. Herr Zagurski zur Zeit in Botlich, um die Sprache von Andi und die Dialekte der benachbarten Stämme zu studiren. 2. Der Bergingenieur Stein, um Ausgrabungen in alten Grabhügeln bei Tschirkei vorzunehmen und die Spuren der Eiszeit im Kaukasus zu verfolgen. 3. Herr Seidlitz. Dieser hat bereits eine Reise ausgeführt von Temir-Chan-Schura aus an der Andischen Koisa aufwärts nach Dido und weiter an der Awarischen Koisa abwärts nach Chunzach. Diese Tour, reich an geographischen Resultaten, gab Herrn Seidlitz, wie er sagte, Gelegenheit Einsicht zu erlangen in die ethnographischen Besonderheiten der vielen kleinen Stämme, die er auf seinem Wege traf. Außerdem rühmt er besonders das systematisch angelegte Netz neuer guter Wege, welche die bis dahin fast unzugänglichen Wildnisse durchschneiden und namentlich auch die von den dortigen Bewohnern hergestellten billigen Brücken, von denen diejenigen über die Awarische Koisa in Gidatla vor allen bemerkenswerth sind. Ferner lenkt er die Aufmerksamkeit darauf, daß dort die Wälder in größerm Umfange und besser erhalten sind als in Transkaukasien, was er zum Theil dem Fehlen sommerlicher Nomadenwanderungen zuschreibt. Nach einer weitern Notiz der „Stawrop. Gub. Wjed." ist am 16. (28.) Juli Herr Müller, Professor des Sanskrit und der Geschichte des Orients an der Universität Moskau, in Stawropol angekommen, um an Ort und Stelle die Dialekte, Sagen und das Leben der Osseten speciell der Digorzen kennen zu lernen und wird dazu, abgesehen von einigen Wanderungen einige Zeit in einem Gebirgs-Aul Digoriens zubringen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

VII.

Es gelang Harmand nicht, trotz aller möglichen Bestechungs- und Ueberredungsversuche, den Khio-meuong (Gouverneur) von Phu-Wà zur Stellung von Trägern und Führern nach Annam zu bewegen. Kein Drohen, kein Bitten half; nur so viel erfuhr er schließlich durch seine Diener, daß sein — nebenbei gesagt, gedruckter und in allgemeinen Ausdrücken abgefaßter — Paß die Schuld an dem passiven Widerstande trug, in welchem die Laos eine wahre Meisterschaft bekunden; ein solcher ist für die in der nächsten Nähe von Bang-kok reisenden Kaufleute bestimmt und besagt, daß man den Inhaber innerhalb des siamesischen Gebietes passiren lassen solle, sagt aber kein Wort darüber, wie es mit dem Ueberschreiten der Grenzen steht. So sandte denn Harmand seinen Annamiten Tay auf Kundschaft aus, damit er in den nächsten Dörfern Erkundigungen über die Wege nach Osten einzöge; aber unverrichteter Sache kehrte er am Abend zurück. Ebensowenig vermochte er Näheres über den Oberlauf des Flusses Se-bang-fay, an welchem er sich befand, und den See, den er durchfließen sollte, zu erfahren. Sehr bereitwillig dagegen zeigten sich alle, Einzelheiten über die Provinz Nam-Nan anzugeben, deren Hauptort sechs Tagereisen weit im Ostsüdost lag. So beschloß denn der Reisende in dieser Richtung sein Glück zu versuchen; betrat er dort doch wenigstens unerforschtes Gebiet und durfte hoffen, weniger blöde und mehr gefällige Mandarinen anzutreffen. Allerdings wurde durch diesen Umweg nach Süden der Abschluß seiner Reise um Monate verzögert. Zudem hatte er die ganze Regenzeit durchzumachen, und es fehlte ihm an dem nöthigen Materiale, um größere Sammlungen anzulegen. Dagegen war seine Gesundheit völlig wieder hergestellt.

Kaum hatte er seinen Entschluß, nach Nam-Nan zu gehen, ausgesprochen, so waren auch schon am nächsten Morgen volle 62 Träger zur Stelle, genau so viele und nicht einer weniger, als wie er zu La-khôn erhalten hatte; obwohl ihrer 40 genügt hätten, so war es doch nicht durchzusetzen, auch nur ein paar davon zurückzuschicken. Am 6. Juni ging es über verbrannte Ebenen, Bergzüge aus Kalk- und Sandstein, stellenweise auch durch Wald und über mehrere kleine Bäche nach Ban-Phâ-Kièon, einem Dorfe der Pu-Thays, dessen Einwohner jedoch, wahrscheinlich auf Befehl des Mandarinen in La-khôn, geflohen waren — denn die Feuer glimmten noch —, lediglich in der Absicht, daß der Reisende keinen Führer finden sollte. Ja, als er vor Einbruch der Nacht auf die Jagd ging, fand er, daß ringsum sämmtliche Fußpfade durch hineingesteckte grüne Zweige auf weite Strecken hin versperrt und unkenntlich gemacht worden waren.

Am folgenden Tage nahm der durch mehr oder weniger trockene Wälder führende schmale Pfad eine entschieden südliche Richtung an, überschritt den kleinen Fluß Uè-Sopha, der durch die Kalkkrusten, die er absetzt, merkwürdig ist, und läßt den langgestreckten, hohen Berg Phou-Sang-Hè zur Rechten. Am 8. Juni ging es den ganzen

Tag durch weite einförmige Waldlichtungen und Bambudickicht; der 60 m breite Fluß Se-Noi, welcher zwischen den Provinzen Phou-Wä und Nam-Nau die Grenze bildet, war zu breit zum Durchwaten. Nach langem Suchen aber fand Harmand einen Wilden beim Sammeln von Champignons, der für ein Messer Träger und Gepäck in seinem Boote übersetzte und ihm obendrein alle seine Pilze schenkte, welche mehrere treffliche Mahlzeiten abgaben.

Nach einer im Dorfe Ban-Na-Khêh verbrachten Nacht erreichte man am 9. Juni unter strömendem Regen einen dichten und wenig betretenen Bambuwald, in welchem der Pfad bald vollständig verschwand; es mußten Pionniere vorangeschickt werden, um mit Säbel und Messer einen Weg zu bahnen. Auf den Hals seines Pferdes gebeugt und selber fleißig arbeitend folgte ihnen Harmand auf dem Fuße nach. Dann ging es bei strömendem Regen über einen



Marsch durch Bambu-Dickicht.

kleinen Hügelrücken hinüber nach einigen kleinen Dörfern, deren Bewohner mit merkwürdig primitiven Pressen Kokosöl bereiten. Ueberall waren die Kräuter und Bambus mit frischem Grün bedeckt und übersäet mit zahllosen reizenden Blüthen verschiedener ingwerartiger Gewächse.

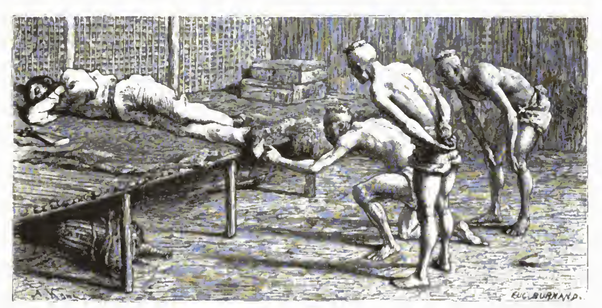
In der Nacht vom 10. zum 11. Juni entlud sich ein schreckliches Ungewitter, der Vorläufer zahlreicher anderer; unbekümmert um Regen, Donner und Blitz schliefen die Träger im dicksten Kothe, während Harmand melancholisch unter seiner Decke kauerte, bemüht, seine Gewehre und Munition vor den Wasserfluthen zu bewahren. Vor dem Blitz fürchten sich übrigens weder Laos noch Wilde, sei es, daß sie die Gefahr nicht kennen, oder weil fatalistische Ergebung den Grundzug ihres Wesens ausmacht. Am 11. betrat man eine ganz anders geartete Gegend, alles malerischen Reizes bar, aber üppig und fruchtbar, wie nur der

schönste Bezirk in Cochinchina, Sümpfe und von Gebüsch und Bambuhecken eingefaßte Reisfelder, so weit das Auge reichte, auf denen sich zahlreiche Büffel, Ochsen und Pferde tummelten. Felder und Herden gehörten zu dem Hauptorte der Provinz Nam-Nau. Der Ort selbst liegt an einem schmalen, gewundenen Flüßchen, dem Se-Kiamphor, der sich tief in seine feinsandigen Ufer eingewühlt hat; es gab dort eine leidliche Sala, in welcher sich die Annamiten Harmand's in den nächsten Tagen von ihrem Fieber erholen konnten. Der dortige Gouverneur aber und seine Leute wollten von Annam und einem Wege dorthin nichts wissen und vertrösteten ihn auf den nächsten größern Ort



Typen von Wilden in Nam-Nau.

Falan, wohin er am 14. Juni aufbrach. In Nam-Nau fand Harmand einige interessante Wilde, die dort in mehr oder minder strenger Sklaverei lebten, während ihre Stämme nordöstlich davon ihre Wohnsitze haben; es sind die Brus



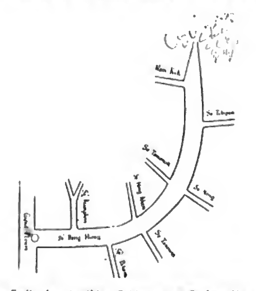
Was die Khas besonders interessirt.

und Phe-long. Dieselben unterscheiden sich stark von den Wilden von Attopeu; aus ihrem stets etwas straffen, spärlichen Bart, ihrer Physiognomie und Schädelform erhellt, daß sie Hindu- und Mongolenblut in den Adern haben, welches hier sich mit älteren Völkerschichten gemengt hat. Alle diese Wilden übrigens führen dasselbe Leben, welches auch ihre Abstammung sein mag, von den Stieng an den Grenzen Cochinchinas an bis in das nördliche Laos hinein. Harmand maß eine Anzahl derer in Nam-Nau und zeichnete sie ab; die hier reproducirten Typen aber, so genau sie auch sind, geben stets die mit einer breiten Fläche endigende Nase und die weitgeöffneten Nasenlöcher nicht genau wieder. Weniger interessant war die botanische und zoologische Ausbeute. Die Savannen, Waldlichtungen und

Bambudickichte waren zwar reich an Wild; aber was des Jägers Freude ist, läßt den Naturforscher oft gleichgültig; seit Saigon kommen stets wieder dieselben Species vor.

Am 14. Juni wurde nach Falan aufgebrochen, der Se-Kiamphon überschritten und in der Pagode des kleinen Dorfes B. Thelong übernachtet, wie stets in dieser Gegend, wo die Pagoden als Gemeindehäuser und Salas für die Fremden dienen. Sie sind übrigens nichts anderes als große, an drei Seiten offene Schuppen; an der vierten, mit Stroh oder Bambu, selten mit Lehm oder Mauerwerk, geschlossenen zieht sich eine niedrige Pritsche hin. Ein Buddhabild enthält ein solches Gebäude gewöhnlich nicht, dafür aber in der Mitte eine kleine hölzerne Hütte mit mehr oder weniger reicher Skulptur, welche ein wât (Pagode, Heiligthum) im Kleinen oder auch eine jener großen Kanzeln vorstellt, in welchen die Bonzen kniend Gebete und Litaneien vorlesen. An allen Vorsprüngen derselben hängen Amulete, Gebetsformeln, bunte Bänder und zahllose andere Gegenstände.

Am 15. Juni erreichte er Falan am Fuße Se-Kien-Soy, welches von Pu-Thays, Suës und einigen Laos bewohnt wird. Der dortige Mandarin machte sofort seine Aufwartung und war überaus demüthig, aber von einem Wege nach Meuong Hwè, d. h. Annam, wollte auch er nichts wissen trotz aller ihm angebotenen Geschenke. Die nächsten Tage brachte der Reisende mit anthropologischen Studien der dortigen Khâs zu, die eine ausgesprochene Abneigung vor dem photographischen Apparate zur Schau trugen. Fast alle sind schwer von den Laos zu unterscheiden, um so mehr als letztere in diesen Gegenden fast alle durchbohrte Ohrläppchen haben; ebenso tragen die Wilden den Schurz und die siamesische Haartracht. Die Frauen haben den Oberleib mit einer kleinen nicht unzierlichen Weste bedeckt. Sonst aber sind es die reinen Wilden, selbst wenn sie die vorzügliche Idee gehabt haben, Lebensweise und Tracht des Bonzen anzunehmen, was ihnen sofort zu dem beneidenswerthesten, bequemsten und gefahrlosesten Leben, das man sich in diesen Ländern zu erträumen vermag, verhilft. Nichts erregt ihre Verwunderung; was die Laos am meisten in Erstaunen versetzte, Flinte, Revolver, Lorgnette und ein Magnet, brachte auf sie gar keine Wirkung hervor, und sie sagten dann höchstens: „Wir kennen das nicht!“ Nur die Nägel unter den Stiefeln des Reisenden interessirten sie; es verging kein Tag, daß nicht, wenn der Reisende Abends oder bei Ruhepausen auf seiner Matte ausgestreckt lag, einige Leute schweigend eintraten, sich ihm langsam näherten, mit ihren Fingernägeln an seinen Sohlen kratzten und sich dann unter dem sonderbarsten Mienenspiele halblaut ihre Beobachtungen mittheilten. Dabei sind die Laos selbst keineswegs neugierig; es interessirt sie vielmehr nur dasjenige, dessen Gebrauch und unmittelbaren Nutzen sie kennen, wie Waffen, Stoffe, Messer u. dergl.



Facsimile einer laotischen Zeichnung des Se-bang-hieng.

Am 19. Juni ging es weiter, und zwar in südlicher Richtung nach der Provinz Phông; der Himmel war umzogen und es regnete fein, aber andauernd, nachdem es am Tage zuvor mit Strömen gegossen hatte. Der Mandarin hatte für den Reisenden einen Elephanten besorgt, welchen dieser wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens (Thon, Sand, rother Sandstein) gern bestieg. Aber das Thier besaß einen höchst unangenehmen, harten Gang, so daß Harmand nach kurzer Zeit wie gerädert war; dazu kostete jeder Uebergang über einen der hochangeschwollenen Bäche mit ihren schlüpferigen Ufern ganz besondere Anstrengungen. Am folgenden Tage fand er zu seiner großen Ueberraschung im Gebüsche rechts vom Wege ein schönes Sandsteinkapitell, dessen Ornamente ein Werk aus guter alter Zeit verrathen, es mußte schon Jahrhunderte an jener Stelle gelegen haben; seine wilden Begleiter konnten ihm natürlich keine Auskunft über dasselbe geben, behaupteten auch, weder von einer Ruine noch von einem Steinbruche in der Nähe etwas zu wissen.

Gegen Sonnenuntergang stieg der Reisende vor der Pagode von Phông ab, einem Dorfe von etwa 30 Häusern, welches der Kommandant de Lagrée zehn Jahre früher besucht hatte. Es wird von Suës und Khâs Duons bewohnt und führt den Titel meuong (= Provinz, oder besser Bezirk; es giebt deren sehr große und bedeutende und wieder verschwindend kleine). Natürlich wiederholte sich auch hier dieselbe Komödie; der Gouverneur kannte keinen Weg nach Annam hinüber, obwohl Harmand aus früheren Erkundigungen (in Kemmerât) wußte, daß ein solcher gerade über Phông führe. Er hatte schon die größte Lust, einmal thätlich gegen einen solchen Lügner von Beamten vorzugehen; aber stets hielt ihn der Gedanke, daß er Repräsentant einer höhern Civilisation sei, und daß eine Unbesonnenheit seinerseits späteren Reisenden zum Nachtheil gereichen könne, wieder von heftigen Ausbrüchen der Erbitterung ab. Das Schlimmste war, daß die Vorräthe Harmand's zur Neige gingen, da er sich in La-khôn vieler Dinge entledigt hatte, in der Hoffnung, daß er bald in Annam sein und seine Reise dort ihr Ende erreichen werde. Es fehlte ihm vor allem an Kleidern, Schuhen, Munition, Pflanzenpapier und Spiritus, und er war gezwungen, von weiterm Sammeln abzusehen und sich von nun an ausschließlich mit Anthropologie und Topographie zu beschäftigen. Und namentlich zu letzterm bot sich ihm reichliche Gelegenheit, als er nach einem weitern Tagemarsche über flaches, sumpfiges Land in dem großen Dorfe Song-khôn, gleichfalls einem meuong, anlangte und den prächtigen, an 300 m breiten Strom Se-bang-hieng erblickte. Alle seine Verzagtheit war sofort verschwunden und er entschloß sich, diesen schönen Fluß, den bedeutendsten linken Zufluß des Me-không seit Stung-treng, zu erforschen. Freilich war zunächst der passive Widerstand der Mandarinen zu besiegen, deren Unverschämtheit im Leugnen sich überall gleich blieb. Als Harmand den ersten nach dem Se-bang-hieng ausfragte, welcher beim Dorfe selbst vorbeifloß, antwortete derselbe unverfroren mit dem ewigen „Bo hu tink“ (Wir kennen das nicht) — aber da übermannte

ihn die Wuth, und ein gewaltiger Faustschlag streckte den Beamten zu Boden. Das schien zu helfen; denn der dadurch eingeschüchterte Gouverneur ließ mit sich reden, versprach, sich die Sache zu überlegen und theilte dem Franzosen allerhand interessante Dinge über das Land, seine Geschichte, die Zuflüsse und den Lauf des Se-bang-hieng mit. Unsere vierte Abbildung ist die Reproduktion einer Skizze dieses Flusses, die mit weißer Kreide auf eine schwarzlackirte Tafel gezeichnet war, wie man sie dort für den Entwurf von Briefen benutzt. Dieselben werden später mit einem spitzen Griffel auf ein Palmblatt eingeritzt, und dann die Schriftzüge mit einer Mischung aus Oel und Lampenruß eingerieben, worauf sie deutlich und unverlöschbar in Schwarz hervortreten. Nach langen Verhandlungen setzte es Harmand durch, daß ihm vorläufig Ruderer und Pirogen zu einer Fahrt auf dem Se-bang-hieng aufwärts geliefert wurden. Der Fluß stieg fortwährend und nahm an Schnelligkeit zu, da es ununterbrochen regnete, und zwar, wie es schien, stärker und andauernder, als zu gleicher Zeit in Französisch-Cochinchina. Um 3 Uhr Nachmittags war es mitunter schon so dunkel, daß man Fackeln anstecken mußte. In der Mitte des Flußbettes wälzte sich beständig ein langer Streifen von losgerissenen Baumstämmen, Aesten und Bambus stromabwärts. Die Hauptmasse des Gepäcks blieb in Long-Khön zurück; die leichte Piroge, von faulen Suës gerudert, hatte kaum Platz für den Reisenden und sein Zeichenbrett unter dem ganz neu hergerichteten Blätterdache.

Am 24. Juni begann die Fahrt. Der Strom hatte überall dieselbe Breite, nirgends Schnellen, durchweg mit Bambus bewachsene Ufer und auf dem rechten Ufer einige Weiler; das linke war voller Gestrüpp und öde. In jedem Dorfe mußte angehalten werden, um bei dem mó-bân, dem Aeltesten, einige neue Ruderer zu erbitten, was nie ohne lebhafte Diskussion abging. So will es die Sitte, welche sich Harmand hier gern gefallen ließ, weil es ihm sonst unmöglich gewesen wäre, die Namen der zahllosen, zu beiden



Nachtlager.

Seiten einmündenden Bäche und Flüsse zu erfahren; denn die Anwohner kennen stets nur einen gewissen Umkreis um ihre Hütte. Sehr häufig wiederholen sich die Namen dieser Zuflüsse; man hört dort im Laufe eines Tages mehr wie einmal die Namen Uè Bong, Uè Gniang, Uè Phay oder Uè Hinlat. Die Laos aber laufen keine Gefahr sich zu irren oder Verirrung anzurichten, da sie meist nur denjenigen Fluß kennen, der vor ihrem Dorfe vorbeifließt, und gar kein Verlangen bezeigen, einen andern kennen zu lernen. Jedes Dorf ist eine Welt für sich, und jede Familie erzeugt, was sie an Lebensmitteln, Stoffen u. s. w. braucht, selber; nur in Zeiten höchster Noth, oder wenn man dem Mandarinen Steuer bezahlen muß, entschließt man sich zu einem Besuche bei den Nachbaren, um ein Stück Zeug, Arzneien, Wachs, Thierfelle, Waldprodukte oder dergleichen bei chinesischen oder birmanischen Händlern gegen Reis oder Geld umzutauschen. Das gesammte linke Me-khóng-Ufer von La-khön bis Stung-treng befindet sich in der That nahezu im Zustande der Wildheit.

25. Juni. Der Regen hört zwar nicht auf, fällt aber weniger reichlich, und der Fluß ist seit dem vorhergehenden Tage schon um einen halben Meter gefallen. Der Fluß behält seine anfängliche Breite von 300 m bei und wäre von seiner Mündung an bis hierher für Dampfer wohl fahrbar. Erst gegen Abend des folgenden Tages (26. Juni) traf Harmand die erste Stromschnelle an, die zwar ungefährlich ist, aber die Nähe größerer Schwierigkeiten ankündigt. Rechts mündet der ansehnliche Se-Tamuok ein, welcher die Grenze zwischen den Laos und den Gebieten der Khâs bildet; östlich von diesem Punkte beginnt, wenigstens in der Theorie, das Annam tributpflichtige Land. Während dieser ganzen Tagesfahrt waren die Ufer des Stromes öde und menschenleer, und die großen Oelbäume mit ihrer hellgrauen Rinde und dem geradlinigen Stamme zeigen nicht mehr die gewöhnlichen Spuren des Brandes. Alsbald begannen auch die Leute, die sich bisher als muntere, zähe Ruderer gezeigt hatten, unverholen ihre Furcht vor den Wilden zu äußern, welche Harmand stets, wo er auch mit ihnen zusammengetroffen war, als friedliebend, ja furchtsam kennen gelernt hatte. Es ist ja auch möglich, daß diese vor einem Europäer zitternden Khâs den sie stets peinigenden Laos gegenüber, wenn sie zur Verzweiflung getrieben werden oder sich



Ein verwundeter Elephant.

in der Uebermacht fühlen, ihrer angeborenen Grausamkeit, oder besser ihrem Mangel an jeglichem Erbarmen sich völlig hingeben. Harmand aber fühlte sich bei ihnen stets sicher, auch wenn er über keine weitere Waffe als einen Stock verfügte.

An diesem Abend wurde unweit einer Stromschnelle Halt gemacht, die nach ihrem Brausen nicht ungefährlich schien. Nachdem man die üblichen Vorsichtsmaßregeln für den Fall eines plötzlichen Anschwellens des Flusses getroffen, wurden mächtige Feuer angezündet; denn es fand sich genug ziemlich trockenes Holz, weil die Sonne während des Nachmittags die Wolken durchbrochen hatte. Ein solches Nachtlager am Strome gehört zu den angenehmsten Erinnerungen einer solchen Reise: ringsum tiefe Ruhe, nur ab und zu von dem hellen Schrei eines Tigers unterbrochen oder von dem Geräusch der Aeste, die unter den Füßen einer durch die Feuer aufgeschreckten Elephantenherde zerbrechen; dann wieder das Schnauben, Lachen und Grunzen einer Affenschaar, welcher ein Panther nachstellt — und endlich schweigt alles und nur aus der Ferne tönt noch das Rauschen der Stromschnelle herüber.

Am 27. Juni verursachte das Passiren der übrigens ungefährlichen Schnelle einen längern Aufenthalt. Plötzlich zeigte sich dem Auge des Reisenden, als er um einen Felsen bog, eine kleine Herde von vier Elephanten, welche ruhig ihr Morgenbad im Flusse nahmen und sich durch die hin- und hergehenden Leute merkwürdiger Weise nicht sonderlich belästigt fühlten. Ruhig übergossen sie sich mit Wasser und beobachteten dabei mit ihren kleinen glänzenden Augen fortgesetzt jede Bewegung der Menschen. Sie waren kaum 100 m entfernt, und Harmand hätte sich ihnen unschwer noch mehr nähern können. Leider aber hatte er seinen schweren Karabiner nebst Explosionsgeschossen in Song-Khôn gelassen, da er nicht auf solches Wild gerechnet hatte. Dennoch versuchte er einen Schuß aus seinem Jagdgewehr trotz der Bitten seiner Ruderer; denn er sah keine Gefahr: wäre ein Thier wüthend geworden und zum Angriffe geschritten, so hätte ihn die leichte Piroge mit der Geschwindigkeit eines Pfeiles fortgeführt. Ruhig zielte er auf den größten Elephanten und traf ihn in die Flanke, daß ein langer Blutstrom herausquoll. Einen Augenblick zögerte das Thier, streckte den Rüssel nach seinem Angreifer aus und breitete die Ohren weit aus; dann machte es Kehrt und folgte seinen Genossen, welche ohne sich sonderlich zu eilen mit der ihnen eigenthümlichen Mischung von Wucht und Elasticität den steilen Uferhang hinaufkletterten und im Walde verschwanden, wohin ihnen Harmand nicht folgen wollte.

Thomson's Rückreise vom Lukuga nach Zanzibar.

In der Ende vorigen Monats in Swansea abgehaltenen Jahresversammlung der British Association kamen u. a. zwei Briefe des Afrikareisenden Joseph Thomson zur Verlesung, die derselbe an den Sekretär der Royal Geographical Society gerichtet hatte. Wir theilen im Nachstehenden das Wichtigste aus den interessanten Schriftstücken mit, deren erstes vom 27. März dieses Jahres aus Karema oder Musamwira am Tanganjika-See, das zweite vom 19. Juli aus Zanzibar datirt ist [1]).

Am 19. Januar verließ Thomson Kasenga (oder Mtówa) mit der Absicht, am Laufe des Lukuga entlang und durch Kabuire gehend, womöglich Liendwe am Südende des Tanganjika-Sees, wo er einen Theil seiner Leute zurückgelassen hatte, zu erreichen. Leider stellten sich diesem Vorhaben vom ersten Tage an Schwierigkeiten entgegen, die, wie ja so oft, von den eingeborenen Begleitern des Reisenden ausgingen. Die Leute bildeten sich ein, Thomson wolle sie nach Manyuema führen, dessen Einwohner als Menschenfresser gefürchtet werden, und so bemühten sie sich, ihn auf alle Weise am Vorschreiten zu hindern. Kein Zureden half: unweit Meketo (bei Stanley Miketo, unweit nördlich des Lukuga und westlich des Tanganjika) entliefen die beiden ersten; die anderen drohten, dasselbe zu thun, wenn er von der eingeschlagenen Richtung nicht abgehen wolle. Sechs Tage lang bot er erfolgreich ihrem Widerstande Trotz und verfolgte seinen Weg am Ufer des Lukuga entlang, der zuerst in vorzugsweise westnordwestlicher Richtung durch ein anmuthiges Thal fließt, an dessen Seiten Hügel von 600 bis 2000 Fuß über den See emporsteigen, und dann in beinahe ganz westlichem Laufe sich dem großen westlichen Bogen des Congo zuwendet. Die Strömung ist ungemein stark, und machen viele Felsen und Schnellen den Fluß für Canoes und Boote vollkommen unfahrbar. Es war kein leichter Entschluß für Thomson, nach den glücklich zurückgelegten sechs Tagereisen hier dem ungestümen Drängen und Drohen seiner Leute nachzugeben und den Weg nach Süden einzuschlagen, doch blieb ihm eben nichts anderes übrig. Bei Makalumbi passirte er den Lukuga und gelangte so in das Land Urua, durch welches er in südwestlicher Richtung nach der Stadt des Kijombo, des Königs aller auf der östlichen Seite des Congo wohnenden Warua [1]), zu gehen gedachte. Es zeigte sich jedoch nur zu bald, daß die Schwierigkeiten, die er mit seinen Leuten zu bestehen gehabt hatte, von den zahllosen Beschwerden und Gefahren, die hier seiner warteten, bei weitem übertroffen wurden. „Die Warua," schreibt Thomson, „erwiesen sich durchgängig als die frechsten Schurken und Diebe. Sie haben keinerlei Verkehr mit Händlern und nicht den geringsten Respekt vor dem weißen Manne. Es ist kaum möglich, das elende Leben zu schildern, das wir während unseres fünfwöchentlichen Aufenthaltes in ihrem Lande führten. Die Häuptlinge forderten übermäßigen Durchgangszoll und zwangen uns zu langem Verweilen, wo es ihnen irgend beliebte. Das Volk war stets geneigt, sich mit Kleidern zu versorgen, indem es meinen Leuten, selbst wenn sie in größerer Menge beisammen waren, die ihrigen vom Leibe riß. Mehr als einmal griffen sie uns feindlich an. Aus nur wenigen Fuß Entfernung wurden Lanzen und Pfeile nach mir geschleudert; in einem Dorfe hatte die wüthende Menge einen meiner Leute ergriffen, und ich konnte mir nur eben noch einen Weg hindurchbahnen, um das schon geschwungene

[1]) Vergl. über den Anfang dieser Reise „Globus" XXXVI, S. 47; XXXVII, S. 93, 144, 218, 344; XXXVIII, S. 94, 128.

[1]) Nach Cameron ist Kasengo der oberste Herrscher von ganz Rua oder Urua.

Beil, das seinem Leben ein Ende machen sollte, abzulenken. Und bei alledem mußten wir uns nicht nur fest, sondern auch durchaus friedlich zeigen. Der kleinste Zufall, das geringste Blutvergießen konnte uns verhängnißvoll werden. Noch jetzt erscheint es mir fast wie ein Wunder, daß wir alle mit dem Leben davon gekommen sind. Denken Sie sich den Schreck, mitten in der Nacht dadurch aufgeweckt zu werden, daß Einem die Decke unter dem Leibe fortgerissen wird; man hat noch eben Zeit, nach dem Azimuth-Kompaß zu greifen und entdeckt dabei, daß auch die Uhr schon verschwunden ist. Dies war eines meiner nächtlichen Abenteuer. Zum Glück mußte die Uhr dem diebischen Volke wie etwas Furchtbares erschienen sein, denn am nächsten Tage brachte der Häuptling sie mir zurück. Nach all diesen Thatsachen kann man sich vielleicht einen ungefähren Begriff von unseren Mühsalen und Beschwerden machen."

Seiner Hülfsmittel fast gänzlich beraubt, kam Thomson am 10. März wieder in Mtowa an, von wo er sich am 23. auf dem Canoe des Mr. Hore, der sich auf der Reise nach dem südlichen Ende des Tanganjika befand, über den See nach Kungwe begab. Von Kungwe ging es dann weiter nach Karema, das am Abend des 26. erreicht wurde. Unweit Karema, nur durch eine breite Sumpffläche von dem Orte getrennt, befindet sich das Hauptquartier der Belgischen Internationalen Expedition, dem Thomson einen Besuch abstattete, und über das er Folgendes schreibt: „Karema ist einer der seltsamsten Orte, die man für eine Station am See überhaupt wählen konnte: eine weite Sumpfebene, ein kleines Dorf; kein Schutz für Boote, nur seichtes Wasser, aus dem überall Felsstücke emporragen; kein Raum, um sich auszudehnen; die Eingeborenen feindlich gesinnt; von jedem Handelswege weit abgelegen. Die Expedition hatte schon mit dem Bau von Befestigungswerken und Wällen begonnen und nach richtig militärischer Art Gräben gezogen. Bei Tische saßen wir, ein Engländer, ein Irländer, ein Schotte, ein Franzose, ein Belgier und ein Deutscher, als die Repräsentanten von fünf Expeditionen, zusammen — es wird Ihnen ohne Zweifel erfreulich sein zu vernehmen, daß unter allen diesen Reisenden der Schotte derjenige war, der, Dank Ihrer Unterstützung [1]), den meisten Erfolg gehabt hatte, obgleich er der jüngste von allen und durch ein bisher noch ganz unbekanntes Gebiet gereist war." Nach einer mäßig guten Fahrt über den See kam Thomson am 7. April in Liendwe (Jendwe) an, wo er Alles in wünschenswerthem Zustande, seine dort zurückgelassenen Leute sämmtlich in bestem Wohlsein, vorfand. Leider aber erwartete ihn schon eine neue Enttäuschung: er hatte demnächst sich nach Kiloa begeben wollen, und mußte nun erfahren, daß der Weg dorthin nicht zu passiren sei. Merere hatte den Krieg mit den Webehe wieder aufgenommen, und so war es nicht möglich, aus dem einen in das andere Land zu gelangen. Man mußte wohl oder übel sich zu einem andern Rückmarsche entschließen, der denn auch, wie Thomson schreibt, „nicht werthlos" sein sollte. Immer am Seeufer entlang gehend, umschritt er das südliche Ende des Tanganjika bis zur Mündung des Kilambo, wandte sich dann nach N.-N.-O. und erreichte, nachdem Ulungu (Urungu, Landschaft am Südende des Sees zwischen 8° und 9¼° südl. Br.) und Fipa (zwischen 7° und 8° südl. Br.) passirt waren, in langsamem Aufsteigen die Stadt Kapusi, deren Lage er auf 8° südl. Br. und 32° 5′ östl. L. angiebt.

Einen kurzen Aufenthalt in dieser Stadt benutzte Thomson zur endlichen Feststellung der Lage des Hikwa- (oder richtiger Likwa-) Sees, dessen Gestalt und Lage bis jetzt auf unseren Karten bedeutend variirt. Freilich konnte der Reisende auch nur einen Theil des Sees in Augenschein nehmen, doch glaubt er nach den Angaben der Eingeborenen schließen zu dürfen, daß die Länge dieses Wasserbeckens 60 bis 70 Miles, seine Breite aber 15 bis 20 Miles betrage. Der See liegt zwei Tagereisen östlich von Makapusi (wohl dasselbe, wie oben Kapusi) in einer tiefen Depression der Lambalamfipa-Berge. Er nimmt den Mkafu auf, einen großen Fluß, der in Kawendi (am Ostufer des Tanganjika zwischen 5° und 7° südl. Br.) entspringt, und dem die ganze Wassermasse des größten Theils von Khonongo (Ukonongo) und Fipa und des ganzen Mpimbwe (Ukonongo und Mpimbwe liegen auf Stanley's Karte zwischen 6½° und 7° südl. Br.) zuströmt. Mit fast vollständiger Gewißheit glaubt Thomson angeben zu dürfen, daß der See keinen Abfluß, wenigstens keinen Abfluß nach Westen hin, habe. — Die Lage von Tabora, wie sie sich aus seinen täglich in die Karte eingetragenen Winkelmessungen und Distanzschätzungen ergab, differirte merkwürdiger Weise nur um 1 bis 2 englische Meilen von derjenigen, welche Speke und Cameron angegeben haben.

Thomson's zweiter, aus Zanzibar datirter Brief enthält die kurze Mittheilung von dem Eintreffen der Expedition in Zanzibar, sowie von der demnächst bevorstehenden Heimkehr des Reisenden nach England; er gedachte am 28. Juli Zanzibar zu verlassen. Einstweilen war er noch damit beschäftigt, den letzten geschäftlichen Theil der Expedition zu ordnen, die von hier aus mitgenommenen Leute auszulohnen u. s. w. Ueber das Verhalten dieser seiner Begleiter während der ganzen Reise spricht er sich in der rühmendsten Weise aus; besonders erwähnt er die beiden energischen Anführer Tschuma und Makatuba, denen der glückliche Erfolg der Expedition nicht zum kleinsten Theile zu verdanken sei. Dr. Kirk hatte in zuvorkommendster Weise das Engagement aller dieser Leute für Thomson vermittelt, und so kam es, daß sie sämmtlich glaubten, sie seien dem Baluja (Kirk) für das Wohlergehen des Reisenden verantwortlich, den sie sicher zu geleiten und wohlbehalten wieder in Zanzibar abzuliefern hätten.

[1]) Mr. Thomson reist im Auftrage der Royal Geographical Society.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I. (Erste Hälfte.)

Donon.

Wenn Goethe einmal sagt, daß jedes wahre Kunstwerk unerschöpflich sei, so hat er insofern recht, als ein solches stets auf alle Beschauenden einen gewaltigen Eindruck machen wird; da aber die geistige Eigenart der verschiedenen Beschauer und der beschauenden Generationen stets verschieden ist, so wird dieser Eindruck selbst wieder stets von anderer Art, stets neu sein, und so wird der Bedeutung des Kunstwerks eine Mannigfaltigkeit der Wirkung zugeschrieben, was eigentlich nicht ihr, sondern der Mannigfaltigkeit der Beschauer, auf welche die vielleicht ganz einfache und stille Größe ihren Eindruck macht, in Wahrheit zugeschrieben werden muß. Ein Kunstwerk also ist subjektiv unerschöpflich, weil das betrachtende Subjekt, der einzelne Mensch sowohl und namentlich die Menschheit als Ganzes unerschöpflich sind. Denn objektiv unerschöpflich sind nur die großen Werke der Natur, zu welchen wir ja, im höchsten Sinne, Mensch und Menschheit mitzuzählen haben. Desto unerschöpflicher sind sie, je mannigfaltiger die Beziehungen sind, durch welche sie zu Stande kommen; und so gehören gerade die Objekte derjenigen Naturwissenschaft hierher, welche die komplicirteste Aufgabe hat, die Aufgabe des Zusammenwirkens sämmtlicher tellurischen Kräfte, und die Ergebnisse dieses Zusammenwirkens kennen zu lernen, gehören die Objekte der Geographie hierher. Man nehme von ihnen, welches man will.

So z. B. die Gebirge. Jung und Alt ergötzt sich heute, wie vor Jahrhunderten, an jenen schönen Märchen von Zauberhöhlen angefüllt mit wunderbaren Schätzen, von Bergen, die sich aufthun und in weiten Gewölben Gold und Silber und Edelsteine hoch gehäuft darbieten. Märchen dieses Inhalts gehören nicht einem Volke vorzüglich an; sie finden sich überall da, wo merkwürdige Gebirgserhebungen an bewohnte Ebenen grenzen und durch ihr eigenthümlich fremdartiges Leben die Phantasie der Bewohner reizen. Wie in ihnen das kindliche Gemüth der Völker in künstlerisch einheitlicher Gestaltung den Eindruck der Gebirge wiedergegeben hat, so sind in Wahrheit diese letzteren solche Schatzkammern für uns und viel unerschöpflicher, als die Höhle Xaxa selbst. Zunächst dürfen wir wahrlich nicht geringschätzen, was sie uns direkt an Schätzen bieten, an Holz und Kohlen und Bausteinen, an Marmor, Edelsteinen, Metallen u. s. w. Eben so wichtig aber ist gewiß die Anregung, welche sie uns durch die ganz neuen Eindrücke einer in sich abgeschlossenen Welt bieten. Denn — und dies ist zugleich ein neuer Punkt — welch' eine neue Zusammensetzung und Bildung des Bodens, welch' neue reiche Formen in Thier- und Pflanzenwelt, unabhängiger, mannigfaltiger, reizvoller, in der Allheit ihres Lebens, was für den Naturmenschen von größter Wichtigkeit ist, von dem in der bewohnten bequemern Ebene Vorkommenden abweichend; und an sich so reich, daß ihre Mannigfaltigkeit und die Art des Zustandekommens derselben auch dem Gelehrten bedeutende Probleme bietet. Dazu die belebende Kraft der Luft, die lebhaften Bewegungen der Atmosphäre und ihres Wassergehaltes an Wolken und Nebel und endlich, was auf jedes Gemüth wirken muß, neben, über der engen Beschränktheit des eigentlichen Gebirges, der Thäler, der Wälder, die weite freie Aussicht von den Höhen auf das Gebirge selbst und über die Ebene.

Diese Wirkungen des Gebirges sind von sehr verschiedener Art. Mit ästhetischem Bewußtsein, sei es in malerischer Darstellung von Landschaften oder im Reisen zu landschaftlichem Genuß, hat man diese Eindrücke erst verhältnißmäßig spät aufgefaßt, ebenso wissenschaftlich kaum vor dem siebzehnten Jahrhundert; gefühlt hat man sie immer. Die praktische Bedeutung der Gebirge war schon in ältesten Zeiten klar.

Aber nicht nur die Art unseres Sehens und Fühlens hat sich geändert, auch das Objekt des Sehens ändert sich; das Gebirge selber, so sehr auch die Berge als Sinnbild des Festen gelten, ist nicht stabil, ist vielmehr in ewiger Wandelung begriffen, und hierdurch wird seine Unerschöpflichkeit geradezu unendlich. Wir sehen nie dasselbe Gebirge. Die Vogesen, welche heute auf die herrliche Ebene des Elsasses herniederblicken, sind andere, als die, welche auf Ludwig's XIV. Mordbrennereien herabsahen, andere, als sie die Generationen unserer Nachkommen in zwei, drei Jahrhunderten durchwandern werden. Die Atmosphäre, namentlich aber das Wasser in der Atmosphäre, ist der unerbittlichste Feind der Gebirge: als Regen, Nebel, Thau arbeitet es mit unablässigem Nagen an ihrer Abtragung, und was es leisten kann, dafür ist wieder das Elsaß selber der klarste Beweis. Denn wo wir in seiner Ebene auch wandern, da gehen wir auf Material, welches ursprünglich die Höhe der Berge deckte, von der Gewalt des Wassers aber herabgeführt wurde, um den festen Grund für unser Leben zu bilden. Die Geschiebe und Anschwemmungen an Rhein und Ill sind Alpen-, Jura-, Schwarzwald- und Vogesentrümmer, und ähnlich wie diese großen Flüsse wirken die kleinen Bäche, die dem Gebirge entstürzen, nur daß durch ihre so viel größere Zahl, so viel acutere Arbeitskraft ihre Wirkung eine weit mächtigere ist. Aber auch da, wo kein Flußlauf hinkommt, finden wir im Elsaß den Boden aus einem Erdreich gebildet, welches sich aufs Klarste als Zersetzungsprodukt der Vogesen ausweist und durch Regen, Thau, Luft- oder Windwirkung (Löß) gelöst und herabgeführt wurde. Alle diese Massen, und ebenso die gewaltigen Mengen von Schlamm und Sand, welche der Rhein stündlich meerabwärts führt, sind dem ursprünglichen Bestand des Gebirges entzogen, der also früher ein viel bedeutenderer war als heute, der auch heute noch sich jährlich, täglich, stündlich mindert.

Es ist schade, daß wir keine Höhenmaße, keine Böschungsangaben, keine wissenschaftlich genauen Abbildungen der Vogesenberge aus früheren Jahrhunderten besitzen; wir würden sonst berechnen können, wie stark die Erosion während einer bestimmten Zeit und unter den klimatischen Bedingungen der Vogesen gewirkt hat. Unsere Zeit sorgt hierin besser für die Nachkommen. Doch haben wir für die Höhen der Berge wenigstens einige Anhaltepunkte, welche uns in

sehr frühe Zeiten zurückführen. Hierher gehören die durchaus vorhistorischen Gletscherspuren z. B. im Thal der Thur, welche für die Zeit der Gletscher dieses Thales ungefähr die gleichen Verhältnisse der Thalweite, der Gebirgshöhe beweisen, wie wir sie jetzt haben; hierher gehören ferner die Reste von heidnischen und römischen Ansiedelungen, die wir noch heute auf den Berggipfeln finden, wie sie bei ihrer ersten Anlage dort oben erbaut wurden: seit ungefähr 2000 Jahren ist also die Gipfelhöhe z. B. des Donon nicht wesentlich niedriger geworden. Ueberhaupt leidet die Gipfelhöhe durch die Angriffe des Wassers sehr viel weniger und sehr viel später, als die ganze Masse des Gebirges und die Gehänge der Rücken und Berge, denn zunächst werden die Berge durch immer tiefere Einfurchung des Wassers aus dem ursprünglich unzerlegten Gesammtmassiv immer mehr und mehr herausgearbeitet und dann müssen sie immer mehr und mehr von ihren Gehängen hergeben, auf denen ja das Wasser herabrinnt, die also seinen Angriffen viel länger und in Folge der Fallkraft des Wassers stärker ausgesetzt sind, als die Gipfel selbst.

Alle Gebirge, welche den Wirkungen einer feuchtigkeitshaltigen Atmosphäre ausgesetzt sind, zeigen diese Erscheinungen, aber sie zeigen sie in wunderbarer Verschiedenheit, und auf dieser Verschiedenheit beruhen oft um so mehr die Hauptzüge der Individualität eines Gebirges, als sie bei wesentlich gleichem geognostischen Material, bei wesentlich gleicher Lage der Gebirge auftritt, wenn einer der wirkenden Faktoren auch nur im mindesten sich ändert. Diese, man möchte sagen, Feinfühligkeit der Gebirge äußeren Einflüssen gegenüber, welche wir uns erst aus ihren Wirkungen ableiten müssen, da wir dieselben sonst kaum merken würden, erklärt sich leicht durch die sehr lange dauernde Summation eines an sich vielleicht ganz unbedeutenden Faktors, und gerade diese Summation an sich minimalster Dinge ist es, welche im tellurischen Haushalt die größten Wirkungen hervorbringt. Wie nahe liegen, ganz unter derselben Breite, Vogesen und Schwarzwald bei einander; sie bestehen wesentlich aus demselben Gesteinsmaterial, und dennoch wie ganz verschieden ist die orographische Beschaffenheit beider, wie ganz verschieden der Eindruck, den beide Gebirge, die man Zwillingsgebirge nennen möchte und nennen kann, auf den Beobachter machen, wie verschieden auch das organische Leben in beiden bis zum Menschen herauf. Es giebt im Schwarzwald wohl kaum einen Punkt, den man für eine Vogesenansicht halten könnte, und umgekehrt auch in den Vogesen kaum eine Stelle, die man nicht sofort an charakteristischen Merkmalen als den Vogesen und nicht dem Schwarzwald zugehörig erkennen möchte. Die Hauptunterschiede beider Gebirge beruhen auf der Thalbildung, welche in den Vogesen viel breiter, im Verhältniß zur Gesammtmasse des Gebirges viel bedeutender ist, als im Schwarzwald; ferner auf der Bildung des Gebirgsmassivs selber, welches bei den Vogesen klar und schön in drei selbständigen Kämme entwickelt ist, die einander parallel von Südwest nach Nordost streichen, während der Schwarzwald in einzelne große Plateaumassen zerfällt, deren Trennungslinien im Ganzen von Ost nach West verlaufen, die aber nirgends ganz selbständig von einander abgetrennt sind und dadurch keine leichte Uebersichtlichkeit gewähren. Die Bildung der einzelnen Berge ist, wie sich das schon aus jener Kettenbildung der Vogesen ergiebt, eine vielfach verschiedene; und ganz eigenthümlich den Vogesen sind die Seen, welche am schroffen Ostabhange des südlichen Hauptkammes auftreten. Dieser Ostabhang ist steil, oft unzugänglich schroff, und unter diesen Felsen, diesen Steilwänden liegen in circusartigen Thälern der weiße, der schwarze, der grüne (Daren-) See, und eine ganze Reihe ähnlicher Thäler bergen Sumpfgründe an Stelle der klaren Seespiegel. Fast der einzige See dieser Art, den der Schwarzwald aufzuweisen hat, ist der Feldbergsee. Der Titi- und Schluchsee entsprechen in ihrer Bildung den berühmten Seen des südlichen Lothringens, dem Longe- und Gerardmeer.

Von den Längsketten der Vogesen erstrecken sich nun eine Reihe von Querthälern nach der Ebene hin; und so sind sie reicher gegliedert, als der Schwarzwald, und doch zugleich übersichtlicher. Unzweifelhaft verdanken sie dies Alles ihrer Isolirtheit und ihrer mehr westlichen Lage, denn durch beide Umstände mußte die Erosion stärker auf sie wirken und zugleich ihr Klima minder rauh werden. So sind sie breiter geöffnet und also leichter zugänglich, als der Schwarzwald, wärmer, licht- und farbenreicher, als er, ihre Vegetation, ihr Anbau ist mannigfaltiger, das menschliche Leben dringt tiefer und vielseitiger in sie ein, sie machen im Ganzen einen südlichern Eindruck. In Folge aller dieser mannigfaltigen Eigenthümlichkeiten kann man sie als eine Art von Normalgebirge hinstellen, als Typus einer reichen orographischen Entwickelung.

Indem wir nun dies merkwürdige Gebirge näher betrachten wollen, werden wir dies am besten so thun, daß wir einzelne besonders merkwürdige Berggipfel jener drei Ketten, welche die Vogesen zusammensetzen, eingehend näher betrachten, da wir an ihnen die Eigenthümlichkeiten des Gesammtgebirges und seiner einzelnen Theile in klarster Uebersicht kennen lernen. Hierbei haben wir zugleich den Vortheil, daß überall geographische Merkwürdigkeit und landschaftliche Schönheit in den Vogesen Hand in Hand geht, daß gerade die Berge, welche für die Geschichte des Gebirges besonders lehrreich sind, auch für den Touristen besondere Anziehungskraft haben. Wir beginnen mit den Nordvogesen, den Sandsteinvogesen, wie man sie auch nennt, weil sie fast ganz aus rothem triassischen Sandstein gebildet sind. Sie ziehen von Raon l'Etape, St. Diè, Saales in weitem Halbkreis um Straßburg bei Zabern und Weißenburg vorbei in die bayerische Pfalz; parallel mit ihnen durch das weite Thal der Breusch getrennt, streicht ostwärts von ihnen der zweite Haupttheil der Vogesen, der Rücken des Hochfeldes; und da wo die Sandsteinvogesen beginnen, hören die südlichen, die krystallinischen oder granitischen Vogesen auf, von jenen durch das obere Breuschthal sowie durch das Thal von Weiler getrennt, welches letztere die scharfe Trennungslinie auch zwischen den Südvogesen und dem Hochfeld bildet. In den Nordvogesen ist der Donon der höchste und merkwürdigste Berg [1]). Nähert man sich Straßburg von welcher Seite man will, so fällt in der Vogesenkette eine Partie auf, welche von Osten gesehen als eine Art von Gebirgssenke mit zackigem Einschnitt, von Norden dagegen, etwa aus der Gegend von Bitsch, und ebenso von Lothringen, von Westen her, als höchst auffallender Doppelgipfel erscheint, der weithin den Gebirgszug überragt. Noch überraschender beinahe zeigt sich dieser Doppelgipfel vom Hochfeld aus gesehen; auch vom fernen Hoheneck in den Südvogesen erblickt man deutlich seine charakteristische Gestalt, die hier wie aus einer flach gewölbten Ebene am Horizonte aufzuragen scheint. Es ist dies der Donon oder besser die Donongruppe (großer, kleiner Donon und Kelberg),

---

[1]) Wir empfehlen unseren Lesern vor Allem H. Kiepert's schöne Specialkarte des Deutschen Reichslandes Elſ.-Lothr. im Auftrag des kaiserl. Oberpräsidiums zu Straßburg nach amtlichen Quellen bearbeitet (Berlin 1879, Dietr. Reimer), dazu die treffliche kleine Reliefkarte von Elſ.-Lothr., welche in Leipzig bei P. Eckerlein erschienen ist (Preis 50 Pfennig), oder die bekannte ebenfalls sehr tüchtige Specialkarte der Reichslande Elſ.-Lothr. von Louis Algermissen, Metz 1878, deutsche Buchhandlung (Georg Lang).

dessen höchster Gipfel, der große Donon (1010 m), alle übrigen Gipfel der Sandsteinvogesen überragt. Daß er und seine Umgebung dennoch von Straßburg aus wie eine Gebirgssenke erscheint, folgt aus seiner so weit westlichen Lage jenseits des Breuschthales, daher die nordöstlich gelegenen minder hohen Berge, wie der hohe Noll [1]) (980 m), die Mutziger Höhe (1007 m) und der Schneeberg (963 m), ja untergeordnete Auslaufberge, wie der schön und kühn geformte Langenberg (la grande côte), der sich von Straßburg aus gesehen direkt nördlich vom Donon zeigt, diesen höhern Gipfel in der Gesammtansicht des Gebirges überragen. Auch im Breuschthal noch tritt der Donon hinter seinen Vorbergen zurück; man muß ihn, um ihn ganz zu würdigen, selber aufsuchen. Das kann man von Schirmeck aus, dem hübschen und gewerbreichen Hauptorte des Breuschthales, von dem aus die Straße nach Raon sur Plaine und ins Meurthethal führt, auf höchst bequemen und dabei auch touristisch sehr lohnenden Fahr- und Fußwegen, welche bis unter die Gipfelpyramide des Berges führen. Wer aber die ganze Wildheit, Pracht und Größe dieser Natur kennen lernen will, der gehe von Lützelhausen über den Langenberg und den Katzenberg zur Mutziger Höhe und dann auf der Höhe weiter über Narion und Noll bis zur Dononeinsattelung, oder vom Schneeberg aus über den Rücken, welcher den Kohlberg trägt, bis zum Dononsattel. Diese Wege gehören zu den wildesten und großartigsten, welche man in den Vogesen machen kann. Selbst in den Südvogesen ist nichts, was sie übertrifft. Es fehlt an den gewaltig anstrebenden Berghäuptern, den so schön und so mannigfaltig geformten Gipfelreihen, der wunderbaren Farbenpracht und leuchtenden Lichtfülle, welche die Südvogesen schmückt; aber gerade durch ihre düstere Eintönigkeit, durch ihren schweren, schweigenden Ernst machen diese nördlichen Berge einen ganz eigenartigen, unauslöschlichen Eindruck. Alles ist dicht bewaldet, mit Ausnahme der Gebirgsrücken selber; diese gewähren von ihren öden Grasflächen selten einen freien Ausblick, theils in Folge der Waldumgebung, theils wegen ihrer eigenen breiten Wölbung. Die Querthäler, welche sich von den Hauptrücken absenken, sind eng, tief, von dichtem Walde, meist Nadelholz, bedeckt, düster, die Gehänge von großer Steilheit, oft weit hinab mit moosverdeckten Blöcken überstreut, zwischen und über welche die Tannen ihre Wurzeln strecken. Aber die Steine geben keinen festen Halt; und so sieht man über dieselben vielfach die Baumstämme hingestreckt, welche den heftigen Stürmen dieser Gegend erlegen sind. Auch die Rücken selber sind nicht selten durch wilde Felsbildungen ausgezeichnet, die bald aus einzelnen riesigen Blöcken bestehen, bald in wilder Zusammenhäufung wahre Felslabyrinthe bilden. „Häuserhoch liegen die gewaltigsten Quader wild über einander gethürmt; eine Moosdecke überzieht trügerisch die Klüfte, in welche der Fuß bei jedem Schritt einsinkt. Wer sich dort bei eintretender Dunkelheit einmal verirrte, begreift, daß auch der Forstmann diese Wildniß nur ungern allein betritt; der Hülferuf des Verunglückten würde hier ungehört verhallen [2])."

Und nun diese Wälder, die meilenweit ausgedehnt in ihrer öden Wildheit fast das Gepräge eines Urwaldes zeigen. An den steilen und steinigen Abhängen, die fern von den Dörfern gelegen und ohnehin schwer zugänglich sind, ist eine Verwerthung des Holzes oft kaum möglich. Windgebrochene Stämme vermodern nicht selten an Ort und Stelle; andere Bäume stehen verdorrt, im Innern von Pilzfäden aufgezehrt, deren Fruchtträger als kolossale braungrüne Schirme aus den Stämmen hervorbrechen, und von dicken Holzlarven bevölkert, die, wenn sie erst ihre jugendliche Ungestalt abgestreift haben, als elegant gehörnte Käfer sich auf der sonnigen Rinde der Stämme tummeln werden, deren Inneres sie jetzt völlig zerstören helfen. Im Allgemeinen aber erscheinen diese Wälder, wie der geschlossene Tannenhochwald meist, thierarm; ihr düsteres Schweigen wird nur von vereinzelten Vogelstimmen unterbrochen. Doch sind Lagerstätten von Wildschweinen nicht selten, auch Spuren des Edelhirsches finden sich, wenngleich der Tourist diese Thiere selbst nicht so leicht erblicken wird.

Auch die Vegetation dieser Wälder ist eintönig; es fehlt ihr nicht an reichlicher, oft sogar üppiger Entwickelung, aber sie ist verhältnißmäßig artenarm und zeigt wenig Pflanzen, welche dem Gebirge charakteristisch sind und nicht auch in der Ebene vorkämen. Zu den auffallendsten dieser Gewächse zählt die an Bächen und in feuchten Gründen wachsende Adenostyles albifrons, die aus hellgrünen, huflattigartigen Blättern einen hohen Blüthenstiel mit röthlichen, dem Wasserhanf ähnlichen Blüthen treibt. Doch ist diese Pflanze über die gesammten Vogesen verbreitet. Alpine Pflanzen kommen hier nicht vor.

Kommt man nun endlich auf dem Donon an, hat man die wildzerklüfteten, an manchen Stellen seltsam ausgefurchten Konglomeratblöcke, welche seinen höchsten (nach N.-O. gerichteten) Gipfel bedecken, erstiegen, so wird man durch eine Aussicht belohnt, welche ebenso großartig als für die genauere Kenntniß des ganzen Gebirges lehrreich ist. Nach Westen ist der Blick durch andere Berge beschränkt; nach Nordwesten übersieht man weithin die lothringische Ebene; die großen Seen schimmern herüber. Diese Nachbarschaft der nordwestlichen Ebene, zwischen der und dem Meere kein irgend nennenswerthes Gebirge liegt, erklärt den ungemeinen Regenreichthum des Donon, welcher bei den Anwohnern geradezu sprichwörtlich ist: er ist der erste hochaufragende Berg, der sich den feuchtigkeitbeladenen Nordwestwinden, die über Lothringen herkommen, entgegensetzt. Daher verdichtet sich der Wasserdampf der Luft an ihm zunächst und zumeist, wenn auch die übrigen Höhen, Noll, Schneeberg u. s. w., nicht leer ausgehen; und da die Verdichtung oft sehr rasch stattfindet, so entladen sich auch Gewitter häufig genug über seinem Gipfel. Auch für Straßburg ist der Donon vorzugsweise der regenverheißende Berg, denn die Winde, welche uns den meisten Regen bringen, schlagen zunächst an ihn an; und ferner wenn man eine Linie vom Dononsgipfel nach dem Münsterthurme gezogen denkt, so läuft dieselbe gerade in der Längsachse des weitgeöffneten Breuschthales, ein Umstand, welcher meteorologisch für Straßburg nicht ohne Bedeutung ist.

Durch dies schöne Thal hin, welches die Aussicht vom Donon nach Süd und Ost auf das Herrlichste belebt, über die Hügelketten, welche es einschließen, sieht man dann auch Straßburg mit seinem dunklen alten Münster- und dem neuen hellen Wasserthurm liegen inmitten der röthlich schimmernden Ebene, welche mit ihrem Farbenreichthum und ihrer kräftigen Besonnung allen Vogesenaussichten einen so unendlichen Reiz verleiht. Jenseits derselben erhebt sich der blaue Zug des Schwarzwaldes in seiner ganzen Längenausdehnung, soweit er nicht südöstlich im sommerlichen weißlichhellen Duft verschwindet. Direkt südlich erblicken wir über die nächsten Vorberge hin das hier vorzugsweise grüne, wiesenreiche

[1]) Der Name bedeutet ursprünglich Berg und kommt auch sonst häufig in Deutschland vor, wenn auch in etwas anderer Form: der Knüll im hess. Hügelland, der Knül (mit langem ü) bei Oschersleben, ein kleiner spitzer Hügel, zu den östlichsten Vorbergen des Elms gehörig. Engl. cnoll, knoll, Hügel, altd. nol, hnol, Hügel. Grimm, W.-B. 1464, 1467.

[2]) Benecke, Abriß der Geologie von Elsaß-Lothringen, Straßb. 1878, 104.

obere Breuschthal, neben demselben südöstlich das gewaltige Massiv des Hochfeldes, mit kahlen, langgezogenen Rücken über die verschiedenen Thal- und Gipfelbildungen seiner zahlreichen Ausläufer emporragend; südlich vom Thal die dunkelbewaldete merkwürdige Pyramide des Climont, hinter ihr in starker Verkürzung die Hauptkette der Granitvogesen, den Brezouard, die Hautes-Chaumes und den Hoheneck, von welchem letztern in umgekehrter Richtung blickend Elie de Beaumont das merkwürdige Aufragen der Donon hörner schilderte. Südöstlich vom Donon sieht man, ebenfalls in zusammengeschobener Verkürzung, die Sandsteinketten, welche von Frankreich, von St. Dié, von Raon l'Etape zum Donon ziehen, den Ormont, die Hautes-Chaumes u. a.

Gegen diese Aussichten sticht nun die nach Norden höchst eigenthümlich ab. Auch hier blickt man noch in einzelne geöffnete Thäler hin; aber dieselben sind nicht groß, sie schneiden nicht beträchtlich in das Gebirgsmassiv ein; auch hier sehen wir aufragende Höhen, aber sie stellen nicht Pyramiden und Spitzen dar, sondern langgewölbte Rücken, welche sich nach Norden immer mehr und mehr westöstlich erstrecken, immer niedriger und flacher werden.

Einiges über die Turkmenen.

I[1].

L —. Ueber die zwischen dem Amu-Darja und dem Kaspischen Meer wohnenden Turkmenen weiß man wenig; nur über die süd-östlichen Küstenstriche des Kaspischen Meeres hat man einige genaue Kunde durch die in den Jahren 1837 bis 1848 ausgeführten Reisen des Baron Bode.

Das ganze Gebiet zwischen dem Amu-Darja, dem alten Flußbette desselben, dem Kaspischen Meer und den im Norden Persiens hinziehenden Gebirgszügen Elburs und Kopepet-dag[2] ist eine Niederung, welche nach Westen zum Kaspischen Meer leicht abfällt. Das Centrum des Gebietes ist wegen seines vollständigen Wassermangels gänzlich unbewohnt; ebenso unbewohnt ist der nördliche Theil am alten Bette des Amu-Darja. Dagegen am Ufer des Kaspischen Meeres, an den nördlichen Abhängen des Kopepet-dag, am Flusse Murg-ab, welcher von Süden kommend parallel mit dem Kopepet-dag läuft und sich in der Wüste verliert; am linken Ufer des Amu-Darja von der Stadt Chodsha-Sala an der afghanischen Grenze bis zur Stadt Tschardshui am Amu und an der südlichen Grenze des Chanats Chiwa findet sich eine aus Turkmenen fast aller Stämme zusammengesetzte Bevölkerung.

An den Grenzen der Chiwaschen Oase sitzt derjenige Theil der Jomuden, welcher Bairam-schaly heißt, in der Zahl von 15 000 bis 20 000 Zelten (Kibitken)[3]. Nördlich von diesen, zwischen ihnen und den usbekischen Ansiedelungen des Chanats Chiwa, sitzen die Tschondoren. Im Chanat Chiwa selbst sitzt ein Theil der Gollanen (etwa 2000 Kibitken), während der andere größere Theil (4000 Kibitken) an der persischen Grenze zwischen den Flüssen Gurgen und Atrek wohnt.

Ueber diese Turkmenen des Chanats Chiwa etwas zu reden, ist keine Veranlassung, da dieselben jetzt friedlich sind und überdies durch die von Turkestan aus gesammelten Nachrichten genugsam bekannt.

Etwas anderes ist es mit den Turkmenen, welche die Landstrecke an der persischen Grenze innehaben.

Ueber die am linken Ufer des Amu-Darja lebenden Turkmenen ist zu sagen. 20 Werst oberhalb Tschardshui am Amu wohnt der turkmenische Stamm der Salaven (3000 Kibitken). 25 Werst weiter aufwärts am Flusse wohnen die beiden Geschlechter Sajaty und Eski (zusammen 200 Kibitken), welche zum Stamm Tschoudor gehören. Dann folgen noch weiter aufwärts die dichtgedrängten Ansiedelungen des Turkmenengeschlechts Ersari, welche sich bis zur afghanischen Grenze hin erstrecken und sogar auf das Territorium von Afghanistan hinüberziehen. Die Unterabtheilungen der Ersari heißen Kara, Uln-tapa, Kunjäsch und Bekaul; die drei ersten bewohnen das linke, die letztere das rechte Ufer des Amu-Darja. Ihre Menge wird etwa in Summa 30 000 Kibitken ausmachen, obwohl sie von einigen Reisenden bis auf 60 000 Kibitken geschätzt wird. Es haben alle am linken Ufer des Amu-Darja lebenden Turkmenen vorläufig noch keine Bedeutung für Rußland; sie sind 300 Werst von der russischen Grenze entfernt — das Chanat Buchara liegt zwischen ihnen und Rußland.

Am Ufer des Kaspischen Meeres, auf der Halbinsel Mangyschlak bei Krasnowodsk und auf den Inseln Tschelekenund Ozurtschinsk leben die Schichzen (auch Schichlören genannt), die Ozurdshalinzen und andere Turkmenenstämme; in Summa etwa 2000 Kibitken. Sie stehen unter russischer Botmäßigkeit.

Weiter südlich am Ufer des Meeres, zwischen den beiden Flüssen Gurgen und Atrek, sowie nördlich vom Atrek leben auch Jomuden, aber derjenige Zweig derselben, welcher Kara-tschuk heißt. Es zerfällt nämlich der große Stamm der Jomud-Turkmenen in zwei Hauptzweige: Bairamschaly und Kara-tschuk. Der ganze Zweig Bairamschaly wohnt, wie bemerkt, im Chanat Chiwa nebst einer geringen Menge (1000 Kibitken) des Zweiges Kara-tschuk. Jeder der beiden Hauptzweige der Jomuden zerfällt wieder in verschiedene kleinere Zweige und diese in Geschlechter.

Die Kara-tschuk-Jomuden theilen sich wieder in zwei Zweige: Scharif-dshafarbai und Ak-atabai (tschoni), welche gewöhnlich kurz Dshefarbai und Akatabai genannt werden.

Ganz abgesehen von diesen aufgezählten Stamm- und Geschlechtseintheilungen zerfallen alle Turkmenen nach ihrer Lebensweise in ansässige Ackerbau treibende (Tschomuden genannt) und nomadisirende (Tschorwa genannt). Die

---

[1]) Nach dem Russischen: N. G. Petrusewitsch, Die Turkmenen zwischen dem alten Flußbette des Amu-Darja und der nördlichen Grenze Persiens. (Schriften der kauk. Abtheil. der Kaisert. Russ. Geogr. Gesellschaft Band XI, Heft I, S. 1 bis 81. Tiflis 1880.)

[2]) Russische und deutsche Karten schreiben gewöhnlich Kopet-dag. Nach Vambery Kübbet Dagh, d. i. Kuppelberg.

[3]) Es entspricht eine Kibitke einer Familie, zu welcher fünf Personen gerechnet werden.

Nothwendigkeit außer anderen Lebensbedürfnissen auch Brot zu haben, hat zu einer Arbeitstheilung unter den Gliedern einer und derselben Familie geführt — der Ackerbau und die Viehzucht in den Steppen bedingen eine durchaus verschiedene Art und Weise zu leben. Zwischen den Tschomuren und den Tschorwa besteht eine innige Verbindung; oft werden die Tschomuren zu Tschorwa und umgekehrt. Verschiedene Umstände bedingen diesen Wechsel der Lebensweise; in Folge der Verluste der Viehherden werden einige Turkmenen zu Ackerbauern und umgekehrt der Erwerb reicher Vieh- und Kameelherden macht die Ackerbauer zu Viehzüchtern. Dabei gehören oft die Glieder eines Geschlechts, ja sogar leibliche Brüder zu verschiedenen Lebensberufen. Die Viehzucht in der Steppe zwingt die Jomuden zum stetigen Wechsel ihres Wohnorts, zum Nomadisiren; deshalb leben sie während des Sommers nördlich vom Atrek, zum Theil an dem Hauptnebenfluß desselben, dem Sumbar, den Winter aber auf persischem Gebiet am Gurgen und am Atrek. Von den ansässigen Kara-tschul-Jomuden sitzen die Atabai zwischen den Flüssen Atrek und Gurgen und am linken Ufer des Gurgen, also auf persischem Gebiet; die Dshafarbai dagegen sitzen am rechten nördlichen Atrekufer auf russischem Gebiet und halten sich auch für russische Unterthanen.

Das Leben am Ufer des Meeres hat auch die Turkmenen zu Seefahrern gemacht; aber eben so wenig als sie auf dem Lande nicht friedliche Hirten, sondern Räuber und der Schrecken ihrer Nachbarn sind, so haben sie auch auf dem Wasser, bis in die letzte Zeit hinein, sich mit Rauben beschäftigt. Noch bis vor Kurzem befuhren die turkmenischen Boote das Kaspische Meer und machten astrachansche und uralsche Fischer zu Gefangenen; allein seitdem das ganze Ostufer des Kaspischen Meeres bis zur Atrek-Mündung unter Botmäßigkeit der Russen steht, seitdem auf der Insel Aschur-Ade eine russische Marinestation errichtet ist, sind die Turkmenen zu Fischern geworden, welche ihre Beute in Aschur-Ade oder in Krasnowodsk verkaufen. Ganz haben sie freilich noch nicht vom Raube gelassen; einzelne schiffen noch auf dem Busen von Asterabad und überfallen von hier aus Perser, welche auf der parallel dem Meere in einer Entfernung von 6 Werst hinlaufenden großen Heerstraße reisen. Doch geschieht dies in nur kleiner Gesellschaft von drei bis vier Menschen.

Die Gesammtzahl der Kara-tschul-Jomuden beträgt 15 000 Kibitken, davon gehören zu den Dshafarbai 8000 Kibitken (4500 nomadisirende, 3500 ansässige), zu den Atabai 7000 Kibitken (4500 nomadisirende, 2500 ansässige). Von der ganzen Gesammtmenge leben nur 1000 Kibitken beständig in Aulen nördlich vom Atrek; 9000 Kibitken bringen nur den Sommer — acht Monat — nördlich vom Atrek zu und leben im Winter auf persischem Gebiet; die übrigen 5000 Kibitken sind auf persischem Territorium fest angesiedelt.

Im Osten von den Jomuden, zwischen den Flüssen Atrek und Gurgen, sitzen die Gollan-Turkmenen, welche die persische Regierung anerkennen und nach Burdschnurd einen jährlichen Tribut von 6000 Tuman (1 Tuman etwa 8 bis 9 Mark) entrichten. Die Gollanen zerfallen in folgende Zweige: Gaï, Bajandyr, Kyryk, Ai-derwisch, Tschakyr-bek-dely, Jangak-sagri. Die Gesammtzahl der Gollanen beträgt jetzt nach den Mittheilungen des Herrn Bakulin, russischen Konsul's in Asterabad, etwa 4000 Kibitken. Der Chef des persischen Distrikts von Burdschnurd giebt absichtlich die Zahl der Kibitken viel geringer mit 1800 an, weil er sonst mehr Tribut an die persische Regierung nach Teheran zahlen müßte, als jetzt von ihm verlangt wird; er nimmt von den Gollanen jährlich das Vierfache, nämlich 24 000 Tuman, und liefert nur 6000 nach Teheran.

Die Gollanen haben das hügelige Gebiet zwischen den Vorbergen des Elburs und Kopepet-dag inne, wohl den besten Theil des nördlichen Persiens; viel kulturfähiges Land, viel Wasser, viel Weide und viel Wälder. Schon Baron Bode malt mit lebhaften Farben die Fruchtbarkeit und Schönheit der dortigen Landschaft; hier sei die Lieblichkeit englischer Landschaften vereinigt mit der Großartigkeit des Kaukasus. Herr Petrusewitsch findet die Bode'schen Lobeserhebungen durchaus nicht übertrieben; das Dreieck zwischen dem Elburs und dem Kopepet-dag sei eine der reichsten und gesundesten Gegenden der Erde. Hier fällt in den Bergen Regen und Schnee, während daneben in der nördlich vom Kopepet-dag gelegenen Wüste beides seltene Phänomene sind; das ganze Land zu beiden Seiten des Atrek, besonders das linksseitige Ufer zum Gurgen hin, ist vortrefflich zum Ackerbau geeignet. Hier gedeihen Reis, Baumwolle, der Wallnußbaum, Pfirsiche, Apfelsinen- und Orangenbäume und das Zuckerrohr. Hier sind auch die Ruinen ansehnlicher Städte: Dshordshan, Gumbed-i-Kaus, Meschhed-i-Mesrian und andere. Besonders berühmt sind die nördlich vom Atrek in einer Entfernung von 40 Werst gelegenen Ruinen der letztgenannten Stadt.

Die Gegend am Gurgen ist das alte berühmte Hyrkanien, welches schon zur Zeit Alexander des Großen durch seine Schönheit und Fruchtbarkeit ausgezeichnet war.

* * *

Die Teke-Turkmenen oder (nach russischer Terminologie) die Tekinzen sind von allen turkmenischen Stämmen am zahlreichsten. Nach ihren Wohnsitzen werden unterschieden die Tekinzen von Achal und die von Merw (die Achal-Tekinzen und die Merw-Tekinzen). Mit dem Namen Achal wird die schmale kulturfähige Ebene am Nordabhang des Kopepet-dag von Kisyl-Aiwat bis zur persischen Provinz Dereges bezeichnet. An die Nordseite dieses Kulturstrichs grenzt die große bis zum Usboi reichende Sandwüste. Die Lage der Oase Merw ist eine andere. Merw liegt ziemlich am Ende des Flusses Murg-ab (Hühner-Wasser), welcher vom Nordabhang des Parapamisus herabströmt. Rund um Merw herum ist alles Wüste, nur am Murg-ab aufwärts sind die Ansiedelungen der Tekinzen zu finden. Die Entfernung zwischen den am meisten östlich gelegenen Ortschaften Achal, Gäuars und Merw, d. h. zwischen beiden Oasen, beträgt etwa 200 Werst. Auf der ganzen Strecke zwischen Gäuars und Merw liegt jetzt keine einzige Ansiedelung, doch strömt der Fluß Herri-rud (von den Turkmenen Tedshen-Darja oder Sarachs-Darja genannt) zwischen durch. Der Herri-rud entspringt am südlichen Abhang des Parapamisus, läuft etwa 400 Werst gerade von Osten nach Westen längs des Gebirges (Herat liegt an ihm), biegt dann unter rechtem Winkel nach Norden, durchbricht die zwischen dem Parapamisus und dem Elburs sich erstreckenden Gebirgsausläufe, tritt zwischen Merw und Achal in die Steppe, woselbst er sich verliert. Noch vor 40 Jahren wohnten die Tekinzen auch am Herri-rud, doch die Perser haben wegen der fortwährenden räuberischen Anfälle die dortigen Ansiedelungen zerstört.

In der Sandwüste Mittelasiens ist keine Möglichkeit ohne Wasser zu leben, nördlich von Achal und Merw ist daher nichts Lebendiges zu finden, kein Vogel, kein Thier.

Im Gebiet von Achal dagegen, woselbst eine große Menge von Gebirgsflüßchen herabströmen, sind zahlreiche Ansiedelungen vorhanden. Weil der Kopepet-dag in seinem südöstlichen Theile höher ist als im nordwestlichen, so sind die vom nördlichen Abhang des Kopepet-dag herabströmenden Flüsse im südöstlichen Theile wasserhaltiger als die im nordwestlichen und in Folge dessen sind im südöstlichen Theil der Oase Achal die Ansiedelungen dichter als im nordwestlichen Theil. Kisyl-Arwat ist die im äußersten Nordwesten gelegene befestigte, d. h. mit einer Lehmmauer eingeschlossene, Ansiedelung der Tekinzen und von hier ab ziehen sich längs dem Gebirge anfangs eine, weiter unten zwei und drei Reihen von Ansiedelungen hin, bis zum Orte Esch-chabad nahe am östlichen Ende der Oase, fast am Ende des Kopepet-dag. Weiter nach Osten liegen nur noch zwei Dörfer, Annau und Gäuars. Die ganze Oase Achal, von Kisyl-Arwat und Gäuars, hat eine lange Ausdehnung von etwa 250 Werst und eine Breite von 20 bis 30 Werst durchschnittlich; die Mitte ist etwa 60 Werst breit. Hier liegt die Ortschaft Gok-tepe, welche das Centrum des ganzen Gebiets von Achal ist. Man zählt etwa 50 Dörfer in Achal und im Ganzen eine Bevölkerung von etwa 30 000 Familien (circa 150 000 Individuen beiderlei Geschlechts).

Die Tekinzen siedelten sich in Achal am Anfang des vorigen Jahrhunderts an; allein die stetige Zunahme der Bevölkerung im Hinblick auf die beschränkte Ausdehnung der Oase nöthigte sie im Anfang dieses Jahrhunderts sich nach neuen Wohnplätzen umzuschauen. Ein Theil ließ sich nun unter Anführung des Oras-Chan am Ende des Flusses Herri-rud nieder; es wurde hier eine Befestigung Tedshen oder Oras-Kala erbaut und in Folge dessen erhielt der Fluß Herri-rud von der Befestigung Sarachs bis zu seinem Ende in der Wüste den Namen Tedshen-Darja. Allein die Tekinzen waren Plünderer und Räuber. So lange sie in Achal lebten, plünderten sie in Nordpersien, seitdem sie am Herri-rud hausten, dehnten sie ihre Raubzüge auf Chorassan aus. In den vierziger Jahren zerstörte deshalb der Chef der persischen Provinz Chorassan alle Ansiedelungen der Tekinzen in Tedshen. Deshalb zogen die Tekinzen sich nach Achal zurück; allein der wieder eintretende Raummangel in Achal zwang sie abermals sich nach anderen Wohnplätzen umzusehen. Mit Einwilligung der persischen Regierung ließen sie sich in Sarachs am Herri-rud nieder, von wo die listige turkmenische Bevölkerung wegen ihres räuberischen Wesens schon verjagt war. Hier in Sarachs behaupteten sie sich mit großer Energie namentlich gegen den Chan von Chiwa, dessen Truppen geschlagen wurden, und wurden in der Folge immer übermüthiger. Sie plünderten im Chanat Chiwa, in Buchara, in Chorassan und in Merw, woselbst die Turkmenen Saryki wohnten, welche ebensolche Räuber waren, wie die Tekinzen — bis die persische Regierung die Geduld verlor und sie durch abgesandte Armeen züchtigen ließ. Von den Persern wiederholt in Sarachs bedrängt, wandten die Tekinzen sich nach Merw, verjagten und vernichteten die daselbst wohnenden Saryki und setzten sich seit dem Ende der funfziger Jahre selbst in Merw fest. Die Perser konnten, so oft sie es auch versuchten, nichts gegen die Tekinzen ausrichten, und die Tekinzen blieben unabhängig und frei, nach wie vor der Schrecken der angrenzenden Volksstämme.

Die Zahl der Tekinzen in Merw beträgt etwa 50 000 Kibitken, also etwa 250 000 Individuen beiderlei Geschlechts, immerhin eine große Menge. Man kann wohl mit Recht fragen, wie sich die Tekinzen in Merw so schnell vermehrt haben, da in den dreißiger Jahren man nur von 10 000 Kibitken in Tedshen wußte. Die Gründe der starken Vermehrung liegen einerseits in einem starken stetigen Zuzug aus Achal, ferner darin, daß die Tekinzen mehrfach andere Stämme an sich heranzogen, so z. B. zwangen sie vor acht Jahren 2000 Familien der Salyri, sich unter ihnen in Merw anzusiedeln.

Jedenfalls gehören die Achal-Tekinzen sowie auch die Merw-Tekinzen zu einem und demselben Turkmenenstamm, wenngleich sie außerdem in gewisse Zweige sich spalten. Der ganze Stamm der Tekinzen spaltet sich in zwei Hauptzweige, Tochtamysch und Otamysch. Der Hauptzweig Tochtamysch theilt sich wieder in die Bek und die Bekil mit vielen kleinen Nebenzweigen; der Hauptzweig Otamysch theilt sich in die Sytschmes und die Bachschi mit vielen kleinen Nebenzweigen.

Merw war früher eine blühende Kolonie, deren Centrum, die gleichnamige Stadt, von Alexander dem Großen (?) gegründet sein soll. Dann wurde Merw persisch, und als am Ende des vorigen Jahrhunderts die ganze Bevölkerung Merws nach Buchara abgeführt wurde, blieb Merw unbesetzt, bis am Anfang dieses Jahrhunderts die von den Tekinzen verjagten Saryki sich daselbst festsetzten — freilich nicht auf lange, denn bald nahmen die Tekinzen auch Merw ein, nachdem sie die Saryki verdrängt hatten.

Merw ist jetzt durch die ausgezeichnet geregelte Bewässerung ein fruchtbares Land, in welchem Ackerbau und Viehzucht vortrefflich gedeiht.

Südöstlich von Merw stromaufwärts am Flusse Murgab nomadisiren die Turkmenen-Saryki; sie haben nur zwei Ansiedelungen: Pandsh-dech (fünf Dörfer) am Fuße der Vorberge des Parapamisus-Gebirges und weiter abwärts am Flusse Juletan, woselbst sie die Plätze der verjagten Salyren einnahmen. Man zählt im Ganzen 12 000 Familien. Die Saryki in Juletan leben mit den Tekinzen auf gutem Fuß und sind insbesondere wegen ihrer großen Schafherden berühmt.

Die letzten der an der persischen Grenze wohnenden Turkmenenstämme sind die Salyri, welche etwa vor acht Jahren ihre Selbständigkeit verloren, indem die Merw-Tekinzen sie vom Sur-abadu nach Merw überzusiedeln zwangen. Es giebt ihrer etwa 3000 Familien in Merw.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die „Mosk. Wjed“ beklagen die mangelhafte Entwickelung des russischen Handels mit Persien (welchem doch Rußland selbst durch allerlei Plackereien hindernd in den Weg getreten ist, vergl. Oesterr. Monatsschr. f. d. Orient 1880, S. 127) und verlangen eine bessere Ausbildung der Anwohner des Kaspischen Meeres für Schiffahrt und Schiffbau, ferner um das Umladen der Schiffe zu vermeiden eine Vertiefung des Fahrwassers in den Wolgamün-

bungen, die nach den angestellten Ermittelungen keinen bedeutenden Aufwand an Zeit und Mitteln erfordern würde. Arbeiten zur Aufräumung und Vertiefung des Mündungsarmes Bachtemir sind bereits im Gange.

— Einer Bekanntmachung der russischen Telegraphenverwaltung zufolge ist im transkaspischen Gebiete die Telegraphenlinie von Tschikischljar bis Duz-Olum jetzt dem allgemeinen Verkehr übergeben. Da der Verkehr von Tschikischljar rückwärts durch persisches Gebiet führt, so ist bei Depeschen nach jener Strecke neben dem russischen Porto auch die persische Transitgebühr von 4 Francs für jede Depesche von 20 Worten zu zahlen. Die getroffene Anordnung zeigt, daß Rußland jetzt auf dem bewohnbaren Gebiete im Süden der Turkmenensteppe definitive Niederlassungen gegründet hat.

— Nach dem „Bereg" wird Baron Nordenskjöld im kommenden Herbste Petersburg besuchen und dort Vorbereitungen für seine projektirte Expedition nach den Neusibirischen Inseln im Jahre 1882 treffen, deren Kosten der russische Kaufmann Sibiriakow trägt. Nordenskjöld will die Mündung der Lena auf dem Landwege erreichen und dort erst zu Schiffe steigen.

— Am 26. August (7. September) dieses Jahres, als dem 25. Jahrestage der Krönung Kaiser Alexander's II., wird in Tomsk der Grundstein gelegt zu dem Hauptgebäude für die sibirische Universität. Zunächst werden an dieser Universität nur drei Fakultäten errichtet, eine medizinische, eine juridische und eine philologische.

— Nach der „Tobolsk. Gub. Wjed." nimmt der Markt in Obdorsk (nördlichste Stadt am Ob, unter dem Polarkreise) alljährlich größern Aufschwung. Im laufenden Jahre waren für 200 000 Rubel Waaren dorthin gebracht. Seit der Verkehr mit Europa durch das Eismeer lebhafter geworden ist, entstehen dort Niederlagen wie für die Einfuhr so auch für die Ausfuhr.

— Nach einer Korrespondenz der „Turkest. Ztg." aus Wjernoje haben Futtermangel, der harte Winter und der tiefe Schnee in den Bezirken von Semirjetschensk und Kuldsha einen solchen Nothstand hervorgerufen, daß die Nomaden ihrer Angabe nach 70 bis 80 Procent ihres Viehstandes verloren haben. Das statistische Comité von Semirjetschensk hat den eingetretenen Abgang ziffermäßig feststellen lassen. Die Marktpreise in Wjernoje betrugen im März dieses Jahres für einen Hammel 30 Kopeken, für ein Pferd nur 5 bis 7 Rubel, aber das Tschetwert Hafer kostete 5 Rbl. 50 Kop.; die Fuhre Heu 8 bis 10 Rbl. und Stroh 5 bis 6 Rbl. Das Hornvieh war völlig heruntergekommen; den Kalmücken gebrach es an Talg zur Beleuchtung und an der Möglichkeit, sich Feuerung zu beschaffen. Man befürchtete eine Steigerung der Noth, wenn die mohammedanische Bevölkerung Kuldshas vor den heranrückenden Chinesen hätte auswandern müssen.

— In einem Vortrage, welchen Karl Humann, der glückliche und energische Entdecker der pergamenischen Reliefs, vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde (s. deren Verhandlungen VII, Nro. 7, S. 241 ff.) gehalten hat, betonte er hauptsächlich das überaus rasche Zurückweichen der Türken vor den Griechen in Vorder-Kleinasien. Er versteht darunter alles Land westlich von der Linie Konstantinopel-Mündung des Gerenis-tschai (Indos, in Lykien) oder die Gebiete der sechs Flüsse Bakir-tschai (Kaikos), Gediz-tschai (Hermos), Kütschük- und Böjük-Menderez (Kaystros und Maiandros), Gerenis-tschai (Indos) und Kodschai-tschai (Xanthos). Die Bevölkerung dieser Gebiete schätzt er auf rund $1\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, wovon 600 000 auf die Türken, 300 000 auf die nomadisirenden Jurukken in den Gebirgen, 400 000 auf die Griechen entfallen; 40 000 sind Tschepen (Holzhauer und Kohlenbrenner, ohne jede Religion, vielleicht Reste der Ureinwohner des Landes), 60 000 Armenier, 40 000 Juden, 15 000 Katholiken, 10 000 bis 15 000 Zigeuner, Araber, Bulgaren, Kroaten u. s. w., 4000 bis 6000 Europäer. Die Türken sprechen selten eine andere Sprache als die ihrige; sie arbeiten aus eigenem Triebe ungern, sind schwerfällig, dabei aber, sofern sie nicht Beamte oder mit Christen viel in Berührung gekommen sind, ehrlich und gerade. Sie besitzen viel gesunden Menschenverstand und ein richtiges Urtheil, aber keine Schlauheit; zu Geldgeschäften taugen sie nichts und sind meistens arm. Hauptsächlich treiben sie Ackerbau und Viehzucht; die Gewerbe aber sind meist in die Hände von Europäern übergegangen, so die Tuchfabrikation und die Seidenwirkerei. Geblieben ist ihnen nur die Teppichwirkerei, Sattlerei, das Beschlagen von Pferden und Mauleseln, Kisten machen, Verfertigen von Holzschuhen und rohen Stiefeln. Von Schifffahrt wollen sie nichts wissen, während ihnen das Geleiten von Karawanen besonders behagt. Mancherlei kommt zusammen, um sie nicht prosperiren zu lassen. Die vom Islam geforderte strenge Absonderung der Frauen verhindert, daß diese den Männern helfen und in deren Geschäften thätig sind; höchstens beim Ackerbau greifen sie mit an. Die Schulen sind bodenlos schlecht; wenige Türken bringen es zum Lesen oder Schreiben ihrer eigenen Sprache. Auf ihnen allein ruht die ganze Last der Militäraushebung; nur wenige sind wohlhabend genug, sich davon loszukaufen zu können. Mit 18 Jahren heirathen sie, mit 21 bis 22 werden sie ausgehoben und damit die Ehe auf lange Jahre getrennt. Die Folge davon ist, daß die Frauen unsittlich werden und schließlich zur Abtreibung der Leibesfrucht schreiten, ein Laster, das nicht nur bei Soldatenfrauen oder in den niederen Volksklassen, sondern in allen türkischen Häusern, auch in den besten, gang und gäbe und die Hauptursache ihres Aussterbens ist. Aushebung und Verarmung kommen dazu. Die Griechen dagegen sind meist äußerst schlau und haben sich des ganzen Handels und der Schifffahrt bemächtigt. In jedem Türkendorfe findet sich wenigstens ein Grieche, der einen kleinen Kram- und Schnapsladen hält; er allein wird reich, während alle Türken verarmen. Sie sind außerordentlich thätig, strebsam und lernbegierig. Kein griechisches Dorf ist ohne Schule, und für diese, die Kirche und Hospitäler wird kein Geld gescheut. In den Städten sind die Griechen mit Vorliebe Aerzte, Advokaten, Lehrer, dann Kaufleute und Handwerker. In religiösen Dingen sind sie unduldsamer, als die Türken, aber ohne inniges religiöses Gefühl. Doch führt ihnen ihre Konfession eine Menge slavischer, meist bulgarischer, und auch walachischer Elemente zu, welche bald die griechische Sprache sowie griechische Namen annehmen und zu Griechen werden. Viel halten die Griechen auf ihre Sprache und deren Reinheit; ihre Nationaleitelkeit ist schrankenlos und selbstverständlich erscheint ihnen, daß die ganze europäische Politik sich nur um Hellas dreht. Aber Achtung erweckt es, daß die Griechen in Smyrna allein jährlich fast $\frac{3}{4}$ Millionen Mark für ihre Schulen, Gymnasien &c. aufbringen.

Wo zwei solche Völker zusammen wohnen, ist es um das eine geschehen. Man kann fast berechnen, wie lange es noch dauern wird, bis das ganze Land vom Marmara-Meere bis hinunter nach Lykien von Griechen bewohnt sein wird, bis die Türken ganz vertrieben sein werden. Letztere müssen ihre Aecker verkaufen, und wer sie kauft, ist immer ein Grieche; Türkendörfer verschwinden nach und nach, theils verdrängt, theils von selbst, und Griechendörfer entstehen. Das beweisen die zahlreichen Friedhöfe, zu denen das Dorf fehlt, und dessen Name Niemand weiß; das beweisen die Obstbäume und die Mauerreste, die sich auf hohen Gebirgen oft mitten im Walde finden. Die Stadt Aivalyk, gegenüber von Mytilene, wurde in den zwanziger Revolutionsjahren von den Türken des benachbarten Ajasmat gänzlich zerstört und ihre Oel- und Weinberge annektirt. Heute wohnen wieder 35 000 Griechen in Aivalyk, keine Türken, und die Stadt Ajasmat ist heute ein Dorf von 20 armseligen Hütten, hat aber einen türkischen Friedhof, der $\frac{1}{2}$ Stunde lang ist; alles

bebaute Land auf Stunden im Umkreise gehört wieder den Aivalioten. Dikeli, Pergamons Hafen, vor 15 Jahren ein Dorf von zehn Hütten, ist heute von 4000 Griechen bewohnt. Pergamon selbst hatte vor 30 Jahren 17000 Einwohner, nämlich 15000 Türken und 2000 Griechen, Armenier und Juden; heute wohnen dort 8000 Türken und 8000 Griechen. Die Insel Chios, deren sämmtliche griechische Bewohner während der griechischen Revolution umgebracht oder in die Sklaverei verkauft wurden, zählt heute 60000 Einwohner, darunter nur 5000 Türken, wenige Armenier und Juden, alles übrige Griechen. Besonders rasch ist das Vordringen der Griechen aber in Smyrna. Dabei vollziehen die Griechen diesen Kampf ums Dasein meist, ohne sich der Sache selbst bewußt zu werden; jeder wohnt in seinem Dorfe und geht nur seinen Geschäften nach. Aber an ein Wiederaufblühen der Türken hier ist nicht zu denken. Seit dem letzten Kriege hat sich denn auch der mohammedanischen Bevölkerung eine dumpfe Verzweiflung bemächtigt; der Erregung ist die tiefste Apathie gefolgt; kein vernünftiger Türke glaubt mehr an den Bestand der Herrschaft; die Erpressung der Behörden und die Rechtslosigkeit haben ihren Höhepunkt erreicht, und die darunter am meisten leiden, sind die Türken, weil die anderen meist schlau genug sind, zur rechten Zeit vorzubeugen, wozu der Türke oft zu stolz ist.

Inseln des Stillen Oceans.

— Professor Bastian traf im April, von Neu-Seeland kommend, in Honolulu ein, benutzte seinen Aufenthalt auf Hawaii zu ethnologischen Studien und fuhr am 10. Mai weiter nach S. Francisco. Er ist seitdem, wie bekannt, zu Anfang August von seiner zweijährigen Reise um die Erde wieder in Berlin angelangt.

Australien.

— Wenn gewisse Leute Auswanderungslustigen noch immer Australien als ein Eldorado anempfehlen, so steht damit das unter der dortigen arbeitenden Klasse herrschende Elend in grellstem Widerspruche. Arbeit für einen solchen Lohn, daß ein Mann mit seiner Familie davon leben kann, ist schwer zu finden. Hunderte von Arbeitern suchen vergeblich nach Verdienst, belagern die Regierungsgebäude und verlangen Brot für die Ihrigen. Es ist dies zum großen Theile die Folge der freien Einwanderung aus Europa, welche die australischen Kolonien auf Beschluß ihrer Parlamente (die darin sitzenden reichen Herren wollen billige Arbeitskräfte) viele Jahre hindurch europäischen Auswanderern fast ohne Beschränkung zu Gute kommen ließen.

In höchst unwahrer, unbegründeter Weise hat man diese Arbeiternoth in Australien mit den dort eingewanderten Chinesen in Verbindung gebracht. Der Jan Hagel, welcher in diesen Kolonien ein besonders ausgearteter ist, erlaubt sich unter dieser falschen Annahme die rohesten und grausamsten Handlungen gegen dieselben. Die Beispiele, welche wir anführen könnten, sind so empörend, daß man dabei eher an Bestien, denn an Menschen denken muß. Diese Erbitterung gegen die Chinesen, welche in der That die harmlosesten Menschen sind, hat selbst bei Parlamentsmitgliedern Eingang gefunden, indem sie, unbekümmert um das internationale Völkerrecht, den Antrag stellten, daß in Zukunft die Chinesen beim jedesmaligen Eintritt in eine der Kolonien mit einer Kopfsteuer von 10 Pf. St. belegt werden. Und auf öffentlichen Meetings wurde beschlossen, daß bei den nächsten Parlamentswahlen nur solche Kandidaten berücksichtigt werden sollen, welche energischen Maßregeln gegen die Einwanderung der Chinesen ihre Unterstützung zusagen. Auch ist in einzelnen Kolonien, wie in Süd-Australien, bereits durchgesetzt, daß bei öffentlichen Arbeiten keine Chinesen mehr Anstellung finden.

Wenn es gleich richtig ist, daß die Chinesen bei ihren viel geringeren Bedürfnissen auch billiger arbeiten können, so steht es doch eben so fest, daß sie den europäischen Arbeitern in Australien kaum eine Konkurrenz machen. Eine genaue Nachforschung, welche die Regierung der Kolonie Victoria, wo sehr viel in Chinesenverfolgung gemacht wird, über die Zahl und Beschäftigung derselben in den einzelnen Kolonien neuerdings hat anstellen lassen, beweist dies zur Evidenz. Wir entnehmen aus der dem Parlamente in Melbourne darüber zugegangenen Vorlage folgende Einzelheiten.

Im Jahre 1859 belief sich die Chinesenbevölkerung in Victoria auf rund 46000, hat aber von da ab kontinuirlich abgenommen und beträgt zur Zeit nur noch 13000. Die Gesammtzahl der Chinesen in allen australischen Kolonien beträgt gegenwärtig 44270 und zwar in Queensland 14524, in Victoria 13000, in Neu-Süd-Wales 9500, in Neu-Seeland 4433, in Süd-Australien und Port Darwin 2000, in Tasmanien 750 und in West-Australien keine. In der City of Melbourne leben 500 und in den Vorstädten 380 Chinesen. Von diesen konkurriren nur 66 (Tischler) mit Europäern, während die Uebrigen als Gärtner und Hausirer beschäftigt sind oder sich Arbeiten unterziehen, welche Europäer verweigern würden. Dies ist das aus der Untersuchung gewonnene Resultat, und darüber so viel Geschwätz und Lärm!

Vermischtes.

— Der dänische Orlogschuner „Ingolf“, Kapitän Mourier, hat im Juni und der ersten Hälfte des Juli 1879 hydrographische Untersuchungen in der Dänemark-Straße zwischen Island und Grönland ausgeführt, über welche nach dem Originalberichte Maurier's Petermann's Mittheilungen (26, S. 311) Näheres enthalten. Es ist dadurch die Existenz eines unterseeischen Rückens zwischen Island und Ost-Grönland nachgewiesen, der wahrscheinlich nirgends tiefer als 300 Faden liegt, nach Norden und Süden jedoch von größeren Tiefen begrenzt wird. Ob derselbe bis an die Küste von Grönland heranreicht, ist noch nicht erwiesen, aber sehr wahrscheinlich. Es ergab sich ferner, daß „das eiskalte Bodenwasser des Polarmeeres wahrscheinlich nirgends, jedenfalls aber nur in sehr geringen Mengen diesen Rücken überschreitet, daß derselbe also die Tiefen des Polarmeeres von denen des Atlantischen Oceans vollkommen scheidet, und der Polarstrom, nachdem er den Rücken passirt hat, auf einer Bodenschicht von warmem Wasser nach Süden fließt. Wahrscheinlich ist derselbe eine Fortsetzung des Shetland-Färö-Island-Rückens, welcher in derselben Weise den Atlantischen Ocean vom Polarmeere scheidet. Für Island hat dieser Rücken eine hohe Bedeutung, indem er den bis zum Boden hinabreichenden eiskalten Polarstrom von seinen Küsten fernhält, welchem Umstande die Insel ihr im Gegensatze zum benachbarten Ost-Grönlande mildes Klima zu verdanken hat.“

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

VIII.

Während dieses ganzen Vormittags fuhr man durch öde Gegend, und erst gegen 2 Uhr zeigten sich an beiden Ufern einige Lichtungen und Maisfelder; die dazugehörigen Häuser indessen waren im Dickicht versteckt. Harmand ließ alsbald landen und schritt auf einem schmalen Fußpfade vorwärts, bis er zu einigen mit Mais, Gurken und Reis bepflanzten Feldern und drei Hütten gelangte, welche hoch oben auf abgeschnittenen Baumstämmen errichtet waren. Dort traf er drei Kinder und eine Frau; ob sie jung oder alt war, war nicht zu unterscheiden, so dick waren ihre Züge mit Schmutz und Rauch bedeckt. Die Kinder waren trotzdem, wie bei allen indochinesischen Völkern, nieblich und von angenehmer Physiognomie; sie werden indeß bei eintretender Mannbarkeit bald häßlich: die Nase plattet sich ab, die Backenknochen treten hervor, das Gesicht wird breit und kurz, während die Augenlidspalten in ihrem Wachsthum still zu stehen scheinen. Die Frau hatte in ihrem ungepflegten Haare eine große Messingnadel stecken und war nur mit einem etwa zwei Hände großen Stück Baumwollenzeug bekleidet, welches nur der Form wegen da zu sein schien, so durchlöchert war es. Beim Anblick des Weißen ergriff die ganze Familie schreiend die Flucht, kletterte geschickt wie Affen zur nächsten Hütte hinauf, zog die Leiter hinter sich her und begann bald darauf um Hülfe zu schreien. Harmand sandte nun seine Annamiten auf Kundschaft aus, und diese brachten auch bald einen Mann herbei, der etwas Laosblut in den Adern zu haben schien und sich mit Harmand's Ruderern etwas verständigen konnte. Alles aber, was aus ihm herauszubringen war, bestand darin, daß es weit und breit keinen Reis mehr gäbe und daß sie, die Khâs, selbst noch drei Monate bis zur nächsten Ernte warten und ihr Leben inzwischen mit dem, was sie im Walde fänden, fristen müßten. Und doch hatte man dem Reisenden in Song-Khôn gesagt, daß er bei den Wilden leicht seine Provisionen werde erneuern können! Am Abend wurde bei sechs Hütten Halt gemacht, welche den Namen Themep führten. So hatte auch schon das vorhergehende Dorf geheißen; da aber die Hütten eines Dorfes oder richtiger Stammes je nach dem Bedürfnisse der Vertheidigung oder der Landbestellung bald näher zusammenstehen, bald über eine weite Fläche vertheilt sind, so mag das seine Richtigkeit haben. Ob aber das Dorf nach dem Stamme, den Khâs Themep, heißt oder dieser nach jenem, vermag Harmand nicht zu sagen. Büffel besaßen diese Wilden in Menge, aber von Reis war nicht ein einziges Körnchen aufzutreiben.

Der 28. Juni ging fast ganz mit der Passage der schwierigen und gefährlichen Stromschnelle Kheng-Se-Metch verloren, wobei die Boote gänzlich entladen werden mußten, und zwei Leute beinahe ihr Leben eingebüßt hätten. Jenseit dieser Stelle war der Strom wieder so ruhig und so glatt wie ein Spiegel und bildete eine Art See von 400 m Breite, der ringsum von majestätischem Walde eingefaßt war. Derselbe reichte zwar bis an das Wasser heran, war aber nur von geringer Breite, und jenseit dehnten sich wieder die

schrankenlosen Waldlichtungen mit ihren verkrüppelten Bäumen und ihrem Teppich von Zwergbambus aus.

Gegen Abend wurde vor einer Art Verschanzung Halt gemacht; dieselbe bestand aus einer dichten Hecke von Dorngestrüpp und Baumstämmen und war von einer Art Glacis, der dicht mit in die Erde gesteckten spitzen Bambustücken bewehrt war, umgeben. Auf einem schmalen, ebenso ausgestatteten Pfade gelangte Harmand mit großer Vorsicht an ein fest verbarrikadirtes Thor, zu welchem ein kurzer Gang aus Baumstämmen, der oben mit Zweigen und Dornbündeln bedeckt war, führte. Dadurch war jeder Versuch einer Uebersteigung des Thores von vornherein abgeschnitten. Drinnen befanden sich wohl Leute, aber Niemand wollte sich zeigen, so laut auch die den Reisenden begleitenden Suës riefen. Als auch keine Antwort kam, nachdem Harmand zwei Messer und einen kleinen Spiegel über das Thor hineingeworfen hatte, ließ er durch einen Suë (die Sprache dieses Stammes ist derjenigen der Khâs nahe verwandt) verkünden, daß er das Thor mit seinem Waldmesser zerhauen werde, wenn man ihm nicht gutwillig öffne. Aber erst beim zweiten oder dritten Schlage näherte sich vorsichtig ein kleiner elender Mensch mit langen in einen Knoten gebundenen Haaren, eine Lanze mit gekrümmtem Blatte in der Hand, und öffnete zaudernd den schwerfälligen Verschluß des Thores, nahm die Faschinen und spanischen Reiter, welche dann noch den Eingang verwehrten, weg und ließ den Fremden eintreten.

Was war das für ein stupider Mensch! Wie viel



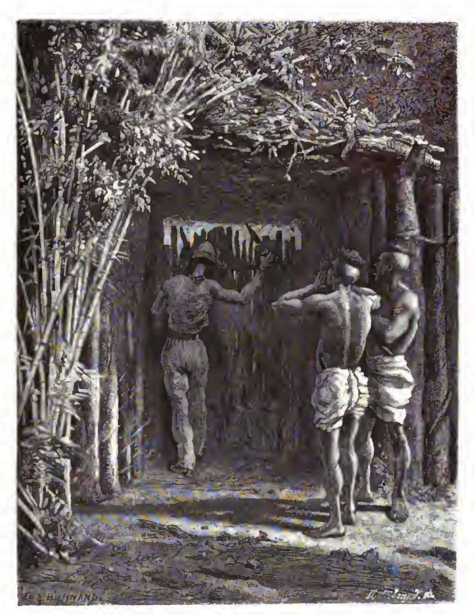
Hütte von Wilden am Ufer des Se-bang-hieng.

Mühe kostete es ihm, an seinen Fingern die Zahl der Männer in seinem Dorfe — es waren ihrer sechs — zusammenzubringen! Es müssen hier schon mittelbare Beziehungen zu Annam bestehen; denn seine Lanze war annamitischen Ursprungs, und eines der Kinder, die ebenso wie zwei Frauen später zum Vorschein kamen, trug ein halbes Dutzend Sapeken aus Zink neben Eberzähnen, Muscheln und Schuppen vom Schuppenthiere um den Hals, nebenbei gesagt, seine einzige Bekleidung. Innerhalb des Geheges standen vier Hütten, und in der Mitte eine hohe Plattform zur Umschau, wie meist in diesen Dörfern. Ebenso fanden sich hier die überall gebräuchlichen Zaubermittel und die Gegenstände zur Abwehr böser Vorbedeutung und fremder Zauberei. Alle Geschenke des Reisenden wiesen diese Wilden zurück und wollten ebenso wenig etwas verschenken oder vertauschen, selbst nicht Dinge ohne Werth, wie Brennholz; das wäre ganz gegen ihre Gebräuche, sagten sie, und würde ihnen eine Epidemie auf den Hals laden. Nur die Frauen ließen sich zuletzt bewegen, einige Ellen Messingdraht anzunehmen. Nur mit Widerstreben willigte der Mann darein, sich den Kopf messen zu lassen; dabei bog er ihn hartnäckig vorn über und wollte oder konnte dem Reisenden nicht ins Auge sehen. Die Suës fragte er, ob Harmand nicht der König von Bang-tôk wäre. In diesem Dorfe blieb der Reisende über Nacht. Beim Morgengrauen erschallten laute Rufe über den Fluß; es waren zwei Männer, welche auf die Jagd gegangen waren und ihre Ausbeute heimbrachten. Die Frauen holten sie über den Strom;

Wild brachten sie nicht, aber ihre Tragkörbe waren mit schlechten Früchten, Bambutrieben und wilden Yams gefüllt. Auf diese Nahrung war nun auch unser Reisender angewiesen.

Am 29. Juni ging es weiter und zwar in Begleitung eines der Dorfbewohner. Allein schon nach anderthalbstündiger Fahrt setzte eine neue Stromschnelle, Kheng Peluon, deren vier Absätze zusammen nur etwa 1 m Höhe erreichen, der weitern Fahrt ein Ende: nachdem sich die Leute eine Stunde lang vergebens abgemüht hatten, auch nur die leichteste Piroge ohne Ladung hinüberzubringen, sah sich Harmand zur Umkehr genöthigt.

Die laotischen Boote sind für Forschungsreisende zu schwer und tief, wenigstens um stromauf zu fahren; da wären die nordamerikanischen Rindencanoes am Platze. Für Thalfahrten sind die ausgehöhlten Baumstämme in-



Thor eines Dorfes der Wilden am Se-bang-hieng.

dessen unerläßlich, weil sie große Widerstandskraft besitzen und das häufige Auffahren auf Felsen und spitze Baumstämme im Flußbette ihnen wenig anzuhaben vermag. Der Mangel an besseren Nahrungsmitteln und der schlechte Zustand, in welchem sich die Bootsleute befanden, waren weitere Gründe für Harmand, die Rückreise anzutreten; hoffte er doch außerdem, bei seiner Reise nach Annam denselben Fluß noch weiter aufwärts nochmals zu Gesicht zu bekommen.

Für die beste Zeit zur Erforschung des Se-bang-hieng hält er die Monate August und September, wann der Mekhong um 7 bis 8 m gestiegen ist und dadurch die Fluthen des Se-bang-hieng zurückstaut, so daß in denselben eine gleichmäßige Strömung herrscht, die Felsriffe der Stromschnellen unter Wasser stehen, und der Reisende nicht mehr von einem Regengusse oder einigen Tagen Trockenheit abhängig ist.

Am 30. Juni kehrte Harmand so rasch als möglich nach Song-Khôn zurück, begierig zu erfahren, welches der endgültige Beschluß des Gouverneurs daselbst wäre. Unterwegs machte er nur bei einer frischen, mit Reis und Mais bepflanzten Rodung Halt, um an den gefällten Baumstämmen nach Insekten und Schnecken zu suchen; er fand dort neben einem



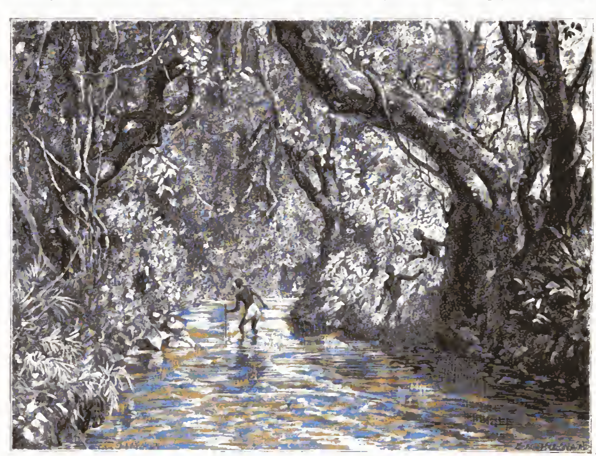
Instrument, dessen sich die Khâs beim Ackerbau bedienen.

wahrscheinlich soeben verlassenen Schuppen eine merkwürdige Flöte, ein etwa 20 cm langes Stück Bambusrohr mit vier gleich weit von einander entfernten Löchern und einem vieredigen Mundstück (Klappe) an dem einen Ende, an welches man die Lippen anlegt, um durch Blasen und Einziehen der Luft die Töne hervorzubringen. Auch aus Ochsen- und



Flöte der Khâs.

Büffelhörnern machen die Khâs ähnliche Instrumente, deren Ton sehr stark ist und weithin gehört wird. An derselben Stelle lag ein Ackerbauinstrument, welches von den Khâs statt des ihnen unzweifelhaft bekannten Pfluges gebraucht wird, eine Art zugespitzter Keule aus hartem, schwerem Holze, welche sehr geschickt in dem einen aufgespaltenen Ende eines



Ein Waldbach während der Regenzeit.

langen Bambu befestigt ist, wie es unsere Abbildung zeigt. Dieses Instrument wird gehandhabt, wie die Handramme unserer Steinsetzer; man macht damit in den fruchtbaren Thonboden der Rodungen ein Reihe von Löchern, in welche je einige Samenkörner gelegt werden, welche Sonne und Regen zum Reifen bringt. Unter strömendem Regen, welcher den Fluß — leider zu spät für seine weitere Erforschung — um mehr als drei Meter anschwellen ließ, langte Harmand am folgenden Tage in Song-Khôn an. Dort theilte ihm der Gouverneur mit triumphirendem Ant-



Wilde, die ihr Reisfeld gegen die Vögel vertheidigen.

litze mit, daß der Reisende am 4. Juli seine Träger haben sollte. Er müsse aber nach Meuong Phöng zurückkehren, um von dort in östlicher Richtung Meuong Phin zu erreichen. Ob ein direkter Weg nach letzterm Orte existirte, war nicht zu ermitteln. Zwar versuchte der Gouverneur nochmals den Reisenden von seinem Vorhaben abzubringen und hielt ihm das schlechte Wetter, die ungesunde Luft in den Wäldern, die Muskitos, Blutigel, Tiger, Elephanten und besonders die feindlichen Khäs und den Mangel an Lebensmitteln vor; allein Harmand schmiedete das Eisen, da es warm war, händigte dem Gouverneur sofort 15 Tikal (à 2,80 M.) zu Reis für die Träger ein, die ihn bis Phin begleiten sollten, und schenkte ihm den Revolver, welchen er früher schon so oft versprochen hatte, falls ihm ein Mandarin Träger nach Assam hätte geben wollen. Wie Harmand hier erfuhr, lieferten die Bewohner von Song-Khôn vor dem Kriege zwischen Assam und Siam, d. h. vor etwa 40 Jahren, an ersteres Land einen jährlichen Tribut, welcher in einem Elephanten bestand, aber dann ganz aufgehört hat. Der weiteste Punkt, bis zu welchem jetzt Annamiten kommen, ist Phin, wo sie zuweilen Büffel kaufen; sonst hat der früher so rege Verkehr zwischen beiden Ländern ganz aufgehört. Den wahren Grund davon findet Harmand in dem Institut der Sklaverei, wie sie sich bei den Laos und den Wilden findet.

Am 3. Juli vollendete er die Redaktion seiner topographischen Aufnahmen und übergab dem Gouverneur ein Packet



Aushöhlungen im Walde Döng-Kephô. (Fig. 1.)

mit Briefen und Manuskripten, damit er es nach Saigon schicke. Dasselbe traf erst ein volles halbes Jahr später in Paris ein, als der Reisende selbst. Dann brachte er sein Gepäck in Ordnung, welches jetzt nur noch aus 11 Kisten (die größten 70 cm lang, 40 cm hoch und breit), einem kleinen Koffer mit Munition, einem zweiten mit Arzneien, zwei Ballen Decken, Matten und Muskitonetzen und einem Korbe Reis bestand, für dessen Transport er sich aber dennoch auf mindestens 40 Träger gefaßt machte.

Am 4. Juli wurde der Marsch nach Song-Khôn angetreten; da aber der gerade Weg, den er früher eingeschlagen hat, jetzt vollständig überschwemmt war, mußte er einen weiten Umweg östlich um den in den letzten zwei Wochen entstandenen See Nong-Luong machen, welcher mehrere Kilometer weit sich ausdehnte und zuweilen auch noch mehr anwächst. Trotzdem er sich am Rande des lichten Waldes, der diese Wasserfläche umgiebt, hielt, mußten er und seine Trägerschaar öfters durch Sumpf und Wasser waten, was zwar ganz malerisch aussah, aber sehr umständlich war. Ueber welligen Boden, durch ziemlich verwilderte Wälder und drei kleine Suë-Dörfer erreichte man Meuong Phöng, dessen Reisfelder schon im zarten Grün zu prangen anfingen. Der dortige Gouverneur, vorher gewarnt, wagte sich nicht zu zeigen und dem Zorne des Reisenden über sein früheres Lügen zu trotzen. Doch fand er Gelegenheit, sein Benehmen wieder gut zu machen: Harmand's sämmtliche Träger entliefen ihm, und dafür stellte er 40 neue und zwei Elephanten. 26 davon und ein Elephant trugen das Gepäck, die übrigen Salz und Reis für ihre Kameraden; denn man hatte jetzt weite öde oder von Hungersnoth heimgesuchte Strecken zu passiren, und der Reisende wollte nicht wiederum durch Mangel an Lebensmitteln aufgehalten werden.

Die Wasserläufe waren zu Gießbächen geworden und die Beete in den Reisfeldern zu Wehren; das Wasser lief über sie hinweg und ergoß sich in Kaskaden über die Felder. Kaum war es möglich, am ersten Abend (6. Juli) ein halbwegs trockenes Plätzchen im Walde für den noch kranken und angegriffenen Reisenden ausfindig zu machen und mit Aesten, Blättern und ledernen Elephantensätteln gegen weitere Regengüsse zu schützen, welche in der Nacht mit sintfluthartiger Gewalt herniederrauschten, und alles Gepäck, Waffen, Herbarium und sonstige Sammlungen durchnäßten.

Am nächsten Tage erreichte man nach Passirung eines öden, einförmigen Waldes eine kleine Ansiedelung von Khäs Te Duôn inmitten ihrer Reisfelder. Daneben besitzen dieselben ein Dorf, welches sie die größte Zeit des Jahres bewohnen, wo einige rasch wachsende Fruchtbäume, namentlich Bananen, einige Gemüse und die gemein-



Aushöhlungen im Walde Döng-Kephô. (Fig. 2.)

same Umzäunung für die Büffel sich befindet. Wenn dann die Zeit zum Aussäen und Umpflanzen des Reises kommt und später diejenige, wo es gilt, die Ernte gegen die räuberischen Angriffe der langschwänzigen Papageien, Webervögel u. s. w. zu schützen, dann ziehen die Familien mit dem nöthigsten Hausrathe auf ihre Felder, nachdem sie ihre gewöhnlichen Wohnräume verbarrikadirt haben. Diese Khäs, die sich sonst wenig von den anderen unterscheiden, nur daß sie weniger wild sind, haben fast dieselben Sitten und Gebräuche, wie die Laos, ausgenommen das Institut der Bonzen. Außer dem Reisbau kennen sie keine Industrie; dafür scheinen sie große Jäger zu sein. Sie besitzen einige schlechte Flinten und besonders Armbrüste und große Speere mit sehr dickem Eisen. Am selben Abend marschirte die Expedition noch bis zu dem Zusammenflusse des Se-Kong-Khâm und des Baches Bô-loeil, welche trotz ihrer geringen Breite (50 bis 60 m) so angeschwollen und reißend waren, daß man sie nicht durchwaten konnte. Harmand suchte nun einen mächtigen Baum am Ufer aus und gab Befehl, ihn zu fällen und als Brücke zu benutzen, was die dortigen Eingeborenen mit großer Geschicklichkeit und Schnellig-

keit auszuführen verstehen. Kaum aber waren die ersten Streiche geführt, als einige bis dahin sich versteckt haltende Wilde zum Vorschein kamen und unter Anzeichen heftigster Erregung vor dem Reisenden auf die Kniee stürzten. Mit vieler Mühe brachte man heraus, daß es ein heiliger Baum sei, dessen Vernichtung unsagbares Unheil im Gefolge haben werde. Da sie zudem bestimmt versicherten, daß das Wasser am folgenden Tage gefallen sein werde, ließ sich der Reisende bestimmen, den Baum zu schonen und mit den Wilden in ihr Dorf, Na-Thông mit Namen, zu gehen und dort zu übernachten.

Am 8. Juli durchzog man einen schönen Wald, den Dông-Kephô, welcher nur von einer mächtigen Bank gelblichen und rothen Sandsteins, einem sehr merkwürdigen, aber schwer zu erklärenden geologischen Vorkommen, unterbrochen wurde. An der Oberfläche dieser etwa 700 bis 800 m Areal messenden, leicht geneigten Bank fanden sich kreisrunde Oeffnungen, die von einem dicken Wulst umgeben waren, welcher von mehr oder weniger sich verzweigenden Spalten durchsetzt war. Die Oeffnungen führten zu einer 2 bis 3 m tiefen, flaschenförmigen Höhlung mit vollkommen glatten Wänden, auf deren Grunde zwei oder mehr Sandsteinblöcke lagen (S. 230, Fig. 1). Offenbar sind die Höhlungen durch die wirbelnde Bewegung der vom Wasser getriebenen Steine entstanden. Aber woher kam das Wasser, da sich jetzt kein einziger Bach in der Nähe befindet, und woher der Wulst mit seinen merkwürdigen Spalten? Das Phänomen ist nicht von hohem Alter; denn einige der Löcher sind zwar mit Schutt und Vegetabilien gefüllt, andere aber noch in vollkommen reinem und sauberm Zustande.

Einiges über die Turkmenen.

II.

Die Turkmenen aller verschiedenen Stämme leben durchweg in gleicher Weise. Eine eigentliche Obrigkeit giebt es bei ihnen nicht. Ein jeder Turkmene ist vollkommen frei und unabhängig. Das einzige, was sie achten, ist die Macht und die Sitte, „Adat" genannt. Sie handeln ausschließlich in ihrem eigenen Interesse; allgemeine Interessen kennen sie gar nicht. Deshalb bekriegen sich die einzelnen Stämme ganz rücksichtslos unter einander. Der Adat — die Summe aller durch althergebrachte Bräuche und Sitten festgesetzten Bestimmungen — regelt auch nur die Verhältnisse der Eltern zu den Kindern, giebt Anweisungen für Eheschließungen, Beerdigungen, für verschiedene Feste, für das Verhalten auf Raubzügen, die Theilung der Beute u. s. w. Hier ist überall das persönliche und höchstens das Familieninteresse berücksichtigt. Um das allgemeine Wohl kümmert der Adat sich nicht. Nur die Besserung der das Land berieselnden Kanäle und die Nutznießung des Wassers gilt als eine alle in gleicher Weise interessirende Angelegenheit, über welche bestimmte Regeln existiren.

Um dafür zu sorgen, daß diese allgemeinen Regeln in Bezug auf das Wasser, ferner auch die Regel in Bezug auf die Benutzung des Landes, wirklich beobachtet werden, wählen die Turkmenen aus ihrer Mitte sogenannte Aksakaly und Chane; bei den chiwesischen und an der persischen Grenze lebenden Turkmenen heißen diese Kjätchuda. Eine eigentliche Macht üben diese Chane niemals aus; sie können keinen einzigen Turkmenen zu irgend etwas zwingen. Freilich genießen einige dieser Chane einen großen Einfluß, durch welchen sie im einen oder andern Falle bei allgemeinen Unternehmungen wirken, aber dieser Einfluß ist noch lange keine Macht, welche zwingend wirkt.

Die Turkmenen sind Mohammedaner und zwar Sunniten. Mullahs giebt es wenige unter ihnen; die Turkmenen legen den geistlichen Personen als solchen, ganz einerlei, ob es fremde oder ihre eigenen sind, keine große Bedeutung bei. Ist der Mullah klug, ist er der Rede mächtig, weiß er überall zu helfen, so wird er mitunter zu einer einflußreichen Persönlichkeit: er heißt dann Ischan, d. h. der Auserwählte Gottes, welchem alles glückt. Aber der Ischan muß, um einflußreich zu bleiben, auch Takt und Menschenkenntniß besitzen; nicht jede Angelegenheit ist geeignet, seine Vermittelung zu beanspruchen, deshalb muß er vorsichtig sein und wissen, wann er sich nicht in die Sachen seiner Brüder einzumischen hat. — Bei Ueberfällen und Plünderungen wählen sich die Turkmenen einen oder zwei Anführer, Serdar, erfahrene Leute, welche namentlich die Wege kennen. Gewöhnlich fordern solche Serdari selbst ihre Kameraden zu einem bestimmten Zuge auf. Auf dem Raubzug gehorchen alle dem Serdar, bei der Theilung der Beute erhält der Serdar einen besondern Antheil, aber mit Beendigung des Raubzugs geht auch seine Macht zu Ende.

Die Turkmenen leben so ohne Herrscher, ohne Standesunterschied in äußerst einfachen gesellschaftlichen Verhältnissen, welche erst jetzt allmälig durch den Einfluß der Mullahs sowie durch die stetigen Beziehungen mit den umwohnenden staatlichen Komplexen sich etwas erweitern. — Jetzt ist alles noch bei den Turkmenen in stetigem Wechsel begriffen; nur die Familie ist das einzig Beständige, weil der Mullah die Ehen verknüpft. Festen Landbesitz hat eigentlich kein Turkmene; nur wo in den Ansiedelungen Gartenbau und Obstzucht betrieben wird, fängt der Begriff des privaten Landeigenthümers an sich auszubilden.

Die Turkmenen sind nüchtern, enthaltsam und nicht ausschweifend; ihre Weiber sind nicht so zügellos in ihren Sitten und Begierden wie bei den benachbarten Persern, Chiwesen und Bucharen. Der Turkmene besitzt nur eine Leidenschaft, welcher er sich ganz hingiebt, das ist der Raub — alle Zeit, welche die Beschäftigung mit der Viehzucht und dem gering entwickelten Ackerbau freiläßt, ist dem Raube gewidmet. Diese Beschäftigung allein fesselt den Turkmenen. Freilich sind auch alle Bedingungen dazu da, um die Turkmenen zu principiellen Räubern zu machen. Zu jagen giebt es nichts. Die ganze Niederung zwischen dem Aral-See und dem Amu-Darja einerseits und dem Kaspischen Meere andererseits ist eine Wüstenei im wahren Sinne des Wortes. Entweder Sand mit wenigen spärlichen Pflanzen oder fester steinharter Boden ohne jegliche Vegetation — der Huf der Pferde hinterläßt keine Spuren. Wasser ist nur in den einzelnen Brunnen, und solche Brunnen giebt es nicht überall, z. B. auf der ganzen Wegstrecke von

Chiwa nach Merw (400 Werst) giebt es keine Brunnen. Die ganze Steppenvegetation genügt nur für die Kameele, wilden Esel und für die Steppenziegen. — Nur an der Mündung des alten Flußbettes des Amu-Darja bis hinauf zu dem Brunnen Igdy und ferner in der Chiwaschen Oase bis zu den Seen von Sary-Kamysch ist etwas Wasser und deshalb auch Pflanzenwuchs zu finden; auf der Strecke zwischen Sary-Kamysch und Igdy ist das Flußbett vollkommen trocken. — Wilde Esel und Steppenziegen sind nur am Ufer des Kaspischen Meeres und auch am alten Flußbett anzutreffen, wo sich Wasser ansammelt; ein Jagdgebiet mit jagdbaren Thieren fehlt den Turkmenen durchaus.

Was blieb dem Turkmenen übrig? Er wurde — und ist es noch — Räuber und Plünderer par excellence. — Sein Auge ist geschärft, alle seine Sinne entwickelt, seine Fähigkeit, sich in der Steppe ohne Weg und Steg zurechtzufinden, ist bewunderungswürdig und erstaunlich. Das stete Leben in der Steppe hat die Turkmenen sehr enthaltsam in Betreff ihrer Nahrung gemacht; das Leben in der Steppe hat in ihnen die große Liebe zu ihren Pferden entwickelt. Ohne Pferd ist das Leben in der Steppe eben ganz unmöglich. Nur das Pferd kann so schnell die große Entfernung zwischen zwei Brunnen zurücklegen; das vermag das Kameel niemals. Das turkmenische Pferd ist äußerst ausdauernd und stark; es kann mehrere Tage hinter einander 70 bis 80 Werst, ja im Nothfall sogar 100 Werst täglich machen. Das Kameel muß nach dem angestrengten Marsche eines Tages am folgenden Tage sich erholen. Alle Sorge und alles Sinnen des Turkmenen ist daher auf die Erziehung seiner Pferde gerichtet. Alle Turkmenenstämme zeichnen sich durch vortreffliche Pferde aus, am meisten berühmt sind aber die Pferde der Tekinzen. — Wenn die Turkmenen eine weite Strecke sehr schnell zurücklegen müssen, so reiten sie auf zwei Pferden, zeitweilig auf einem Pferde und lassen das andere ledig nebenher laufen, und nach einer bestimmten Strecke wechseln sie die Pferde; im Allgemeinen werden aber solche forcirte Ritte selten unternommen.

Den benachbarten Völkern gegenüber, welche, wie die Perser, Bucharen und Chinesen, im Allgemeinen friedliebend und nicht kriegerisch sind, hatten die Turkmenen von jeher keinen sehr schweren Stand. Doch kann man dem Turkmenen eine gewisse Kühnheit nicht absprechen; freilich ist es die Kühnheit eines Diebes, nicht die offene Kühnheit eines Mannes, der die Gefahr kennt und kaltblütig ihr entgegensieht.

Auf ihren Raubzügen kümmern sich die Turkmenen um weiter nichts als ihre Beute. Ein turkmenisches Sprichwort sagt: „Der Turkmene zu Pferde kennt weder Vater noch Mutter.“ Ein Menschenleben ist dem Turkmenen sehr gleichgültig; er mordet ohne viel Bedenken einen Menschen, als ob er einen Schafbock tödtete. Wie viele Gefangene sind von den Turkmenen hingemordet, nur weil sie ihnen beim Marsche hinderlich waren! In Mittel-Asien gilt ein Menschenleben nicht viel. Und zum Entgelt verfahren die Nachbaren der Turkmenen, wenn die letzteren in ihre Hände fallen, mehr als grausam. Im Jahre 1861 wurden 100 Turkmenen bei Meschhed von den Persern gefangen; man ließ sie an Händen und Füßen gefesselt die ganze Strecke von 1000 Werst bis Teheran zu Fuß laufen. Der Schach, unzufrieden über den Mißerfolg seiner von den Turkmenen aufs Haupt geschlagenen Armee, wollte an den Gefangenen seine Wuth auslassen und zugleich seinem Volke ein Schauspiel geben. Er ließ die unglücklichen Opfer an die Stadtmauer binden und in einer Entfernung von 300 Schritt auf sie schießen. Das im Schießen völlig ungeübte Militär fehlte meist — das Blutbad ging nur langsam vor sich. Die in Teheran anwesenden Gesandten machten Vorstellungen; das Einzige, was sie erreichten, war, daß das Militär näher rückte — erst am späten Abend waren alle armen Opfer getödtet! Im Jahre 1875 war der Bruder des jetzt regierenden Schach von Persien Chef der Provinz Chorassan; als er nach Meschhed kam, wurde seine Anwesenheit gefeiert — man hob 20 unglückliche turkmenische Gefangene, einen nach dem andern, auf die Spitze von Bayonetten und tödtete sie auf diese unmenschliche Weise. Der Letzte, der die Qualen aller seiner ihm vorausgehenden Brüder ansehen mußte, bat um Schonung, er wollte sich um 2000 Toman (circa 16 000 Mark) loskaufen. Alles vergeblich; er sollte, wie bestimmt, dem Tode durch das Bayonett überliefert werden. Aber es kam nicht dazu; Angesichts des Herrschers und des ganzen Volkes sank er plötzlich todt zu Boden — die Furcht vor qualvollem Tode hatte ihn überwältigt.

Die Turkmenen sind noch grausamer und härter als die Perser; sie sind ein urwüchsiges Volk, dessen Anschauungen heute noch dieselben sind wie zur Zeit Tschingis-Chan's und Tamerlan's. Hier einige Beispiele: Auf der Insel Aschur-ada, woselbst eine russische Marinestation existirt, wohnte ein Turkmenen-Chan mit zwei Söhnen im Alter von 10 und 6 Jahren. Der ältere war ein stiller und sanfter Knabe, den der Vater nicht besonders liebte; der jüngere mit Namen Sardar war wild und der Liebling des Vaters. Der jüngere fand ein besonderes Vergnügen darin, alles Lebende zu zerstören. Einst jagte er einem Huhn nach; weil das Huhn ihm entlief, so warf er sich, in wahnsinnige Wuth gerathend, auf den Boden, mit Händen und Füßen strampelnd, immer nach dem Huhn verlangend. Der Vater erscheint und läßt, nachdem er den Grund des Kummers seines Lieblings erfahren, dem Knaben sofort ein Huhn reichen. Der Kleine ergreift das Huhn, dreht ihm den Hals um und reißt den Kopf ab — und ist nun völlig beruhigt. Und der Vater streichelt seinen lieben Sohn und lobt ihn: „Du bist ein braver Junge!“ — Dieser selbe sechsjährige Knabe rieth seinem Vater, bei einem Nachbar einen Bilderrahmen zu stehlen, weil er ihn für golden hielt, und der Vater freute sich, daß die angeborene Fähigkeit sich so früh bei demselben entwickelte.

Im Jahre 1867 ließ der Gouverneur von Asterabad, Mulkan, einen einflußreichen Turkmenen, einen gewissen Schawal-Chan, ergreifen und erschießen. Im Winter überfielen die Turkmenen das 20 Werst nördlich von Asterabad gelegene persische Dorf Surchan-Kelja, mordeten und plünderten; unter den Gefangenen, welche heim in den Turkmenen-Aul geschleppt wurden, war der junge Sohn des Dorfbesitzers Abdur-Semet-Chan. Da erschien die Wittwe des erschossenen Turkmenen vor dem Anführer des Raubzuges und forderte den jungen Knaben, um an ihm als an einem Perser Rache für den getödteten Mann zu nehmen. — Sultan Mamed-Chan antwortete: „Weib, Du hast Recht, nimm den Perser!“ Und das Turkmenen-Weib nahm den Knaben, schnitt mit eigener Hand dem lebenden Opfer das Herz aus der Brust und warf die Leiche den Hunden vor.

Aehnliche Fälle der Grausamkeit, der Hinterlist und der Rachsucht erzählt Baron Bode.

* * *

Früher, so lange es von der Mündung der Emba bis zum Südufer des Kaspischen Meeres noch keine russischen

Niederlassungen gab, waren die Turkmenen die alleinigen Herrn der Steppe. Sie überfielen und plünderten alles. — Karawanen konnten kaum von Orenburg nach Chiwa gelangen. Die Turkmenen plünderten Freund und Feind, fremde und eigene Stammesgenossen ohne Unterschied. Am meisten hatten aber zu leiden die nördlichen und nordöstlichen Provinzen Persiens — Chorassan. Hierher wandten sich die Jomuden und Goklanen, die Tekinzen von Achal und von Merw, die Salyren und Sarykten. Der ganze Norden und Osten Chorassans bis zur Grenze von Herat wurde schwer heimgesucht — nur die Trümmer früherer Dörfer sind jetzt zu finden. In einem einzigen Bezirk am linken Ufer des Herri-rud, wo man bis 460 Dörfer gezählt, sind jetzt keine 20 zu finden. — An der chiwesischen und bucharischen Grenze sind die Ueberfälle nicht so heftig, weil die Chane jener Reiche die an ihrer Grenze lebenden Turkmenen beherrschen und als Schutzwehr gegen andere feindliche, z. B. gegen die Tekinzen, gebrauchen. Trotzdem sind auch diese Gebiete bis in die jüngste Zeit nicht verschont geblieben; so wurde noch im Jahre 1876 die Stadt Pitnak am Amu-Darja von den Tekinzen geplündert; im Jahre 1877 wurde eine Karawane 70 Werst von Kunja-Urgendsch niedergemacht.

Durch das Vorgehen der Russen sind nun die Turkmenen sehr beschränkt worden. Seit der Besitznahme von Krasnowodsk und Tschikischljar sind die kaspischen Jomuden, welche von Norden her durch die Russen, von Osten her durch die Achal-Tekinzen, von Süden her durch die Perser in Schach gehalten werden, gezwungen worden, ihre frühere Lebensweise aufzugeben. Rauben können sie nicht mehr, sie sind zum Ackerbau und zur Viehzucht genöthigt und nur selten versuchen sie in die nördlichen Ortschaften der Provinz Asterabad einzufallen.

Die Goklanen, zwischen den Achal-Tekinzen und den Jomuden eingezwängt, sahen sich schon früher gezwungen, den Persern sich freundlich zu nähern; sie zahlen, wie schon oben bemerkt, an den Chef des Gebiets von Budschnurd einen Jahrestribut von 24 000 Tuman (etwa 144 000 Mark).

Nachdem so die Jomuden und die Goklanen gebändigt sind, ist die Turkmenen-Steppe im Norden von Persien jetzt den Achal-Tekinzen und den Merw-Tekinzen, sowie den Saryken geblieben; diese sind jetzt die eigentlichen Herren der Steppe. Ohne beträchtliche militärische Begleitung kann keine Karawane die Steppe passiren: aller Karawanen-Verkehr zwischen Krasnowodsk und Chiwa, zwischen Chiwa, Buchara und Persien ist aufgehoben. — Selten, daß eine Karawane sich ungefährdet durchschleicht. Aber da es im Norden jetzt nicht viel zu holen giebt, so haben sich die Tekinzen ganz nach Süden gewandt; der Norden von Persien von Meschhed bis Schachrud hat unsäglich von ihnen zu leiden. Die Merw-Tekinzen dringen mit der größten Kühnheit sogar bis 1000 Werst südlich von Merw nach Persien ein. Die persische Regierung versteht das ganze etwa auf 1000 Werst sich ausdehnende Grenzgebiet nicht sonderlich zu schützen; sie überläßt es den Provinzen Kutschan, Budschnurd und Dereges selbst sich zu schützen, so gut sie können. Im Allgemeinen sind aber die Perser als Soldaten gegenüber den Tekinzen nicht sehr brauchbar und die Tekinzen gehen nur zu oft als Sieger aus den Kämpfen mit dem persischen Militär hervor. — Die Perser können sich nicht schützen; der Norden Persiens verödet immer mehr und mehr.

Die Tekinzen werden nur dadurch bezähmt werden, daß das ganze Gebiet der Turkmenensteppe vom alten Flußbett des Amu-Darja bis zur nördlichen Grenze Persiens in die Gewalt der russischen Regierung gelangt. — Die persische Bevölkerung an der Grenze hofft nur von den Russen allendliche Befreiung von den ewigen Plagen der Tekinzen. Als der Verfasser dieser Mittheilung, Hr. Petrusewitsch, die nördlichen Provinzen Persiens bereiste, wurden immerfort darauf bezügliche Fragen an ihn gerichtet, aus denen er ersah, daß die Perser fest überzeugt seien, wie nur die Russen ihnen helfen könnten.

Die Tekinzen fürchten den Andrang der Russen, namentlich seit der Expedition gegen Chiwa; sie haben mehrfach Miene gemacht, mit der persischen Regierung Frieden zu machen, sich gegen gewisse Bedingungen zu unterwerfen, aber zu einem regelrechten Abschluß ist es bisher nicht gekommen. — Für die Russen wäre das keineswegs zweckmäßig, weil die persische Regierung die Tekinzen doch nicht im Zaum halten könnte, und letztere Persien schonen, sich aber mit aller Kraft auf den Norden werfen und diesen beunruhigen würden. — Und das ist gerade, was die Russen nicht zulassen dürfen.

Der Handelsweg vom Kaspischen Meer bis zum Amu-Darja muß frei sein, damit die russischen Produkte ungehindert auf den Markt Centralasiens gelangen können.

Und es wäre zu wünschen, daß diese Zeit bald erreicht werde; daß die Tekinzen vom Achal und vom Merw ebenso aus Räubern zu friedlichen Viehzüchtern und Ackerbauern würden, wie die Jomuden und Goklanen es bereits sind.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

I. Der Donon. (Zweite Hälfte.)

Wir überblicken also vom Donon aus den ganzen Bau des Gebirges in seiner charakteristischen Verschiedenheit, und gerade hierdurch ist die Aussicht von diesem Gipfel so belehrend. Wollen wir sie vollständig begreifen, so müssen wir die Eigenart der Gesteine, welche die Vogesen bilden, die geognostische Beschaffenheit des Gebirges kennen lernen. Während wir die Südvogesen vorwiegend aus krystallinischem Massengestein (Granit und Verwandte) und aus sedimentären Gesteinen bestehend finden, welche älter oder gleichzeitig, oder unmittelbar jünger sind als die Steinkohlen, gehört der Donon und seine Umgebung, gehört der ganze Zug vom Ormont (bei St. Dié) bis zur bayerischen Pfalz dem bunten Sandstein an, einer späteren Bildung, welche erst wieder auf jene jüngeren der eben genannten Niederschlagschichten (das sogenannte Rothliegende, grès rouge) folgt, oft als unmittelbare Fortsetzung desselben. So ergiebt sich

folgende Entwickelungsgeschichte der Donongegend. Zur Zeit der Wälder, aus denen später unsere Steinkohlen wurden, scheint sie zum Rande eines Festlandes gehört zu haben, welches sich allmälig senkte. So entwickelte sich hier ein Strandmeer mit reichlichem Flußzulauf und lebhaftem Wogenschlage, aus welchem sich das Rothliegende mit seinen zahlreichen und höchst verschiedenartigen, bald abgerundeten, bald frischeckigen Geröllen niederschlug, wie wir es am Fuße des Donon als Grundlage des bunten Sandsteins finden. In diesem Meere traten, nachdem es lange bestanden hatte, mächtige Ausbrüche eines (oder mehrerer) unterseeischer Vulkane ein, welche vielleicht durch lange Zeiträume hindurch tobten, endlich aber wieder zur Ruhe kamen; denn über den Porphyr- und Tuffmassen dieser Ausbrüche, welche vom Haselthal, von Burg Nideck her am Donon vorbei bis nach Frankreich ziehen, liegt wieder eine ziemlich bedeutende Schicht des Rothliegenden auf. Allmälig aber sank jenes Festland, welches das Meer des Rothliegenden bespülte, immer mehr; immer mehr breitete sich das Meer aus, welches zugleich immer tiefer, immer ruhiger wurde. In diesem Meer setzten sich nun auf dem Rothliegenden jene Quarzsandmassen oft in großer Mächtigkeit (400 m) ab, welche heute unsern Vogesensandstein (grès des Vosges) bilden. Auch dieses Meer hatte reichliche Zuflüsse, aber von anderen Gebirgen her, als das Rothliegende; denn es enthält in seinen Niederschlägen fast ausschließlich Quarztrümmer, mögen diese nun ganz klein, als Sandkörner, oder größer, als Kiesel, auftreten. Zugleich war auch dieses Meer, wenn auch die Ufer etwas sich zurückgezogen hatten, ein Strandmeer. Das beweist das Studium unserer heutigen Tiefseeverhältnisse, denn im wirklichen hohen Meer, fern von dem Festlande, kommen Sandniederschläge, wie die des Vogesensandsteines, nicht vor, noch weniger aber solche Geröllensteinlager, wie wir sie ab und zu in diesem Sandsteine finden. Tief aber muß dies Meer gewesen sein; das geht aus der fast völligen Abwesenheit aller organischen, namentlich aller pflanzlichen Reste hervor. Wir haben uns dasselbe also von ähnlicher Bildung zu denken, wie etwa die Südhälfte des heutigen Golfs von Biskaya, dessen Küsten außerordentlich schroff und jäh in sehr große Tiefen (bis zu 3600, ja 4600 m) abfallen. Die Bezeichnung „Strandmeer“ ist nicht in allzu engem Sinne aufzufassen; man muß vielmehr die wirkliche Ausdehnung der Meere im Auge behalten. Ein Meer von den Vogesen bis nach Böhmen und weiterhin sich ausdehnend würde immerhin noch Strandmeer sein; denn was ist diese Entfernung gegen die Breite z. B. des Atlantischen Oceans.

Allmälig aber hob sich dieser Meeresboden wieder, oder es traten veränderte Strömungsverhältnisse ein. Wir finden nämlich einzelne Kiesellager horizontal zwischen den Schichten des Gesteines, und die oberen Schichten desselben gehen sehr gewöhnlich in ein außerordentlich festes Konglomerat von Quarzrollsteinen über, welches z. B. den Donongipfel, den Noll, den Großmann deckt und jene schon erwähnten Felsenlabyrinthe und Trümmerfelder bildet. Da nun auf dieses abermals ein bunter Sandstein folgt (grès bigarré) und dieser zahlreiche Reste von Thieren und Pflanzen birgt, welche nur an sumpfigen Ufern oder lagunenartiger Seebildung ihre Heimat haben konnten, so folgt, daß der Meeresboden abermals zum Strand- oder Sumpfmeer geworden war, in welchem sich Sand und Schlamm absetzte. Das Vorherrschen des Sandes beweist, daß auch diese Bildung einem wirklichen Meer entstamme, welches von bedeutenden Flüssen gespeist, von Strömungen bewegt wurde. Mit diesem Gestein schließt die Formation des Buntsandsteines, die verbreitetste in den Vogesen, nach oben ab.

Allerdings finden wir diese letzte Formation auf dem Donon nicht, dessen höchster Gipfel, wie die übrigen höchsten Gipfel der Sandstein-Vogesen, mit dem Konglomerat endet. Hat nun auf diesem Konglomerat des Berges niemals jener feinere Buntsandstein aufgelegen? Mit anderen Worten, welche Geschichte hat die Donongegend durchgemacht nach dem allmäligen Aufsteigen des Bodens jenes Strandmeeres, welches den Buntsandstein absetzte? Elie de Beaumont nimmt an, daß schon damals die Vogesen ihre jetzige Höhe erreicht hätten; richtiger ist die Auffassung, welche Laspeyres zuerst in Beziehung auf die Pfalz, Ferd. Bleicher (Bulletin de la société d'histoire naturelle de Colmar, 1870) bezüglich der Vogesen ausgesprochen hat, daß die Vogesenhebung erst sehr viel später, erst in der sogenannten tertiären Zeit erfolgt ist; daß auch die Donongegend einen Theil jenes Sumpfmeeres bildete, in welchem die sumpfliebenden Nadelholzbäume, die nach dem berühmten Straßburger Geologen Voltzien genannt sind, neben Zapfenpalmen, baumartigen Liliaceen und mächtigen Farrenkräutern wuchsen, in welchem gewaltige Saurier sich tummelten und zugleich Fische, Seekrebse und Meermuscheln lebten. Wahrscheinlich blieb die Gegend nun lange Jahrtausende Meer, bis zu der Zeit der Hebung, und die verschiedensten Niederschläge lagerten sich auf ihr ab. Alle diese aber, vom Wasser leicht zerstörbar, wurden nach der Hebung, welche den Donon, wie wir noch sehen werden, besonders stark traf, durch die Atmosphärilien wieder hinweggeführt, und erst das harte Konglomerat besaß Widerstandskraft genug, um auf dem hohen, so exponirten Gipfel bis heute auszudauern.

Derselben Sandsteinformation nun, welche den Donon bildet, gehören alle Berge westlich, südwestlich und nördlich von demselben an; wir finden sie auf den Höhen der Granitvogesen bis weit in den Süden hin, hier und da aufgelagert; auch den Schwarzwald überdeckt sie an vielen Stellen und überall ist sie so völlig gleichmäßig, daß man sieht, sie hat sich als eine mächtige Decke ursprünglich abgelagert und erst spätere Schicksale haben sie zertrennt. Namentlich zwei Ereignisse sind hier von Wichtigkeit gewesen. Erstlich die Hebung der Vogesen und des Schwarzwaldes, welche die Sandsteindecke im Norden nur mäßig aufwölbte, im Süden höher emporhob und weit auseinander sprengte, die aber jedenfalls nur sehr allmälig sich vollzog; zweitens die wohl nur wenig später erfolgende Bildung der rheinischen Tiefebene, welche das Sandsteinplateau im Osten schroff abbrach und jene scharfe Grenzlinie des Gebirges verursachte, welche, in der „Bucht von Zabern“ bogenförmig, in der Pfalz durchaus geradlinig, den Gebirgskarten des nördlichen Elsasses ein so eigenthümliches Aussehen giebt.

Dies Nordplateau des Sandsteingebirges erscheint nun vom Donon aus wie eine Reihe von Hügelrücken, welche von West nach Ost verlaufen. In Wahrheit sind diese Rücken nur eingeschnittene Theile desselben Plateaus. Denn von den verschiedenen Eigenschaften des Buntsandsteines ist die geographisch wichtigste sein Verhalten gegen das Wasser. Dies Verhalten bedingt die ganze heutige Gestalt des Sandsteingebirges. Das Gestein, aus unzähligen feinsten Quarzkörnern bestehend, wird sehr leicht fortgewaschen, daher ist es, wo es auf größerer Höhe besonders exponirt lag, wie auf den Südvogesen, bis auf wenige Reste ganz fortgeführt worden. Schon zur Zeit der Gletscher im Thurthal fand sich auf den Bergzügen, mit welchen das Thal in Beziehung steht, kein Buntsandstein mehr, denn sonst würden die Moränen, welche erhalten sind, auch zahlreiche Sandsteintrümmer zeigen.

Eine andere Folge dieser leichten Wegführbarkeit des

Gesteines ist ferner die oft sehr auffallende Form der Sandsteingipfel sowie die Steilheit ihrer Gehänge, von der wir schon sprachen. Ist ein solcher Berg von allen Seiten frei ausgesetzt, so wird er durch allmälige allseitige Abwaschung eine kegelförmige, spitze Gestalt annehmen, wie z. B. der Voyemont und der Labatteux auf der französischen Grenze bei Saales. Berge, welche nach einer Seite besonders exponirt, nach der andern geschützter liegen, werden diese rundkegelförmige Gestalt nur nach der exponirten Seite zeigen, so der Langeberg in seinem kühnen Südabfall, während er nördlich mit dem Katzenberg zusammenhängt.

Die beiden Donon selber zeigen bei sehr steilem Anstieg die gleiche Form: eine dreiseitige, abgestumpfte Pyramide, indem die Höhe des Berges, durch das harte Konglomerat gegen die Angriffe der Atmosphäre geschützt, ein kleines Plateau bildet. Diese Konglomerate aber zeigen verschiedene Schichten, härtere und weichere; letztere wittern leichter aus, wodurch die Blöcke oft eine streifige Oberfläche bekommen, als ob sie mit wagerechten Hohlkehlen und Gesimsen versehen seien; so einzelne der Blöcke des Donongipfels, so zahllose Felsen in den Nordvogesen, wie jeder, der etwa von Zabern nach Saarburg fuhr, gesehen hat. Noch seltsamere Auswaschungsformen finden wir anderwärts. So liegt die Festung Bitsch auf einem solchen ausgewaschenen Sandsteinblock, und eine Anzahl ähnlicher oblonger Plateautheile, von denen der große und kleine Otterbiel die bedeutendsten, liegen in der Nachbarschaft, aus einem Thalgrunde zu etwa gleicher Höhe aufragend. Auch die rundliche Wölbung der einzelnen Rücken, z. B. der Höhe zwischen Schneeberg und Donon, ist Folge der Wasserthätigkeit, des abrinnenden Regens, Thaus, Nebels, deren einzelne Tropfen einzelne Gesteinspartikelchen mitführen und so die einzelnen aufragenden Plateauabschnitte an den oberen Rändern sanft abrunden müssen.

Natürlich ist auch die Thalbildung ganz und gar eine Folge der Wassereinwirkung. Alle Thäler der Nordvogesen sind Erosionsthäler, allerdings, wie das Breuschthal und seine Seitenthäler schon allein beweisen, von sehr verschiedener Art und Größe; jede Eigenthümlichkeit, welche die Thalbildung durch Erosion aufweisen kann, finden wir hier wieder. Wir besprechen hier nur einige Punkte, welche für die ganze Bildung und Geschichte des Gebirges grundlegende Bedeutung haben. So sind alle jene ostwestlich streichenden Rücken Theile des gleichen Plateaus, welche die ebenfalls ostwestlich verlaufenden Flußthäler ausgeschnitten, kleinere Nebenbäche dann wieder, unter verschiedenen großen Winkeln mit den ostwestlichen Thälern sich vereinend, mannigfach gegliedert haben. Merkwürdig ist es, daß die höchste Erhebung der nördlichen Sandsteinvogesen, jener scharfabgeschnittene Ostrand, durchaus nicht die Wasserscheide bildet, vielmehr von einer Reihe von Flüssen durchsägt ist, welche alle westlicher entspringen. Klärlich sind diese Flüsse in ihrer jetzigen Richtung eher da gewesen, als die Emporwölbung des Ostrandes dieses Nordplateaus erfolgte, und diese erfolgte so langsam, daß die Flüsse Zeit genug behielten, durch Erosion ihre Betten immer tiefer zu legen und dadurch an der alten Stelle zu behalten. Gar nicht selten ist der obere Lauf der Flüsse rechtwinkelig gebogen, wofür von den elsässischen Gewässern die Zorn und ihre Nebenflüsse, wohl auch die Breusch selber Beispiele abgeben. Diese in Sandsteingebirgen auch sonst häufige Erscheinung erklärt sich durch einzelne Bruchlinien im Gebirge (Verwerfungen) und durch die Neigung des Sandsteins zu rechtwinkeliger Zerklüftung, welche der ersten Anlage der Thalbildung die erste Richtung anweisen. Der Sandstein zeigt sehr zahlreiche Spalten, theils senkrechte, theils aber auch, zwischen den einzelnen Schichten, wagerechte. Daher sickert das atmosphärische Wasser leicht ein und die Oberfläche der Rücken und Gehänge trocknet aus. Da aber, wo das Wasser festeres Gestein antrifft, welches ihm keinen Durchgang gestattet, da quillt es wieder hervor und bildet dann nicht selten eine schmale sumpfige, durch abweichende Vegetation auffallende Zone. Und an den schroffsten Wänden findet man im Winter aus dem scheinbar geschlossenen Fels, mitten in der Wandfläche, mächtige Eisgebilde hervortreten; diese bezeichnen den Ausgang einer feinen Klüftung, an welcher das bei größerer Kälte nicht verdunstende Wasser, sobald es hervortritt, zu Eis erstarrt. Im Sommer findet man daher an diesen dann glühenden Wänden, oft auf den ersten Blick ziemlich unerklärlich, Feuchtigkeit liebende Farnkräuter, wohl auch große Sträucher in bestem Gedeihen, deren Wurzeln eben in jene feinen wasserreichen Spalten eindringen.

Aber auch für die Flußläufe, für die Thalbildung ist der Donon oder, besser, das Dononsystem, die Gebirgserhebung von Donon bis Noll, ein höchst merkwürdiger Punkt. Das Rhein- und Saarsystem läßt sich durch eine Linie trennen, welche etwa vom rheinbayerischen Pirmasenz, östlich von Bitsch, westlich von Lützelstein und Pfalzburg und schließlich über den Westrand des obersten Zornthales herläuft, um etwa am Großmann, also an der Dononerhebung, aufzuhören. Sie bildet, obwohl orographisch auch nicht im mindesten hervortretend, die Wasserscheide, und es ist jedenfalls beachtenswerth, daß sie mit einer großen Verwerfung zusammentrifft, in Folge deren der westliche Landestheil, die lothringische Gegend, heute tiefer liegt als früher.

Ganz andere Verhältnisse herrschen nun am Donon, denn dieser Gebirgsstock (den wir auch hier bis zum Noll rechnen) ward zum Mittelpunkt einer Menge von Flüssen, welche nach allen Himmelsgegenden ausgehen: die Zorn nach Norden, die verschiedenen Saarquellen nach Nordwesten, die Vezouse nach Westen, Plaine, Rabodeau nach Südwesten, Netzenbach und Hasel nach Südosten. Allein auch die Quellen der letzteren beiden Flüsse liegen, was sehr beachtenswerth, auf der Westseite des Gebirges, die Ostseite, welche nur trockenen Winden ausgesetzt ist, läßt nur wenige kleine Bäche in die Hasel und den Netzenbach einfließen. So zeigt die Vertheilung dieser Flüsse höchst genau die Wirkung der Wetterseite. Und die gleichen Verhältnisse müssen schon seit sehr alter Zeit bestehen, denn alle diese Flüsse haben so tiefe, breite Betten (Thäler) gegraben, daß wir völlig berechtigt sind, den ersten Anfang ihrer Arbeit mit der Dononerhebung gleichzeitig zu setzen. Sie sind es auch, welche die alten Ueberlagerungen des Berges bis auf die Konglomerate abgetragen und hinabgeführt haben in das Flachland, schließlich in das Meer. Da wir nun die Dononerhebung in früh tertiäre Zeit verlegen müssen, so müssen wir auch für jene Zeit die gleichen meteorologischen Zustände annehmen, wie wir sie heute finden, und da diese Zustände durchaus auf den plastischen Verhältnissen des Festlandes, der Bodenerhebung, der Meeresnähe u. s. w. beruhen, so müssen schon damals, als sich jene Flüsse bildeten, wesentlich die gleichen geographischen Verhältnisse gewesen sein, wie sie heute sind.

Die Sandsteinvogesen zeigen einige höchst merkwürdige Analogien mit den beiden anderen Haupttheilen des Gebirges; zunächst, ihre Hauptachse erstreckt sich genau parallel zu der der südlichen Vogesen, des Hochfeldmassivs, und ferner, im Südwesten aller drei genannten Theile liegen die höchsten Punkte derselben, im Süden die verschiedenen Belchen, der Hoheneck, im Hochfeld der Signalpunkt des Hochfeldes (1095 m), in den Nordvogesen der merkwürdig

gehobene Donon und drittens, was nun ganz von selbst folgt, diese Südwesthöhen zeigen die stärkste Denudation; so haben wir in der Gegend des Ballons fast nur Granit und Steinkohlenformation, das Hochfeld zeigt an seiner höchsten Stelle nur Granit, und am Donon tritt der untere Buntsandstein bis zu den Konglomeraten zu Tage, während weiter nordwärts die spätere Sandsteinformation dem Gebirge auflagert. Aus dieser Symmetrie in der Formung des Gebirges erklärt sich auch die Höhe des Donons, welche Elie de Beaumont auf eine lokale Hebung des Gebirges zurückführen wollte.

Schon zur Zeit dieser Hebung flossen nun die nördlichen Vogesenflüsse westöstlich, wie jetzt. Doch war damals die Wasserscheide zwischen Saar und Rhein wohl höher, wie heutzutage, wo der östliche oder westliche Ablauf der Gewässer rein zufällig zu sein scheint. Schon in alter Zeit aber war östlich von den heutigen Vogesen eine Senke, in welche die Flüsse hinabrannen. Später sank diese östliche Gegend immer mehr — gewiß nicht sehr tief, etwa 200 bis 300 m höchstens — und zwar sank sie nur allmälig, wodurch zugleich ebenso allmälig der östliche Bruchrand der Vogesen emporgedrängt wurde. Dies folgt mit Nothwendigkeit aus dem Umstand (aus welchem wir alles Vorstehende folgerten), daß die — westöstlich strömenden — Flüsse den höhern Ostrand des Gebirges alle gleichmäßig durchsägt haben, was bei anderer, rascherer Art der Hebung nicht oder wenigstens nicht so gleichmäßig geschehen konnte. Möglich, daß durch dies Emporbrängen des Ostrandes der obere Lauf der Zorn etwas nach Westen verlegt wurde, welche jedenfalls, wenn die Erhebung des Ostrandes eine plötzliche, jähe gewesen wäre, ganz nach Westen herüber, zur Saar gedrängt wäre. Ob gleich damals, gleichzeitig mit der Senkung des Rheinthales (wie uns wahrscheinlich dünkt), oder erst später die Einsenkung der alten westlichen Wasserscheide erfolgte, ist gleichgültig, jedenfalls vollzog sich auch diese Einsenkung sehr allmälig und war unbedeutend genug, um alle die Flußläufe in ihrem alten westöstlichen Lauf, in ihrem alten Zusammenhang nicht zu stören; denn nirgends sehen wir in dieser so mannigfach bewegten Gegend irgendwie gewaltsam gestörte und dadurch jetzt unregelmäßig gestaltete Flußläufe. Natürlich haben sich in späteren Zeiten, nach jenen Hebungen und Senkungen, noch zahllose Nebenthäler gebildet, welche von den alteingeschnittenen Querrücken mehr oder weniger senkrecht zu den Hauptthälern stehen; ja die secundäre Thalbildung geht auch heute noch weiter; man kann mit Augen sehen, wie sie sich entwickelt. So blickt man vom Plateau von Lemberg (Bitsch) hinab in tief ausgearbeitete Thäler; die Höhenfläche selber ist aber auch schon verschiedentlich muldenförmig vertieft, und in jeder der Mulden, die theilweise noch ganz flach sind, läuft zeitweise oder auch fortwährend ein kleines Rinnsal, welches dem tiefern Thale zueilt. Ganz allmälig, deshalb aber auch desto unwiderstehlicher, wird sich auch hier ein immer tieferes Thal entwickeln, bis es endlich die Tiefe, welche jetzt die Hauptthäler zeigen, nach und nach erreicht hat.

Ein Gestein, welches dem Wasser gegenüber so gefügig ist, wird nun leicht an seiner Oberfläche durch immer weiter gehende Zersetzung in erdartige Beschaffenheit übergehen und so zur Humusbildung sehr geneigt sein. Dieser Umstand ist geographisch wieder von Wichtigkeit, ihm verdankt der Vogesensandstein seinen reichen Waldbestand, dessen urwaldartige Beschaffenheit zugleich aus der Lage, Höhe und Steilheit des Gebirges resultirt. Da nun aber vom Hochgebirge alle kalkigen Niederschläge weggewaschen sind, da ferner der Buntsandstein selber so höchst gleichförmig aus Quarzkörnern zusammengesetzt ist, so ist auch die Vegetation gleichförmig zusammengesetzt, nicht sehr arten- und formenreich. Geschlossene Hochstände ein- und derselben Baumart herrschen vor und dieser Eintönigkeit der Pflanzenwelt entspricht die Einförmigkeit des Thierlebens. Es ist merkwürdig, wie die Zustände unserer heutigen Welt, welche bestimmend auf unser Leben einwirken, in so außerordentlich frühen Zeiten, zur Zeit jenes Strandmeeres des Buntsandsteins, angelegt sind; diese Thatsache zeigt, wie wunderbar verkettet die einzelnen Züge des tellurischen Lebens zusammenhängen, und läßt uns einen Blick thun in den Zusammenhang irdischer Dinge, der uns mit tiefem Erstaunen erfüllen muß.

Australische Typen und Skizzen.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

X.

Bushranger.

Straßenräuber gab es in Australien früh genug. Es wäre auch zu verwundern, wenn sie nicht existirt hätten. Entkommene Sträflinge legten sich schon in den ersten Jahren des Bestehens der Kolonie auf dieses Gewerbe, aber es war nicht sehr lohnend, denn es gab nicht viel zu nehmen. Und die einsame Existenz unter den wilden Eingeborenen war dem schwärzesten Bösewicht so entsetzlich, daß er sich in der Regel nach einiger Zeit der verdienten Strafe auslieferte. Auch in Vandiemensland stand es nicht anders. Erst die sich öffnenden Goldfelder änderten die Lage und schufen für Industrieritter und Gurgelabschneider einen lohnenden Schauplatz. Vandiemensland hatte so ziemlich die schlechteste Sorte empfangen; was ganz unverbesserlich schien, wurde von Neu-Süd-Wales dorthin geschickt. Eine ziemliche Anzahl endete am Galgen, aber eine beträchtliche Menge erhielt tickets of leave und conditional pardons. Die Leute durften sich frei umherbewegen. Die Polizei hatte ein wachsames Auge auf ihr Benehmen, und man hielt sie in Ordnung.

Die Nachrichten von den wunderbaren Goldentdeckungen in Victoria drangen auch über die Baß-Straße, und sofort bewegte sich ein Auswandererstrom von der Insel nach dem nahen Festlande. Die freigelassenen Vagabunden Vandiemenslands erschienen auf den Goldfeldern und griffen zu ihrem alten Handwerk. Die Straßen wurden unsicher, ein jeder ging bis an die Zähne bewaffnet, und doch war selbst so nicht sicher zu reisen, wenn man sich nicht einer größern Gesellschaft anschloß. Räubereien und Mordthaten waren

an der Tagesordnung. Am Saume des Black Forest in Victoria warteten die Reisenden, bis sich eine genügende Anzahl gesammelt hatte, um mit Sicherheit durch den Wald zu gehen. Der „schwarze Wald" war berüchtigt und gefürchtet; auch größere Gesellschaften schützten oft nicht. Ein Zug von 30 Wagen wurde von einer großen Schar Buschräuber angehalten und Rum, Tabak und andere Sachen von großem Werthe weggenommen. Wenn die glücklichen Digger mit dem mühsam erworbenen Golde zurückkehrten, lauerten ihnen diese Schurken auf. Die Regierung nahm den Goldtransport in die Hand und geleitete alles an ihren Kommissar bei den Diggings abgelieferte Gold unter starker Bedeckung nach Sydney oder Melbourne. In Victoria waren die Buschräuber zahlreicher und unverschämter als irgendwo. Die Polizeimacht schreckte sie nicht. Sie legten eines Tages einen Hinterhalt im Walde, schossen die Bedeckung nieder und nahmen den Goldtransport, der aus 2320 Unzen Gold und 120 Pfund in Münze bestand, weg. Man hat die Räuber nie ausfindig gemacht. Sie wagten sich ganz in die Nähe von Melbourne selbst, ja sogar in die Stadt, und überfielen 22 Mann stark in der Nacht den „Nelson", der segelfertig in der Hobsons-Bai lag, schlossen die Mannschaft ein, ehe sie geweckt werden konnte, und entkamen mit Gold im Werthe von gegen 30 000 Pfd. St. Im Hafen lagen zwischen 40 und 50 Schiffe, einige ganz in der Nähe des „Nelson", und die Strecke, welche die Räuberbande zu durchrudern hatte, war keine kleine. Einige von diesen Leuten wurden später eingefangen; sie erwiesen sich, wie man erwartete, als alte Galgenvögel, entlassene Sträflinge von Vandiemensland. Aehnliche Räubereien kamen überall vor; viele jener Verbrecher wurden eingefangen, aber die meisten sind dem Gesetze entgangen. Victoria sah sich genöthigt, den „Convicts Prevention Act" zu erlassen, ein Gesetz, das die Einwanderung von Sträflingen zu verhindern bestimmt war.

Aber genug war schon da, um Unheil zu stiften. Auch hatten sich entlassene Verbrecher von Neu-Süd-Wales eingefunden; die Einwanderer, welche von den Goldfeldern Californiens kamen, waren keineswegs Muster von Rechtlichkeit und Ordnungsliebe, Europa hatte nicht seine besten Söhne geschickt. Alle waren gekommen, ihr Glück zu machen; gelang es nicht durch harte Arbeit, so mochte man es auf andere Weise versuchen. Dick Turpin, der große Straßenräuber Englands, lebt noch immer als Held in dem Gedächtniß vieler Briten. Wer den Reichen nahm und den Armen gab, durfte weiter Sympathien gewiß sein.

Darum war auch die Trauer in vielen Kreisen groß, als vor Jahren der weitbekannte Buschräuber Gardner durch Verrath der Polizei in die Hände fiel. Der Mann hatte sich während seiner mehrjährigen Karriere nie eines Mordes oder auch nur einer schweren Körperverletzung schuldig gemacht, er hatte zwar den Reichen beraubt, aber manches Armen Thräne getrocknet; wenn er den Starken nicht schonte, so vergriff er sich an dem Schwachen nie, und die Dichtung hatte seinen Namen mit einer Menge von edlen Zügen umhüllt, die wohl zum großen Theil eine wahre Unterlage hatten. Gardner war daher sehr beliebt, besonders war das schöne Geschlecht für den stattlichen Mann begeistert. Man flüsterte sich auch zu, daß der kühne und galante Straßenräuber sich hoher Gunst erfreut habe. Die Schönen von Neu-Süd-Wales trauerten um ihren Helden, wie die Schönen Englands Dick Turpin's Ende beweint hatten. Gardner's Urtheil war milde genug — die Gerechtigkeit ist nur im Bilde blind — fünfzehnjährige Strafgefangenschaft wurde ihm zuerkannt. Aber einflußreiche Verwendung öffnete ihm bald die Pforten seines Gefängnisses. Nach fünf Jahren segelte Gardner als freier Mann nach San Francisco und erfreut sich kraft seines Rufes als ci devant Bushranger einer einträglichen Kundschaft im „Australian Hotel" der Goldnen Stadt.

Die meisten Buschräuber waren Halunken, denen es einzig und allein um eine Kommutation des Mein und Dein zu thun war. Verbrecher aus verlorener Ehre, oder solche, welche ungerechte Verfolgung und Bedrückung zu Feinden ihrer Mitmenschen machte, waren wohl selten. Ein Ben Hall, der auf falschen Verdacht ins Gefängniß gesteckt wurde und dann nach seiner Entlassung sein Besitzthum verwüstet, sein junges treuloses Weib entführt fand, ist keine häufig auftretende Erscheinung.

In den ersten Zeiten schwärmte der Busch von solchen Räubern. Sie plünderten die Vorrathskammern der Ansiedler, beraubten sie ihrer Waffen, wählten sich die besten Pferde aus, und entführten die Frauen in ihr Lager, aus dem sie oft erst nach Wochen zurückkehrten. Die Polizei war völlig ohnmächtig gegen sie. An Zahl weit überlegen, hatten die Räuber den Vortheil, daß niemand gegen sie auszusagen wagte. Der Terrorismus, den sie ausübten, schützte sie. Denn wehe dem Manne, der ihnen als Angeber verdächtig war! Doch wird mancher Zug von Großmuth berichtet, der diese Rinaldini und Schinderhannes liebenswürdiger erscheinen läßt.

Allmälig wurde man ihrer Herr, die schwarzen Polizisten leisteten gute Dienste, ihren Spuren nachzugehen und die Schlupfwinkel aufzufinden. Es war selten, daß man sie zu Gefangenen machte, sie wußten, was ihnen bevorstand und sie zogen die Revolverkugel dem Strange vor. Es blieb ihnen freilich nicht einmal die Wahl, denn der Polizist wußte, was er von diesen Desperados zu erwarten hatte, man schoß sie wie wilde Thiere nieder, wenn man ihnen begegnete.

Vor etwa zehn Jahren verbreitete Kapitän „Donnerkeil" Schrecken durch die australischen Kolonien. Sein plötzliches Erscheinen da, wo man ihn am wenigsten erwartete, hatte ihm den Namen verschafft. Er schien allgegenwärtig zu sein. An demselben Tage soll er in den Vorstädten von Melbourne, am Hafen von Sydney und in den Ebenen von Adelaide seine Erpressungen verübt haben. Die Squatter von Darling schworen hoch und theuer, sie hätten seinen Besuch zur selben Zeit gehabt. Er fiel endlich durch die Büchse eines Polizeireiters, der seinen ermordeten Kameraden rächte. Wenige Tage vorher hatte er sich auf einer Poststation zum Frühstück eingestellt, und die Reisenden auf Kosten des Wirthes regalirt, während er die Postfelleisen ihres werthvollen Inhalts entleerte.

Der sonst ziemlich nüchternen australischen Jugend verdrehte der Ruhmesschein, welcher diese Ritter von der Straße umgab, den Kopf. Es war eine Zeitlang nichts Ungewöhnliches, in der Adelaider Morgenzeitung zu lesen, wie eine Frau oder ein ältlicher Herr durch das plötzliche Erscheinen eines Banditen mit geschwärztem Gesicht erschreckt worden sei, der ihr Geld oder ihr Blut gefordert habe. Unreife Jungen fingen an dies gefährliche Spiel zu lieben. Endlich erwachte die Polizei — und ergriff die Unrechten. Vier Brüder wurden für mehrere Jahre ins Zuchthaus gesteckt, weil sie des Straßenraubes für schuldig befunden wurden. Leider fand man erst mehrere Jahre nach ihrer Verurtheilung heraus, daß sie völlig unschuldig waren.

Ein Schrecken früherer Zeiten waren die Frauenräuber. Die Bushranger vergriffen sich nicht nur an dem Eigenthum der Ansiedler, sie kränkten dieselben auch noch weit empfindlicher in ihren häuslichen Rechten. Oft fand der Mann bei der Rückkehr zu seiner Hütte sein Weib entführt und nach Wochen vielleicht kehrte sie aus dem Lager der

Räuber zurück. Wenn der Schrei „The Womanlifters are at hand" erschallte, so erfaßte die hülflosen Ansiedler wilder Schrecken. Manchmal vertheidigten die Frauen sich selber in heldenmüthiger Weise. Sie verbarrikadirten Thür und Fenster ihrer rohen Holzhäuser und bewaffneten sich mit der Büchse ihres Gatten. Eine Frau am Lachlan entledigte sich ihrer Verfolger, indem sie Strychnin in den Eierkuchen buk, mit dem sie ihre ungebetenen Gäste regalirte, und der zur Hülfe herbeieilende Ehemann fand sie inmitten ihrer im letzten Todeskampfe zuckenden Bedränger. Eine andere richtete das Doppelgewehr, das sie nicht vor ihren Feinden zu schützen vermochte, gegen die eigene Brust, und die hereinstürmenden Räuber fanden nur den blutenden Leichnam ihres Opfers. Aber die weibliche Bewohnerschaft hielt es nur selten für nöthig, die Citadelle ihrer Unschuld so heldenmüthig zu vertheidigen; aus einer Klasse bestehend, welche die Flagge zu streichen gewöhnt war, wurde ihnen das Opfer leicht und die Ergebung in ihr Schicksal natürlich auch.

Es herrscht jetzt fast überall Sicherheit. Nur dann und wann hört man von einem Räuber, der eine Gegend von Victoria, Neu-Süd-Wales oder Queensland unsicher macht und im Kampfe mit der Polizei sein Leben endigt. Gewöhnlich erschienen diese Bushranger mit verhülltem Gesicht und gut bewaffnet. Da aber im Sommer niemand verfehlt sein Gesicht mit einem dichtmaschigen Netze oder Schleier zu verhüllen, wenn er auf Reisen ist, sowie auch sich mit einem Revolver zu versehen, wo die Schwarzen sich feindlich zeigen, so wußte man zuweilen nicht recht beim Begegnen, was man von dem andern zu halten hatte. Und so war es nicht ungewöhnlich, daß zwei Reiter einander mit dem Revolver in der Hand begrüßten, sich im Sattel wandten und einander so lange beobachteten, bis sie außer Schußweite kamen.

Als ich am Paruflusse nach langem Ritte vom Pferde sprang und in dem kleinen, aus Holz gebauten Wirthshause einkehrte, legte der Wirth sogleich seinen Five and twenty shooter auf den Schenktisch und reichte mir Getränke und Speisen, ohne mir für einen Augenblick den Rücken zu kehren. Als ich meine Verwunderung darüber aussprach, theilte er mir mit, daß er vor einigen Tagen um 200 Pf. St. beraubt worden sei und daß er sein vorsichtiges Benehmen sofort ändern werde, wenn ich ihm meinen Revolver aushändige. Indessen da ich den Wirth nicht kannte, so hielt ich es für besser, meine Waffe zu behalten und auf dem Kriegsfuße zu bleiben.

Ganz nahe Verwandte dieser Bushranger sind die Viehstehler. Die Landwähler in Queensland und Neu-Süd-Wales werden von ihren aristokratischen Nachbarn, den Squatters, beschuldigt, daß sie sich recht oft ein Schaf oder ein Rind aus ihren Herden aussuchen. Aber das heißt das Geschäft nur im Kleinen betreiben, und trotzdem sich große Schwierigkeiten bieten, werden diese kleinen Diebe wahrscheinlich öfter gefangen als die großen.

Aber zuweilen faßt das Gesetz auch den Reichen. In Queensland stand vor nicht allzu langer Zeit ein großer Squatter vor Gericht, angeklagt, das Vieh seiner Nachbarn mehr geliebt zu haben, als recht war. Er hatte das Geschäft viele Jahre hindurch mit gutem Erfolge betrieben, er hatte ein großes Vermögen gesammelt, hatte so ziemlich alle Würden erlangt, welche ihm die Kolonie bieten konnte, aber was er früher aus Noth gethan, trieb er als reicher Mann vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aus Vorliebe immer noch fort. Daß die Sache nicht eher ruchbar wurde, beweist für die Zahl seiner Helfer und Mitschuldigen. Natürlich wurde er verurtheilt, aber wie das in den Kolonien immer ist, ellenlange, mit Tausenden von Unterschriften versehene Petitionen liefen zu seinen Gunsten ein. Auch australische Gefängnisse thun sich vergoldeten Schlüsseln auf. Er saß bald wieder auf seiner Station inmitten seiner Schafe und Rinder und gab den Nachbarn aufzupassen.

Als ich am Wilson in der Nordwestecke von Queensland lebte, wurde eine ganze Herde Rinder auf die verwegenste Weise entführt. Das Unternehmen mußte lange vorher geplant worden sein. Eines Tages rapportirten die Rinderhirten, daß trotz allen Reitens und Suchens eine Anzahl von gegen 300 Stück Rindern nicht zu finden sei. Wir Nachbarn halfen alle gern und eine ganze Schar erfahrener Reiter durchsuchte die Gegend nach den Spuren der Ausreißer, aber Spuren waren absolut nicht zu sehen. Die Herde war fort. Auf Hunderte von Meilen nach der Gegend zu, woher die Thiere ursprünglich kamen, war nichts von ihnen gesehen oder gehört worden. Mehrere Wochen darauf sagten uns die Marktberichte der Zeitungen, daß der größte Theil der Herde in Adelaide, circa 1400 Meilen von uns, zu guten Preisen an die Schlächter verkauft worden sei. Die Diebe hatten den Wechsel der Witterung benutzt, die Spuren der Thiere waren durch den schweren Regen ausgewaschen worden, auf den ersten Tagemärschen durchschnitten sie eine völlig wüste, nur für den Augenblick passirbare Gegend, und als sie später auf die belebte Straße kamen, waren sie sicher. Man suchte die Rinder gerade in der entgegengesetzten Richtung. Die Diebe machten sich mit dem erlösten Gelde davon und niemand hatte je von ihnen gehört.

Daß Pferde sehr oft verschwinden und vielleicht erst nach Jahren wieder auftauchen, vielleicht auch niemals wieder gesehen werden, kann man wohl denken. Aber diese Unsicherheit beschränkt sich doch nur auf die weiten unangesiedelten Striche. Und das Gewerbe ist am Ende doch wenig einträglich. Schließlich erfaßt die Gerechtigkeit doch den Schuldigen; in Australien ist das nicht so schwer. Leider laufen die Begegnungen von Polizei und Buschräubern selten ohne Blutvergießen ab. Es sind dies noch die Nachwehen jener wilden, gesetzlosen Zeit, welche die unruhigen Geister aller Länder nach Australien rief. Das abenteuerliche Leben des Buschmannes selber ist auch nicht wenig angelegt, Geschmack daran zu erwecken. Aber mit der verbesserten Organisation der Behörden nimmt die Sicherheit auch in den entlegensten Distrikten zu und die Verbrechen werder seltener.

Ganz vortreffliche Dienste bei der Auffspürung und Verfolgung von Verbrechern leisten die schwarzen Polizisten, welche man in Victoria, Neu-Süd-Wales und Queensland der weißen berittenen Polizeimacht in den Weidedistrikten zugesellt hat. Sie verfolgen eine Spur mit der Schärfe eines Spürhundes, und wenn sie auf die richtige Fährte gesetzt sind, entgeht ihnen die Beute fast nie. Eine Autorität über den weißen Mann ist diesen Schwarzen nicht gegeben. Das wäre bedenklich, denn sie zeigen eine etwas übergroße Vorliebe, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, namentlich von ihren Reiterpistolen. Und wären sie allein mit den Verfolgungen von Verbrechern beauftragt, so würden sie wohl selten mit Gefangenen zurückkommen. Schickt man sie einmal hinter einem schwarzen Uebelthäter hinterher, so kommen sie gewiß allein zurück, aber eine Hand des Todten, sein Eingeweidefett oder dergleichen sind stumme Zeugen von der Art, wie sie sich ihres Auftrages entledigten. Aber auch gegen die weißen Buschklepper sind sie eine vortreffliche Hülfe gewesen; kein Schlupfwinkel war so versteckt, den sie nicht aufzufinden vermochten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von A. Wallenberger's Specialführern durch die deutschen und österreichischen Alpen ist unlängst der 3. Theil, das bayerische Hochland und Salzburg nebst den angrenzenden Gebieten von Tirol umfassend (Augsburg, Lampart u. Comp. 5 M., für Alpenvereinsmitglieder 4 M.), erschienen. Der Verfasser ist als einer der besten Kenner der Alpen, auch in wissenschaftlicher Hinsicht, wohl bekannt; seine Gabe wird deshalb in allen betheiligten Kreisen mit hohem Interesse begrüßt werden. An Fülle und Ausführlichkeit des Beschriebenen übertrifft sein Werk alle ähnlichen Bücher, und für jeden ist gesorgt, von dem kürzesten Spazierweg bis zu der schwierigsten Bergbesteigung ist alles aufgenommen. Besonders sei hier auch auf die allgemeinen Abschnitte über Natur und Bevölkerung hingewiesen, welche das ganze Buch sowohl wie die einzelnen Abtheilungen einleiten. Beigegeben ist eine klare Uebersichtskarte in 1:300000, welche für den gewöhnlichen Touristen vollständig ausreichen dürfte.

— Von den „Europäischen Wanderbildern" (Zürich, Orell, Füßli u. Comp. s. „Globus" XXXIV, S. 349 und XXXVI, S. 109) ist ein neues Heft (Nro. 11) erschienen, welches Baden in der Schweiz behandelt und seinen Vorgängern in Bezug auf Text und Abbildungen nichts nachgiebt. Es sind das die am geschicktesten abgefaßten und best ausgestatteten Bücher, welche wir in der Art der Specialführer kennen; sie könnten allen Anforderungen genügen, wenn die beigegebenen Karten einen größern Maßstab hätten und technisch sorgfältiger ausgeführt würden. Demnächst sollen erscheinen: Rom (wir sind gespannt, wie diese Aufgabe gelöst werden wird), Ragaz, Nyon am Genfersee, Luzern und Konstanz.

— Wie den „Daily News" aus Neapel geschrieben wird, wird das Aetna-Observatorium bald eine vollendete Thatsache sein. Die italienische Regierung trägt die Hälfte der Kosten, die Provinz Catania ein Viertel, das letzte Viertel die Gemeinde Catania. Das für vulkanologische Studien bestimmte Observatorium wurde am Fuße des Centralkegels an der Stelle des wohlbekannten Zufluchtshauses Casa degli Inglesi errichtet und steht mit mehreren kleineren Stationen an den Abhängen des Berges in Verbindung. Auch in Catania selbst soll eine solche errichtet und mit dem Hauptobservatorium telegraphisch verbunden werden. Außer den seismischen Beobachtungen werden dort aber auch meteorologische und astronomische ausgeführt werden, für welche sich die circa 3000 m hohe Lage, die unbeschränkte Aussicht und die besonders klare Luft vorzüglich eignen, und so wird das Centralobservatorium in drei Abtheilungen zerfallen, welche in Verbindung mit der Universität in Catania und unter dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts stehen.

— Wie der „A. Z." aus Belgrad geschrieben wird, machte die k. k. Geologische Reichsanstalt in Wien im August der serbischen Regierung den Antrag, das Programm für die Untersuchung Serbiens in geologischer Hinsicht unter der Leitung österreichisch-ungarischer Geologen auszuarbeiten und auszuführen. Dieser Antrag wurde dankend abgelehnt, weil die serbische Regierung in Würdigung der großen wissenschaftlichen und praktischen Wichtigkeit einer geologischen Kenntniß des Landes in dieser Hinsicht schon die Initiative ergriffen hatte, um für Serbien ein eigenes geologisches Institut zu errichten. Seiner Zeit wird die serbische Regierung, falls es nöthig sein wird, sich bei den einzelnen Gelehrten der Wiener geologischen Anstalt Raths erholen.

Asien.

— Der Deutsche Palästina-Verein beabsichtigt, nachdem durch einen namhaften Beitrag des preußischen Kultusministeriums sein Expeditionsfond wesentlich gewachsen ist, demnächst mit Ausgrabungen in Palästina den Anfang zu machen, wozu der Plan jetzt ausgearbeitet wird. Ferner hat der geschäftsführende Ausschuß zahlreiche Aufforderungen an die in Palästina wohnhaften Mitglieder und Landsleute ergehen lassen, über die Lebensweise, Sitten, Gebräuche, Sprache, Anschauungen u. s. w. der Fellachen Berichte an die Redaktion der Zeitschrift einzusenden, damit auf Grund möglichst zahlreicher, mit den genauesten Nachweisungen über Ort und Zeit der Beobachtung versehener Angaben ein sicheres Urtheil über die Herkunft und die Eigenthümlichkeit derselben, beziehentlich über einen Zusammenhang mit früheren Bewohnern und Sitten des Landes, herbeigeführt werde. Der Verein hat, um solche Mitarbeit von Landesbewohnern an der Erforschung Palästinas zu befördern und zu organisiren, sogar die Errichtung von Centralstellen, von wissenschaftlichen Stationen, und zwar in erster Linie einer historisch-archäologischen, dann einer naturwissenschaftlichen ins Auge gefaßt und hofft, solche trotz der bedeutenden Kosten mit der Zeit ins Leben rufen zu können.

— Ueber Jadrintzew's Expedition in den Altaï melden die „Tomsk. Wjed.": Die Expedition hat die Ueberzeugung gewonnen, daß diejenigen Eingeborenen an der Bija, welche Helmersen Teleuten nennt und bis jetzt dem finnischen Stamme zuzählt, nichts anderes sind als die Kumandinzen, welche bis jetzt an denselben Orten wohnen, dasselbe Kostüm tragen und denselben Typus haben, wie Helmersen sie, aber als von den Teleuten verschieden, beschreibt. Jetzt beschäftigen sich die Kumandinzen mit Ackerbau und vermischen sich mit den Russen. Ob diese Eingeborenen finnischen Stammes sind, darüber kann erst genaueres Studium entscheiden. Die anthropometrischen Arbeiten der Expedition, um durch Messungen die Volkstypen zu bestimmen, gehen günstig von Statten. Herr Jadrintzew, Mitglied der westsibirischen Sektion der Geographischen Gesellschaft, ist von einem Photographen begleitet, der die Typen aufnimmt. Am 25. Juni (7. Juli) entdeckte die Expedition auf ihren Exkursionen im Nomadengebiet eine Tropfsteinhöhle, die den Bauern schon seit zwei Jahren bekannt, von Reisenden aber bis jetzt noch nicht besucht worden ist. Bei der Untersuchung fand die Expedition im Innern Reste von einem Meiler und von Bäumen, ferner Knochen von Thieren und das Skelet eines Menschen, aber ohne Schädel. Die Höhle liegt am Flusse Tertanal, welcher in den Naim fällt. Die Besichtigung noch anderer Höhlen am folgenden Tage ergab, daß diese nicht bewohnt waren, aber die erstgefundene Höhle mit den Knochen- und Baumresten ist eine in wissenschaftlicher Beziehung höchst beachtenswerthe Erscheinung.

— Zur Organisation der Civilverwaltung in dem 1876 in Rußland einverleibten Ferghana ist in diesem Sommer für das ganze Gebiet (Oblast) ein Organisationsrath und unter diesem vier Kreis-Organisations-Kommissionen eingesetzt für die Kreise Margelan, Kokan, Andidshan und Namangan; der Kreis Isfarin ist mit seiner Osthälfte dem Rayon der Kommission für

Margelan, die Westhälfte derjenigen für Kokan, der Kreis Osch dem Rayon von Andidshan und der Kreis Tschust demjenigen von Namangan zugetheilt worden. Die Centralbehörde zählt außer dem Vorsitzenden 4 Mitglieder, die Kommission für Margelan und Kokan je 5, für Andidshan und Namangan je 4 Organisations-Kommissare; zu jeder der 4 Kommissionen gehört außerdem ein Chef des Vermessungswesens, unter dem 15 resp. 12 Feldmesser stehen. Nach dem Etat gehören die Mitglieder des Organisationsrathes der V. Rangklasse (Staatsrath) an und beziehen 4500 Rubel Gehalt, die Kommissare und die Chefs der Vermessungen der VI. Rangklasse (Kollegienrath, Oberst etc.) und erhalten 2000 Rubel, die Feldmesser der IX. Klasse (Titularrath, Hauptmann) 1000 Rubel. Der Jahresetat ist für den Oblast-Rath auf 28 525 Rubel, für die zwei ersten Kreise auf je 56 795 Rubel, für die beiden anderen auf je 46 666 Rubel, im Ganzen für die Organisationsbehörden des Gebietes auf 235 447 Rubel festgesetzt.

— In Vorderindien werden jetzt die Vorarbeiten für die Volkszählung des nächsten Februar, bei welcher zum ersten Male die Bevölkerung von ganz Britisch-Indien und der Vasallenstaaten gleichzeitig gezählt werden soll, eifrig betrieben. Es wird das ein schwieriges Werk sein, nicht nur wegen des weiten Ländergebietes, über welches es sich erstreckt, sondern noch mehr wegen der Unwissenheit und der Vorurtheile des Volkes. Nach längeren Berathungen ist beschlossen worden, folgende Rubriken ausfüllen zu lassen: Name, Stand, Geschlecht, Alter, Religion, Muttersprache, Geburtsort, Beschäftigung, Erziehung, Gebrechen, wie Blindheit, Taubheit, Stummheit, Wahnsinn und Aussatz. Hindus sollen gehalten werden, auch ihre betreffende Kaste anzugeben.

— Die Regierung von Bengalen hat kürzlich (August 1880) einen Bericht über die von wilden Thieren getödteten Menschen vor und nach dem Waffengesetze von 1878 herausgegeben. In den drei letzten Jahren vor 1878 beliefen sich die Todesfälle im Durchschnitte jährlich auf 1601, im Jahre 1878 auf 1374 und 1879 nur auf 1264. Von 1875 bis 1877 wurden durchschnittlich jährlich 3924 wilde Thiere getödtet, 1878 schon 4690, 1879 aber 5543. Zu bemerken ist dabei, daß die Ziffer des von wilden Thieren getödteten Viehs stätig wächst.

— Der auf Jesso gestrandete Dampfer „Nordenskjöld" ist Ende Mai glücklich flott geworden und am 24. Juni in Jokohama eingetroffen, um dort gedockt und ausgebessert zu werden. Möglicherweise wird also Kapitän Johansen noch im laufenden Jahre auf ihm seine Reise nach der Lena antreten. Sibiriakow, der Besitzer des Schiffes, ist bereits im August dieses Jahres auf dem Dampfer „Oskar Dickson" nach dem Jenisei aufgebrochen.

Afrika.

— Der Times-Korrespondent in Kairo giebt folgende officiellen Ziffern über den Handelsverkehr Aegyptens mit dem Auslande: mit Großbritannien 11 219 682 Pf. St., Frankreich 2 327 443, Italien 1 370 770, Oesterreich 1 145 712, Rußland 962 899, Türkei 703 984, Griechenland 138 863, Amerika 120 067, mit anderen Ländern 451 788 Pf. St. Zwei Drittel des gesammten auswärtigen Handels finden also mit England statt — wobei nicht einmal der Transitverkehr zwischen England einerseits, Indien und den Kolonien andererseits in Anschlag gebracht ist — und dennoch ist Englisch in Aegypten nicht als officielle Sprache anerkannt, sondern nur Arabisch, Französisch und Italienisch, worüber sich jener Korrespondent bitter beklagt. Er hofft, daß beim Zusammentritt der Kommission, welche die Bestimmungen wegen Erneuerung der gemischten Gerichtshöfe revidiren soll, die englischen Vertreter auf Beseitigung dieses Mißverhältnisses dringen werden.

— In der Generalversammlung und Ausschußsitzung der Afrikanischen Gesellschaft vom 7. August wurde vom Vorstand mitgetheilt, daß das Reichskanzleramt von den 75 000 M., die der Reichstag zu afrikanischen Zwecken bewilligt hat, 32 000 M. für die Sendung von G. Rohlfs nach Abessinien verwenden und 5000 M. als Reserve zurückbehalten wolle. Ueber die 38 000 M., die sonach für die Afrikanische Gesellschaft übrig bleiben, wurde in der Weise verfügt, daß 16 000 M. für die in Zanzibar befindliche afrikanische Expedition unter v. Schoeler und 25 000 M. für die neue Reise Dr. Pogge's nach der Residenz des Muata Jammo in Südafrika bestimmt wurden, wobei 3000 M. aus der Gesellschaftskasse beizuschießen sind. Dr. Pogge wird von Lieutenant Wißmann begleitet und hat die Aufgabe, eine sogenannte Station beim Muata Jammo einzurichten zur Anknüpfung von Handelsbeziehungen und Unterstützung künftiger Reisender. Die Versammlung genehmigte auch nachträglich die vom Vorstand erfolgte Bewilligung von 5000 M. an R. E. Flegel, der eine neue Reise nach dem Benuë angetreten hat und von diesem Flusse aus die für das hydrographische Netz Innerafrikas so vorzugsweise wichtigen Wasserscheidegebiete zwischen Niger, Schari, Ogowe und Congo bereisen zu können hofft.

(Behm's Geogr. Monatsbericht in Petermann's Mittheilungen.)

— Zu Beginn des laufenden Jahres nahm Oberst Brière de l'Isle, der Gouverneur der französischen Senegal-Kolonie, Faidherbe's großartigen Plan wieder auf, zwischen der Kolonie und dem Niger befestige Posten zu errichten, damit in deren Schutz Straßen gebaut werden und Karawanen sicher verkehren könnten. Mit Bewilligung der Regierung wurde eine Expedition, bestehend aus Hauptmann Gallieni, Lieutenants Pietri und Vallière und Dr. Tautain, organisirt und verließ am 30. Januar St. Louis. Dr. Bayol sollte bis Bamako am Niger mitgehen und dort als Vertreter der französischen Regierung zurückbleiben. Am 27. Februar trafen sie in Bakel ein, vollendeten dort ihre Ausrüstung und gingen am 9. März zu Lande nach Medina weiter. Sie zählten nun 5 Offiziere, 7 schwarze Spahis, 21 eingeborene Schützen, 2 Dolmetscher und etwa 70 Esel- und Maulthiertreiber und hatten 20 Pferde, 12 Maulthiere und 200 Esel für ihren persönlichen Gebrauch und ihr Gepäck bei sich. Glücklich erreichte man Bafulabe, den vorgeschobensten französischen Posten, überschritt am 1. April den Fluß Bafing, durchzog die Landschaften Makadugu, Belea, Farenbula und Fuladugu und langte am 20. April in Kita an und circa 3 Wochen später im Lande Beledugu (nordöstlich von der Stadt Jamina am Niger). Dort war der Empfang ein mißtrauischer und als die Expedition am 11. Mai Mittags in Dio, 45 km vom Niger, gerade ihr Lager abbrach, wurde sie von 2700 Bambaras angegriffen. Nach entschlossenem Widerstande, bei welchem 15 Mann getödtet, 16 verwundet und 7 vermißt wurden, schlug Gallieni mit seiner Begleitung den Weg nach dem Niger und weiter nach Segu-Sikoro auf dem rechten Ufer des Niger ein, während Dr. Bayol mit 6 Leuten und fast ohne Hülfsmittel durch übel gesinnte Gebiete nach Bakel und S. Louis zurückkehrte, wo er am 3. Juli wieder eintraf. Die Ausrüstung der Expedition soll zum Theil verloren gegangen sein. Nach neueren Nachrichten (aus Medina vom 29. Juli) ist dieselbe glücklich in Segu angelangt und vom Könige Amadhu freundlich aufgenommen worden. Derselbe hat ihr für sein Gebiet allen nur möglichen Schutz zugesagt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXVIII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

IX.

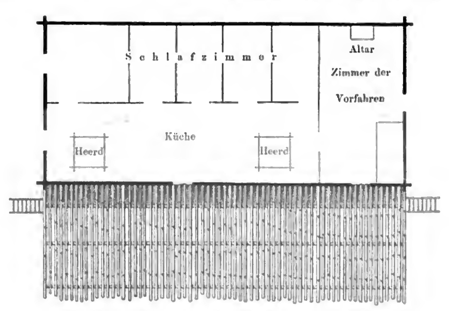
Weiter ging es durch Wald nach einem Dörfchen der Duôns, das auf einem kleinen Sandsteinhügel gelegen und von abstoßender Schmutzigkeit war. Der Boden war mit tiefem, stinkendem Kothe bedeckt, in welchem thierische Kadaver und sonstige Abfälle lagen. Der Häuptling dieses Kon-Chen genannten Weilers warf sich, ehe er Harmand sein Haus betreten ließ, mit gefalteten Händen vor einem kleinen, aus Bambus und Lianen hergestellten Altare, welcher ein Körbchen aus spanischem Rohr mit der Asche seiner Eltern trug, zu Boden und sprach ein Gebet, welches ein anderer Khà ihm Wort für Wort vorsprach, und dessen Zweck darin bestand, die in dergleichen Dingen sehr verletzbaren Geister der Abgeschiedenen zu beschwichtigen und sie wegen des freilich erzwungenen Eintritts eines Fremden in das Haus um Verzeihung zu bitten. Auf dem Altare lagen außerdem allerhand Amulete, Strähnen von Baumwolle, lange dünne gekräuselte Bambusspäne und andere Dinge, die der Reisende nicht weiter zu bezeichnen vermag.

Am folgenden Tage (9. Juli) passirte man ein unfruchtbares Gebiet, wo überall der Sandstein in großen Platten zu Tage trat. Nur in den Spalten des Gesteines kamen verkrüppelte Bäume fort. Das Frühstück nahm der Reisende in der Hütte eines Duôn-Häuptlings ein. Dieselbe unterschied sich äußerlich wenig von den Wohnungen der Laos; die innere Eintheilung indessen ist, wie der Plan auf der ersten Seite dieser Nummer zeigt, eine völlig verschiedene. Dann erreichte man den Fluß Se-Tamnok, welcher der Weiterreise ein ernstliches Hinderniß darbot: es war ein tiefer Gießbach mit steilen Ufern und von hohem Walde eingefaßt, und zudem behaupten die anwohnenden Wilden, daß sie weder Boote besäßen noch solche zu bauen verständen. Um seinen Trägern, deren Disciplin durch Ermüdung und Krankheiten gelitten hatte, zu zeigen, daß er vor solchem Hindernisse nicht zurückschrecke, ließ er sie alle feste Hütten errichten, und begab sich auf die Jagd, zugleich um längs des Flusses vielleicht eine bequemere Uebergangsstelle ausfindig zu machen. Der morastige, dunkle, von dichtem Nebel erfüllte Wald aber wimmelte dermaßen von Blutigeln, daß Harmand's Hosen sich bald von seinem Blute rötheten und diese Plage seinen Begleitern bald Ausrufe des Schmerzes entlockte. Und als er in das Lager zurückkam, begehrten die Suës heimzukehren, da der Strom doch unpassirbar sei, und sie keinen Reis mehr hätten; sie hatten nämlich als richtige Wilde ihre für mehr als zehn Tage bestimmte Ration binnen vier Tagen hinuntergeschlungen. Sofort ließ Harmand allen noch übrigen Reis, die Messer, Schurze und Tabakbündel der Träger in seine Hütte bringen und bewachte dieselben dort die ganze Nacht, um einer allgemeinen Desertion vorzubeugen, was seine Lage zu einer sehr kritischen gemacht hätte. Auch die Blutigel saugten diese Nacht mit wahrer Wuth und dazu regnete es wie bei der Sintfluth.

Am nächsten Morgen indessen lockten die Axtschläge der zur Arbeit gezwungenen Träger zwei Duôns mit elenden kleinen Booten herbei, die ihre Dienste anboten. Ohne sich lange zu

besinnen, ließ Harmand sofort Träger und Gepäck einen nach dem andern allmälig übersetzen, schickte die Elephanten, welche sich hartnäckig weigerten, den Fluß zu passiren, zurück, ließ sich als letzten hinüberfahren und setzte sich an die Spitze der Kolonne. Aber welch ein Weg! Unausgesetzt mußten sie durch einen zähen, rothen Koth, der mit 1 bis 2 Fuß Wasser bedeckt war, marschiren und mußten noch von Glück sagen, daß keine Blutigel sich zeigten. Nach 3 Stunden war ein anderer Fluß, der Se-Tuon, zu überschreiten, weder tief noch breit, aber so reißend, daß die Träger, um die Strömung zu überwinden, zu einem eigenthümlichen Manöver ihre Zuflucht nehmen mußten. Zwei von ihnen legen sich eine Kiste im Gleichgewichte auf die Schultern, dann treten 8 bis 10 andere an sie heran, umschlingen sich gegenseitig mit den Armen, so daß sie eine einzige Masse bilden, laufen nun wie toll den steilen Uferrand hinab und gelangen vermöge ihrer Wucht glücklich durch die Strömung hinüber.

Bald darauf war Meuong-Phin erreicht, wo sich Harmand in einer sehr bequemen sala für einige Tage einquartierte und mit großer, freudiger Ueberraschung sich durch einen großen Mann begrüßt sah, dessen Turban aus schwarzem Krepp und dessen langes, seitwärts auf der Brust zugeknöpftes Gewand mit weiten Aermeln den Annamiten verrieth. Seine Freude wuchs, als er erfuhr, daß der Mandarin vom Hofe von Hüë regelrecht eingesetzt sei, d. h. daß er Laos bereits verlassen habe, sich in Annam befinde, und daß seine Reise sich ihrem Ende nähere. Ohne es zu ahnen und ohne von den Trägern darauf aufmerksam gemacht worden zu sein, hatte er die so schwierig zu erreichende Grenze überschritten; dieselbe liegt zwischen einem kleinen Nebenflusse des Se-Tamnuk und dem Se-Tuon. Zu seinem Entzücken überhäufte er den Gouverneur mit Geschenken, und dieser, der wiederholt die Reise nach Hüë unternommen hatte, machte dem Franzosen werthvolle Angaben über den Weg dorthin. Der Gouverneur führte noch den laotischen Titel Khio-



Plan einer Hütte der Khâs Duôns.

Meuong; denn die Annamiten haben den Pu-Thays ihre der laotischen nachgeahmte politische Verfassung gelassen und sich zunächst mit einem geringen Tribute begnügt. Nach seinen Angaben mußte Harmand zunächst drei Tagereisen weit nach Tschepôn, dem Hauptorte einer andern Pu-Thay-Provinz am linken Ufer des Se-Bang-Hieng, gehen; von dort konnte er in zwei Tagen die wasserscheidende Kette erreichen, sie auf einem niedrigen Passe überschreiten und so direkt nach dem hüyen (Unter-Präfektur) Cam-Lô kommen. Letzteres aber sollte an einem Flusse liegen, auf welchem es nur zwei Tagereisen weit bis Hüë ist. So konnte er, wenn alles gut ging, in einer Woche sich am Ziele seiner Reise befinden!

Nach Meuong Phin kommen ziemlich häufig annamitische Händler mit bronzenen Töpfen, Eisenwaaren, Salz, eingesalzenen Fischen und jenem in Indochina so geschätzten Gewürz nüoc-mam (Fischwasser), wofür sie Ochsen, Büffel und Werg von chinesischer Brennessel eintauschen. Gewöhnlich warten sie die Zeit ab, wo das Anwachsen der Flüsse ihnen es möglich macht, zu Wasser zurückzukehren. Sehr viel seltener gehen die Pu-Thays nach Annam, wenn sie auch nicht so viel Mißtrauen und Furcht vor diesem Lande zur Schau trugen, wie die Laos. Vor dem Kriege waren die Annamiten in der That Herren des Landes und hatten in Tschepôn ein administratives Centrum, Na-Bôn genannt; an den Ufern des Se-Tuon hat Harmand sogar die Reste eines von ihnen angelegten Forts gesehen. Später hielten sie es für klüger, zwischen ihren und den siamesischen Besitzungen eine Uebergangszone zu lassen, in welcher sie nur einen geringen Tribut an Wachs, Elfenbein und barem Geld (circa 50 Franks) erheben. Der Khio-meuong hat zwar den laotischen Behörden keinen Zins zu entrichten, schickt aber doch von Zeit zu Zeit seinen Sohn nach Kemmerât und sendet dem dortigen Gouverneur seine Empfehlungen und einen Bronzetopf, um gute Beziehungen zu demselben zu erhalten.

Aus dem oben Mitgetheilten ist ersichtlich, wie wenig Werth geographische und politische Erkundigungen haben, welche man auf einer solchen Reise aus der Entfernung einzieht. Niemals hat jemand den Dr. Harmand von diesem Vasallenstaate der Pu-Thay erzählt, welcher doch im Stromgebiete des Me-không selbst liegt, und er hätte Monate lang

nur wenige Kilometer von ihrem Gebiete entfernt herumziehen können, ohne das Geringste von ihrer Existenz zu erfahren. Und dabei sind diese Dinge hinsichtlich der zukünftigen französischen Kolonisation in Hinterindien von größter Wichtigkeit. Denn der Tag ist nicht mehr fern, an welchem ganz Annam eine französische Kolonie wird, und alsdann kann dieses Gebiet der Pu-Thay gewissermaßen als Eingangsthor für Handel und Civilisation in das sonst unausbleiblicher Vernichtung entgegengehende Me-khong-Thal dienen. Es giebt im Ganzen drei Pu-Thay-Provinzen: Phin, Tschepôn weiter aufwärts am linken Ufer des Se-Bang-Hieng und Wâng am rechten Ufer. Den Mandarinen derselben sind wiederum mehrere wilde Stämme unterthan.

Es sind noch keine zwei Jahrhunderte her, daß der Buddhismus und die Leichenverbrennung bei den Pu-Thay eingeführt ist. Ueber ihren Ursprung und ihre Geschichte haben sie nur sehr unbestimmte Ueberlieferungen. Danach sind sie von Norden gekommen, von Nam-Noi, was nicht viel sagen will; denn der Name bedeutet „Kleiner Fluß“ und kommt im Lande der Laos sehr häufig vor. Nach ihrer Angabe hätten sie einst alles Land am linken Ufer des Flusses von 19° nördl. Br. an bis hinab zum Thale des Se-Bang-Hieng, dasselbe einbegriffen, besessen; ob aber unter einem einzigen Herrscher, oder in lauter getrennten Provinzen, wie heute, vermochten sie nicht anzugeben. Ihre Schrift ist die laotische, ihre Sprache wahrscheinlich nur



Betende Khâs Duôns.

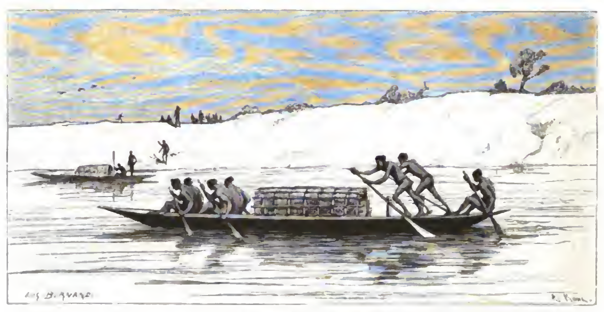
ein siamesischer Dialekt. Ihr Typus ist sehr unbestimmt; in Folge zahlreicher Mischungen mit verschiedenen Khâ-Stämmen ähneln sie diesen, deren Physiognomie doch selbst so wechselnd ist, in hohem Grade.

Am 13. Juli brach Harmand in nahezu nördlicher Richtung auf und zog am Abhange des Berges Phu-khonkan hin, unter strömendem Regen und über wenigstens ein halbes Hundert Bäche von 3 bis 4 Fuß Tiefe. Mit Mühe fanden die Führer am Abend ein Khâ-Dorf zum Uebernachten auf, so geschickt waren die dorthin führenden Wege verborgen und labyrinthartig durch einander geführt. Man fand auch nicht ein einzelnes Dorf, sondern mehrere kleine Weiler, alle verpallisadirt und zur größern Sicherheit noch von einer gemeinsamen Umwallung aus dicken Pfählen umgeben. Mit Gewalt mußte man sich den Eingang in diese überaus schmutzige Ansiedelung erzwingen, fand aber drinnen eine ziemlich reinliche, wenn auch nicht ganz vollendete Hütte, welche eine Art Gemeindehaus zu sein schien, zum Obdach. Die Lage des Dorfes am Ufer eines großen Baches (Küy), mit seinen rauchenden Dächern und scharfen Palissadenspitzen, die aus einem wahren Chaos von Gebüschen und Schlingpflanzen hervorsahen und von prächtigen Bäumen überragt waren, im Hintergrunde die bläulichen Umrisse einiger Gebirge, war wundervoll. Seine Einwohner aber wußten nur zu sagen, daß sie Khâs seien; von irgend welcher Stammeszugehörigkeit war, wie gewöhnlich, keine Rede.

Am folgenden Tage führte der beschwerliche Weg durch tiefe Sümpfe und über zerrissene, steinige Ebenen; bis zur Mitte des Körpers watete man im Wasser und verwickelte sich alle Augenblicke in hohes Kraut mit schneidenden Blättern, die ihre

Beute sobald nicht losließen. Mit Freuden erblickte Harmand endlich zwischen den Bambus die rothe Fluth des Se-Bang-Hieng, seines alten Bekannten, wo auf Befehl des Gouverneurs von Phin acht Pirogen bereit standen, um ihn und sein Gepäck überzusetzen. Der Fluß hat hier noch eine bedeutende Mächtigkeit und eine Breite von wenigstens 160 m. Nachdem Harmand etwa 1 km weit auf ihm hinabgefahren war, befand er sich vor der Mündung eines ansehnlichen Zuflusses, des Se-Tschepôn, der unter einem rechten Winkel sich von links (Osten) her in den Hauptstrom ergießt. Bananenpflanzungen und Gärten in Menge bedecken sein Ufer; überall steigen hohe Berge an, einer hinter dem andern, je nach ihrer Entfernung verschieden gefärbt; südlich vom Flusse steigt fast unmittelbar an demselben und nahezu senkrecht eine mit der schönsten Vegetation bedeckte Bergkette auf, an welcher hier und da mächtige horizontale Schichten eines grauen Sandsteins zu Tage treten, über welche schneeweiße Wasserfälle, von den starken Regengüssen der letzten Tage genährt, herabrauschen. Aber nicht durch landschaftliche Schönheit allein zeichnet sich diese Gegend aus; auch für einen naturwissenschaftlichen Sammler bietet sie des Neuen und Interessanten viel, namentlich in der Zeit vom März bis Juni; später hätte ein Europäer gewiß von der übermäßigen Feuchtigkeit viel zu leiden.

Das Dorf Tschepôn, welches den Titel meuong führt, besteht aus 30 bis 40 zerstreuten Hütten, hat aber einst bessere Tage gesehen. Eine Sala besitzt es nicht; wozu auch, da niemand dort hinkommt? So machte es sich der Reisende denn in der Pagode zu Füßen eines 6 m hohen roth und golden angestrichenen Buddha bequem. Der Gouverneur, dessen Frauen und Töchter durch kleine Geschenke bestochen wurden, stellte sofort eine beliebige Anzahl Träger bis Dinh, dem ersten Posten der Annamiten, zur Verfügung. Hier nämlich befand sich Harmand weder in Annam noch in Laos, sondern in einem Uebergangslande. Man trägt hier noch den laotischen Schurz, daneben aber den annamitischen



Pirogen der Pu-Thays.

Turban; manche schlingen ihre Haare in einen Knoten, andere haben dieselbe Haartracht, wie im Thale des Me-không. Auch das Vorkommen und die Form von Kinn- und Schnurrbärten verräth die Existenz annamitischen Blutes. Seit Phin tragen beide Geschlechter eine kleine Tunika mit vielen kupfernen Knöpfen. Vom Lande der Laos spricht man hier, wie früher von Annam: niemals geht jemand dort hin und nie kommt jemand von dort her. Die Pirogen der Pu-Thays sind von laotischer Form, d. h. lang und schmal und an beiden Enden mit einem meißelförmigen Vorsprunge versehen, sind aber hinten mit einer Anzahl Ruder, die man aufrechtstehend handhabt, ausgestattet, während die Ruderer vorn sitzen. Der Mandarin von Tschepôn zahlt jährlich eine Abgabe von 227 Quan; eine Quan besteht aus 600 Zinkstückchen, die an einem Strohbande aufgereiht sind und einen Werth von noch nicht einen Frank haben. Hier, wie überall, hat der letzte Krieg zwischen Assam und Siam ein schreckliches Andenken hinterlassen; in Masse wurde damals die Bevölkerung theils nach anderen siamesischen Provinzen, theils nach Bang-kôk selbst abgeführt. Da letzteres eine Reise von 4 bis 5 Monaten vorstellt, so kann man ermessen, wie viele von den Unglücklichen unterwegs ihr Grab gefunden haben.

Am Morgen des 17. Juli schiffte sich Harmand auf dem Se-Tschepôn ein, zum letzten Male auf einem Zuflusse des Me-không. Derselbe bietet eine Reihe von Landschaften, immer die eine schöner und malerischer als die andere. Bald von rechts, bald von links tritt eine Bergnase vor und zwingt den von Osten kommenden Strom zu zahlreichen Biegungen, Schlingen und Schnellen, von denen keine einzige gefährlich, aber alle sehr mühsam zu überwinden sind. Ab und zu ist der Wald an seinen Ufern von den Pu-Thays und Khâs niedergeschlagen, um Raum für Dörfer und Felder zu gewinnen. Mitunter war es nöthig, durch das wirre Gestrüpp mit dem Messer einen Weg für die Pirogen zu bahnen und, sich an die Zweige und Wurzeln anklammernd, sie über die Stromschnellen hinwegzuziehen. Dabei kam es einmal vor, daß eine ganze Familie von Schlangen ins Boot fiel, vor denen die Ruderer sofort ins Wasser sprangen, obwohl sie sich als ungiftig herausstellten; aber diese Stämme halten alle Schlangen für gefährlich. Unterwegs begegnete man vielen Wilden, die



Fluß unter Bäumen.

anthropologisch gesprochen schon zu den Annamiten gehörten; sie zeichneten sich als höchst charakteristische, energische Köpfe aus, wie sie sonst in Hinterindien nicht vorkommen, mögen aber ihre Nachbarn an Muth nicht übertreffen. Wenn möglich, ergriffen sie beim Anblick des Reisenden die Flucht; sonst gingen sie bei ihm vorbei, ohne ihn anzusehen, ja ohne ihn scheinbar zu bemerken, obwohl sie ihre Erregung dabei nicht verbergen konnten.

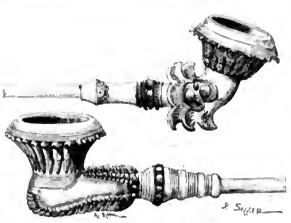
Am Abend des nächsten Tages erblickte Harmand zwei Pirogen, die ihn beobachteten und dann sofort verschwanden, vernahm bald darauf den ihm so wohl bekannten Ton des Tamtam, das in stets schnelleren Rhythmen geschlagen wurde, und traf schließlich auf einige Soldaten, die ihn kalt empfingen und auf seine Anrede nichts antworteten. Allein er bemerkte auch keine Spuren von Feindseligkeiten; und das war ihm zunächst schon genug. Denn jetzt war der entscheidende Augenblick gekommen, wo er seinem Ziele so nahe war und es von der Haltung der annamitischen Beamten abhing, ob er dasselbe bald erreichen oder ohne Mittel und Vorräthe in die laotische Wildniß zurückgestoßen werden würde. Der Befehlshaber des Postens, ein doi, war abwesend, wohl um bei dem nächsten höhern Mandarinen Instruktionen zu holen; sein Stellvertreter aber versprach dem Reisenden Träger bis Cam-Lô, aber nicht vor drei Tagen — er wollte offenbar erst die Rückkehr seines Vorgesetzten abwarten. Harmand gab sich damit zufrieden und vertrieb sich die Zeit mit der Jagd.

Das Fort ist nur eine Verpalissadirung, ohne Graben, Mauern und Kanonen; viel interessanter ist das dabei liegende Dorf. Es ist ein Verbannungsort für die Wittwen und Waisen der hingerichteten politischen Verbrecher Tongkings. Verbannte männlichen Geschlechts scheinen sich nur in geringer Anzahl dort zu befinden. Der Platz ist, für Annamiten wenigstens, sehr ungesund; sie halten sehr schwer auf bewaldetem Lehmboden aus, während sie sich in ihren kahlen Sümpfen und Reisfeldern sehr wohl fühlen. Deshalb gleicht die Verbannung nach Dinh einer langsamen unblutigen Hinrichtung; die Leute halten selten länger als 4 bis 5 Jahre aus. Dafür ist die Bewachung keine strenge und jeder kann nach seinem Geschmacke leben, sich auch mit Eingeborenen verheirathen. Entweichungen kommen nicht vor, weil man sich viel zu sehr vor den Laos und ihrer angeblichen Menschenfresserei fürchtet.



Köcher der Stieng als Probe der Kunstfertigkeit der indochinesischen Wilden.

Das Fort dient zugleich als Zollstätte und zum Schutze gegen die wilden Ta-hoï der Umgebung, welche kurz vor Harmand's Ankunft eine Frau geraubt hatten. Diese gegenseitige Furcht, dieser Zustand der Rechtlosigkeit und des Hasses zwischen den verschiedenen Völkern ist nach dem Urtheile des Reisenden meist eine Folge der Sklaverei. All ihr Thun und Handeln wird nur von einem Gefühle, dem der Furcht, beeinflußt. Ihr Glaube an böse Dämonen, die dem Menschen nur schaden und nie wohlwollen, und welche man deshalb mit Opfern besänftigen muß; die Anlage gut versteckter und befestigter Wohnungen; die unendliche Zersplitterung der Bevölkerung in lauter kleine Gemeinden, welche das Bewußtsein einer Nationalität nicht aufkommen läßt, alles das hat seinen Grund lediglich in der steten Furcht, welche die guten Eigenschaften dieser Stämme nicht zur Entwickelung kommen, sie des Lebens nicht froh werden,



Pfeifen von indochinesischen Wilden.

weder Handel noch Ackerbau aufblühen läßt. Könnte man die Sklaverei unterdrücken und damit die gegenseitige Furcht, so würden die Laos mit den Stämmen der Wilden Handel treiben und die Annamiten sich über das ganze Gebirge in das Me-Khong-Gebiet wagen und dessen Naturprodukte an die Küsten des so nahen und jetzt noch so entfernten Chinesischen Meeres schaffen. Dabei ist die Unterdrückung der Sklaverei nicht schwer; man brauchte nur die beiden großen Märkte in Bang-kok und Kambodja aufzuheben. Für letzteres Land ist das Ziel nahezu erreicht; in Bang-kok aber müßte es europäischem Einflusse doch leicht gelingen, beim Könige das Verbot der Sklavenjagden im Innern und des Menschenverkaufes durchzusetzen. Binnen einem Jahrzehnt (?) schon könnte man die Wirkungen einer solchen Maßregel verspüren: die Wilden, welche sich unter einander Gefangene abnehmen, um sie im Laos-Lande zu verkaufen, fänden diesen Absatzweg versperrt, könnten in größerer Sicherheit leben und ihre Fähigkeiten, die nicht geringer als bei den Laos sind, entwickeln. In manchen Punkten übertreffen sie dieselben sogar: ihr Kunstsinn z. B. erscheint reger und besonders origineller. Harmand hat bei ihnen verschiedene Geräthschaften gefunden, welche einen feinen Geschmack verrathen, und Stoffe mit sehr einfachen Mustern, aber gut gewählten Farbenzusammenstellungen. Als Be-

weis für diese Behauptung giebt er die Abbildungen einiger Gegenstände und nimmt damit gleichsam Abschied von diesen wenig bekannten, aber interessanten Völkerschaften. Der eine ist ein Köcher für vergiftete Pfeile, der von einem Stieng-Stamme herrührt und sich jetzt in der „Exposition permanente des Colonies" im Trocadero-Palaste zu Paris[1]) befindet. Dieser Köcher besteht aus einer Bamburöhre, deren ganze Oberfläche mit dem Messer zu prachtvollen Arabesken ausgeschnitzt und zum Theil mit einer dünnen Lackschicht überzogen ist. Die beiden anderen Gegenstände sind zwei Pfeifen, die eine aus weißer Erde, die andere aus einem schwarzen Steine; dieselben stammen von Wilden aus der Umgebung von Attopeu und könnten der europäischen Fabrikation sehr wohl zur Nachahmung dienen.

[1]) Dieselbe ist soeben durch Dekret vom 19. August in ein „Ethnographisches Museum" umgewandelt worden, an welchem Dr. Hamy und M. Landrin als Konservatoren angestellt worden sind. Die beaufsichtigende Kommission besteht aus dem Admiral Paris, Milne Edwards, Senator Charton, Maunoir, Georges Périn und de Quatrefages.

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

I.

Wir entnehmen die nachfolgenden Schilderungen einem unlängst unter dem Titel: „Champs in the Caribbees" erschienenen Reiseberichte des amerikanischen Ornithologen F. A. Ober, der, im Frühjahr 1876 von dem „Smithsonian Institute" zur Erforschung der Vogelfauna der Kleinen Antillen ausgesandt, zwei Jahre angestrengter Thätigkeit an die Erfüllung dieser Aufgabe setzte und bei seiner Rückkehr neben den erfreulichsten Resultaten für seine Wissenschaft (er hat allein 128 verschiedene Vogelarten, darunter 21 vorher unbekannte, gesammelt und bestimmt) auch eine Fülle werthvoller und sehr erwünschter Nachrichten über die geographischen und ethnographischen Verhältnisse der von ihm durchstreiften Jagdgebiete heimbrachte. War doch von den meisten jener Inseln, die in Bezug auf Naturschönheit und Reichthum ihrer Produkte wohl die Perlen des westindischen Archipels genannt zu werden verdienen, bisher nur der schmale kultivirte Küstensaum den Naturforschern und Geographen gründlicher bekannt, die Kenntniß des waldreichen Innern dagegen eine sehr lückenhafte gewesen. Und mit Ausnahme einiger vorübergehender Aufenthalte in Städten und Pflanzungen an der Küste hat Ober die ganzen zwei Jahre seines Verweilens auf den Kleinen Antillen im Innern der Inseln in dem waldigen Berglande zugebracht, zum großen Theil im Verkehr mit den Cariben, den spärlichen, meist schon stark gemischten Ueberresten der letzten Rothhautbevölkerung des Archipels. Reich an Strapazen und Entbehrungen aller Art war dieses Jägerleben in der tropischen Wildniß, und doch andererseits wieder so reich an mannigfaltigem hohen Naturgenuß, daß, auch abgesehen von der Freude des Forschers an seiner Arbeit, die Zeit dieses Aufenthaltes einen unvergeßlich schönen Abschnitt in seinem Leben bildet. Die begeisterten Schilderungen der tropischen Landschaft und aller ihrer Wunder, denen wir fast auf jeder Seite des Ober'schen Buches begegnen, und die durchaus den Eindruck des Wahrempfundenen machen, beweisen am besten, daß der Reisende nicht nur mit dem Auge des gelehrten Naturforschers beobachtet hat. Leider müssen wir, um das Maß eines kurzen Auszuges nicht zu überschreiten, uns hier die Wiedergabe vieler jener meisterhaften Schilderungen, sowie mancher interessanten, zum Theil mit echtamerikanischem Humor vorgetragenen Episoden aus dem Jagdleben des Reisenden und aus seinem Verkehr mit den Einwohnern versagen, und uns lediglich darauf beschränken, dem Leser in großen Zügen ein Bild der von Ober besuchten Inseln vorzuführen, wie es sich uns nach seinem Berichte darstellt.

Der erste Besuch Ober's, und zwar ein Besuch, der drei Monate, vom März bis Juni, währte, galt der seit 120 Jahren im englischen Besitz befindlichen Insel Dominica. Die Hauptstadt Roseau oder Charlottetown, nach welcher der kleine Kauffahrer, auf dem der Reisende sich befand, bestimmt war, ist auch der Haupthafen der Insel. Auf der Westküste belegen, ist Roseau wie alle Häfen auf dieser Seite der Caribischen Inseln meist nicht leicht, d. h. nur nach längerm Kreuzen vor der Küste, zu erreichen. Schon Columbus erwähnt in seinem Berichte die widrige Meeresströmung, die längs der westlichen Seite des Archipels hingeht, als ein großes Hinderniß seiner Fahrt in diesem Inselmeere. Das Landen in den Häfen stets verzögernd, oft genug auch zwischen den nördlicheren Inseln große Schiffe auf verborgene Klippen und an Felsen treibend, ist diese Strömung zu verschiedenen Zeiten des Jahres von verschiedener Gewalt und augenscheinlich durchaus unabhängig von den Gesetzen, welche die Richtung der Hauptströmungen und Winde in dieser Gegend bestimmen. So ist die Frage über ihre Entstehung lange ein vielerörtertes Problem gewesen, und erst in verhältnißmäßig neuer Zeit ist festgestellt worden, daß sie dem Ausflusse eines mächtigen Stromes, des Orinoko, ihren Ursprung verdankt, der durch die größere oder geringere Menge Wassers, die er führt, die wechselnde Stärke der Strömung bedingt. Das Schiff, auf dem Ober sich befand, hatte am Nachmittag St. Pierre auf Martinique verlassen; die Entfernung von hier bis Roseau beträgt nur 35 Seemeilen. Ein günstiger Landwind von den Bergen her und der durch den Kanal zwischen den beiden Inseln wehende Passat beschleunigte anfangs die Fahrt; um Mitternacht hatte das Schiff die Südspitze von Dominica erreicht, aber der Anbruch des Tages fand es, durch die Strömung weit hinaus nach Nordwesten getrieben, wieder fern vom Lande. Kein Lüftchen regte sich, schlaff hingen die Segel herab, das Meer glich einem blendenden Spiegel, dessen Anblick die Augen schmerzen machte. In allen möglichen Stellungen des dolce far niente lag die farbige Mannschaft, mehr als 20 Leute, auf dem Verdeck. Ober's Vorschlag, eine Anzahl von ihnen zum Rudern anzustellen, rief die unwillige Verwunderung des ebenfalls farbigen Kapitäns und ein wahres Geheul der Entrüstung unter den Leuten selber hervor. Zum Glück für den ungeduldigen Reisenden begegnete man am Nachmittag einem kleinen Ruderboote, das ihn aufnahm und in wenigen Stunden an sein Ziel brachte, während seine Gefährten noch bis zum Nachmittag des folgenden Tages geduldig vor der Küste kreuzen mußten. Wie eine kompakte

dunkelgrüne Masse hatte man aus der Ferne die Insel hoch aus dem glänzenden Meere ragend gesehen; jetzt beim Näherkommen löste sich diese Masse vor den entzückten Blicken des Reisenden in bewaldete Berge, schmale, tiefeinschneidende Thäler und neblige Gipfel auf, die bis in die Wolken reichen. Hin und wieder leuchtet ein weißes Pflanzerhaus in einem Thale, erblickt man in einem Haine von Kokospalmen halb verborgen ein Dorf aus rohgezimmerten Hütten.

Ein besonderes historisches Interesse knüpft sich an Dominica: es war die erste Insel, auf der Columbus bei seiner zweiten Reise landete. Mit siebenzehn Schiffen und einer Mannschaft von 1500 Leuten war er von Cadiz ausgesegelt; von den Canarischen Inseln richtete er seinen Kurs auf die Inseln der „wilden Cariben" oder Kannibalen, von denen er durch die friedlichen Einwohner von Hispaniola so viel vernommen hatte. Am 3. November 1493, einem Sonntage, erblickte er bei Tagesanbruch die erste dieser Inseln, der er den Namen Dominica, Sonntag, beilegte, und bald darauf noch mehrere andere, „alle mit dichtem Walde bedeckt und von Scharen von Papageien und anderen tropischen Vögeln bevölkert, und die Luft rings umher von süßen Düften erfüllt." Dominica ist nur 30 Miles lang und 11 Miles breit, hat aber durch sein unebenes, gebirgiges Terrain bedeutend mehr eigentliche Oberfläche, als irgend eine andere westindische Insel von gleichem Umfange. Als Columbus der Königin Isabella Bericht erstatten mußte über die Ergebnisse seiner zweiten Reise, illustrirte er seine Beschreibung der Insel Dominica mit ihren Klüften, Schluchten und verzweigten Thälern zwischen den Hügelzügen und steilen Bergen bekanntlich dadurch, daß er ein Blatt Papier in der Hand zerknitterte und dasselbe zusammengeballt vor der Königin auf den Tisch legte. Dieses abwechselungsreiche Terrain trägt natürlich wesentlich zur Erhöhung der malerischen Schönheit des kleinen Insellandes bei, und diese Schönheit hat von Anfang an wieder ihrerseits dazu beigetragen, Dominica zu einem von allen seefahrenden Nationen lebhaft begehrten und einander bestrittenen Besitze zu machen. Etwa fünf Miles von der Küste entfernt erhebt sich der 4000 Fuß hohe Lake Mountain, dessen Gipfel meistens in Wolken gehüllt ist. Er gewährt der Hauptstadt vollständigen Schutz gegen die von Osten, vom Atlantischen Meere, kommenden Winde, läßt ihr aber auch die ersten Sonnenstrahlen des Morgens erst geraume Zeit nach Sonnenaufgang zugehen. Mehrere zerklüftete, aber mit der reichsten Vegetation bedeckte Hügelketten ziehen unweit der Küste sich nach Norden und Süden und endigen in gewaltigen Felsvorsprüngen am Meere. Aus dem saftigen, in allen Nüancen vertretenen Grün leuchtet allenthalben das Blau der Mango- und der Kakaoblüthen, das Goldgelb des Zuckerrohrs, der Limonen und der Orangen. Schlanke Palmen krönen die Gipfel der Berge; hin und wieder zeigt sich an einem sanften Abhange ein kultivirtes Stück Land. Mitten in dem Thale aber, an dessen Ausgang Roseau liegt, steigt ein Hügel an, der Morne Bruce, von dessen mit weichstem Grase bewachsenen Gipfel man besonders gegen Abend, wenn die Sonne in das Caribische Meer sinkt, eine herrliche Aussicht genießt. Nach Osten, das Thal aufwärts, sehen wir in seinem Grunde mehrere Zuckerplantagen, die Wohnhäuser und anderen Gebäude von schlanken Palmen umgeben. Eine hohe, steile Bergwand schließt in der Ferne die Aussicht ab; deutlich erkennen wir den mächtigen Wasserfall, der von ihr sich hinabstürzt, und der uns wie ein schmales silbernes Band erscheint. Nach Westen blicken wir weit hinaus auf das Meer, davor auf die Stadt, die, von der sinkenden Sonne hell und mild beleuchtet, in all ihren Einzelheiten deutlich erkennbar ist: viele Bäume und nur wenige Häuser bilden die grobgepflasterten, geradlinigen Straßen. Und es ist gut, daß dem so ist; denn reichlicher vertreten würden die einstöckigen Holzhütten von 16 bis 20 Fuß Länge und Breite, die der Mehrzahl nach von dem weitüberhängenden Dache bis hinab zu der Schwelle in einem bedenklichen Zustande des Verfalles sich befinden, kaum noch so malerisch erscheinen. Durch die Folie dieser elenden Holzbauten gewinnen die öffentlichen, massiven Gebäude: das Fort, ein niedriger Steinbau, der von seinem hohen Uferfelsen aus die Rhede beherrscht, das Gouvernementshaus mit dem Gefängnisse daneben, die katholische und die englische Kirche, an architektonischer Bedeutung; den schönsten Schmuck aber bilden auch für sie die daneben gepflanzten herrlichen Palmen. Zahlreiche Obstbäume werden in den Gärten der Stadt kultivirt, und mehr als einmal fesselt ein mit fremdartigen Früchten beladener Baum, der über ein schadhaftes Dach oder eine Gartenmauer von gröbster Arbeit hinausragt, die Aufmerksamkeit des nordischen Reisenden. Am meisten sind Mango-, Orangen- und Limonenbäume, Pawpaws, Bananen und Tamarinden vertreten und, sie alle überragend, die Kokospalmen mit den schwerherabhängenden Büscheln ihrer grüngoldigen großen Nüsse. Eine Röhrenleitung von den Bergen her versieht die Stadt mit dem klarsten Trinkwasser vom „Sweet River"; der Roseaufluß aber, der brausend am Morne Bruce vorbei durch das Thal fließt, bildet an seiner Mündung in das Meer unweit des Hafens einen breiten weißen Schaumstreifen, der wie eine Schneewehe aussieht. Der dicht am Fort gelegene Markt der Stadt ist ein quadratischer Platz, der, gewöhnlich öde und still, nur Sonnabends ein lebhaftes Marktgewühl zeigt. Aus mehreren Meilen im Umkreise kommen dann die Landleute mit ihren Bananenbüscheln oder den Früchten des Brotbaumes zur Stadt; in kleinen Buden werden gesalzene Fische, oft genug alt und stinkend, feilgeboten und begierig gekauft; ebenso süße Backwaaren und Zuckerwerk, das eigene Fabrikat der dieselben feilhaltenden Negermädchen. Ein sonderbares Gemisch von Gesichtsfarben und Typen weist die kaufende und verkaufende Menge auf; von hellem Gelb bis zu schwärzlichem Braun sind alle Schattirungen vertreten. Dicht am Meere gelegen, von einem zierlichen Gitter eingefaßt, nur wenige Bäume, dafür desto mehr Blumen, vorzugsweise Rosen enthaltend, befindet sich der öffentliche Lustgarten der Hauptstadt, ein stolzes Zeichen verfeinerter Geschmacksrichtung, dessen Nothwendigkeit in dieser paradiesischen Natur dem Reisenden zuerst etwas befremdlich erscheint.

In der ersten Frühe eines herrlichen Märzmorgens machte sich Ober auf den Weg landeinwärts. Einige aus dem Gebirge zur Stadt gekommene Frauen trugen sein Reisegepäck auf dem Kopfe die oft steilen und schlüpfrigen Bergpfade hinauf. Durch Limonenhaine an den Abhängen entlang schreitend gelangte man bald an eine Schlucht, in der die ersten mächtigen Baumfarne standen; an den Rändern wucherten kleinere Farnarten in üppiger Fülle. Immer bergauf, meist im Schatten der herrlichsten Bäume, selten nur über grasbedeckte unbewaldete Strecken ging der Weg; mehr als einmal mußten breite, aber um diese Jahreszeit nur leise tröpfelnde Gebirgsbäche überschritten werden. Endlich war, kurz vor Sonnenuntergang, das Ziel der Wanderung erreicht; man befand sich etwa 2000 Fuß über dem Meere, wo der eigentliche Hochwald der Insel beginnt. Ein schmaler Pfad am Waldessaume führte zu einem Gitterthore in einer hohen Oleanderhecke, innerhalb deren das kleine Dorf Laudat liegt, das nach einem französischen Ansiedler, der vor nunmehr hundert Jahren von Martinique oder Guadeloupe hierhergekommen sein soll, benannt ist. Und er hätte in der That kaum einen herrlichern Ort für seine

Niederlassung wählen können, als gerade diese hochgelegene Lichtung im Waldrande, die auf drei Seiten von den hohen, waldbedeckten Bergen mit ihren tiefen Schluchten und zahllosen Wasserläufen umgeben ist, auf der vierten Seite, nach Westen hin, aber den entzückendsten weiten Blick gewährt. Hier zieht sich vom Walde an ein grasbedeckter Abhang hin, auf dem einzelne Baumgruppen und große Felsblöcke von unverkennbar vulkanischem Ursprunge verstreut sind, und der mit einem so steilen Absturze endigt, daß die Bewohner des Dorfes nur auf weitem Umwege in das davorliegende Thal gelangen können. Hinter diesem von einem breiten Flusse durchströmten und im Schmucke der üppigsten Vegetation prangenden Thale aber fällt der Blick auf das Meer mit seiner ewig wechselnden Farbe und Beleuchtung. Das Dorf selbst besteht aus sieben elenden Holzhütten mit tief herabhängenden Palmenblattdächern; es wird noch von den Nachkommen des alten Jean Baptiste Laudat bewohnt, dessen gleichnamiger Enkel heute das Oberhaupt der kleinen patriarchalischen Niederlassung ist. Außer dem Namen und dem Stolze auf ihre Abkunft besitzen aber die fünf hier lebenden Familien Laudat kaum etwas, was sie als Weiße kennzeichnen könnte. Ohne Zweifel ist die Gattin, die ihr Vorfahr, der Familientradition nach, erst hier geheirathet haben soll, eine Negersklavin gewesen, die er aus seiner Heimath mitgebracht hatte; und daß späterhin auch noch eine Vermischung mit caribischem Blute stattgefunden haben muß, wird durch die Hautfarbe der heutigen Vertreter der Familie deutlich bewiesen. Dieselben sind ein kräftiges Geschlecht, von schlankem, ebenmäßigem Wuchse, röthlich blauer Färbung und langem, lockigem, schwarzem Haar. Ihre Sprache ist das allgemein übliche Patois der französischen Kolonien, ein seltsam korrumpirtes Französisch; nur das Oberhaupt der kleinen patriarchalischen Niederlassung und seine nahe hundertjährige, noch rüstige und geistesfrische Mutter verfügten über einen Schatz von englischen Worten, die, in der eigenthümlichsten Weise ausgesprochen, ihre Rede nicht gerade verständlicher machten. Lächerlich genug war die Verachtung gegen alle „Farbigen“, die sie zur Schau trugen, obgleich sie von denselben sich höchstens durch eine etwas reichlichere Kleidung, sonst in keinem ihrer Lebensbedürfnisse oder Lebensgewohnheiten merklich unterschieden. Aber: „Weißer Mann steht Gott (le mon Dieu) am nächsten,“ oder: „Weißer Mann nicht wie Farbiger, er ißt Knochen von Hühnern nicht mit,“ waren Redensarten, die bei jeder Gelegenheit wiederkehrten. So wurde denn auch Ober's Aufenthalt in ihrer Mitte als höchste Ehre betrachtet; man hatte ihm eine leerstehende Hütte dicht neben der des alten Jean Baptiste als Wohnung gegeben; und, während die Männer stets bereit waren, ihn als Führer durch den Wald zu geleiten oder alle Arten von Arbeit für ihn auszuführen, sorgten die Frauen in der aufmerksamsten Weise für seine Verpflegung. Kaffee, in Oel gesottene Eier, Yamswurzeln und Palmenkohl, hin und wieder ein Iguana, einige Drosseln oder auch ein Krebs, welche die Männer für den Gast herbeigeschafft hatten, bildeten das Menu der täglichen Mahlzeiten, die stets trefflich mundeten, wenn der Reisende nicht gerade vorher einen unfreiwilligen Einblick in die kulinarischen Vorbereitungen gethan hatte, bei denen es in Bezug auf Sauberkeit bedenklich genug zuging. Vereinigte sich so alles Nebensächliche, um Ober's Aufenthalt zu einem angenehmen zu machen, so brachte auch jeder neue Tag ihm die wünschenswerthesten Erfolge in seiner Sammlerthätigkeit. Die Wanderungen durch die herrlichen Tropenwaldungen, die er meist in der Frühe des Morgens antrat, um die Vögel an den für sie charakteristischen Stellen zu finden, und die er nicht selten auf mehrere Tage ausdehnte, waren freilich oft anstrengend genug; galt es doch ein unaufhörliches Hinauf- und Hinabklettern an meist schroffen Thalwänden, ein mühsamstes Durchdringen von wucherndem Strauchwerk und Schlingpflanzen, wo oft seine Begleiter mit dem Machete, dem großen 2 Fuß langen, dolchartigen Messer, erst einen Weg bahnen mußten. Aber jedes neu erlegte Exemplar der merkwürdigen Vogeltypen der Antillen, dieser Inseln, die, nach Wallace, mit „ihrer begrenzten aber eigenthümlichen Fauna eine der interessantesten zoologischen Subregionen“ sind, entschädigte reichlich für alle Anstrengungen. Als besonders bemerkenswerth unter den von ihm hier gesammelten Schätzen erwähnt Ober den sogenannten Trembleur oder Zitterer, einen drosselartigen Vogel, der sich durch die unaufhörlichen krampfhaften Bewegungen mit Flügeln und Schwanz auszeichnet; den Siffleur Montagne oder Bergpfeifer, dessen melodischer Gesang von unvergleichlicher Schönheit ist, und den Soleil Coucher oder Sonnenuntergangsvogel (Myiarchus Oberi), eine von ihm neu entdeckte und nach ihm benannte Species. Dieser kleine Vogel, der regelmäßig eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang und Untergang seinen lauten, klagenden Ruf, der in der That wie die Worte soleil coucher klingt, durch den Wald erschallen läßt, wird von den Eingeborenen als Dschumbi (böser Geist, oder Gespenst) betrachtet und demgemäß nie getödtet. Als Ober ihn glücklich erlegt hatte, gerieth sein Führer ganz außer sich vor Schrecken: wenn die bösen Geister seinen Tod nicht an dem Reisenden rächten, so würden sie jedenfalls dem Dorfe eine Heimsuchung durch den Tod eines seiner Einwohner senden. Zu den hervorragenden Typen der antillischen Vogelfauna gehören bekanntlich die Kolibris, die Ober in vier Arten auf Dominica vertreten fand. Die zierlichen Vögel, die auf dem amerikanischen Kontinent und auf den meisten der westindischen Inseln von den Eingeborenen mit Blasrohren erlegt werden, wurden hier vorzugsweise lebend gefangen, und dieser Vogelfang bildet den Hauptsport der Knaben der Insel. Eine Gerte von 10 bis 15 Fuß Länge, die ihnen die Mittelrippe eines Palmblattes liefert, und ein Klümpchen Vogelleim, den sie sich aus verdicktem Saft der Brodfrucht durch langes Kauen herstellen, gehören dazu. Hinter einem Busche versteckt, nähert der kleine Jäger die an ihrem obern Ende mit Vogelleim bestrichene Gerte dem auf einem Zweige sitzenden Kolibri; der Vogel sieht sie neugierig an, pickt, während sie ihm immer näher kommt, mehrmals danach und hängt im nächsten Augenblicke hülflos zappelnd und mit den Flügeln schlagend daran fest. Ober's vielfach angestellte Versuche, Kolibris in der Gefangenschaft lebend zu erhalten, schlugen immer wieder fehl. Zuerst schien es den kleinen Thieren in dem mit Gaze bezogenen Bauer, in das täglich frische duftende Blüthen gethan wurden, gut zu behagen; sie fraßen Insekten, Honig und Syrup, flatterten munter umher, starben aber regelmäßig am dritten oder vierten Tage.

Einer der interessantesten Ausflüge, die Ober von Laudat aus unternahm, galt dem sogenannten siedenden See, der, wie das ganze ihn umgebende vulkanische Terrain, im Jahre 1875 von Mr. Watt, einem Beamten der Kolonie, entdeckt worden ist. Durch mehrere heftige Regengüsse in den letztvergangenen Tagen waren die Gebirgsbäche mächtig angeschwollen und schwer zu passiren, dafür die Waldvegetation wennmöglich noch üppiger und schöner. Der Weg führte unter anderm durch eine wohl mehrere Morgen große, muldenförmige Depression, in der die ganze Pracht der einheimischen Flora konzentrirt zu sein schien. Hunderte und Tausende von Pflanzentypen der wundersamsten Gestalten waren hier vereinigt; unter ihnen allen aber ragten die herrlichen Baumfarne hervor, von deren Großartigkeit in den

tropischen Wäldern die verkrüppelten Exemplare unserer Treibhäuser keinen Begriff zu geben vermögen. Findet man sie doch selbst in ihrer Heimath nur in einer Höhenzone von zwischen 1000 und 2500 Fuß über dem Meere in voller Entwickelung, d. h. 30 bis 40 Fuß hoch, mit breiter voller Krone auf schlankem Stamme. Vertreten sie demnach in den höheren Bergregionen die Stelle der meistens niedrigere Standorte bevorzugenden Palmen, so finden wir auf Dominica auch eine Art dieser letzteren, die schöne Euterpe montana, zahlreich vertreten, welche dieselbe Tendenz für kühle, schattige Lokalität hat, und deshalb in Begleitung der Farne bis zum obersten Rande des Hochwaldgürtels hinaufgeht. Dicht an den felsigen Rändern mehrerer Flußläufe hinauf, durch große Dickichte von Calla und anderen Wasserpflanzen ging es nun aus dieser reichen Thalmulde in mehrstündigem beschwerlichen Ansteigen zu dem Vulkangebiete empor. Immer spärlicher wurde Thier- und Pflanzenleben ringsum, je mehr man sich der sogenannten Petite Soufrière, dem hochgelegenen ersten Schwefelthale, aus dem dichte Dampfwolken aufstiegen, näherte. Es ist dies ein Becken von mehreren hundert Fuß Tiefe, dessen ziemlich steile Wände an der einen Seite einen tiefen Einschnitt zeigen, und dessen weiß und gelb gefärbtem, siebartig durchlöchertem Felsboden allenthalben Schwefeldämpfe, heiße und kalte Wasserstrahlen und stinkende Gase entströmen. Es war ein Zischen und Brausen auf der ganzen Fläche, als befände man sich inmitten zahlreicher arbeitender oder ihren Dampf auslassender Maschinen. Nach wenigen Minuten des Aufenthaltes in dieser heißen, dampferfüllten Luft waren die ganzen Messingbestandtheile an Ober's photographischem Apparat sowie die Silbermünzen, die er bei sich führte, blauschwarz gefärbt. Ueberall zerbröckelte der Boden unter den Füßen der Wanderer, als sie jetzt am innern Thalrande entlang auf die Kluft in der Hügelwand zuschritten, durch die ein breiter, aus mehreren Quellen der Petite Soufrière gebildeter Fluß abströmte. Und hier ward ihnen der überraschendste Anblick zu Theil. Die tiefe Schlucht, durch welche der Strom in unzähligen kleinen Wasserfällen seinen Weg abwärts nahm, zeigte eine Vegetation, wie sie reicher und großartiger nicht gedacht werden konnte. Baumfarne, Palmen, wilder Pisang, Orchideen, wilde Ananas, tropischer Wein, Lianen mit seltsamen Blüthen, buntgefärbte Schmarotzerpilze bildeten den erfreulichsten Gegensatz frischen Lebens zu der nur wenige Schritte entfernten Region der Oede. Hier wurde der Platz für die Ajupa bestimmt, die geräumige und vollkommen regendichte Lagerhütte, welche die Eingeborenen in kürzester Zeit aus Baumstämmen, die sie mit Wurzeln und Lianen zu einem Gerüst verbinden, und den großen Blättern des Balisier oder wilden Pisang (Heliconia behia) herzustellen verstehen. Während zwei seiner Begleiter mit den Vorbereitungen für das leichte Bauwerk beschäftigt waren, begab sich Ober mit dem dritten nach dem noch etwa 20 Minuten entfernten, bedeutend höher gelegenen siedenden See. Noch ein zweiter Strom, der geräuschvoll über gebleichte Baumstämme und Felsstücke stürzte, die mit einer starken Schwefelkruste überzogen waren, mußte passirt werden; sein Wasser war milchweiß gefärbt und zeigte eine sehr hohe Temperatur; eine Menge kleiner Bäche strömten ihm zu, die theils ebenfalls milchiges, theils ockergelbes oder auch schwärzliches Wasser führten. Weiches Torfmoos bedeckte die Felsen, an einigen Stellen sah man hohe Anhäufungen von Bimsstein und Lava. Eine von hohen Rändern eingeschlossene Thalmulde, weniger tief und auch kleiner als die Petite Soufrière, folgte auf dies quellige Terrain; aus den Spalten ihres glatten bituminösen Bodens, auf dem hin und wieder Haufen von Schwefelsteinen zerstreut lagen, stiegen Dämpfe auf. Nachdem sie passirt und ein hoher, steiler, unmittelbar dahinter aufsteigender Berg glücklich erklommen war, lag der große See vor den Blicken des Reisenden. Aber das erste Gefühl bei dem Anblicke dieses Wunders von Dominica war das der Enttäuschung: von der heftigen Bewegung, dem Sieden und Aufwallen des Wassers, über das die wenigen Reisenden, die ihn bis jetzt besucht haben, berichtet hatten, war nichts zu merken; nur in der Mitte fand eine leise, augenscheinlich durch das Aufsteigen von Gasen hervorgerufene Bewegung statt, die sich in weiten Kreisen bis an das Ufer fortpflanzte. Eine Messung der Ausdehnung des Sees oder der Höhe der ihn einschließenden Kraterwände ist bis jetzt noch nicht vorgenommen worden; doch schätzt Ober den Durchmesser der Wasserfläche auf 300 bis 400 Fuß, die Höhe der Ränder aber auf 80 bis 100 Fuß. Die Ufer bestehen aus eisenhaltiger, mit vielen Steinen und größeren Felsstücken untermischter Erde, sie sind ziemlich steil, an vielen Stellen ausgehöhlt und eingesunken. Auf der Nordseite, über der sich hohe Hügel erheben, fallen zwei kalte Ströme in den See; am Ufer des einen derselben stellte Ober seinen photographischen Apparat auf, und in der milden Beleuchtung der schon dicht am Rande der westlichen Hügel stehenden Sonne gelang die Aufnahme der interessanten Landschaft vollkommen und ohne Zweifel bedeutend besser, als wenn der See in heftiger Bewegung und von dichten Dampfwolken überlagert gewesen wäre. Dem Aufnahmepunkte gerade gegenüber befindet sich eine tiefe Kluft in der Bergwand, durch die der Abfluß des Sees, wenn derselbe in Thätigkeit ist, dem Meere zugeht; durch diese am obern Ende 30 bis 40 Fuß breite Spalte sah man über die grünen Berge der Insel und das Meer hinweg bis zu der mindestens 20 Miles entfernten Küste von Martinique. Die Temperatur des Wassers betrug, freilich ziemlich dicht an der Oberfläche, 96° F., die der Luft zu gleicher Zeit 67°, und die der beiden in den See fließenden Ströme 65° F. Einige Monate zuvor hatte Dr. Nicholls 196° F. gemessen, während der See in vollster Bewegung und der ganze Krater dermaßen mit Dampf erfüllt war, daß man nur selten etwas von dem Wasser erblicken konnte. Für die Annahme, daß man es hier mit einem (wahrscheinlich intermittirenden) Geyser zu thun habe, der durch die Gewalt seines Strahles die Oeffnung seines Kraters erweitert und sich ein Becken gebildet hat, spricht der Umstand, daß Ober am nächsten Tage nicht nur das Niveau des Sees beträchtlich gestiegen fand, sondern auch eine vermehrte Bewegung und ein lauteres Brausen des Wassers konstatiren konnte, die im Laufe des Tages noch bedeutend zunahmen; leider durfte er das unzweifelhaft bevorstehende neue Aufsieden des Sees nicht abwarten, sondern mußte, zufrieden in dem Bewußtsein, der erste gewesen zu sein, der den See in Ruhe erblickt hatte und deshalb auf eine intermittirende Thätigkeit desselben schließen durfte, den Rückweg antreten.

Die amerikanischen Tiefsee-Forschungen im Caribischen Meere.

F. B. Seit mehreren Jahren ist der Küstenvermessungs-Dampfer der Marine der Vereinigten Staaten „Geo. S. Blake“ im Auftrage der Regierung (Coast and Geodetic Survey) mit Tiefseeforschungen im Gebiete des Golfstromes, des Golfs von Mexiko und des Antillenmeeres beschäftigt. Im December 1878 trat derselbe unter dem Befehl des Kapitänlieutenants Sigsbee seine zweite Expedition an, da in jenen Breiten allein während der Wintermonate derartige Arbeiten möglich sind. Als Chef des wissenschaftlichen Stabes befand sich Professor Alexander Agassiz, der Sohn des berühmten Naturforschers, an Bord. Die ersten Tiefen- und Temperatur-Messungen fanden im südöstlichen Theile des mexikanischen Golfes statt: von den Florida-Bänken, im Westen der Halbinsel dieses Namens, bis zu der großen Yucatan-Bank und dem Nordwesten dieser Halbinsel, sowie in den zwischen jenen Punkten und dem westlichen Ende von Cuba gelegenen Gewässern. Besonders reich war die hier mit dem Schleppnetze erlangte zoologische Beute. Die größte Tiefe wurde mit 1920 Faden (11 520 Fuß) zwischen den Tortugas-Inseln, südwestlich von Florida, und Kap Catoche, der nordöstlichsten Spitze Yucatans, gefunden, die nächstgrößte mit 1568 Faden (9408 Fuß) im Norden davon. Alle Wassertiefen von etwa 600 Faden (3600 Fuß) und darüber zeigten eine gleichmäßige Temperatur von 39° F. (6° R.). Nachdem Kapitän Bartlett den Oberbefehl übernommen, führte die Weiterfahrt von Key West, bei Florida, nach Cuba, Jamaica, San Domingo, St. Thomas und den Virginischen Inseln, und durch die verschiedenen Gruppen der Leeward- und Windward-Inseln (Kleinen Antillen) hinab bis Barbados und Trinidad an der südamerikanischen Küste. Auf dieser Rundfahrt ergaben die Lothungen eine größte Tiefe von 2700 Faden (16 200 Fuß) zwischen den beiden dänischen Inseln St. Thomas und Santa Cruz. Im März 1879 kehrte der Dampfer nach Norden zurück, nachdem auf dieser Fahrt im Ganzen 200 verschiedene Stationen genommen und mehr als 250 erfolgreiche Züge mit dem Schleppnetz bis zur Tiefe von 2400 Faden (14 400 Fuß) ausgeführt worden waren.

Auch im vergangenen Winter wurden auf dem „Blake“ unter Kapitän Bartlett's Befehl diese Forschungen fortgesetzt, über deren sehr wichtige Resultate jetzt detaillirte Berichte vorliegen. Das Hauptfeld der diesjährigen Expedition waren die Gewässer des westlichen Caribischen Meeres. Zuerst wurden nochmals die auf der letzten Fahrt erlangten Tiefen- und Temperaturmessungen in der Windward-Passage zwischen Cuba und San Domingo bestätigt, und einige Schleppnetzzüge direkt auf dem unterseeischen Hügelrücken in dieser Straße ausgeführt. Nach den gewonnenen Beobachtungen scheint es sehr wahrscheinlich, daß ein großer Theil des Zuflusses für den Golfstrom auch durch diese Passage strömt, und somit der Golfstrom nicht, nach der bisherigen Ansicht, seinen Weg ausschließlich durch die Florida-Straße nimmt. Die Strömung nach Norden in der Windward-Passage erstreckt sich ohne Zweifel bis zu 800 Faden (4800 Fuß) Tiefe hinab, und die Temperatur derselben mit 39½° F. bleibt bis auf den Hügelrücken derjenigen gleich, welche im Golf von Mexiko und dem westlichen Caribischen Meere in allen Tiefen unterhalb 700 Faden (4200 Fuß) als Normaltemperatur gefunden wurde. Einige Lothungslinien mit Reihentemperaturen wurden hierauf von Jamaica nach Südwesten über die Pedro- und Rosalind-Bänke bis zur Honduras-Bank ausgeführt, und hierbei die interessante Thatsache festgestellt, daß die erwähnte Normaltemperatur von 39½° nicht durch diesen Theil des Meeres eindringen kann.

Es folgten nun Lothungen zwischen Hayti und Jamaica, welche eine allgemeine Tiefe von nicht über 800 Faden (4800 Fuß) zwischen diesen beiden Inseln ergaben, mit Ausnahme eines außerordentlich tiefen Kanals, welcher den Haupttheil des Caribischen Meeres im Süden von San Domingo mit den Gewässern im Norden von Jamaica verbindet. Dieser Kanal läuft mit einer allgemeinen Tiefe von 1000 Faden (6000 Fuß), die sich stellenweise bis auf 1200 Faden (7200 Fuß) vergrößert, dicht am Südufer von Hayti entlang, wendet sich am westlichen Ende der Insel nach Norden, wobei seine Breite nicht 5 bis 6 Miles übersteigt, und hierauf südlich von der Navassa-Insel nach Westen, um sich dann in zwei Ausläufer zu theilen, von welchen der eine nach Norden zwischen Navassa und der Formigas-Bank, und der andere nach Westen zwischen letzterer und Jamaica eindringt.

Nach kurzem Aufenthalt in Santiago de Cuba machte der „Blake“ eine Reihe von Lothungen auf der von diesem Hafen genau nach Süden führenden Linie bis zu dem Ostende von Jamaica, wobei schon 25 Miles südlich von Cuba die große Tiefe von 3000 Faden (18 000 Fuß) gefunden wurde. Durch die späteren, ausgedehnten Forschungen wurde festgestellt, daß diese tiefe Stelle das östliche Ende eines ungeheuren, unterseeischen Thales von großer Tiefe bilde, welches sich zwischen Cuba und Jamaica nach Westen bis zu den Cayman-Inseln erstreckt, und dann, sich nach Süden wendend, bis tief in den Golf von Honduras eindringt. Die Cayman-Inseln und die Misteriosa-Bank erwiesen sich durch diese Entdeckung als die Bergspitzen einer unterseeischen, auf ihrem Südabhange außerordentlich steilen Fortsetzung der Bergkette, welche das südöstliche Ende von Cuba einnimmt. Dieses tiefe Thal ist an seinem östlichen Ende zwischen Cuba und Jamaica ziemlich schmal, aber zwischen dem Kap Cruz auf Cuba und der Negrit-Spitze, dem Westende Jamaicas, verbreitert es sich. An dieser Stelle zeigten die Lothungen eine Tiefe von 3000 Faden (18 000 Fuß) 15 Miles von der cubanischen, und von 2800 Faden (16 800 Fuß) 25 Miles von der Küste Jamaicas. In der Nähe von Groß-Cayman verengt sich das Thal wieder, aber 20 Miles von dieser Insel wurde die größte Tiefe desselben mit 3428 Faden (20 568 Fuß) gefunden. Dieses tiefe Wasser erstreckt sich bis zu der Linie zwischen der Misteriosa-Bank und den Schwan-Inseln, mit 3010 Faden (18 060 Fuß) Tiefe in einer Entfernung von 15 Miles von letzteren. Auf der Linie zwischen der Misteriosa-Bank und der Bonacca-Insel, an der Küste von Honduras, zeigte sich eine allgemeine Tiefe von 2700 Faden (16 200 Fuß) und bis weit in den Golf von Honduras hinein blieb dieselbe über 2000 Faden (12 000 Fuß). Zwischen der Misteriosa-Bank und der Chinchorro-Bank, direkt im Westen an der Küste Yucatans, erwiesen die Lothungen eine gleichförmige Tiefe von 2500 Faden (15 000 Fuß), und

auch nordwärts von Misteriosa und Groß-Cayman bis zu der Insel Pinos bei Cuba und dem Kap San Antonio, dem Westende Cubas, blieb diese Tiefe konstant.

Die Entdeckung dieses außerordentlichen unterseeischen Thales im westlichen Theile des Caribischen Meeres ist offenbar von großer Wichtigkeit für unsere Kenntniß der physikalischen Gestaltung des Meeresbodens. Nach Kapitän Bartlett's Forschungen erstreckt sich dieses Thal in einer Länge von 700 statute-miles von dem Theile zwischen Cuba und Jamaica bis fast zur Spitze des Golfs von Honduras, mit einer durchschnittlichen Breite von 80 Miles. Nach der Krümmung nordwärts zwischen der Misteriosa-Bank und der Halbinsel Yucatan läuft es zwischen dem Rücken der Cayman-Inseln und der Südküste Cubas noch um 430 Miles weiter, mit einer Breite von 105 Miles, und deckt somit im Ganzen einen Flächeninhalt von 85 000 Quadratmiles. Nirgends beträgt seine Tiefe weniger als 2000 Faden (12 000 Fuß), mit Ausnahme von zwei oder drei Punkten, den Gipfeln ebensovieler unterseeischer Bergspitzen. Durch seine größte Tiefe von 3428 Faden, 20 Miles im Süden von Groß-Cayman, wird diese niedrige kaum 20 Fuß über dem Meere erhabene Insel als der Gipfel eines Berges erwiesen, welcher sich demnach 20 588 Fuß über dem Boden des danebenliegenden, unterseeischen Thales erhebt, — eine Höhe, welche kein Berg auf dem nordamerikanischen Kontinente erreicht. Durch diese Tiefe erhalten die Spitzen der Blauen Berge auf der Insel Jamaica eine Gesammthöhe von fast 29 000 Fuß über dem Boden dieses Thales, wodurch sie der Erhebung der höchsten Himalaya-Gipfel über dem Meeresspiegel gleichkommen.

Für den tiefsten Theil dieses großartigen unterseeischen Thales hat der Chef des Coast and Geodetic Survey in Washington zu Ehren des Befehlshabers des „Blake" den wohlverdienten Namen des „Bartlett Deep" festgestellt.

Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen.

I.

L —. Auf der anthropologischen Ausstellung in Moskau im vorigen Jahre (1879) befand sich auch eine Abtheilung, in welcher verschiedene auf die physische Erziehung der Kinder sich beziehende Gegenstände zusammengestellt waren. Die Anregung dazu war von Dr. A. Pokrowski, Direktor eines Kinderkrankenhauses in Moskau, ausgegangen. Derselbe hatte nicht allein jene ausgestellten Gegenstände gesammelt, sondern auch den Versuch gemacht, Mittheilungen und Beschreibungen der bei der Kinderpflege üblichen Proceduren von den verschiedensten das Russische Reich bewohnenden Volksstämmen zu erlangen. Einiges von dem ihm zugeschickten Material ist bereits in den Protokollen der Sitzungen des Comités abgedruckt. Andere Mittheilungen werden in einer größern umfassenden Arbeit, welche Dr. Pokrowski über den Gegenstand vorbereitet, zur Veröffentlichung gelangen. Wir greifen aus dem schon gedruckten vorliegenden Material Einiges heraus.

Dr. Pokrowski hat, um möglichst genaue Auskunft gerade über ganz bestimmte ihn interessirende Fragen zu erhalten, ein genaues Programm ausgearbeitet und dasselbe an seine Collegen in Rußland verschickt [1]). Wir halten es nicht für nöthig, dasselbe ausführlich wiederzugeben, sondern beschränken uns hier die einzelnen Paragraphen des Programmes zu nennen, auf welches die Fragen sich beziehen.

1. Pflege der Haut. Waschen und Baden.
2. Wickeln und Windeln. Kleidung.
3. „Richten" der Glieder.
4. Wiegen und Bettstellen.
5. Nahrung.
6. Sitzen, Kriechen, Laufen der Kinder.

Wenden wir uns nun einzelnen Volksstämmen zu:

Die Esten [1]).

Die neugeborenen Kinder werden unmittelbar nach der Geburt mit warmem Wasser und Seife abgewaschen; die Anwendung eines Wannenbades ist selten: kalte Bäder oder irgend welche Beimischungen zum Wasser werden nicht angewandt. Im Speciellen wird nichts für die Pflege der Haut sowohl bei Kindern (als auch bei Erwachsenen) gethan, aber im Allgemeinen wird die Hautkultur durch die regelmäßig allwöchentlich genommenen heißen Dampfbäder entschieden gefördert.

Die Neugeborenen werden immer gewickelt, so verlangt es die alte Sitte und das Vorurtheil; man meint ohne Wickeln könne kein Kind gedeihen! Das mit einem kurzen Hemdchen versehene kleine Wesen wird in ein viereckiges linnenes Tuch („Windel") geschlagen, darüber wird eine zweite wollene Windel gethan und beide werden mittelst eines Wickelbandes befestigt, welches man von den Schultern bis zu den Füßen in Zwickeltouren um das Kind schlingt. Selbstverständlich sind dabei die Arme nicht frei, sondern werden mit „eingewickelt". Daß das Wickeln irgend welche nachtheilige Folgen für das Kind hätte, läßt sich wohl kaum nachweisen, es erscheint nur als eine überflüssige Quälerei, durch welche das Kind in seinen freien Bewegungen gehemmt wird.

Die Kleidung des Kindes ist äußerst primitiv. Wird das Kind nicht mehr gewickelt, liegt es nicht mehr in der Wiege, so zieht man ihm ein grobleinenes Hemd an und setzt es auf den Fußboden. Von besonderen Kinderkleidern ist nichts bekannt, wie früher so in der Gegenwart. Werden die Kinder größer, so erhalten sie die abgelegten Kleider der Eltern. Die Knaben laufen sehr lange ohne Hosen umher,

[1]) Das Programm ist in wörtlicher Uebersetzung wiedergegeben in den Sitzungsberichten der gelehrten estn. Gesellschaft zu Dorpat, Jahrg. 1879, S. 144 bis 146.

[1]) Cf. die oben erwähnten Sitzungsberichte S. 146 bis 150, woselbst die von Dr. Kreuzwald gegebenen Antworten auf die Fragen des Programms abgedruckt sind.

wo sie nicht der Schulzwang nöthigt, sieht man sie bis zum zehnten Jahre ohne dieses Kleidungsstück.

Die Sitte, durch Ziehen und Recken der Glieder die Extremitäten besonders geeignet zu späterm Gebrauch zu machen, „das Richten der Glieder", ist den Esten unbekannt.

Wiegen giebt es zwei verschiedene Arten: 1. Rumpelwiegen. Ein länglich viereckiger Kasten ist auf zwei mondviertelförmigen Füßen befestigt, welche dem Untergestell eines Schaukelpferdes gleichen; die Bewegung ist eine ähnliche. Beim Wiegen stößt man leicht gegen den Fußboden, wodurch das Kind tüchtige Puffe erhält und „ermüdet" wird. 2. Die Schaukel- oder Wippwiegen. Sie bestehen aus einem leichten Holzkasten oder einem Korbe, von dessen vier oberen Ecken Stricke ausgehen, die letzteren sind oben zusammengebunden und an die Spitze einer elastischen Stange — einer jungen schlanken Birke — gebunden; das Stammende ist irgendwo an der Zimmerdecke befestigt. Hat ein Zug an der Wiege gewirkt und dadurch die elastische Stange gekrümmt, so dauern die Schwankungen eine geraume Zeit fort. Gewöhnlich werden ältere Kinder oder alte Leute angehalten, die Wiege zu schaukeln. Diese Art Wiege wird häufig im Sommer im Freien an Baumästen oder anderen Gegenständen improvisirt, wobei die mütterliche Schürze die Wiege vorstellt. Man füttert meist die Wiegen mit Heu, mitunter mit Kurzstroh (in Liv- und Estland „Kaff" genannt) aus.

Druckbinden für den Kopf oder für andere Körpertheile werden niemals in Anwendung gezogen.

Das Neugeborene wird möglichst bald an die Mutterbrust gelegt. Findet noch keine Milchabsonderung statt, so giebt man dem Kinde ein mit gekautem Brot und Zucker gefülltes Lutsch- oder Saugbeutelchen (Zulp oder Zülp genannt); bei „kultivirten" wird dem kleinen Weltbürger sofort Kamillenthee eingeflößt. Bei hinreichendem Milchreichthum der Mutter wird dem Kinde in erster Zeit keine anderweitige Nahrung gereicht, bald aber — in der Regel schon vom dritten Monat — gewöhnt man es an andere Nahrung, aus Furcht, daß das Kleine diese Kunst später nicht mehr erlerne. Daneben dauert das Stillen noch 1 bis 2 Jahre fort; die Mutter glaubt dadurch sowohl dem Kinde eine Wohlthat zu erweisen, als auch sich selbst: auch unter den Estinnen herrscht die Ansicht, daß das Stillen eine neue Konception verhindere. In Ermangelung der Muttermilch dienen als Surrogat Kuh- und Ziegenmilch, ferner Mehlbrei oder Buchweizengrütze.

Die kleinsten Kinder lernen früh sitzen. Nur in den ersten Wochen ihres Lebens werden sie in horizontaler Lage auf den Armen getragen oder auf dem Schooße gehalten. Später werden sie in sitzender Stellung getragen oder irgendwo auf den Fußboden hingesetzt und durch Kissen und Polster unterstützt. In der Kunst des Kriechens findet keine besondere Unterweisung statt — es bleibt dem Geschick und Instinkt des Einzelindividuums überlassen, wie dasselbe die Lokomotion des Körpers vornimmt, ob durch Rutschen oder durch Kriechen. Sobald die Kinder aber anfangen sich aufzurichten, kommt eine sehr verderbliche Methode in Anwendung, das Stehen in einem besonderen, schwer zu beschreibenden Apparat, welcher das Kind festhalten und vor dem Falle schützen soll. Hierdurch wird aber bei der gewöhnlich mangelnden Aufsicht der Grund zu krummen Beinen und wohl auch Abnormitäten in der Krümmung der Wirbelsäule gelegt, sobald das Kind vermöge seiner schwächlichen Körperkonstitution zu solcher Verkrümmung prädisponirt ist. Bei dem ersten Versuche des Gehens leitet man die Kinder am Gängelbande oder führt sie an der Hand.

Völker des Kaukasus.

Armenier und Tataren im Kreise Nucha (Gouv. Tiflis)[1].

Bei den Armeniern und Tataren des Kreises Nucha wird das neugeborene Kind unmittelbar nach der Geburt mit Salz bestreut; dann etwa nach Verlauf von 20 bis 30 Stunden in heißem Wasser gebadet und jetzt erst reicht ihm die Mutter ihre Brust.

Bei der Mehrzahl der Bewohner des Kreises Nucha erwarten die Frauen ihre Niederkunft in ihrer Familie, wobei sie von ihren Verwandten und von „klugen Frauen" unterstützt werden. Bei den Bewohnern aber der Ortschaft Kach im Bezirk Sakatalÿ (mohammedanische Grusiner, welche man Ingiloizen nennt), ferner bei den Armeniern in Sultan-Nucha und Nidsh werden die Frauen, welche ihrer Niederkunft entgegensehen, vollständig sich selbst überlassen. Bei den Ingiloizen z. B. wird die Frau aus den bewohnten Räumen als „unrein" fortgejagt; sie muß irgend einen Stall oder eine Scheune aufsuchen, hier muß sie ohne jegliche fremde Hülfe das Kind zur Welt bringen, dasselbe waschen u. s. w. und erst nach 5 bis 7 Tagen, wenn alles gut abgelaufen ist, darf sie in ihre Familie zurückkehren und muß ihren häuslichen Obliegenheiten nachgehen. Die Armenier in Sultan-Nucha und Nidsh überlassen auch die Frauen sich selbst, aber schaffen ihnen wenigstens eine ordentliche Lagerstatt in irgend einem geschützten Raum und versorgen sie mit allem nöthigen Zubehör.

Wegen der großen Armuth der Tataren jenes Kreises wird dem Neugeborenen selten ein neues oder reines Hemdchen angezogen; gewöhnlich wickelt man es in irgend welche Lappen und erst nach 3 bis 4 Monaten, wenn die Umstände es erlauben, giebt man dem Kinde ein Hemd und ein kurzes Kamisol ohne Aermel, welches aus buntem Zitz gemacht und mit Watte gefüttert ist. Die Tataren setzen dem Neugeborenen ein aus Callico gefertigtes mit Watte leicht gefüttertes Käppchen (Calottchen) auf den Kopf und binden darauf irgend einen Lappen oder ein Tuch.

Die Neugeborenen werden bei Tataren und Armeniern in gleicher Weise gewickelt. Das Kind wird erst in ein dreieckiges Tuch geschlagen und dann vom Kopf abwärts bis zu den Füßen gewickelt; dabei werden natürlich Schultern und Arme nach vorn gezogen, über der Brust laufen die Bindentouren kreuzweise. Dann wird das gewickelte Kind mittelst zwei bis drei breiten Binden an einer Wiege befestigt, welche etwa die Gestalt eines flachen Kästchens hat. In dieser Lage verharrt das arme Kleine oft länger als 24 Stunden.

Der Boden des Kastens, welcher als Wiege dient, besteht aus drei oder vier kleinen Brettchen. Eins derselben in der Mitte der Wiege hat ein Loch, in welches ein cylindrisches thönernes Gefäß (eine Art „Nachtgeschirr") hineingeschoben wird. Die am Boden der Wiege befindliche weiche aus Schafwolle hergestellte Matratze hat jenem Loch des Bodens entsprechend gleichfalls eine Oeffnung. Nun wird eine kurze winklig gebogene hölzerne mit Wachs innen ausgegossene Röhre eingeführt, welche mit einem Ende an den Unterleib des Kindes sich anschmiegt, mit dem andern Ende in jenes Gefäß hineinragt. Durch diese sinnreiche Vorrichtung, welcher die Tataren eine große Aufmerksamkeit schenken, werden von dem Kinde viele schädliche Einflüsse fern gehalten[2], indem das Kind vor dem Naßwerden vollkommen geschützt wird. An

[1] Nach N. Stojanow in Nucha (Kawkas 1879, Neo. 40).

[2] Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Beschreibung mitzutheilen.

den vier Ecken des Kastens werden Füße angebracht, von denen je zwei auf Bogen ruhen, so daß die Wiege geschaukelt werden kann. Oben hat der Kasten am Kopf und an den Füßen je einen Bügel, welche durch ein Bindeholz verbunden sind. Hieran kann man bequem die Wiege fassen und hin und her tragen; auch dienen der obere Bügel und das Bindeholz zur Befestigung einer leichten Decke oder eines Vorhangs.

Die Neugeborenen erhalten zuerst die Mutterbrust; fehlt der Mutter die Milch, so giebt man dem Kinde einen Lutschbeutel aus Brot mit warmer Kuhmilch, oder aus dem Mehl „Ptasch“. Einen Brei aus diesem Mehl erhalten die Kinder wohl auch neben der Muttermilch, weil man überzeugt ist, daß diese Nahrung die Kinder gut nähre, ihnen eine gewisse Körperfülle gebe. Wohlhabende Leute reichen mitunter den Kindern im ersten Monat, wenn die Muttermilch nicht genügend vorhanden ist, geschlagenes Eigelb mit Zucker. Im Allgemeinen giebt man den Kindern sehr lange die Muttermilch, 1 bis 3 Jahr; daneben erhalten aber Kinder von 7 oder 9 Monaten schon andere Nahrung. Um unruhige Kinder einzuschläfern wird entweder reines Opium angewandt, oder eine Abkochung von Mohnsamen; in dem einen wie im andern Falle kommen nicht selten tödtlich verlaufende Vergiftungen vor.

Bei armen und mittellosen Leuten schenkt man den Bemühungen der Kinder das Gehen zu erlernen gar keine Aufmerksamkeit, man überläßt sie sich selbst. Bei wohlhabenden Leuten bemüht man sich, dem Kinde zu helfen und seine Geh- und Stehversuche durch allerlei Mittel zu unterstützen. Erwähnenswerth ist ein besonderer Apparat, „Tscheran“ genannt: ein dreieckiger, auf Rädern laufender Rahmen, in welchen das Kind hineingestellt wird. (Da der Beschreibung des Apparats keine Abbildung beigefügt, so ist die Konstruktion dem Ref. nicht ganz klar geworden; er verzichtet deshalb auf nähere Schilderung.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die **Entwässerungsarbeiten im Poläß** sind auch 1879 eifrig gefördert; es sind jetzt im Ganzen 850 000 Dessjätinen (= 1,09 ha), also über ein Zehntel des Gebietes **trockengelegt**; von 949 Werst fertiger Kanäle kommen 217 Werst allein auf die Arbeiten des vorigen Jahres. Der Flößereibetrieb von 1879 mit 36 000 Stück Bäumen übertrifft den der Jahre 1876 bis 1878, in denen zusammen nur 32 500 Stämme verflößt werden konnten. Abgesehen von der quantitativ wie qualitativ gesteigerten Ertragsfähigkeit der ausgedehnten Waldungen und der neu entstandenen Wiesen sind auch bereits 24 000 Dessjätinen Land an den Rändern der entwässerten Sümpfe oder auf sonst unzugänglichen Inseln für Acker- und Gartenbau gewonnen worden. Unter den neu entstandenen Wegen ist besonders beachtenswerth die Fahrstraße von **Rjetschiza** über die Dörfer Budka, Timkowka, Korowatitschi, Bobag und Wasilewitschi nach **Mozyr**. Die Entfernung zwischen beiden Städten beträgt jetzt nur 93, gegen früher auf der Poststraße 140 Werst, davon die Strecke Budka-Timkowka bisher 38, jetzt nur 3 Werst. Im Ganzen führen 112 Werst neuer Wege über trockengelegte Sumpfstrecken. Der Werth des Grundes und Bodens ist von 4 auf 15 bis 25 Rubel für die Dessjätine gestiegen. Eine genaue Darstellung der Arbeiten giebt das in russischer Sprache erschienene Buch „**Die Austrocknungsarbeiten im Poläß und im Gouvernement Rjazan**“ mit illuminirten Karten des Poläß und eines Theiles des Gouvernements Rjazan, St. Petersburg, 1880, Preis 1 Rubel 50 Kopeken.

— Die Stadtverwaltung von Cherson macht bekannt, daß die Arbeiten zur **Vertiefung der Mündungsarme des Dnjepr** erfolgreich fortschreiten. Spätestens am 6. (18.) August wird der Kanal für die Dampfer bei 15 Fuß Tiefe auf $3\frac{1}{2}$ Werst Länge eröffnet. Oberhalb des Vereinigungspunktes des Bjelogrudowoje und Sburjewskoje-Armes sind 10 Fuß Tiefe; demnächst wird zur Vertiefung des Restes des Kanals von $1\frac{1}{2}$ Werst Länge geschritten.

— Den „Samar. Gub. Wjed.“ zufolge ist die **Wolgabrücke** der Orenburger Eisenbahn bei Station **Obschtscharowki** jetzt vollendet. Am 2. (14.) August 1880 wurde der Fußgängerverkehr auf den beiderseits der Geleise angelegten Trottoirs eröffnet. Die Brücke ruht auf 12 gewaltigen Pfeilern und hat zwischen den Ufern eine Länge von rund 670 Saschen (1430 m). Erbauer ist der Ingenieur Berezin; der Bau kostete $4\frac{1}{2}$ Mill. Rubel.

— Anfang Juli dieses Jahres ist eine regelmäßige periodische **Dampfschifffahrt** von Archangelsk nach **Nowaja Zemlja** in Betrieb getreten. Mit dem ersten Dampfer begab sich Stabskapitän Tjagin dorthin, um die Arbeiten behufs Anlage des Zufluchtshafens und der Rettungsstation (vergl. „Globus“ Bd. 36, S. 351) zu beenden. Nach dem „Praw. Wjestn.“ berichtet derselbe Folgendes: Am 1. (13.) Juli Abends 6 Uhr abgefahren, ging der Dampfer schon nach 3 Tagen am 4. (16.) Juli auf der Rhede von Malyja-Karmakuly vor Anker. Bei der Einförmigkeit, welche die Ufer der Moller-Bay kennzeichnet, bewährte sich das auf der Insel Karmakuly aufgestellte Signal zur Bezeichnung des Eingangs zum Ankerplatze als völlig zweckmäßig.

Nach Aussage des samojedischen Ortsältesten sind alle Ansiedler gesund und, Dank reichlicher Renthierjagd, ohne Entbehrungen durch den Winter gekommen. Es gab zwei Neugeborene. Nahe dem Zufluchtshafen auf dem südlichen **Gusin-Nos** überwinterten noch drei Samojeden-Familien, die von der **Petschora** gekommen waren; eine davon blieb in Malyja-Karmakuly und beabsichtigt in den Verband (Artel) der Rettungsstation einzutreten, die beiden anderen und eine Kolonistenfamilie, die an derselben Stelle den Winter zubrachten, gedenken wiederzukommen. Die übrigen Ansiedler hatten sich für den Winter wie folgt eingerichtet: Zwei Familien am Flusse Gusinaja, wo sie ältere Hütten erworben hatten, eine in Bolschija Karmakuly und zwei in dem Zufluchtshause; aus der Mitte der letzteren ist der jetzige Aelteste gewählt, Athanasius Nemtinow, ein lesenskundiger, gewandter und sorgsamer Mann. Das Eis ging in der Karmakuly-Bucht erst am 3. (15.) Juli auf und heftiger Wind hinderte bisher das Aufstellen der Stangen, welche das südliche Fahrwasser begrenzen.

Afrika.

— Im Auftrage der französischen Regierung ist **M. Lombard** nach Abessinien gegangen. Seine Zwecke sind topographischer Natur; auch will er die Civil- und Militäreinrichtungen dort kennen lernen.

— Der italienische Kapitän Casati unternimmt eine Reise nach dem Bahr-el-Ghazal, um durch das Njamnjam-Land den Tsad-See zu erreichen und namentlich die Hydrographie des Uelle und Schari aufzuklären.

— Ueber die Ermordung des Kapitän Carter und Mr. Cadenhead liegen jetzt Einzelheiten vor, welche am 4. August in Zanzibar bekannt wurden. Danach befanden sich die beiden Europäer auf dem Marsche nach der Küste, als sich ein Kriegszug des wohlbekannten Häuptlings Mirambo dem Dorfe, in welchem sie übernachteten, näherte. Derselbe hatte den Zweck, allen Handel und alle Karawanen in sein (Mirambo's) Land zu lenken und alle Straßen nach den innerafrikanischen Seen, welche nicht durch seine Besitzungen gehen, zu versperren; nach einer andern Version galt sein Zug geradezu der belgischen Station Karema am Tanganjika-See. Mirambo selbst war übrigens bei dem Gemetzel nicht zugegen, sondern noch etwa einen Tagemarsch entfernt. Als sich seine Leute näherten, gingen die beiden Reisenden ihnen entgegen, um sich mit ihnen zu verständigen; Cadenhead wurde aber sofort erschossen, worauf seine 150 Leute sofort die Flucht ergriffen und Carter mit zwei treuen Dienern allein übrig blieb. Da er seine Sache verloren sah, schoß er mit seinem Repetirgewehre 15 der Angreifer über den Haufen, ergriff dann seines todten Freundes Waffe und erlegte damit weitere fünfzehn und fiel dann, von der Uebermacht bewältigt. Der Sultan von Zanzibar hat sofort den Lieutenant Matthews mit einer starken Abtheilung regulärer Truppen nach dem Innern abgeschickt, um zunächst die Station Mpwapwa zu decken, und man hofft, daß weitere Maßregeln ergriffen werden, um die Straße nach den Seen zu sichern.

— Der französische Schiffsfähnrich Mison wird demnächst nach dem Ogowe abgehen und dort die westliche Station des französischen Comité der internationalen Association besetzen. Savorgnan de Brazza hat den Ort für dieselbe am obern Ogowe ausgewählt und will dann in der Richtung nach dem Congo aufbrechen, quer durch das Land der Bateke. Dr. Ballay, welcher mit Mison zusammen hinausgeht, wird ihn auf seiner Reise den Alima oder Likona abwärts begleiten.

— Kapitän T. L. Phipson-Wybrants hat, wie Petermann's Mittheilungen melden, von England aus eine sorgfältig vorbereitete Reise nach Südost-Afrika angetreten, wo er die Landschaften zwischen Zambesi und Limpopo bis zur Ostküste hin, wo außer den Arbeiten von Mauch und Erskine wenig zu sehen ist, zu erforschen gedenkt. Einen Dampfer und einen Theil seiner europäischen Begleiter hatte er bereits vorausgeschickt.

— In der Zusammensetzung der oben S. 192 erwähnten fünften belgischen Expedition nach Inner-Afrika ist insofern eine Veränderung eingetreten, als Lieutenant Haron erst später am obern Kongo zu seinen Gefährten stoßen wird und inzwischen mit einem „geheimen“ Auftrage betraut ist, dessen Ausführung etwa zehn Monate in Anspruch nehmen wird. Dr. Dutrieux, welcher aus Gesundheitsrücksichten nach Belgien zurückkehren mußte, wird wiederum nach Afrika gehen und sich Oberst Sala anschließen, welcher mit der Unterdrückung der Sklaverei beauftragt ist. Das bei seiner ersten Anwesenheit in Afrika von ihm gesammelte Wörterbuch der Swahili-Sprache soll, obwohl es noch unvollendet ist, von der internationalen Association gedruckt werden, damit es andere Reisenden verbessern und vervollständigen können.

Arktisches Gebiet.

— Das Schiff „Willem Barents“ hat, nachdem es ziemlich weit in das Eismeer vorgedrungen war, am 9. d. die Rückreise von Hammerfest nach Niederland angetreten und damit seine dritte Nordpolarfahrt zum Abschluß gebracht.

— Ein Franzose, M. Octave Pavy, hat sich auf dem amerikanischen Nordpolfahrer „Gulnare“, welcher durch den Smith-Sund vordringen wird, eingeschifft. Kapitän Howgate, der Unternehmer der Expedition, hat ihm gestattet, daß er sich mit Proviant auf zwei Jahre am Kap Alexander im Smith-Sunde ausschiffe, und von der englischen Regierung hat er Erlaubniß erhalten, die bei der Expedition des „Alert“ und der „Discovery“ angelegten Lebensmittel-Depots anzugreifen.

— Der „Corwin“, welcher ausgeschickt worden ist, nach der „Jeannette“ und mehreren Walfischfängern im Norden der Beringstraße zu suchen (s. „Globus“ XXXVIII, S. 64), hatte am 8. Juni Unalaska verlassen, am 9. St. Paul und St. George besucht, am 11. im Norden der Nunivak-Inseln in 60$^3/_4$° nördl. Br. Eis angetroffen und war von demselben vom 12. bis 17. besetzt gewesen, bis ihn ein starker Nordost daraus befreite. Dann legte er an der St. Lawrence-Insel an, welche durch eine Hungersnoth fast ihre ganze Eskimo-Bevölkerung verloren hat. Auf seiner Weiterfahrt nach Norden wurde das Schiff etwas nördlich des 69. Breitengrades, noch 140 Seemeilen von Wrangel-Land entfernt, durch einen undurchdringlichen Eiswall von 40 Fuß und mehr Mächtigkeit aufgehalten und kehrte deshalb nach St. Michael zurück, um Kohlen einzunehmen und dann den Versuch zu machen, die Herald-Insel zu erreichen. Ueber die vermißten Schiffe war nirgends etwas zu erfahren.

Nordamerika.

— Nach dem letzten Berichte des canadischen Ministers des Innern leben in der Dominion noch 103 367 Wilde (Eingeborene), und zwar vertheilen sie sich wie folgt:

Prince-Edward-Insel	266
New-Brunswick (894 Micmas und 539 Milicites)	1 433
New-Scotland	2 126
Unter-Canada	12 054
Ontario	15 941
Manitoba und Nordwesten	30 227
Athabaska	2 398
Rupertsland	3 770
Britisch Columbien	35 152

(Le Tour du Monde.)

— Die Namen „Lac“ resp. „Rivière des Pluies“, „Rainy River“ und „Rainy Lake“ geben ein merkwürdiges Beispiel ab, wie sich geographische Namen verändern. Ursprünglich wurden jene beiden Gewässer, wie es scheint, nach dem Trapper, der sie entdeckte, Rivière resp. Lac René genannt. Als später andere Waldläufer, französischen Ursprungs, in jene Gegend kamen, hielten sie diese Namen für englisch (rainy = regnerisch), übersetzten sie in ihre Sprache und tauften See und Fluß Lac und Rivière des Pluies. Noch später kamen Engländer und übersetzten dies zurück in Rainy Lake und Rainy River.

(L. de Turenne, Quatorze mois dans l'Amérique du Nord.)

— Abbé Petitot, der wohlbekannte Indianer-Missionar und Erforscher des Mackenzie-Flußgebietes, ist neuerdings in das bisher noch von keinem Weißen besuchte Gebiet zwischen dem Peace River (Undschiga), dem Mackenzie-Flusse und dem Liard eingedrungen, hat dort mehrere große Flüsse, drei mächtige Seen und zwei dem Felsengebirge parallele Bergketten gefunden und ein Volk entdeckt, das zu dem Stamme der Etscha-Ottine gehört und nie mit den Weißen Verkehr gehabt hat. Ihre Haut ist fast so weiß, wie die von Europäern; sie haben regelmäßige Züge und eine fast kaukasische Leibesbeschaffenheit. Nur wenige besitzen sehr schief gestellte Augen, bei den meisten jedoch sind dieselben gerade, groß und sehr schön, wenngleich von eisiger Kälte. Weder in ihren Physiognomien noch in ihren Sitten haben sie irgend etwas Wildes; sie sind viemehr sanft, sehr fröhlich und haben eine fast weichliche Sprache; ihre Rede ist stets kurz, zerhackt, wie abgebrochen. Eine Eigenthümlichkeit,

welche Petitot bei keinem andern Stamme der Dènè gefunden hat, ist, daß die jungen Leute den Namen ihres Hundes führen, an welchen das patronymische Suffix tra d. i. „Vater" gehängt wird. Also: Vater eines Hundes! Ein höchst eigenthümlicher Ehrentitel in der That.

(Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris, Avril 1880.)

— Ueber Newfoundland, die älteste englische Kolonie — im Juni 1497 von John Cabot entdeckt, wofür derselbe von Heinrich VII. eine Belohnung von 10 Pf. St. erhielt —, macht ein Korrespondent der „Mail" (15. September 1880) einige Mittheilungen von Interesse. Die Bewohner der Insel kennen noch heutigen Tages nichts Wichtigeres, als die Fischerei, und sehen argwöhnisch auf jede Art Verdienst, der nicht aus dem Meere kommt. „Ein Acker See ist tausend Acker Landes werth" ist ihr Sprichwort. Durfte doch bis zum Jahre 1811 Niemand in der Hauptstadt St. John ein Haus bauen ohne schriftliche Erlaubniß des Gouverneurs, und eine solche wurde niemals ertheilt, wenn nicht das Gebäude ausschließlich eingerichtet war, „um Fische zu pökeln, salzen, trocknen und verhandeln". Der ältere Pitt erklärte in einer seiner leidenschaftlichen Reden, daß diese Fischereien für das Königreich von solcher Wichtigkeit wären, daß man sie sich erhalten müßte, selbst wenn ein Feind schon den Tower besetzt hätte. Und die Neufundland-Fischerei zu beschützen und zu heben, ist während des verflossenen Jahrhunderts ein Hauptziel der englischen Staatsmänner gewesen; sie haben dermaßen danach gestrebt, aus der Insel lediglich eine Fischereistation zu machen, daß es fast wunderbar erscheint, wie dieselbe trotz dieser verkehrten Politik gediehen ist. Heutzutage aber ist der Betrieb der Fischerei prekärer und weniger lohnend als früher. Die Zahl der Armen ist bedeutend: die Bevölkerung von Neufundland nebst Labrador beträgt circa 180 000 Seelen, der jährliche Aufwand für Unterstützung der Armen aber 100 000 Dollars. Um die Zahl der Armen zu mindern und den Unbeschäftigten Arbeit zu geben, ist es nöthig, das an Ackerbauland und Mineralen reiche Innere der Insel zu erschließen, und deshalb ist der Bau einer Eisenbahn quer durch dieselbe beschlossen worden (s. oben S. 112), sehr zum Verdrusse einiger hervorragender Kaufleute, die in der Fischerei ihr ganzes Heil erblicken. Wie werthvoll aber die Minen Neufundlands sind, mag ein Beispiel zeigen. Vor fünf Jahren fing ein Mr. Ellershausen aus Nova Scotia an, eine Kupfermine auszubeuten, und heute nimmt Neufundland bereits die sechste Stelle unter den Kupfer producirenden Ländern ein. Er hat seinen Besitz jetzt für eine bedeutende Summe an Kapitalisten aus den Vereinigten Staaten verkauft. Bleigruben werden schon ausgebeutet; ferner giebt es sicher Nickel, sowie reichlich Gold und Kohle. Der Korrespondent kann sich keine bessere Kapitalsanlage denken, als die, in vernünftiger, vorsichtiger Weise den Bergbau in Neufundland zu heben. Fische und Erze sind jetzt die Hauptgegenstände der Ausfuhr. — Als Curiosa theilt er mit, daß Neufundland im letzten Jahre 27 Gallonen spanischen Rothweins nach — Spanien exportirte, 24 Dollars für Tödtung von Wölfen ausgegeben hat, und daß die berühmte, nach der Insel benannte Hunderace degenerirt und jetzt in besserer Qualität in Europa zu finden ist.

Südamerika.

— Dr. Crevaux ist im August zu seiner dritten Reise in Südamerika von Frankreich abgefahren. Er will von Colombien aus die Quellen des Rio Negro erreichen und denselben bis zum Amazonenstrome hinabfahren. Die Pariser Geographische Gesellschaft läßt jetzt seine Kompasaufnahmen der Flüsse Oyapock, Paru und Japura in großem Maßstabe konstruiren.

— Nach dem letzten Jahresberichte der „South American Missionary Society" beträgt die Einwohnerzahl von Feuerland etwa 8000. 3000 davon bilden den Stamm der Yahgans, welche in der Nähe der Missionsstation wohnen. 29 Grundstücke, von $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Acre Größe, werden bereits von indianischen Familien bebaut; an einzelnen Stellen verwenden sie auf das Einzäunen und Beackern sogar besondern Fleiß. Auch der Viehstand nimmt durch Einfuhr allmälig zu; bis jetzt sind circa 60 bis 70 Stück im Besitze von Eingeborenen, welche unter dem Einflusse der Mission entschieden Fortschritte machen.

— Mr. Whymper berichtet in einem Briefe aus Guayaquil vom 13. Juli an die Royal Geographical Society (s. deren Proceedings, Septemberheft 1880, S. 570), daß er am 3. desselben Monats eine zweite erfolgreiche Ersteigung des Chimborazo ausgeführt hat. Während die erste von Süden stattfand, unternahm er die zweite von Nordwesten aus. Er brach mit seinen Begleitern um $5\frac{1}{4}$ Uhr Morgens von dem 15 950 Fuß hoch gelegenen Lagerplatze auf, erreichte die Gipfel um 1 Uhr Nachmittags, verweilte daselbst $1\frac{1}{2}$ Stunden und befand sich um 5 Uhr 10 Minuten wieder am Lagerplatze. Dieser Weg erwies sich als viel besser, denn der früher eingeschlagene. Während des Aufstieges nahm man einen starken Ausbruch des 60 engl. Meilen entfernten Cotopaxi wahr; derselbe begann um 5 Uhr 40 Minuten Morgens und um 1 Uhr fing Asche zu fallen an, so dick, daß der Gipfel des Chimborazo „wie ein gepflügtes Ackerland aussah". Zuletzt unternahm die Gesellschaft eine vollständige Tour um den Chimborazo in einer Höhe von 12 000 bis 15 000 Fuß. Vorher hatte Mr. Whymper den Carihuairazo bestiegen, eine Reise nach dem Altar gemacht und damit alle Unternehmungen ausgeführt, derentwegen er nach Ecuador gekommen war. Zur Zeit, als er den Brief schrieb, wurde er in Guayaquil festgehalten, weil ein Theil seiner im Innern gemachten Sammlungen, die aus naturwissenschaftlichen und namentlich mineralogischen Objekten und Alterthümern der Inka-Zeit bestehen, noch nicht angekommen war.

Vermischtes.

— Die Meeresuntersuchungen im Golf von Biscaya durch die wissenschaftliche Regierungs-Expedition auf dem französischen Staatsdampfer „Travailleur" (s. oben S. 64) haben sowohl hinsichts des Meeresgrundes als auch der ihn belebenden Fauna die interessantesten und überraschendsten Resultate geliefert. Die Vermessungen erwiesen, daß der Meeresgrund in besagtem Golf voller Gebirge ist mit hohen Bergen und tiefen Thälern. Um das Kap Peñas und Santander sind Tiefen, also Thäler, gefunden worden von 2700 Meter, und wieder Berge, welche fast bis zum Meeresspiegel emporragen. Die Thierwelt an Echinodermen, Calverien, Dyosteru, Crustaceen, Seesternen u. s. w. ist in diesen Seethälern in staunenswerther Fülle vorhanden. Auch sind hier viele Arten dieser Seethiere aufgefunden worden, welche man längst für ausgestorben hielt, da sie nirgends mehr angetroffen wurden. Der berühmte Marseiller Professor Marion, welcher sich die Erforschung der Thierwelt des Meeres zur wissenschaftlichen Hauptaufgabe gestellt hat, befindet sich ebenfalls an Bord des „Travailleur" und hat für seine Arbeiten die reichste Ausbeute gemacht, welche besonders dazu dienen wird, die Fauna des Atlantischen Oceans mit der des Mittelländischen Meeres zu vergleichen.

(R.-Z.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Im Innern von Hinterindien.

(Nach dem Französischen des Dr. Harmand.)

(Sämmtliche Abbildungen nach den Skizzen und Angaben des Reisenden.)

X.

Am frühen Morgen des 21. Juli empfing Harmand endlich den Besuch des Doi oder Kommandanten des Forts, eines schönen Annamiten mit ernstem, listigem Gesichte. Mit vieler Würde und in allerhand theatralischen Stellungen hielt ihm derselbe eine wohl einstudirte Rede, welche darauf hinauslief, daß er zunächst an den tri-hüyen in Cam-Lö berichten müßte, worauf Harmand in nicht weniger würdiger Weise erklärte, daß er seinen Willen durchsetzen werde, daß der Doi als Annamite die Franzosen gewiß kenne, daß er Eile habe; wenn er sofort Träger erhielte, wolle er eine Silberbarre daran wagen. Das Gesicht des Beamten zitterte vor Habgier, denn eine Barre im Werthe von etwa 100 Franks ist dort zu Lande ein seltenes Fressen; gleichzeitig aber fürchtete er, von seinen Untergebenen der Pflichtvergessenheit beschuldigt zu werden. Oeffentlich wollte er das Geld nicht annehmen, und das war es gerade, worauf der Reisende bestand. Nach langem stummem Kampfe überwand er endlich seine Besorgniß und öffnete resignirt seine Betelbüchse, in welche Harmand die Barre mit hörbarem Geräusch hineinfallen ließ; dann entfernte er sich, während auf den Gesichtern seiner Begleiter ein höhnisches Lächeln spielte.

Den nächsten Tag wurde der Reisende noch durch Fieber festgehalten; am folgenden (23. Juli) gegen Mittag aber fanden sich ein Dutzend Träger ein. Das waren zwar zu wenig; aber in seiner Ungeduld, vorwärts zu kommen, übergab er dem Pu-Thay-Häuptling des Deportirten-Dorfes fünf versiegelte Kisten mit der Weisung, sie ihm so bald als möglich nachzuschicken, und brach auf.

Der Pfad wird sofort sehr schwierig, führt zuerst über einige Hügel und dann am Abhange von Bergen hin, von denen aus man eine prächtige Aussicht hat, die noch viel schöner gewesen wäre, wenn es nicht schrecklich geregnet, geblitzt und gedonnert hätte. Nach allen Richtungen hin steigen Berge auf in solcher Menge und solchem Wirrwarr, daß es Harmand unmöglich war, über ihre allgemeine Anordnung und Richtung sich klar zu werden. Er begegnete zahlreichen Moïs (Wilden), die mit Lanzen und großen, langgriffigen Säbeln bewaffnet waren; sobald sie aber dem Fremden näher kamen, schlüpften sie gewandt in die Büsche und verschwanden darin wie Gespenster, ohne daß auch nur ein trockener Zweig gekracht hätte. Gegen 5 Uhr Abends gelangte man nach dem Dorfe Lang-Tun, wo der Hüyen residirte. In der Pagode desselben kehrte Harmand ein; sie enthielt keine Buddhabilder, geschnitzte Kanzeln und gelbröckige Bonzen, wie diejenigen in Laos; auf dem gestampften Fußboden standen mit Matten bedeckte Feldbetten und in der Mitte des Raumes als Altar ein kleiner Tisch mit zwei gedrechselten hölzernen Leuchtern und einer bronzenen Kohlenpfanne.

Bald stellte sich auch der Hüyen ein, ein junger Mensch mit feinem, jesuitischem Gesicht, von fast weißer Hautfarbe und unmäßig langen Nägeln; er ist offenbar von guter Familie, muß aber irgend eine administrative Missethat auf

dem Gewissen haben, sonst wäre er nicht auf diesem Posten in den ungesunden, wilden, verrufenen Gebirgen. Es entspann sich zwischen ihm und Harmand ein langes Gespräch, in welchem jeder den andern abwechselnd einzuschüchtern, zu täuschen und zu verlocken suchte. Die Annamiten waren aber der festen Ueberzeugung, daß die Ankunft des Franzosen auf so ungewöhnlichem Wege nur höchst wichtige politische Gründe haben könnte, eine Ansicht, von welcher



Haus eines reichen Annamiten.



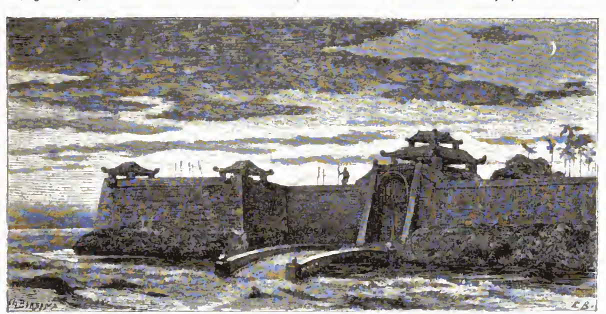
Vorderseite eines Hauses eines reichen Annamiten.

sie alle Betheuerungen Harmand's nicht abzubringen vermochten. Er erlangte zwar von dem Hüyen das Versprechen in zwei Tagen abreisen zu dürfen, wurde aber trotz eines reichen Geschenkes hier länger aufgehalten, als er erwartet hatte.

Diese Gegend scheint übrigens ihren Ruf der Ungesundheit vollauf zu verdienen; denn nicht nur Harmand, sondern auch sein intelligenter annamitischer Diener Tay litten hier stark am Fieber. Wie ihm mitgetheilt wurde, schienen die Annamiten in letzter Zeit ihre Ansprüche auf das Thal des Se-Bang-Hieng kräftiger zu verfolgen; sie haben in den Moï-Dörfern der Umgegend 2000 Soldaten zu stehen und errichten Befestigungen auf den Berggipfeln; auch ist das Fu Cam-Lô und das Hüyen Lang-Tung ganz neuen Ursprungs. Harmand betrachtet das alles nur als eine gute Vorbereitung für die unvermeidliche Herrschaft der Franzosen, welche diese Länder ihrer jahrhundertelangen Lethargie entreißen wird.

Die Annamiten in diesem Gebirgslande sind religiöser oder besser abergläubischer, als alle anderen, die Harmand je kennen gelernt; Tag für Tag kamen sie in Schaaren zur Pagode, opferten und knieten vor dem Altar nieder. Auch der Hüyen und ein Schulinspektor, der gerade anwesend war, warfen sich alle Augenblicke zu Boden, bald drinnen in der Pagode, bald draußen unter einem in die Erde gesteckten Sonnenschirme. Offenbar haben sie von den Sitten der Moïs etwas angenommen.

Der Gouverneur (Hüyen) spielte ein falsches Spiel; auf seinen Befehl verkauften die Leute dem Fremden keine Lebensmittel mehr. Allein in der Umgegend gab es Pfauen und Turteltauben genug, und seine Flinte schaffte bald Rath. Niemand wollte ihm ferner Auskunft geben über den nach Cam-Lô führenden Weg; aber bei seinen Streifereien in der Umgegend fand Harmand bald heraus, daß es nur der am besten im Stande gehaltene sein könnte. So verstrich der 27. Juli. Am 28. kam die Nachricht aus Cam-Lô,



Das Fort von Cam-Lô.

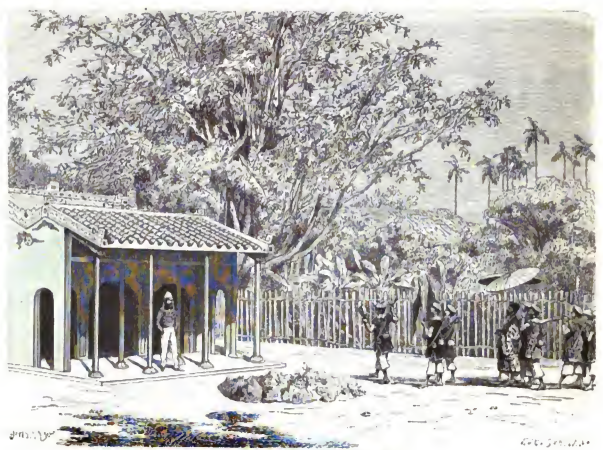
daß sich am nächsten Morgen 4 Elephanten und 20 Soldaten einfinden würden, um den Reisenden dorthin zu geleiten. Aber wer nicht kam waren Elephanten und Soldaten. Harmand versiegelte also kurz entschlossen seine Kisten, machte den Hüyen mit seinem Kopfe für deren Inhalt, welcher Eigenthum der französischen Regierung sei, verantwortlich und brach dann in Gesellschaft eines Dieners auf, als Proviant nur eine Büchse Sardinen in der Tasche mit sich führend. Der Annamite Tay, der heftig am Fieber erkrankt war, blieb nebst dem Koch beim Gepäck zurück. Der Weg war reizend und führte zunächst durch einen schönen Wald, durch welchen vor Zeiten eine breite Straße geschlagen worden war, von welcher nur wenige Spuren übrig geblieben waren. Nach etwa zwei Stunden überschritt Harmand den letzten Zufluß des Me-khóng und eine viertel Stunde später erblickte er am Grunde einer tiefen Schlucht einen vielfach gewundenen Fluß, welcher in der entgegengesetzten Richtung nach dem Chinesischen Meere zu floß. Es war der Rau-Quan. Indessen war noch die große Gebirgskette, deren dunkelblaue Spitzen in der Ferne sichtbar waren, zu überschreiten; jener Fluß mußte dieselbe in einer tiefen Thalspalte durchbrechen.

Gegen Abend begegnete er einer Schaar von Wilden, welche bei seinem Anblicke so erschraken, daß sie ihre Waffen fortwarfen und sich auf die Knie stürzten, und erreichte ein niedliches Moï-Dorf, wo er zu seiner Ueberraschung dieselbe Art von Hütten fand, wie früher einmal weit im Süden und auch bei Attopeu: die Wände derselben stehen schief, anstatt senkrecht, und die Balken sind in sonderbarer Weise geschnitzt. Die armen Bewohner empfingen und bewirtheten ihn nach besten Kräften. Am nächsten Morgen durchstreifte er jagend die Umgegend und sammelte schöne Pflanzen; das Land ist herrlich und hätte ihn sicher zu einem mehrtägigen Aufenthalte veranlaßt, wenn ihn nicht der Mangel an Lebensmitteln weiter getrieben hätte. Der Weg führte dann steil hinab in ein enges Thal, welches der jetzt zu einem stattlichen Strom gewordene, an 100 m breite und prächtig klare Rau-Quan, zahlreiche Stromschnellen bildend, durchfließt. Er bot hier einen herrlichen Anblick dar, wie er zwischen zwei Bergreihen dahinströmt, die eine abgerundet und kahl, die andere mit steilen Abhängen und mit schönen Bäumen bedeckt, die sich in den Fluthen spiegelten, und auf denen sich, riesigen Blumen gleich, Pfauen im Sonnenglanze wiegten.

In einem nahen Dorfe machte er Halt. Die Wilden dort trugen eine Art ärmelloser Jacken aus der verfilzten Rinde von Antiaris toxicaria, jenem berühmten Baume, über welchen ähnliche Fabeln im Umlaufe sind, wie über den amerikanischen Manzanillo-Baum.

Von dort wollte der Reisende eben aufbrechen, als ein Bote kam und ihm die Ankunft der Elephanten und der Eskorte meldete. Es waren ihrer zwei Thiere, welche, da sie von den Annamiten zwei- bis dreimal so stark beladen werden, als von den Laos, das gesammte Gepäck trugen. Außerdem waren noch zahlreiche Träger dabei. Der Annamite Tay befand sich in besorgnißerregendem Zustande; bewußtlos lag er in einer von zwei Männern getragenen Hängematte.

Der Weg führte anfangs am linken Ufer des Nau-Quan abwärts; dann floß letzterer nach O.-S.-O. und trat in ein breites, prachtvoll angebautes Thal, während Harmand zuerst mehrere fast trockene Flüsse, deren Bett, soweit der Blick reichte, mit großen Rollsteinen erfüllt war, und darauf eine Kette steiler, baumloser, mit Mais bebauter Berge überschritt und dann in eine Art weiten Circus hinabstieg, wo er in dem Moï-Dorfe Taniang übernachtete. Dort befand er sich am Fuße der großen annamitischen Gebirgskette, und eine weitere Tagereise brachte ihn in ein civilisirtes Land. Bald hinter Taniang steigt der Weg an zu einem nur 250 m hohen Passe, welchen zu beiden Seiten, namentlich aber zur Linken, Felsgipfel von wenigstens 1200 bis 1500 m Höhe überragen. Jenseit des Passes senkt sich das Terrain,



Besuch des Mandarinen von Cam-Lô.

steigt wieder an und bleibt zunächst noch sehr coupirt; der Führer leitete den Reisenden durch ein wahres Gewirr unaufhörlich auf- und absteigender Pfade, welche sich meist in Schluchten voller Geröll hinzogen. Der alles bedeckende Wald macht es vollends unmöglich, sich hier zurecht zu finden. Endlich erkletterte man einen letzten hohen Berg mit schlüpfrigem Thonboden, und nun lag Annam vor ihren Augen, trocken, ohne Bäume, überall angebaut, ein merkwürdiger Gegensatz gegen das Land im Westen. Es war das erste Mal, daß ein Europäer, vom Laos-Lande kommend, dieses Gebirge überschritt. Wie mit einem Zauberschlage war nun alles vollendet, die Natur wie die Menschen, der Boden wie die Ackerbauer. Drüben im Westen ein wildes, mit Wald bedecktes, regenreiches Land, wo die Bestellung des Bodens in den ersten Anfängen liegt, hier in Annam ein sonnenbeschienenes Land voll Reisfelder, Batatenpflanzungen, Maulbeerbäume, Ricinus und Mais, wo überall Menschen graben, hacken, Wasser tragen; dazwischen zerstreute Dörfer im Schatten von Kokos- und Arekapalmen. In der That, der Abstand zwischen europäischer und annamitischer Civilisation ist sehr groß; aber ganz gewaltig ist er zwischen derjenigen der Annamiten und der Laos.

In einem hübschen Dorfe machte Harmand Halt und fand freundliche Unterkunft bei einem Notabeln, welcher ein hübsches Haus mit jenen kunstreich geschnitzten Balken und Zwischenwänden bewohnte, wie sie die Annamiten so hoch schätzen und ihren Gästen mit solchem Stolze zeigen. Die Dörfer dieser Gegend bauen in Menge die ölreiche Bankulnuß (Aleurites triloba), von welcher große Haufen vor den Häusern zum Trocknen lagen. Ueber Hügelland, bei



Reise im Palankin über die Dünen.

einigen Eisengruben vorbei erreichte man noch an demselben Abend das Fort und Dorf Cam-Lô, wo eine drängende, sich stoßende Menschenmasse schon auf den Anblick des waghalsigen Fremden, der das so gefürchtete Laos durchzogen hatte, wartete. Ihr Verhalten zeigte jedoch keine Spur von Feindseligkeit. Gleich zu Beginn des Ortes empfingen ihn einige besser gekleidete Leute und Soldaten, um ihn zu dem für ihn bestimmten Hause zu führen. Denn in Annam giebt es keine salas, wie in Kambodja und Laos, sondern der Fremde wohnt bei den Einwohnern, wenigstens in den kleineren Orten. In Cam-Lô nun wollte man ihn bei dem Arzte einquartieren; er aber weigerte sich dessen, da diese Leute in Annam in sehr geringer Achtung stehen, und zwar mit vollem Rechte. So führte man ihn denn in das feinere Haus eines Mandarinen, welcher sich zur Inspektion von Schulen auf Reisen befand. Am folgenden Tage langte auch das Gepäck an; der fieberkranke Tay war auf dem Wege der Besserung und genas nach einigen Tagen.

Da die neugierige Menge dem Reisenden ziemlich lästig fiel, so luden ihn der Befehlshaber des Forts und der Fu (Civil-Gouverneur) ein, in das Fort überzusiedeln. Er aber lehnte dankend ab, damit es nicht aussähe, als suche er ihren Schutz, suchte seine Uniform hervor und machte die nöthigen Besuche. Die Soldaten im Fort, welches in gutem Zustande und mit etwa einem Dutzend Kanonen bewehrt war, standen unter Waffen, sei es aus Vorsicht, sei es zum Prunk, und das Tamtam ertönte mit Gewalt. Der Kommandant (quan schanh), ein alter, weißbärtiger Mann, dem Jedermann, vom Fu abwärts, aufs Wort gehorchte, empfing den Franzosen kalt, fast unhöflich; als aber dieser ihm mit gleicher Münze diente, änderte er seine Taktik und fing zu schmeicheln an. Nun wurde auch Harmand versöhnlicher und überreichte ihm zuletzt als Geschenk eine schöne Dose in Galvanoplastik, wofür er Körbe mit Reis, Früchten und Kuchen und zuletzt auch die Zusage erhielt, daß er, wann er wünschte, Transportmittel bis Quang-Tri, der Hauptstadt



Die Mission Bo-Liêu.

der Provinz, erhalten solle. Am nächsten Tage erwiderte der Quan Schanh den Besuch unter großem Ceremoniell; unter Geschrei und Tamtamklang, unter Vorantritt von Lanzen- und Fahnenträgern und von seinen Schirmhaltern gefolgt, hielt er mit großer Würde seinen Einzug. Gar zu gern hätte er den Inhalt von Harmand's Kisten, die er voll Waffen glaubte, näher untersucht; da aber dieser nicht darauf einging, sah er sie genau von außen an, wechselte einige nichtssagende Phrasen, grüßte nachlässig und verschwand mit möglichster Majestät.

Am 4. August ging es weiter, und zwar auf einer wirklichen Straße mit Seitengräben und Brücken, auf welcher Boten und eilige Couriere zu Pferde (tram) verkehren, welche ihre Depeschen in versiegelten Bamburöhren über die Schulter gehängt haben. Anfangs führte der Weg durch Reis- und Ackerfelder bis zu einem Posthause an der großen Straße von Hüê nach Tong-king, wo gefrühstückt wurde. Nachmittags jedoch waren Dünen blendend weißen, glühenden Sandes zu überschreiten, so daß Harmand zu dem Palankin seine Zuflucht nahm. Es ist das eine kurze Hängematte, oben mit einem Dache und Vorhängen versehen, welche von zwei Leuten an einer langen Stange auf der Schulter getragen wird. Dieselben bewegen sich stets im Laufschritte und vermögen bei erträglichem Boden darin Erstaunliches zu leisten. Angenehm ist diese Beförderungsweise nicht. An der Straße lagen zum Glück zahlreiche Gasthäuser, wo der Reisende seine von Schweiß triefenden Träger für wenig Geld mit Thee, Reisbranntwein und allerlei Eßwaaren regaliren konnte.

Die Gegend ist ziemlich eben, trocken, kahl und einförmig; aber überall, wo ein wenig Feuchtigkeit vorhanden ist und sich während der Regenzeit Wasser ansammelt, ist der Boden sorgfältig bestellt, leider nur mit Reis, anstatt mit sogenannten Kolonialfrüchten, für deren Anbau das mittlere Annam sich vorzüglich eignet, und deren Ausbeute zugleich durch die zahlreichen, meist bis an den Fuß des Gebirges schiffbaren kleinen Flüsse sehr leicht gemacht wäre. Dort, wo die Straße diese Flüsse kreuzt, sind Fähren stationirt, welche den Personenverkehr ohne Bezahlung vermitteln. Gegen Abend überschritt Harmand den ansehnlichen Fluß Da-Hän, welcher einen lebhaften Handelsverkehr vermittelt, und erreichte Quang-Tri, dessen Fort mit seinen langen,

rothen Mauern, seinen monumentalen, von Wachthürmen überragten Thoren und mächtigen Getreidespeichern schon von weitem sichtbar war. Nach mancherlei Förmlichkeiten und Umständlichkeiten wurde ihm hier ein Brief des französischen Geschäftsträgers Philastre in Hüë übergeben, worin ihn derselbe aufforderte, da seine Reise ohne Zustimmung der annamitischen Regierung(!) unternommen sei, Europäer aber kein Recht hätten, in Hüë sich aufzuhalten, sich nach Tang-king zu begeben, d. h. ohne Kleider, Schuhe oder irgend welche Vorräthe halb Annam von Süden nach Norden zu durchwandern. Während die annamitischen Mandarinen seine Reise unterstützten, suchte sie ein französischer Beamter zu unterbrechen! Harmand schrieb sofort an den Geschäftsträger und setzte ihm seine Lage und die Unmöglichkeit, seiner Anweisung Folge zu leisten, auseinander, wandte sich auch gleichzeitig an die im Lande wohnenden französischen Missionäre und bat um ihre Unterstützung. Schon am folgenden Tage (5. August) trafen von verschiedenen Seiten ihrer zwei, die Patres Mathey und Patinier, ein, glücklich, einem Landsmann zu begegnen und von diesem nicht minder freudig begrüßt. Mit ihnen wurde verabredet, daß Harmand in der nicht weit gegen Norden gelegenen Mission Bo-Liëu die Antwort des Geschäftsträgers abwarten solle. Dort brachte er etwa eine Woche zu. Er versuchte zwar auf die Jagd zu gehen; aber die Neugier und Zudringlichkeit der Eingeborenen wurde ihm so lästig, daß er zuletzt den Garten seiner Wirthe nicht mehr verließ und sich die Zeit damit vertrieb, daß er mit ihnen über ihre Aussichten und Sorgen plauderte. Die Mission besteht aus zwei Häusern, deren eines in europäischer Weise eingerichtet ist, und einer kleinen Kapelle, in welcher sich jeden Sonntag eine ansehnliche Schaar Gläubiger versammelt. Der Tisch war nicht gerade reich besetzt, und es gab nicht einmal Brot, dafür aber einige Gläser Abendmahlwein und vorzüglichen Ananaswein inländischer Fabrikation. Aber war es doch schon nichts Geringes für Harmand, an einem Tisch, auf einem Stuhl zu sitzen, ein Tischtuch vor sich und wohlwollende Menschen, mit denen er französisch reden konnte, ohne sie betrügen zu müssen oder von ihnen betrogen zu werden!

Am 12. August verließ er die Mission, nachdem die Erlaubniß zur Weiterreise eingetroffen war, in Begleitung von 20 Mann Eskorte. Die Umgegend von Quang-Tri ist noch sehr bevölkert und gut angebaut, namentlich mit Baumwolle. Bald darauf aber beginnen wieder Sanddünen, welche sich fast bis an das Gebirge ausdehnen und den Reisenden zum Besteigen des Palankin nöthigten. Am Abend des 13. August führte ihn eine Barke über den Fluß von Hüë, wenige Minuten später begrüßte ihn sein Kollege, der Dr. Mandière, und nach einigen Tagen kehrte er auf der „Antilope“ nach Saigon und von dort nach Frankreich zurück.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

II.

Ungersberg. Climont.

Die französischen Erforscher der Sahara haben die einzelnen Felsen und Bergmassive von Sandstein, welche von der heutigen Bodenfläche der Wüste aufragen, témoins genannt, Zeugen nämlich für die frühere Höhe des Wüstenbodens, welcher hauptsächlich in Folge der Einwirkung von Temperaturunterschieden und Luftströmungen allmälig verwitterte und jene Felsen und Berge als letzte Ueberbleibsel zurückließ. Mit diesen Témains der Wüste können wir nun eine ganze Reihe unserer Vogesenberge vergleichen, alle die nämlich, welche als letzte Reste jener alten Sandsteinbedeckung, die zur Zeit der Hebung der Vogesen die Gesammtausdehnung des Gebirges überlagerte, bis auf die heutige Zeit übrig geblieben sind. Nun hat freilich bei unseren Bergen die Fortwaschung durch das atmosphärische Wasser weitaus die größte Rolle gespielt, anders wie bei jenen Témains der Wüste, deren Umgebung fast nur durch Einflüsse der trockenen, windbewegten Atmosphäre zertrümmert und fortgeführt worden ist. Daher ist auch die Gestalt beider Gebilde höchst verschieden. In der Wüste schroffe, fast würfelförmige, wenig im Einzelnen zerlegte Bergmassen, oder einzelne spitze, mehr oder weniger säulenförmige Ueberbleibsel; bei uns breite ins Gesammtmassiv eingeschnittene Thäler, mit Böschungen von verschiedener Steilheit bei plateauartigen Rücken, kegelförmige Gipfel u. s. w. In den Kreis dieser Zeugen der Vogesen gehört aber insofern auch der Donon, als er mit seinen nächsten Nachbarn, dem kleinen Donon und Kelberg und gewiß auch mit dem Noll und Schneeberg, bei der ersten Hebung ein zusammenhängendes Plateau bildete, welches sich allmälig nach Norden senkend in das heutige Nordplateau der Sandsteinvogesen überging: es wurde vielleicht schon durch die Hebung gespalten, jedenfalls aber durch den Einfluß des Wassers zu derjenigen Gestalt ausgearbeitet, in der wir es heute finden.

Ferner gehören zu diesen Ueberresten der alten Vogesendecke die Sandsteinberge, welche nord- und ostwärts den zweiten Haupttheil der Vogesen, das Hochfeld, umsäumen. Dieser Gebirgstheil, weit minder ausgedehnt als die nördlichen und südlichen Vogesen, wird eigentlich nur von einem gewaltig emporgewölbten langgezogenen Granitrücken gebildet, der schroff sich aus dem Weiler-Thal erhebt, in lang eingeschnittenen Thälern dagegen zum Breuschthal und in die Ebene abfällt. Der Rücken selbst ist öde, kahl, moorig, völlig reizlos; auch von der Ebene aus gesehen macht der lange, ungegliederte, mächtige Höhenzug einen recht eintönigen, wenig anlockenden Eindruck. Ringsherum aber ist dies Granitmassiv überdeckt von Sedimentgesteinen, welche sich noch vor seiner Hebung auf ihm abgelagert, im Süden von den devonischen Schiefern des Weiler Thales, im Westen, Norden und Osten hauptsächlich von buntem Sandstein. In diese übergelagerten Gesteine sind nach den drei letztgenannten Himmelsgegenden die Thäler eingefurcht, durch welche man zum Hochfeld emporsteigt; die Südseite mit ihren steil

aufgerichteten Schiefern zeigt eine weiter ausgearbeitete Thalbildung nicht, ein Umstand, der nicht ohne Interesse ist. Auch eine Reihe heutzutage isolirter und nicht unbedeutender Gipfel gehören diesen aufgelagerten Sedimenten an, eben jene Témoins, welche das Hochfeld umsäumen: der Hahnenberg, Girbaden, der Dreispitz, der Heidenkopf und der Odilienberg bis zur Bloß und dem Kienberg; sodann ganz vereinzelt im Süden neben einigen ganz kleinen Sandsteinrücken der Hoch-Ungersberg (904 m). Daß dieser Gipfel wieder besonders merkwürdig ist, lehrt schon jeder Blick von Straßburg oder überhaupt vom Osten auf die Vogesen: denn überall zeigt sich der Ungersberg durch Gestalt und Lage gleich ausgezeichnet. Er ist der südlichste der scharf markirten Höhen, welche am Ostrand des mittlern Theiles der Vogesen aufragen, und gleich südlich von ihnen folgt eine bedeutende Senke, der Ausgang des Weiler und des Leberauer Thales, denn der Altenberg (864 m), der beide trennt, liegt etwas weiter vom Rande des Gebirges zurück. Auch der Aufbau des Ungersberges ist merkwürdig und ebenso charakteristisch wie der des Donon. Auf einer breitgewölbten Unterlage von Rothliegendem, deren Fortsetzung, rundliche, immer niedrigere Hügel, durch Wasserläufe von einander getrennt, südlich von dem schönen, regelmäßig gebildeten und herrlich grünen Thal von Reichsfelden bis an den Rand des Gebirges ziehen, auf dieser breitgewölbten Unterlage erhebt sich aus der Höhe von etwa 450 m die aufgesetzte Buntsandsteinmasse als breite Pyramide mit steiler Böschung, deren Gipfelhöhe, ziemlich spitz kegelförmig, namentlich steil von Nordwesten her aufsteigt. Die Unterlage des Berges, das Rothliegende, ist auf der Ostseite unbewaldet: mit dem Sandstein beginnt der schöne Laubwald, der bis zur höchsten Spitze den Berg einhüllt; nur diese letztere, ein schmales, blocküberschüttetes Plateau, ist bis auf mäßig hohes Buschwerk und einzelne Tannengruppen frei und gewährt von der Spitze der einzelnen Blöcke eine oder vielmehr verschiedene außerordentlich schöne Aussichten, so daß die Besteigung des Berges, welche bei der großen Steilheit der Sandsteinpyramide zuletzt beschwerlich genug ist, sehr reich belohnt wird.

Nach Osten zu sieht man weit ausgedehnt die herrliche Ebene und über den Rhein den Schwarzwald, dicht im Vordergrund, die Ausläufer des Gebirgs bildend, jene Hügel des Rothliegenden, nördlich aber vom Reichsfelder Thal einen ähnlichen, ebenfalls unbewaldeten Hügel, nur länger gestreckt, steiler, den Eichelberg, dessen Spitze (411 m) wieder aus Buntsandstein gebildet ist und ziemlich genau zu jener Höhe stimmt, bei welcher die Sandsteinbedeckung des Ungersberges ihren Anfang nimmt. Natürlich übersieht man auch im Osten, Norden und Westen die Hauptberge des Hochfeldmassivs und hier ist für die Kenntniß des ganzen heutigen Aufbaues des Gebirges der Höhenzug von Interesse, welcher vom Champ du Feu, dem höchsten Rücken des Hochfeldes, genauer vom Hochwald zum Sockel des Ungersberges hinzieht, und den man namentlich deutlich erkennt, wenn man vom Ungersberg auf der Westseite ins Weiler Thal hinabsteigt. Hier zeigt sich denn auch sehr deutlich, daß die Thäler, welche von jenem Rücken sich südwärts öffnen und schließlich in das Weiler Thal einmünden, durchaus nur Erosionsthäler sind, und wir können diese Behauptung gleich hier auf alle Thäler ausdehnen, die vom Hochfeldmassiv nach irgend einer Seite herabsteigen. Auch das Champ du Feu sieht man direkt vom Ungersberg; sein hoher Rücken schließt den Blick nach Nordwesten ab. Weitaus den interessantesten und schönsten Eindruck aber empfängt man von der Aussicht im Süden und Westen. Im Süden sehen wir über die nächsten Vorberge hin das Weiler Thal und jenseits mauergleich, aber in herrlicher Gliederung, die nördlichste Wand der Granitvogesen aufragen, den Zug, welcher das nördlichste Thal derselben, das Leberau Thal, nördlich abschließt, und darüber hinaus eine Reihe von Gipfeln des südlichen Gebirges, welche wir zum Theil noch genauer kennen lernen wollen. Diesem Nordzug folgen wir mit dem Blick weithin nach Westen, indem wir ihn durch das Weiler Thal begleiten, welches durch den im Hintergrund aufragenden Climont abgeschlossen wird. Man übersieht also vom Ungersberg am genauesten das Hochfeld und die nördlichsten Südvogesen; der dritte Theil des Gebirges, das Sandsteinplateau des Nordens, zeigt sich zwar noch, allein zu fern, zu versteckt, um charakteristisch wirken zu können. Aber gerade durch seine Stellung zwischen den beiden südlichen Haupttheilen der Vogesen wird der Ungersberg sehr lehrreich: wir übersehen hier eins der merkwürdigsten Vogesenthäler, das Thal von Weiler, welches die Nord- und Mittelvogesen von den Südvogesen trennt. Schon der Anstieg vom Ungersberg, mag man nun westwärts etwa über Erlenbach oder von der Südseite des Berges her in das Weiler Thal eintreten, ist landschaftlich außerordentlich schön und wissenschaftlich belehrend genug: für uns genüge die Betrachtung, daß wir die gleichen Verhältnisse wie am Donon wieder finden, die Quellenzone da, wo unter dem Sandstein das Rothliegende beginnt, den viel schrofferen Abfall des Berges nach der einen (beim Ungersberg nordwestlichen) Seite, die Eintönigkeit der Sandsteinflora u. s. w. Das Thal selber verläuft in älteren Gesteinen als der Buntsandstein; es ist für die geographische Betrachtung ebenso interessant als für den Touristen lohnend. Der letztere wird es schon nicht unangenehm finden, daß er in Weiler selbst, in der Post, vortrefflich aufgehoben ist; und so kann er, wenn er Nachts dort ausgeruht hat, mit frischester Kraft am Morgen zum Climont aufbrechen. Obgleich das Thal auf den Karten wenig hervortritt, denn es ist nicht sehr breit, und obgleich es ferner fortwährend ansteigt (Weiler 271 m, Steige 360 m, Straße nördlich vom Climont 597 und 585 m, Saales 558 m nach der französischen Generalstabskarte), so bildet es doch einen höchst bequemen Uebergang nach Frankreich, über Saales, wo es auch mit dem Breuschthal in bequemster Verbindung steht, nach Provenchères und St. Dié.

Die Straße, welche von Saales nach letztgenanntem Städtchen führt, ist vortrefflich und auch landschaftlich von hoher Schönheit, obwohl der Westabhang der Vogesen, auf welchem sie sich in das Meurthethal herabsenkt, weit minder großartig gestaltet ist, als die Ostseite des Gebirges. Diese Verbindung beider Länder wird hier deshalb so bequem, weil hier eine höchst merkwürdige Senke die Vogesen durchquert: der Südzug der Vogesen endet, indem er plötzlich direkt südlich vom Climont nach Osten umbiegt; der mittlere Theil des Gebirges, das Hochfeld, beginnt erst jenseits des Weiler Thales, und die Nordvogesen erst jenseits des Breuschthales. Beide Thäler würden breit geöffnet sein nach Frankreich, wenn nicht gerade hier der Climont läge, wenn nicht vom Climont eine Bodenschwelle südlich von Saales herziehend das Breuschthal schlösse. Ueber sie, welcher zwei höhere Berge, der Labatteux (709 m) und Boyemont (804 m), gleichsam aufgesetzt sind, verläuft daher die neue deutsch-französische Grenze, indem dieselbe hier von dem Kamm der Südvogesen überspringt auf den bei St. Dié beginnenden Zug der Nordvogesen. Sie läßt also in ihrem plötzlichen beinahe rechtwinkligen Abbiegen die eigenthümlichen geographischen Verhältnisse dieser Gegend klar erkennen. Am Ostende des Thales (zugleich auch vor der Mündung des Leberauer Thales, welches durch seinen Bergbau berühmt war und ist) liegt das früher so bedeutende Schlettstadt, welches diesen Uebergang nach Frankreich, den bequemsten, welchen die Vogesen überhaupt aufweisen, von deutscher Seite aus vertheidigen sollte.

Die Straße zieht im Weiler Thal an dessen Nordseite hin und jenseits Weiler steigt direkt über ihr in außerordentlich schroffem Anstieg und nur von wenigen südlich geöffneten und nicht sehr ausgedehnten Thälern unterbrochen die Südseite des Hochfeldes empor, welche hier ganz aus jenen alten, steil aufgerichteten Schiefern gebildet ist. Daher liegen die landschaftlich schönen Partien auf der Südseite der Straße. Hier sinkt das Thal tief unter die Höhe derselben hinab und man sieht über die schönsten Wiesengründe, über ein wechselndes Hügelland hin, welches nach Westen höher ansteigt, stets aber aufs Herrlichste von dem dunkelernsten Climont überragt wird. Es ist dieser kleine Hügelzug der Honil, der zwar vom Climont durch ein ziemlich tiefes Thal getrennt ist, dennoch aber als die Vorberge desselben aufgefaßt werden kann, da er aus demselben Material wie der Grundsockel des Climont, aus den schon erwähnten Schiefern gebildet und ihm ferner nach jenem Hauptberge hin einige kleine stumpf-kegelförmige Gipfel aufgesetzt sind, welche denselben gleichsam vorbilden, indem sie ebenfalls auf ihrer Schieferunterlage einen Kopf von Rothliegendem, zum Theil auch von Buntsandstein tragen. Die Lage des Honils, der in zwei Arme, beide ostwestlich gerichtet, zerfällt, ist sehr merkwürdig; er ist eingeschoben, wenn wir Climont, und die Bodenschwelle, welche Labatteux und Voyemont sowie nordwärts den Hügel La Fraize trägt, mit zu ihm rechnen, zwischen die drei Haupttheile der Vogesen, die hier sich nähern, ohne sich zu berühren. Das Weiler Thal und seine Straße sahen wir nach Westen zu fortwährend ansteigen: es steigt an zu jener Bodenerhebung, welche die genannten Berge trägt und die drei Vogesentheile, namentlich aber die Südvogesen und das Hochfeld, zugleich geologisch trennt und orographisch verbindet. Ihre größte Höhe hat sie nördlich vom Climont, wo sie bis zu 597 m aufsteigt, und diese Höhe behält sie im Wesentlichen bis nach Saales (558 m) bei. Sie ist so bedeutend, daß sie zur Wasserscheide zwischen Gießenbach (Weiler Thal), Breusch und Fave (Meurthe) wird. So befinden wir uns bei Besteigung des Climont auf einem Terrain, welches zwar in den Vogesen liegt, thatsächlich aber kaum zu ihnen zu gehören scheint und auf keinen Fall zu einem der drei Vogesentheile gehört. Die krystallinischen Vogesen schließen südlich ab; die nördlichen beginnen erst in ziemlich weiter Entfernung westwärts; das Hochfeld steigt in isolirter Schroffheit nördlich auf. Zu welchem dieser Theile also dürfen wir den Climont, den Honil, das gesammte Weiler Thal rechnen? Offenbar gehören sie zu keinem derselben; sie stehen durchaus für sich und bilden streng genommen einen vierten, völlig selbständigen Theil des Gebirges. Doch ist wohl zu beachten, daß wenn man die Hauptachse der Südvogesen in die des Hochfeldes verlängert — und beide liegen durchaus in derselben Linie —, diese Verlängerung, diese Verbindung beider Achsen durch jene höchste Bodenerhebung des vierten, eingeschobenen, vermittelnden Vogesentheiles hindurchgeht, welche wir nördlich vom Climont sich bis zu 597 m erhebend fanden.

Jedenfalls ist diese Lage des Climont, diese Anordnung der Verhältnisse eine durchaus bemerkenswerthe. Sein Buntsandstein erhebt sich auf einem Sockel von Rothliegendem, der seinerseits wieder auf den alten Schiefern aufliegt. Das Rothliegende hat dieselben unzweifelhaft einst ganz bedeckt, denn es tritt im Westen (La Fraize, Labatteux u. s. w.) und auch im Osten des Thales südlich (bis zur hohen Königsburg) und nördlich desselben auf und die einzelnen kleinen Köpfe, die wir östlich vom Climont auf dem Rücken des Honil aufragen sahen, sind gleichfalls mit ihm bekrönt. Ueber ihm lag dann wieder als zusammenhängende Decke der Buntsandstein, den wir von den Bergen westlich von Saales über den Voyemont und Climont bis zum Altenberg in sehr bedeutenden Resten finden. Auf dem Altenberg lagert er unmittelbar auf dem Granit auf.

Alles Uebrige ist weggewaschen und so ist auch das Weiler Thal, so wie wir es heute haben, wesentlich in Folge der Erosion entstanden. Dabei ist aber das plötzlich steile Ansteigen des Hochfeldes und die Art, wie der südliche Grenzzug des Thales verläuft, welches beides man sehr deutlich vom Climont aus sieht, in hohem Grade merkwürdig. Wir sehen, der Zug kommt von Südsüdwest, genau in derselben Richtung, in der sodann das Hochfeldmassiv weiter streicht; er setzt gerade südlich vom Climont beinahe rechtwinklig um, und bildet nun jenen mauerartigen Grenzwall des Thales, jenen schroffen Abschluß der Südvogesen, den man von der Straße des Weiler Thales aus jenseits der Wiesengründe desselben und hinter den Höhen des Honil steil aufragen sieht. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, als sei er gewaltsam aus seiner Richtung umgebogen, ebenso wie auch das schroffe Ansteigen des Hochfeldes, die starke Emporhebung der Schiefer an seiner Südseite etwas Gewaltsames hat. Dieselben sind fast senkrecht gestellt, in hohem Maße durch Druck zerklüftet; während auf ihnen das Rothliegende, der Buntsandstein als ruhig horizontale Niederschläge abgelagert sind. Und so haben wir wohl in dem merkwürdigen Bau der Wände des Weiler Thales den Beweis, daß Auswaschung nicht allein seine heutige Gestaltung bedingt hat.

Dagegen sind die Thäler, welche den Climont umgeben, deren östlichstes ihn vom Honil trennt, nur durch Erosion gebildet. Sie sind tief eingeschnitten; und so scheint der gewaltige Berg, von der Straße aus gesehen, wie aus der Tiefe aufzusteigen, wodurch sein Anblick besonders schön wird: man sieht die hell schimmernden Wege in die Waldgründe verlaufen, aus welchen die Tannenwände der edelgeformten Pyramide sich ernst erheben.

Auch die Vegetation ist hier im Thale eine viel eigenthümlichere und artenreichere als am Ungersberg und Donon, der Einfluß der nahen Granitberge läßt sich schon spüren, er zeigt sich schon in den Umgebungen des Ungersberges, welche durch mancherlei botanische Seltenheiten (Sedum Cepaea, Digitalis lutea u. s. w.) bekannt und interessant sind. Und auch abgesehen von allen Seltenheiten, wie üppig ist im Weiler Thal die Vegetation! Zu ganz besonderm Schmuck gereichen ihr im Juli zwei Rosenarten, beide weißblühend, die eine kriechend, mit einzelnen Blüthen, die andere strauchartig, mit reichen Blüthenbüscheln (Rosa arvensis und stylosa), welche auch Gärten und Parkanlagen herrlich zieren würden; doch findet man sie nirgends angepflanzt, obgleich die gärtnerisch kaum werthvollere Rosa pimpinellifolia so viel gezogen wird.

Der einzige gangbare Weg zur Climonthöhe führt uns von Süden empor; wir müssen in das Thal, aus welchem der Berg sich erhebt, hinabsteigen, die Fermes du Climont berühren und dann, nach Umgehung des Berges, ihn von Süden her besteigen, wo sein Massiv eine breite Einbuchtung in Folge eines Erosionsthals zeigt, welches von seinem Gipfel herabkommt. Der Anstieg des tannenbedeckten Berges ist, wie bei den meisten dieser Sandsteinberge, steil und unbequem. Auch das Gipfelplateau ist bewaldet, doch hat man von allen Seiten schöne freie Ausblicke und diese sind bei der centralen Stellung des Berges für den ganzen Aufbau des Gebirges höchst belehrend. Nach Westen zu blicken wir tief hinein in das französische Lothringen und sehen hier zunächst, wie Wellenzüge hinter einander, jene Buntsandstein-Rücken, welche sich nordöstlich bis zum Donon hinerstrecken, bei St. Dié den Ormont mit lang-

gestrecktem, vielfach eingeschnittenem Kamm im Vordergrund, von ihm nordöstlich die Ketten, welche das Breuschthal westlich begrenzen; dann hinter ihm die Berge zwischen Rabodeau und Plaine, welche südwärts in zwei Ketten auseinandergehen, nordwärts sich zu einem Rücken vereinen, und hier die größte Höhe und Breite (Grand Brocard 835 m, St. Grimé 860 m) erreichen; hinter diesen den Höhenzug jenseits der Plaine, und weiter im Süden andere, minder bedeutende, aber ähnliche Züge. Diese Rücken erblickt man hier hinter einander: von der schönen Paßhöhe des Col du Bonhomme sieht man gerade durch die Gebirgsspalte, welche die Meurthe in das Südwestende derselben eingesägt hat, wie durch große geöffnete Thore hindurch. Es versteht sich, daß auch diese Buntsandsteinmassen ursprünglich eine Decke waren, welche sich bis zum Climont und weiter östlich erstreckte; daß sie aber durch die Fluß- und Wasserthätigkeit in jene Formen zerlegt sind, welche wir sehen. Sie haben also bloß den Schein von Gebirgszügen: in Wahrheit sind sie nur ausgeschnittene Theile eines Plateaus, deren Gehänge steil, deren Kamm, abweichend von den sonst ganz gleich gebildeten, aber niedrigeren und rundlichen Rücken des Nordplateaus, oft seltsam eingerissen erscheint.

Sie leiten unsern Blick nach Norden hin, zu den uns schon bekannten Dononhörnern und den Nordvogesen, aus denen der Noll nebst Nachbarschaft und einige andere Höhen aufragen. Das Breuschthal, obwohl es sich theilweise hinter den Höhen des Champ du Feu verbirgt, ist deutlich markirt; von keinem andern Berg läßt sich die Dreitheilung der Vogesen so klar erkennen, wie vom Climont, wo wir den ganzen Höhenrücken des eigentlichen Hochfeldes, zu beiden Seiten desselben seine Ausläufer in das Breuschthal sowohl wie in die Rheinebene und dicht vor uns, so wie in langer Linie ostwärts seinen steilen südlichen Abfall klar übersehen. Blicken wir aber in der Richtung unseres Aufstiegs nach Süden, so haben wir die Granitwand der Südvogesen vor uns, mit Höhen von 992 und 852 m, welche im (freilich nicht granitischen) Altenberg mit einer Höhe von 864 m endet. Dieser Nordabhang, obwohl er in ziemlich breiter Böschung abfällt, macht doch völlig den Eindruck einer schroffen Mauer, über welche hin die höheren Südgipfel und Kämme aufragend herüberſehen, so der, auf welchem die Hohkönigsburg steht, der für die ganze Formation höchst typisch ist. Zu diesen Témoins gehören ferner — wir beschränken uns auf das Hochgebirge und sehen von den Vorbergen der Vogesen ab — die obersten Höhen des Thännichels, der Hochfels, Rammelstein und die Höhen südlich bis zum Kalbling; sowie ferner, noch weiter im Süden, über dem Münsterthal, die beiden Hohnack nebst dem sich westwärts ziehenden Kühberg, der seinerseits wieder zwei lange Arme nach Norden streckt, le Rain des Chênes der französischen Karte. Außerdem noch kleine, an sich höchst unbedeutende Punkte, wie nordwestlich vom Hohnack der Noirmont, der Fandé, nördlich und beim ersten Blick in der Aussicht auffallend der Eras bei Urbeis und neben ihm ein lang nach Osten gezogener Rücken, ferner einzelne kleine Flecken dicht bei Drei-Aehren, wie der Frauenkopf, Belvedere u. s. w. Wichtig werden diese kleinen Reste nur, weil sie sehr deutlich beweisen, daß wirklich dereinst überall hin das ganze Gebirge mit dem gleichen Sandstein überlagert war. Südlich vom Münsterthal finden wir in den deutschen Vogesen den Buntsandstein nicht mehr; er tritt erst weit im Süden wieder auf, in Frankreich, bei Belfort und auf dem Ballon de Servance, welcher dem Elsässer Belchen gegenüber liegt.

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

II.

Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt in dem Bergdorfe beschloß Ober, sich für einige Zeit nach der Ostseite der Insel zu begeben, und dies zwar nicht nur zum Zwecke zoologischer, sondern mehr noch ethnologischer Forschungen. Lebt doch auf einer kleinen Strecke der atlantischen Küste von Dominica und in dem dahinterliegenden Waldlande der größere Theil des heute noch vorhandenen spärlichen Ueberrestes der alten caribischen Inselbevölkerung, die in mehr als einer Beziehung zu den interessantesten und zugleich noch immer nicht genügend bekannten Erscheinungen auf ethnologischem Gebiete gehört. Und da leider mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden muß, daß in nicht gar vielen Jahren auch die letzten Spuren jener Rothhautbevölkerung von den Inseln verschwunden sein werden, so darf Ober's Bemühen, noch möglichst viel Material über Lebensweise, Sitten und vornehmlich über die Sprache des harmlosen, früher so mächtigen und gefürchteten Volkes zu sammeln, wohl als ein dankenswerthes bezeichnet werden.

Ueber die ersten Bewohner der Antillen und ihre theilweise Verdrängung durch die vom südamerikanischen Kontinent kommenden Cariben sagt Oscar Peschel (Völkerkunde, S. 214): „Die Kleinen und Großen Antillen sowie die Bahama-Gruppe waren vor 1492 von einem sanften aber höchst unkriegerischen Menschenschlag bewohnt, den Herr von Martius Taini genannt hat. Die wenigen erhaltenen Reste ihrer Sprache, meistens Ortsnamen, verstatten keine feste Begründung ihrer Abkunft, doch nimmt man in neuester Zeit an, daß sie in Verwandtschaft standen mit den Aruwaken Südamerikas, die noch gegenwärtig die Guyanas bewohnen. Sie unternahmen keine weiten Seereisen, höchstens daß die Bewohner im Süden Haitis sich gelegentlich nach Jamaica oder die von Jamaica sich gelegentlich nach Haiti wagten. Von ihren Inseln aber waren sie schon 1492 theilweise durch einen außerordentlich begabten, physisch und geistig geadelten Menschenstamm, durch die Kariben, verdrängt worden, denen wir ihre völlige Nacktheit, den Hang zum Seeraub, das Gelüste nach Menschenfleisch und das Salben ihrer Pfeile mit Gift nicht zu hoch anrechnen dürfen. Die Inselcariben, deren Sprache sich nur als Mundart von dem Caribischen des Festlandes unterschied, hatten bereits die sogenannten Kleinen Antillen erobert, die östliche Hälfte von Puertorico besetzt und erstreckten ihren Menschenraub sogar bis nach Haiti, wo einzelne ihrer Abenteurer Reiche gegründet, und ältere Ankömmlinge sich der Landschaften am Ostrande bemächtigt hatten." Von der Seetüchtigkeit, Tapferkeit und Grausamkeit der Inselcariben wußten die alten Conquistadores nicht genug zu berichten: auf ihren aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellten

Pirogen, die 40 Fuß lang waren und 50 Mann fassen konnten, unternahmen sie Raubzüge, die sie 150 Leguas weit ausdehnten. Columbus erzählt von einer Insel, auf der er nur die Weiber der Eingeborenen angetroffen habe, da sämmtliche Männer unter der Anführung ihres Königs auf einer Raubfahrt mit zehn Pirogen auswärts gewesen seien; „diese Pirogen oder Kriegsschiffe aber wurden mit baumwollenen Segeln oder mit Rudern nach dem Takte eines Vorsingers bewegt."

Die Gewandtheit im Gebrauche ihrer Waffen, die Sicherheit, mit der ihre vergifteten Pfeile das Ziel erreichten, die Tapferkeit der Frauen und Kinder, die während der Piratenzüge der Männer ihre Küsten gegen fremde Einfälle vertheidigten, vor allen Dingen aber der Gebrauch, die Gefangenen zu verzehren, unterschieden die Cariben wesentlich von dem sanften, kindlichen Volke der großen Inseln; und wenn auch Columbus der Königin Isabella den Vorschlag machte, das furchtbare Volk ganz von der Insel zu entfernen und als Sklaven in Spanien zu verkaufen, „wodurch die friedlichen Inselbewohner von kriegerischen und unmenschlichen Nachbaren befreit, die königlichen Einkünfte beträchtlich vermehrt und zahlreiche Seelen dem Verderben entrissen und mit Gewalt dem Himmel zugeführt werden könnten," so muß er wohl ebensowenig wie die späteren spanischen Eroberer an die Ausführbarkeit dieses Planes geglaubt haben; denn während die Nachfolger des Columbus von den friedlichen Bewohnern der großen Inseln mehr als eine Million vertilgten, vermieden sie, wo es nur irgend anging, eine feindliche Begegnung mit den gefürchteten „heidnischen Kannibalen".

Sehen wir nun, was die vorschreitende Civilisation heute noch von dem mächtigen Volke auf den Inseln übrig gelassen und was Ober an Notizen über Lebensweise, Sitten und Sprache der Inselcariben gesammelt hat.

Das heutige Caribengebiet auf Dominica erstreckt sich etwa 3 Miles am Meere entlang zwischen dem Mahoe- und dem Crayfish-Flusse. Hier wohnen noch etwa zwanzig Familien von ganz oder doch beinahe ungemischter caribischer Race; auf St. Vincent, der einzigen Insel, wo sich außerdem noch Cariben vorfinden, giebt es nur fünf oder sechs Familien reinen Blutes, daneben aber zahlreiche Mischlinge von Cariben und Negern, die gemeinhin auch als Cariben bezeichnet werden.

Der echte caribische Typus unterscheidet sich von dem der nordamerikanischen Indianer sowohl durch die hellere goldbraune Hautfarbe, die zu der Bezeichnung „gelbe Indianer" Veranlassung gegeben hat, als auch durch die größere Feinheit des üppigen, langen, bläulich schwarzen Haares. Der Schnitt des Gesichtes erinnert in auffallender Weise an den der mongolischen Race. Die Cariben sind meist große, stattliche Gestalten, starkgliederig und mit kräftig entwickelter Muskulatur. Leider verliert sich ziemlich früh schon die Anmuth und Symmetrie ihrer Körperformen und macht sich bei den Frauen besonders eine Tendenz zur Korpulenz geltend. Die freie Haltung des Kopfes, des geraden Rückens und der zurückgebogenen Schultern, durch die sich die jüngeren Leute auszeichnen, darf wohl zum Theil dem Gebrauche, alle Lasten auf dem Kopfe zu tragen, zugeschrieben werden. Die Sitte, die Stirnen der jungen Kinder künstlich platt zu drücken, die bis zum Anfang unseres Jahrhunderts noch unter den Cariben herrschte, ist jetzt vollständig abgekommen; ebenso, und zwar seit längerer Zeit schon, der Gebrauch, die Muskelpartien der Arme und Beine mit starken Baumwollbinden abzuschnüren und sie dadurch zu unverhältnißmäßiger Stärke anschwellen zu machen. Diesen sonderbaren Gebrauch, den die spanischen Eroberer bei den Inselcariben vorfanden, erwähnt Humboldt im Anfange unseres Jahrhunderts als noch unter den Cariben von Guyana herrschend.

Als Ober nach zweitägigem Marsche durch das Waldgebirge sich der Caribenniederlassung Salibia näherte, sah er schon von Weitem auf einem das kleine Dorf überragenden Hügel ein hohes hölzernes Kreuz sich gegen den Himmel abzeichnen, welches den Kirchhof des heute römisch-katholischen Volkes bezeichnete. Die Bäume, die an dieser Stelle gestanden hatten, lagen abgehauen zwischen und über den Grabhügeln wie Symbole des Todes. Die fünf oder sechs Hütten, aus denen das Dorf besteht und in deren einer, leerstehender der Reisende sein Quartier für die nächsten Wochen aufschlug, sind niedrig, mit sehr tief herabhängenden Dächern von Calumetgras; einige sind an den Seiten offen, andere mit Holzwerk, noch andere mit Matten aus Wurzeln und Gras verkleidet. Auch die Thüren bestehen meistens aus derartigem Flechtwerk. Neben jeder Hütte befindet sich das „Kochhaus", meistens nur ein Grasdach auf vier niedrigen Pfählen, selten mit vollen Wänden, in dem auf einigen zusammengestellten Steinen das gewöhnlich einzige Kochgeräth der Familie, ein großer eiserner Topf, steht. Jede Familie hat außer einem kleinen Garten an ihrer Hütte noch einen sogenannten „Proviantgrund", weiter landeinwärts in den Bergen, wo Yamswurzeln (Dioscorea sativa und D. alata), Pataten (Batatas edulis), Kassaven (Jatropha manihot und J. janipha), Bananen (Musa paradisiaca und M. sapientum) und Arum (Caladium sagittaefolium) gezogen werden. Da die Humusschicht auf den felsigen Hügeln nur ziemlich dünn ist, müssen diese Berggärten alljährlich an einer neuen Stelle angelegt werden. Von der gedrückten Stellung der Frauen, den Mißhandlungen, die sie nach einigen älteren Schriftstellern zu erdulden haben sollten, konnte Ober nichts wahrnehmen; sowohl bei den Cariben der Küstendörfer als auch bei den vereinzelt im Walde wohnenden schien ein inniges Familienleben zu herrschen, und die Theilung der Arbeit zwischen beiden Geschlechtern eine ziemlich gleichmäßige zu sein. Große Gastfreiheit und eine zutrauliche Gutmüthigkeit charakterisiren sie alle; nur in den Wäldern findet man noch einige, die bei dem Herannahen eines Weißen erschreckt die Flucht ergreifen. Von den alten Kriegs- oder auch nur den Jagdneigungen ihrer Vorfahren ist nichts auf sie übergegangen; kaum daß man noch in einem Dorfe einen Bogen und Pfeile, eine alte Streitaxt oder Keule vorfindet, die als Andenken an die Tapferkeit ihrer Voreltern bewahrt werden. Aus früher Zeit aber stammt wahrscheinlich noch eine Fertigkeit, die sie alle besitzen und die zu ihrer heutigen Art zu sein besser paßt: die Kunst, aus Wurzeln, Zweigen und Gras zierliches Flechtwerk herzustellen. Die caribischen wasserdichten Körbe, die zwischen zwei Lagen von Flechtwerk ein Futter von übereinandergelegten Palmblättern haben, sind ein auf den ganzen Antillen vielbegehrter Artikel. Auch ein Gefäß zum Auspressen und Trocknen der Tapioka, des aus den Kassaven gewonnenen Mehles, ist erwähnenswerth. Es besteht in einem vier Fuß hohen kegelförmigen Korbe aus feinem Flechtwerk, der am obern Rande etwa 6 Zoll im Durchmesser hat, und so konstruirt ist, daß er, wenn man ihn mit Kassavabrei gefüllt und an der untern Spitze mit einem Steine beschwert aufhängt, einen gleichmäßigen fortwährenden Druck auf die darin enthaltene Masse ausübt, deren wässerige Bestandtheile dadurch schnell ausgepreßt werden. Dieses ebenso einfache als sinnreiche Geräth ist schon von den Spaniern auf den Caribischen Inseln im Gebrauche gefunden worden.

Trotzdem die Cariben von Dominica sich zur katholischen Religion bekennen, mit größter Regelmäßigkeit und oft in dem unbequemen und entstellenden Schmuck europäischer Kleidung die kleine rohgebaute Kapelle besuchen, wenn (einmal in jedem Monat) ein französischer Geistlicher, der von der anderen Seite der Insel dazu herüberkommt, einen eiligen oberflächlichen Gottesdienst abhält, lebt noch ein großer Theil des alten Aberglaubens ihrer Vorfahren in ihnen fort. Die besten Studien über diesen Gegenstand konnte Ober an einem jungen Halbcariben anstellen, den er als Diener engagirt hatte, und der bei den Jagdstreifereien durch den Wald in Erzählungen von Dschumbis oder bösen Geistern aller Art, verborgenen Schätzen u. s. w. unerschöpflich war; dabei war er aber ein anstelliger munterer Bursche und mit dem scharfen Blicke des Indianers für die kleinsten Gegenstände der ihn umgebenden Natur begabt, der ihn zu dem wünschenswerthesten Begleiter für den Reisenden machte.

Die Sprache der Cariben auf Dominica ist heute ein korrumpirtes Französisch, die der St.-Vincent-Cariben dagegen ein ebenso verdorbenes und schwer verständliches Englisch; die letzteren gehören auch zur englischen protestantischen Kirche. Nur wenige unter den ältesten Leuten haben noch eine richtige Kenntniß der alten caribischen Sprache, deren Abstammung und Verwandtschaft lange Zeit ein vielfach erörtertes philologisches Problem gewesen ist. Eine Bearbeitung der Studien über das Caribische, die Ober im Verkehr mit einigen jener alten Leute machte, sowie eine Mittheilung des von ihm gesammelten Vokabulariums dürfen wir erst in einer spätern Publikation erwarten, einstweilen müssen wir uns an einigen vorläufigen, freilich interessanten Andeutungen genügen lassen. Durch den Umstand, daß die Cariben von ihren Raubzügen stets neue weibliche Gefangene heimbrachten (die männlichen wurden getödtet) und mit denselben lebten, hat sich wahrscheinlich die seltsame Erscheinung eines gesonderten Männer- und Frauendialektes in ihrer Sprache ausgebildet; diese Sprachsonderung schreibt sich sogar sicherlich schon von der Eroberung der Inseln her, bei der die Cariben die männlichen Einwohner vertilgten, die Weiber aber, wie die Tradition erzählt, gut behandelten und heiratheten; die an diese heute noch im Volke lebende Tradition sich knüpfende Angabe, daß die Sprache der Weiber mit der der Arowaken auf dem Kontinent große Aehnlichkeit habe, bedarf noch der Bestätigung. Bis zum fünften Jahre sollen bei den alten Cariben die Knaben unter den Frauen geblieben und ihre Sprache geredet haben, danach mußten sie die der Männer annehmen. „Für bestimmte Gegenstände," sagt Ober, „haben sie zwei ganz verschiedene Worte; in der Konstruktion der Sätze zeigt sich wohl eine gewisse Analogie, doch sind die Sätze des männlichen und des weiblichen Dialektes stets in den Anfangs- oder Endworten von einander verschieden. Fast als Regel kann aufgestellt werden, daß ein Wort, das bei dem Manne mit einem B. anlautet, im weiblichen Dialekt mit einem N. beginnt." Noch eine dritte gleichzeitige Sprache aber haben die alten Cariben besessen, von der uns einige Reste erhalten sind: es war dies eine den Kindern und Weibern unverständliche Kriegssprache, in der die Männer ihre Berathungen abzuhalten pflegten; erst wenn die Jünglinge einen Beweis ihrer Tapferkeit geleistet hatten, durften sie diese Geheimsprache erlernen.

Merkwürdig ist das Fehlen von Schimpfworten, verächtlichen Ausdrücken und dergleichen in der Caribensprache. Der beleidigendste Ausdruck war: „Du bist kein Guter" oder „Du bist nicht lebhafter als eine Schildkröte"; weniger auffallend ist vielleicht die von Ober angeführte Thatsache, daß sie kein Wort für den Begriff „Tugend" haben. Ober's Angabe aber, daß sie nicht weiter als bis 20 gezählt hätten, und dies auch nur vermittelst der Finger und Zehen, beruht wahrscheinlich auf einem Mißverständniß. Unter den Cariben des Festlandes, über deren nahen Zusammenhang mit den Inselcariben ja kein Zweifel sein kann (wenn auch die Abstammung beider vielleicht noch nicht festgestellt ist), finden wir nämlich folgendes interessante Zahlensystem: 1 = ein Finger; 5 = eine Hand; 10 = zwei Hände; 15 = zwei Hände und ein Fuß; 16 = zwei Hände, ein Fuß, ein Finger; 20 = ein Mann; 21 = ein Mann, ein Finger; 25 = ein Mann, eine Hand; 35 = ein Mann, zwei Hände, ein Fuß; 40 = zwei Männer, u. s. w. Wahrscheinlich haben Ober's caribische Gewährsmänner ihm nur den Anfang dieser Zahlenbezeichnungen mitgetheilt; denn bei einem Volke, das wie die Inselcariben durch ihre Seefahrten eine gewisse Kenntniß der Gestirne, des Zeitenwechsels u. s. w. sich angeeignet hatte (wofür wir in den Berichten der Spanier unzweifelhafte Zeugnisse vorfinden), darf ein so mangelhaftes Zahlensystem kaum vorausgesetzt werden.

Zahlreiche bildliche Ausdrücke finden sich in ihrer Sprache vor: Für Mond und Monat haben sie zwei Worte, ká-ti und nóo-no, die aber beide auch für beide Begriffe gelten; für: „Mein Weib" sagen sie „mein Herz"; für „Knabe" — kleiner Mann; für „irrsinnig" — ohne Licht; die Finger werden häufig die „Kinder der Hand", der Regenbogen wird „Gottes Feder" genannt; von einem verlorengegangenen Dinge sagen sie: „es ist gestorben".

Von alten caribischen Bräuchen, die sich bis in die neue Zeit hinein erhalten hatten und bei den im Walde wohnenden Cariben gewiß heute noch vorhanden sind, erwähnt Ober die Sitte, die Todten in sitzender Stellung zu begraben, das Gesicht gen Morgen gerichtet, damit sie, wenn der große Geist sie rufen würde, zum Aufspringen bereit seien. Starb der Eigenthümer einer Hütte, so wurde er in der Mitte derselben, das Kinn auf die Knie gestützt, begraben; seine Angehörigen aber bauten sich in geringer Entfernung davon eine neue Hütte. Die altcaribische Heirathsceremonie war äußerst einfach, das für einander bestimmte Paar grub gemeinschaftlich einige Kassavenwurzeln, zerstampfte, wusch und kochte sie aus, und bereitete aus dem Mehl einen ziemlich dicken Kuchen. Der ausgekochte Saft wurde mit Rum gemischt, mit gewissen harzigen Blättern gewürzt, und nebst dem Kuchen auf einen Tisch gestellt, um den sich das zu verheirathende Paar, die Eltern des Mädchens und zwei Zeugen niederlassen mußten. Der Vater zerschnitt den Kuchen in sechs Stücke, von denen er dem Bräutigam eines gab, der es in das Getränk tauchte und dann dem Mädchen überreichte, die es verzehren mußte und die ihm dafür ein anderes gab, das sie aus der Hand der Mutter erhalten hatte. Waren diese beiden Theile des Kuchens verzehrt, so wurde die Ehe als geschlossen betrachtet, und nun folgte gewöhnlich ein Festmahl und Trinkgelage, dessen Kosten der Bräutigam bestreiten mußte.

Der Glaube an Zauberkünste ist unter den heutigen Cariben noch viel verbreitet; zwar hat die englische Regierung die Obeah-Priester und -Priesterinnen aufgehoben, welche Amulete und geheimnißvolle Mittel, und zwar sehr häufig solche Mittel, die einen Feind oder Nebenbuhler aus der Welt schafften, zu vergeben hatten. Doch besteht im Geheimen ihr Einfluß fort; tief im Walde, an einer schwer zugänglichen Stelle sah Ober selber eine Hütte, in der eine mächtige und von dem „christlichen" Volke viel besuchte Obeah-Priesterin wohnte.

Auf Dominica hat man bis jetzt noch keine Zeugen einer frühern Kulturstufe in Gestalt von Waffen oder häuslichen Geräthen und Werkzeugen aufgefunden; auf St. Vincent dagegen sind schon vielfach derartige Gegenstände und zwar der rohesten primitiven Art gefunden worden: steinerne Beile, Aexte, Schlachtbeile, Meißel, Lanzenspitzen u. s. w., die man vielleicht eher der Urbevölkerung der Inseln als den caribischen Eroberern zuschreiben darf.

Auf St. Vincent, Guadeloupe und einigen anderen kleinen Inseln finden sich roh in den Felsen gehauene Skulpturen vor, auf der erstgenannten Insel auch ein sogenannter Opferstein mit eingegrabenen Zeichen und Rinnen. Auch die sogenannten Zemi oder kleinen Götzenbilder der Indianer gehören zu den häufigeren Funden; wenn man auch seit Kurzem erst dahinter gekommen ist, daß gewisse, immer für Zemi angesehene kleinere und größere hölzerne Thiergestalten (Schildkröten und Eidechsen vorzugsweise), deren tief ausgeschnittene Augenhöhlungen wahrscheinlich mit Edelsteinen ausgefüllt gewesen waren, und die man auf allen Inseln in großer Zahl antrifft, keine Zemi, sondern nur Verzierungen an den kunstvoll geschnitzten Sesseln der Indianer gewesen sind.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Geschichte der Inselcariben in den letzten hundert Jahren, so sehen wir sie um das Jahr 1772 zum erstenmale mit den Engländern im Kampfe, als diese ihnen die besten, bisher von ihnen innegehabten Ländereien nehmen wollen. Damals waren sie noch ein kräftiges, tapferes, zahlreiches Volk, und England, dem Unruhen in den westindischen Kolonien gerade zu jener Zeit ungelegen kommen mußten, gab ihnen nach und beließ sie im Besitze ihrer Landstriche. Sechs Jahre später aber empörten sich die Cariben, von den Franzosen von Martinique aufgestachelt, zum zweitenmale; Frankreich mischte sich hinein und eroberte bei dieser Gelegenheit die Insel St. Vincent. Als dieselbe aber nach wenigen Jahren wieder in den Besitz der Engländer überging, verfuhren diese nicht gerade glimpflich mit der caribischen Bevölkerung, und der in Folge dessen wachsende Haß der Cariben gegen die anmaßenden Bedrücker kam schließlich im Jahre 1795 zu einem neuen furchtbaren Ausbruch. Anderthalb Jahre lang dauerte auf dem kleinen Inselterrain der Krieg der Indianer gegen die englischen Truppen. Er endete, trotz der ans Wunderbare grenzenden Tapferkeit und Kriegskunst der Cariben, wie er ja nicht anders enden konnte, mit ihrer Vernichtung. Die kleinen Reste des caribischen Volkes von St. Vincent wurden zunächst nach der Insel Ruatan transportirt; im Jahre 1805 zurückberufen, erhielten sie neben großmüthiger Verzeihung ihrer „Vergehungen“ einen Landstrich von 250 Acres zugewiesen, den die Kolonialregierung für ihre Zuckerrohrpflanzungen nicht verwerthen konnte. Hier ließen sich jedoch vorzugsweise die sogenannten „schwarzen Cariben“, die Mischlingsrace, die bei den Engländern immer in größerer Gunst gestanden hatten, nieder; die wenigen reincaribischen Familien nahmen an der Ostküste der Insel kleine Ländereien von der Regierung in Pacht.

Die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren bei verschiedenen Volksstämmen.

II.

Die Tataren, Kurtinen und Armenier des Kreises Scharuro-Daralagesk (Gouv. Eriwan) [1].

Unmittelbar nach der Geburt wird dem Kinde die Nabelschnur mit einem wollenen, baumwollenen oder seidenen Faden unterbunden, dann wird die Nabelschnur durchschnitten, ohne abzuwarten ob die Nachgeburt schon herausgekommen ist oder nicht. Das Durchschneiden wird bei den Tataren und Kurtinen mit einem gewöhnlichen oder einem Rasirmesser, bei den Armeniern mit einer Scheere vollzogen. Dabei halten die Armenier unter die Nabelschnur ein Stück Brot oder eine Münze, die Kurtinen dagegen ein Stück getrockneten Kuhmist — das geschieht, damit das Kind während seines Lebens stets vom Glück begleitet sei.

Dann wird bei allen drei Völkerstämmen die ganze Körperoberfläche des Kindes mit feingestoßenem Kochsalz bestreut, vor allen die Falten und Vertiefungen der Achselgrube, Kniekehle, Dammgegend u. s. w. Das bestreute Kind wird dann in alte Lappen gehüllt und neben seine Mutter gelagert. Nachdem das Kind zwei bis drei Stunden, bei den Armeniern wohl noch länger, in Salz gelegen, wird es in reinem, gewärmtem Wasser gebadet; mitunter mit Anwendung von Seife. Bei einzelnen armenischen Familien wird statt des Bestreuens mit Salz ein einfaches Bad in Salzwasser gebraucht.

Das Bestreuen mit Salz, das Baden, vollzieht die Ortshebamme, welche unumschränkt in der Wochenstube regiert. Unmittelbar nach dem Bade fährt bei den Armeniern die Hebamme mit der mit gepulvertem Kochsalz oder Zucker bestreuten Spitze des rechten Zeigefingers dem Kinde in den Mund und drückt die Zunge nach oben — damit das Kind die Mutterbrust gut nehme. Bei den Tataren und Kurtinen geschieht dies unmittelbar vor dem Einflößen der ersten Nahrung, bei den Kurtinen wird der einzuführende Finger mit einer Salbe aus Butter und Zucker bestrichen, bei den Tataren wird der Finger ganz rein eingeführt.

Bei den Armeniern wird das Neugeborene nur etwa 5 bis 6 bis 7 Tage oder länger regelmäßig täglich einmal gebadet bis zur Taufe, nach welcher das Baden drei Tage unterbleibt; dann werden zuerst mit Wasser die mit heiligem Salböl bestrichenen Körpertheile abgewaschen und jetzt beginnt wieder das regelmäßige Baden drei bis vier Mal in der Woche. Bei den Kurtinen wird das Neugeborene bis zum vierzigsten Tage nach der Geburt täglich ein Mal gebadet, später aber nur ein Mal in der Woche und zwar am Freitag. Bei den Tataren werden außer dem einmaligen Baden bei der Geburt die kleinen Kinder niemals regelmäßig gebadet, sondern nur gelegentlich gewaschen, wenn sie sich beschmutzt haben.

[1] Nach dem Russischen von Garril Oganisjanz (Kawkas 1879, Nro. 54, 55 und 58).

Nach dem jedesmaligen Bad werden bei den Armeniern die Kinder an den Körperfalten, am Halse, hinter den Ohren mit feingestoßener, trockener Thonerde bestreut, mitunter mit einem Gemisch aus Thonerde und Brausethon (feste Letten), welcher letztere vielfach im gewöhnlichen Leben statt der Seife benutzt wird. Bei den Tataren bestreut man die betreffenden Körperstellen mit Fett, Butter oder nimmt Ziegelmehl oder gebrannte Thonerde. Bei den Kurtinen spritzt die Mutter etwas Milch auf jene leicht sich röthenden Stellen und streut dann auch gebrannte Thonerde darauf.

Damit der Nabel sich nicht entzünde, legen die Tataren und Kurtinen als heilendes und erweichendes Mittel Kuimach auf, einen aus Weizenmehl und Butter dick gekochten Brei, welcher der Wöchnerin Tags nach der Entbindung zum Essen gegeben wird und eine Zeitlang ihre ausschließliche Kost bildet.

Eine eigenthümliche Sitte, welche nur die Tataren üben, ist das Schwarzfärben der Augenlidränder und der Wimpern. Im Verlauf der ersten 40 Lebenstage bestreichen sie alle 2 bis 3 Tage den Neugeborenen die Ränder der Augenlider mit einem in schwarze Farbe getauchten Stift. Die Farbe heißt „Sjurma" und ist nichts weiter als Ruß, welcher in besonderer Weise gewonnen wird. Auf eine irdene Schale wird Ricinusöl gegossen, ein Docht hineingesteckt und angezündet; diese brennende Lampe wird in eine Grube gethan und mit einem kupfernen Teller oder einer reinen eisernen Schaufel bedeckt. Der an der Schaufel oder dem Teller sich niederschlagende Ruß ist aber „Sjurma". Wohlhabende Leute nehmen wohl auch Gänse- oder Hühnerfett und einen Porcellanteller zum Zudecken der Lampe. Das Färben soll die Augen schwarz, kräftig und weitsichtig machen, erzeugt aber oft Katarrhe der Bindehaut.

Sowohl bei Tataren wie bei Kurtinen wird den Mädchen wie den Knaben nach beendigtem ersten Lebensjahre das Haupthaar abrasirt; bei den Knaben geschieht es von nun ab regelmäßig alle 15 bis 20 Tage, bei den Mädchen nur drei Mal und dann nicht mehr. Auch bei den Armeniern findet sich dieser Gebrauch, doch rasiren sie die kleinen ein- oder zweijährigen Mädchen nur ein Mal, die älteren Knaben mehrere Male, aber mit langen Pausen; das geschieht, weil die ersten Haare auf dem Haupt des Kindes als unrein gelten. Damit den kleinen Mädchen die Haare recht gut und schön wachsen, bedeckt man ihnen den Kopf auf 24 Stunden mit fettem Schafmist.

In Bezug auf die Kleidung der Neugeborenen ist nicht viel zu erzählen. Bei den Armeniern wird das Kind bis zur Taufe in Lappen gewickelt, dann nach der Taufe erhält es ein Hemd aus Baumwollenzeug und später ein wattirtes Jäckchen, „Archaluk". Um den Kopf wird ein Tuch geschlagen. Die Tataren und Kurtinen geben dem Kinde unmittelbar nach der Taufe ein Hemd und ziehen eine Jacke ohne Aermel, eine Art Weste, „Onnjuk", darüber. Auf die große Fontanelle des Kopfes legen sie ein Stück Baumwollenzeug, decken ein weißes Tuch darüber und setzen dem Kinde noch ein Käppchen auf, welches sie mit den unter dem Kinn gekreuzten und nach oben zum Scheitel hinaufgeschlagenen Enden des Tuches befestigen. Die untere Körperhälfte und die Beine bleiben in dem ersten Lebensjahre stets frei.

Das Wickeln und Windeln des Neugeborenen zerfällt bei den Armeniern in zwei durch die Taufe von einander getrennte verschiedene Perioden. Nach dem ersten Bad wird das Kind in reine Lappen gehüllt; dabei beginnt man mit den Beinen, streckt dieselben und wickelt sie ein, dann erst wird der Leib und die an die Brust gelegten Hände eingewickelt. Der Kopf wird mit einem Tuch bedeckt, dessen beide Enden von hinten durch die Achselhöhlen durchgezogen und auf der Brust gekreuzt werden. So liegt das Kind auf dem Lager der Mutter bis zur Taufe, nach welcher es seine eigene Wiege bekommt.

Bei den Tataren und den Kurtinen wird in folgender Weise verfahren: Die Kinder werden sehr sorgfältig eingewickelt, indem man ebenfalls von unten anfängt und nach oben weiter fortschreitet; man benutzt dazu Tücher oder Lappen, welche durch Schnüre oder Binden zusammengehalten werden. Auf den Kopf setzt man dem Kinde eine Art Mütze oder Käppchen. Nach Verlauf von 40 Tagen wird erst der rechte, dann der linke Arm drei Tage lang nicht mehr eingewickelt, dann bleiben endlich beide ungewickelt. Das Kind liegt stets auf dem Lager der Mutter; es kommt daher auch nicht selten vor, daß die Mutter ihr Kind erdrückt. Wiegen werden nicht gebraucht, doch kommt das Kind bei den Tataren mitunter, bei den Kurtinen am Tage stets in den sogenannten „Tschotsch".

Eine besondere Wichtigkeit wird dem „Richten der Glieder" beigelegt, man meint dadurch schöne Körperformen, Festigkeit und regelmäßige Entwickelung der Glieder zu erzielen. Bei den Armeniern wird diese Prozedur vom 15. Lebenstage an jedes Mal nach oder beim Baden von der Hebamme geübt. Die Hebamme streicht mit der Hand die Schultergegend, zieht an den Beinen und Armen, drückt mit den Fingern jedes einzelne Gelenk derselben; hebt und zieht den Kopf, um den Hals zu verlängern, drückt mit den Fingern die Ohrmuscheln an den Schädel. Um dem Kopf die gewünschte Form zu geben, unterstützt sie mit der linken Hand den Unterkiefer und führt die rechte Hand mit vorsichtigem aber anhaltendem Drücken vom Nacken über den Scheitel nach vorn. An einigen Orten wird — nach beendigtem Bad — das Kind mit einer Hand an den Füßchen gehalten und mit nach unten gekehrtem Kopf zweimal wie ein Pendel geschwenkt; dann wird das Kind wieder umgekehrt, die linke Hand stützt den Unterkiefer, die rechte den Nacken, um den Kopf zu halten, und nun wird das Kind abermals zwei Mal geschwenkt. Schließlich wird die Nase seitlich durch Daumen und Zeigefinger zusammengedrückt und die Stirn und Augenbrauen mit der Innenfläche der Hand geglättet. Aehnliche Manipulationen, mit geringen Abweichungen, werden von den Tataren und Kurtinen ausgeübt.

Die Armenier benutzen für das getaufte Kind eine vollständige Schaukelwiege: einen kleinen etwa 1 Arschin 5 bis 6 Werschok (circa 1 Meter) langen, $^1/_2$ Arschin (0,35 Meter) hohen und breiten Kasten, an dessen unterer Fläche, statt der Füße, halbkreisförmige Bretter befestigt sind. Am Kopfe und Fußende der Wiege sind hölzerne Bügel angebracht, welche durch einen der Länge nach verlaufenden Stab verbunden sind. An diesem Stab kann die Wiege leicht hin und her getragen werden; an denselben hängt man auch allerlei Spielsachen, Muscheln, Knochen u. s. w., zur Beschäftigung für das in der Wiege liegende Kind. An diesen Stab stützt sich die Mutter, wenn sie dem Kinde die Brust reicht, wobei das Kind in der Wiege liegen bleibt. Am Boden der Wiege befindet sich eine weiche mit Schafwolle gefüllte Matratze, welche mit einem weißen Tuch bedeckt ist; beide haben in der Mitte eine Oeffnung, welche einer Oeffnung am Boden der Wiege entspricht, wie das bereits oben beschrieben [1]). Sowohl unter den Kopf als unter die Füße werden besondere kleine Kissen gesteckt, worauf zwei Tücher, eines für die obere, das andere für die untere Hälfte des Bettes bestimmt, daraufgedeckt werden. Ist das Bettchen gemacht, so wird das Kind hineingelegt, das betreffende Rohr in Ordnung gebracht und das Kind mit den bereit liegenden

[1]) Die Einrichtung mit der Röhre ist dieselbe.

Tüchern zugedeckt. Nun wird das Kind durch zwei Binden, welche quer, die eine über die Brust und den Bauch, die andere über die Beine geschlungen werden, an die Wiege befestigt, so daß es unbeweglich darin liegt, jedoch mit freien Armen und Füßen. Beim Stillen wird das Kind nicht aus seinen Banden befreit, sondern die Mutter kniet nieder und reicht ihm so ihre Brust; dabei ereignet es sich wohl, daß des Nachts die Mutter bei diesem Geschäft einschläft und mit ihrer schweren Brust Mund und Nase des Kindes vollkommen verschließt; beim Erwachen findet sie ihr Kind erstickt.

Außerdem wird vielfach — auf dem Felde, im Freien — der schon genannte Tschotsch (armenisch) in Anwendung gezogen. Der vom Verfasser sehr ausführlich beschriebene „Tschotsch" ist aber nichts anderes als eine improvisirte Hängematte, zu welcher ein Tuch, ein beliebiges Stück Zeug oder ein weites Gewand genommen wird; man befestigt aber nicht die Enden der Hängematte selbst an zwei Bäume oder eingesteckte Pfähle, sondern hängt sie mittelst zweier langer Stricke auf. Zur bessern und bequemern Lagerung der Kinder wird mitunter wohl eine kleine Matratze in die Hängematte gelegt. Das Kind liegt im Allgemeinen so bequemer als in der Wiege, deshalb pflegt man bei Erkrankungen häufig die Hängematte zu benutzen.

Bei den Tataren ist, wie schon bemerkt, keine Wiege im Gebrauch, sondern des Tags über liegen die Kinder in der Hängematte, welche auf Tatarisch „Nauni" heißt, und des Nachts im Bette der Mutter.

Die Kurtinen benutzen keine Wiegen und nur selten die Hängematte. Die Frau bindet sich das eingewickelte Kind mittelst eines großen Tuches auf den Rücken, und geht so ihrer Tagesarbeit nach. Beim Nomadisiren werden die Kinder in Säcke gesteckt, welche die Mutter oft paarweise vor sich aufs Pferd hängt; es sieht sehr merkwürdig aus, wenn so vor der Mutter am Halse des Pferdes jederseits ein Kinderkopf aus dem Sacke hervorschaut. Solche Säcke zur Aufbewahrung der Kinder sind so üblich, daß sie einen unumgänglichen Bestandtheil der Mitgift bilden. In Ermangelung solcher besondern „Kindersäcke" bedenkt sich die Frau nicht lange, nimmt ein Paar ihrer weiten Hosen, bindet dieselben unten zu, steckt oben je ein Kind in eine Hose und hängt das Paar dem Pferde über. Die Kurtinen-Weiber sind auch sonst an ein sehr einfaches Verfahren gewöhnt: spürt ein Weib beim Wandern die Geburt nahen, so bleibt es etwas am Wege zurück, wartet ihre Niederkunft ab, nimmt ihr Neugeborenes und schließt sich bald den anderen wieder an.

Bei den Armeniern erhält das Kind 3 bis 4 Stunden nach der Geburt schon die Brust, doch nicht die der eigenen Mutter, sondern einer andern Frau, erst nach drei Tagen beginnt die Mutter das eigene Kind zu stillen. Nach 3 bis 4 Monaten reicht man dem Kinde zur Muttermilch schon andere Nahrung. Bei Mangel an Muttermilch giebt man Kuhmilch mit Zucker oder gewöhnlich einen dicken Brei aus Kuhmilch und dem aus den Früchten von Elaeagnon hortense bereiteten Mehl (die Früchte werden Pschat genannt). Bei den Tataren giebt man den Neugeborenen, in Ermangelung von Muttermilch, eine Mischung von Butter und Zucker und später ebenfalls Pschat-Brei. Sehr gebräuchlich ist es während der ersten sechs Monate den Neugeborenen vom 15. Tage an, entweder täglich oder alle drei Tage etwas Mohnsaft (Chasch-chasch) einzuflößen. Man bereitet sich diesen Saft durch Auspressen der Mohnköpfe unter Zusatz von etwas Muttermilch und Zucker. Bei den Armeniern wird der Mohnsaft nur ausnahmsweise zum Einschläfern benutzt. Bei den Tataren sind kleine Küchelchen im Gebrauch, welche aus Persien eingeführt werden und auf Persisch Chamra-banansch heißen; die Küchelchen sind hellbraun, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Linien dick und haben einen Durchmesser von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Werschok; sie bestehen aus Stärkemehl, Zucker und einem Aufguß auf Stiefmütterchen. Man giebt dem Kinde entweder die Küchelchen direkt zum Saugen oder man macht daraus mit Butter oder mit Muttermilch einen Brei. Durch den Genuß dieser Nahrung sollen die Kinder kräftig werden und ein gesundes Aussehen bekommen. Als Abführmittel wird der Saft aus den Früchten der Cassia fistula gebraucht, welche gleichfalls aus Persien eingeführt werden. Die Kurtinen verfahren wie die Armenier und Tataren, nur sind ihnen alle Surrogate — abgesehen von der Kuhmilch — vollkommen fremd.

Die Kinder werden ein oder zwei Jahre lang gestillt und dann ganz allmälig entwöhnt; um das zu erreichen, schmieren die Mütter Kuhmist, Theer oder einen Aufguß von bitteren Kräutern auf die Brust.

Im sechsten Lebensmonat werden bei allen drei Volksstämmen die Versuche gemacht, das Kind sitzen zu lassen; im 7. bis 8. Lebensmonate läßt man die Kinder kriechen und im 10. bis 12. Lebensmonate lehrt man sie gehen. Man benutzt dazu hier und da eine besondere Vorrichtung, welche auf Armenisch „Tschrik" oder „Tschor" genannt wird. Ein viereckiger senkrecht stehender Rahmen wird mit seinem untern Rand auf zwei Räder gesetzt; von der Mitte der durch beide Räder gehenden Achse läuft ein unpaarer Stab aus, an welchem ein drittes Rad befestigt ist; mitunter ist dieser unpaare Stab und der obere Rand des Rahmens durch ein besonderes Stäbchen verbunden. Das Kind, welches mit seinen Händchen den obern Rand des Rahmens hält, schiebt den Rahmen vor sich her und folgt dann selbst nach. Bei den Armeniern des Kreises Kasach (Gouvernement Jelisawetpol) giebt es noch eine Art Tschor. An einem etwa halbarschin hohen hölzernen unbeweglich in der Erde steckenden Pfosten läßt man einen horizontal liegenden gleichfalls $\frac{1}{2}$ Arschin langen Stab sich drehen. Das Kind, welches diesen horizontalen Stab erfaßt, kann sich nun mit ihm um den senkrechten Pfosten herumdrehen.

Die im Kuban-Distrikt lebenden Armenier, welche Armawiren[1]) oder Armawirzen heißen, haben einige Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich von den anderen Armeniern unterscheiden. Die kleinen Kinder werden nur in den drei ersten Lebenswochen täglich gebadet, später nicht mehr. Das Einsalzen der neugeborenen Kinder findet nicht statt, man nennt die Armawirzen deshalb auch „ungesalzene Armenier". Ein Hemd wird dem Kinde erst nach der Taufe angezogen. Wenn das Kind zum ersten Mal in die Wiege gelegt wird, so legt man auf 5 bis 10 Minuten eine Katze dazu, damit das Kind so sanft (?) wie eine Katze werde; dann wird das Kind erst mittelst der Wickelbänder an der Wiege befestigt. Das Wickeln dauert ungebührlich lange, 2 bis 3 Jahre. Ein „Richten der Glieder" findet nicht statt. Die benutzten Wiegen sind gewöhnliche Schaukelwiegen wie die beschriebenen. In den ersten 3 bis 7 Tagen stillt die Mutter selten ihr eigenes Kind, gewöhnlich irgend eine andere Frau. Es soll vorkommen, daß die Großmutter, eine vielleicht bald 50jährige Frau, das Neugeborene zu sich nimmt, und um der Tochter Ruhe zu schaffen, dem Kinde die Brust reicht und daß dann wirklich sich Milchsecretion einstellt, so daß die Großmutter ihre Enkel stillen kann. Im Allgemeinen werden die Kinder sehr lange gestillt, 5 bis 7 Jahre bis zu einer neuen Schwangerschaft. Man zeigte dem Berichterstatter einen Knaben von 6 bis 7

[1]) Kawkas 1879, Nro. 62, von S. Sch—t.

Jahren, welcher schon die Schule besuchte, aber trotzdem noch an der Mutterbrust trank.

Bei der Geburt wenden die Hebammen sonderbare Mittel an; um Wehen zu erregen, geben sie der Frau Wasser zu trinken, mit welchem ein Säbel abgespült wurde. Um die Wehen zu verstärken, muß die Frau ihren Haarzopf in den Mund stecken oder in eine leere Flasche hineinblasen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „A. Z." hat den seltenen Fall eines Kulturfortschrittes in der Türkei zu verzeichnen: die Eröffnung eines Museums für Antiken im Porcellan- oder Tschinli-Köschk in Konstantinopel, dessen Herstellung der unermüdlichen Fürsorge des Dr. Dethier zu danken ist. Das Museum umfaßt Reste der assyrischen, babylonischen, syrischen, hellenischen, byzantinischen und selbst himjaritischen Kultur; ob es aber dem Publikum geöffnet sein wird, ist noch fraglich; die wissenschaftliche Arbeit in demselben ist einstweilen nicht gestattet.

— Die Donau bei Galatz in 45° 26' nördl. Br. ist in den 43 Jahren von 1837 bis 1879 im December 13 mal, im Januar 16 mal und im Februar 5 mal zugefroren gewesen, und zwar am frühesten im Winter von 1862 bis 1863, am spätesten in den Wintern von 1857 und 1871; die geringste Anzahl der Tage (13), an denen die Donau zugefroren gewesen ist, traf ebenfalls in den Winter 1871, die größte Anzahl (94) in den Winter 1841. Im Durchschnitt friert die Donau in den ersten zehn Tagen des Januar zu und die durchschnittliche Dauer des Zugefrorenseins ist 48 Tage. In neun Wintern ist die Donau gar nicht zugefroren gewesen, nämlich in den Wintern von 1843, 1846, 1852, 1853, 1854, 1860, 1867, 1873 und 1877. Das Aufthauen der Donau erfolgte in der Zeit von 1837 bis 1879 3 mal im Januar, 16 mal im Februar und 15 mal im März, am frühesten im Winter von 1866, am spätesten im Winter von 1841. Die durchschnittliche Zeit des Aufthauens fällt auf die letzten 10 Tage des Februar. Zum Vergleiche hiermit geben die „Annalen der Hydrographie rc." (VII, IX, S. 476) für die Wolga bei Astrachan (46° 21' nördl. Br., also noch nicht einmal 1° nördlicher, als Galatz) nach den Berechnungen von Dr. A. Wojeikow die Durchschnittswerthe derselben Phasen für die Jahre 1830 bis 1867, nämlich: Mittleres Datum des Zufrierens der Wolga bei Astrachan 16. December — d. h. circa 1 Monat früher, als das der Donau bei Galatz — und des Aufthauens den 25. März, also 1 Monat später, als das der untern Donau.

— Der russische Bergingenieur Samsonow ist mit einer geologischen Untersuchung des Landes der Astrachan-Kazaken beauftragt; daneben sollte er sein Augenmerk darauf richten, ob die Möglichkeit vorhanden sei, die Ländereien der Kazaken künstlich zu bewässern. Für die Ländereien im Kreise Tzarew, Gouvernement Astrachan, ist, wie er festgestellt, eine Bewässerung durch Anlage von Dämmen zu schaffen; bei den dann besuchten Stanitzen Saratowskaja und Kamyschinskaja schließt der bergige Charakter der Gegend eine solche aus. Bei seinen Exkursionen im Gebiet der Kazaken von Kamyschin entdeckte Samsonow das Vorhandensein von Torf und Eisenstein.

(Sarat. Sprawotschn. Listok.)

— Nach einer Veröffentlichung des statistischen Comité im Gouvernement Astrachan über die Kalmyken bedeckt die Kalmyken-Steppe 6 900 833 Deßjatinen (= 1,09 ha) Land und hat 129 552 Bewohner, 24,6 Proc. der Gesammtbevölkerung des Gouvernements. Für die Kalmyken wurde 1849 die erste Schule mit 50 Schülern eröffnet, 1862 kam eine Abtheilung für Feldscheer-Lehrlinge, 1864 eine solche für Gymnasiasten hinzu; außerdem wurden 3 Schüler der Kalmykenschule in die Kreisschule zu Astrachan und 5 in die Feldscheer-Schule nach Kazan geschickt. Seit 1864 besteht in jedem „Ulus" eine Schule für 15 Knaben, seit 1872 auch für 10 Mädchen. Im Jahre 1868 ward in Astrachan eine Schule für Kalmykenmädchen mit 20 Schülerinnen eröffnet, von denen 3 ihre weitere Ausbildung auf dem weiblichen Gymnasium zu Astrachan fortsetzen. In der Kalmykensteppe kommt jetzt eine Schule auf 7538 Bewohner oder ein Schüler auf 708 Kalmyken.

Die astrachanischen Kalmyken leben in 28 002 Kibitken. Ihr Viehstand beträgt: 47 080 Pferde, 145 069 Stück Hornvieh, 469 270 gewöhnliche, 1460 feinwollige Schafe, 18 Schweine, 8127 Ziegen und 15 890 Kameele.

Vermischtes.

— „Nature" (Nro. 565, S. 398) berichtet über eine Luftballonfahrt der Herren Perron und Kapitän Gauthier von Cherbourg aus, wobei eine Höhe von 1500 m erreicht und sehr interessante Beobachtungen über die Färbung des Meeres gemacht wurden. Wo das Wasser tief war, erschien es ganz tintig, und die Tiefencurven zeigten sich fast so deutlich, wie die äquidistanten Höhenlinien auf Generalstabskarten. Schiffe konnte man mit einiger Mühe sehen, den Rauch von Dampfschiffen aber viel leichter, als diese selbst.

— Von dem Pferdebestande der Erde entfallen nach einer Schätzung, welche „The Mail" mittheilt, auf Oesterreich 1 367 000, Ungarn 2 179 000, Frankreich circa 3 000 000, Rußland 21 470 000, Deutschland 3 352 000, Großbritannien und Irland 2 255 000, Türkei circa 1 000 000, die Vereinigten Staaten 9 504 000, die Argentinische Republik 4 000 000, Canada 2 624 000 und Uruguay 1 600 000.

— Bis zu welchen Höhen gegenwärtig die Eisenbahnen emporsteigen, zeigen folgende Angaben: Die Apenninenbahn erreicht ihren höchsten Punkt bei 617 m Erhebung über den Meeresspiegel; bei der Schwarzwaldbahn liegt derselbe 850, bei der über den Semmering 890, bei der Bahn Poti-Tiflis 975 m über dem Meere. Der St.-Gotthard-Tunnel befindet sich in einer Höhe von 1154 m, die Brennerbahn steigt bis 1367, die Mont-Cenis-Bahn bis 1338, die North-Pacific-Bahn bis 1652, die Central-Pacific-Bahn bis 2140, die Union-Pacific-Bahn bis 2513, die über die Anden bis 4769 m Höhe empor. (Registrande des Gr. Generalstabes X.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

I.

Die wunderbare Entwickelung der meisten an den Stillen Ocean grenzenden Länder Amerikas, die Erschließung Chinas und Japans für den Welthandel, der schnelle Aufschwung Australiens erfordern gebieterisch die Eröffnung eines Seeweges durch die schmale Scheidewand, welche in Central-Amerika den Atlantischen vom Großen Ocean trennt. Diese Nothwendigkeit war schon lange erkannt, aber keiner der verschiedenen Pläne sicherte den Schiffen eine freie und ungehinderte Durchfahrt ohne Unterbrechung, da alle Projekte auf einen Schleusenkanal gerichtet waren, dessen Uebelstände bekannt genug sind, während es doch klar ist, daß man erst dann zu diesem Auskunftsmittel greifen darf, wenn die Unmöglichkeit eines horizontalen Kanales erwiesen ist.

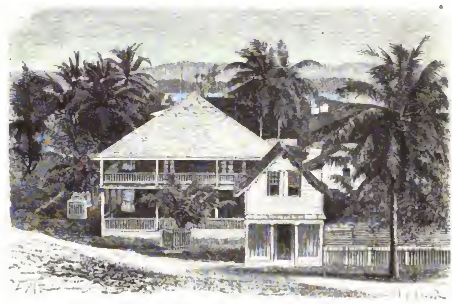
Im Jahre 1875 gab es auf dem ganzen Isthmus nur eine Gegend, welche die amerikanische Expedition unter dem Kommandanten Selfridge noch nicht vollständig untersucht hatte: das südliche Darien. Verschiedene Nachrichten, hauptsächlich aber die 1866 erfolgte Erforschung des Paya-Thales durch Herrn de Lacharme ließen hier eine plötzliche Unterbrechung der Cordillere hoffen, durch die man mit verhältnißmäßig wenig Kosten unter Benutzung des Atrato und des Tuyra einen Kanal graben könnte, dessen Endpunkte die prächtige Bai von Uraba und der schöne Hafen von San Miguel sein sollten. Diese Lücke in den Untersuchungen der Amerikaner auszufüllen, beschloß ein Mann, der sich schon lange mit der interoceanischen Kanalfrage beschäftigt und 8 Jahre vorher den Rio Bayano bis zum Dorfe Pirrea, einem vor ihm noch von keinem Weißen erreichten Punkte, erforscht hatte, L. N. B. Wyse. Eine günstige Gelegenheit bot sich ihm dar: der internationale geographische Congreß zu Paris 1875. Unter Lesseps' Vorsitz wurde eine Jury ernannt, um die beste Linie für einen Kanal zu bestimmen und die finanzielle Möglichkeit des Unternehmens zu prüfen. Der Antrag eines aus Anhängern des Wyse'schen Planes bestehenden Comités, den Zusammentritt dieser Jury bis nach vollständiger Erforschung der Linie Paya-Caquirri zu vertagen, wurde angenommen, und nun schritt man sogleich ans Werk: in nicht ganz einem Jahre war eine Gesellschaft gebildet, das Kapital aufgebracht, die Konzession zu einem Kanal von den Vereinigten Staaten von Columbia erlangt und das Erforschungspersonal vereinigt; durch Wyse's Erfahrung in den Gegenden, denen die Expedition galt, war es möglich, die nöthigen Instrumente, Waffen, Lagergeräthschaften, Lebensmittel für sechs Monate mit der Schnelligkeit auszuwählen und anzuschaffen, die erforderlich war, um gleich bei Beginne der trockenen Jahreszeit nach Darien zu gelangen, der einzigen, in der ein nicht akklimatisirter Europäer die Mühen eines Aufenthaltes in Sumpf und Urwald ertragen kann.

So schiffte sich bereits am 7. November 1876 die Kommission auf dem „Lafayette“ ein, im Ganzen 20 „Pionniere“, von denen sich die meisten erst beim Abschiedsdiner kennen lernten, unter ihnen zwei Italiener, Oliviero Bixio und Guido Musso, die leider ihr Vaterland nicht wiedersehen

sollten, ferner der Oberwegebaumeister Celler, der Doktor Vignier und unser Berichterstatter, der Schiffslieutenant Armand Reclus. Am 21. bot Guadeloupe seine bergigen, bis zum Gipfel der imposanten Soufrière (1484 m) bewaldeten Massen den Blicken der Reisenden dar und am folgenden Tage legte man in Fort-de-France, der Hauptstadt von Martinique, an, um neue Kohlen einzunehmen.

Diese Insel verdient nicht mehr den Namen „Perle der Antillen“: ihr bischen Bedeutung verdankt sie nur noch wenigen Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen; obgleich ihr Klima sehr gesund ist und sie leicht die zehnfache Bevölkerung haben könnte, vermindert sich dieselbe. Der Wonne eines dortigen Aufenthaltes thut allerdings die entsetzliche Verbreitung des Eckenkopfes, einer der giftigsten Schlangen der Welt, bedeutenden Abbruch; diese häufig 7 Fuß langen Ungeheuer schlafen zwar den Tag über in ihren Löchern, Nachts aber bedecken sie alle Straßen und wehe dem, den ihr fast stets tödtlicher Biß erreicht, die Wissenschaft hat noch kein Gegengift gefunden, und die alten Negerinnen, denen man Zauberkraft zuschreibt, erhöhen durch ihre Quacksalbereien nur noch die Qualen des zum Tode verurtheilten Opfers. Der Stolz des Ortes ist die Savannenpromenade, unter deren riesigen, dunkelbelaubten Sandbüchsenbäumen man die erfrischende Brise und den entzückenden Blick auf die Bai genießt; die umgebenden Hügel sind kahl und traurig, die Ebene jedoch, das Thal des Flüßchens Madame, prangt im üppigsten Grün. Zwei Tage später erreichte man La Guayra, den Hafen von Caracas, dessen weiße Häuser an den kahlen, steilen Felsen der Sierra einen wenig verlockenden Anblick gewähren; nach ferneren zwei Tagen wurde Puerto Cabello besucht, ein wirklicher und schöner Hafen, dessen Stadt jedoch einen ungesunden und ärmlichen Eindruck macht, dann der Vorhafen des Magdalenenflusses, Barranquilla Sabanilla, berührt, bis endlich, am 21. November, der „Lafayette“ vor Colon oder Aspinwall vor Anker ging.

Von der hohen See aus giebt es nichts Reizenderes als



Haus in Colon.

den Blick auf die Stadt und die Rhede: links erscheinen die niedrige Insel Manzanillo und die weißen, von Kokosbäumen beschatteten Häuser Colons; rings umher ist die Ebene mit Wäldern bedeckt, welche die Limon-Bai umgürten; rechts und links von dieser steigen in einiger Entfernung die Höhen von Mindi und Puerto Bello auf, während geradeaus im bläulichen Hintergrund niedrige Hügel den Rücken bilden, der die Ebenen der atlantischen Küste von denen der pacifischen trennt.

Die Dampfer legen dicht an den den Bahnhof der Eisenbahn von Colon nach Panama bildenden Magazinen an, und viele Reisende verlassen das Schiff nur um sich sofort in den Waggon zu begeben. Die Stadt, auf der Nord-West-Spitze der kleinen Korallen-Insel Manzanillo erbaut, zählt 4000 Einwohner in zwei ganz verschiedenen Vierteln: das eine, welches sich in einer Breite von circa 200 m auf dem festen und trockenen Boden eines Madreporenriffes erhebt, beherbergt in großen, einstöckigen, mit Balkonen und Veranden geschmückten Häusern die aus Agenten, Kaufleuten, Bahnbeamten u. s. w. bestehende weiße Bevölkerung; dieser Theil ist gesund und höchst reinlich, gleich hinter ihm beginnt der Sumpf, in den hinein 2 oder 3 Reihen von Behausungen parallel der Bahnlinie auf Pfählen oder fragwürdigen Erdaufschüttungen und außerdem die verschiedenen Dienstgebäude, Bahnhof, Magazine, Quais erbaut sind. Die sogenannte Front Street ist noch leidlich anständig, die anderen Straßen aber, deren Hütten ihr Dasein zum Theil den Brettern alter Seifen-, Cognac-, Wermuthkisten verdanken, so daß die sie zusammenhaltenden Nägel und Lianen der leichtesten Meeresbrise weichen, starren von allem möglichen Schmutz und Unflath, welche die Gefräßigkeit von Hunden, Schweinen und — aber leider nur zu selten — „Gallinazos“, d. h. Geiern, den besten Straßenreinigern, anlocken. Ist es noch nöthig zu bemerken, daß dies das Negerviertel ist? Zwischen den beiden Theilen sind, um den Sumpf zu drainiren und die Stadt gesunder zu machen, zwei große Teiche gegraben, die mit dem Meere in Verbindung stehen und so nicht nur ihr Wasser erneuern, sondern auch Alligatoren Zutritt verschaffen, welche sich durch Verzehren des in den Bassins befindlichen Unrathes höchst verdient machen.

Am Rande dieser Teiche erhebt sich eine prächtige Bronze-

gruppe: Christoph Columbus bringt Amerika seinem Europa dar; dieses einzige wirkliche Kunstwerk des Isthmus ist ein Geschenk, welches die Exkaiserin Eugenie einem entfernten Verwandten, dem General Mosquera, frühern Präsidenten der Vereinigten Staaten von Columbia, gemacht hat. Colon besitzt außerdem eine den Beförderern der Eisenbahn Aspinwall, Chauncey und Stephens zu Ehren errichtete Säule (von der es aber besser ist ganz zu schweigen) und eine gothische Kirche für 300 Personen in amerikanisch-englischem Stil, die sich, so häßlich sie an sich ist, doch in ihrem braun-rothen Porphyr unter der elenden Umgebung recht stattlich ausnimmt.

Auf der ganzen Insel giebt es keine Bäume; nur an der Kirche, dem Bahnhof und dem Leuchtthurme hat man mit Mühe einige Kokospalmen gepflanzt, und aus dem Sumpfe erhebt sich das Gerippe eines riesigen Wurzelbaumes als willkommener Ruhesitz für die Gallinazos, welche die Wegereinigung gütigst übernommen haben. Rund um die Insel hat die Eisenbahngesellschaft eine schöne Promenade für ihre Beamten angelegt.



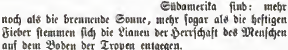
Statue des Columbus in Colon.

Zur Zeit des Goldfiebers und vor der Erbauung der Pacific-Bahn hatte Colon und seine Eisenbahn eine ganz andere Bedeutung als jetzt; der Durchzug war enorm und die Stadt wurde der Sammelpunkt von Diggern, Industrierittern, Abenteurern aller Art, kurz der ganzen Hefe der weißen, gelben und schwarzen Race, die sich den ausschweifendsten Orgien hingab und dadurch eine leichte Beute für das Sumpffieber wurde. Heute ist das alles anders; Niemand läßt sich mehr durch die Reize des Aufenthaltes verlocken, und statt des weißen und farbigen Gesindels weist Colon eine ruhige und nicht weniger moralische Bevölkerung auf als jede andere Stadt Amerikas; die Anwesenheit von Frauen und Familien hat einen heilsamen Einfluß auf die Sitten und somit auf den Gesundheitszustand ausgeübt: das Fieber herrscht nicht mehr unumschränkt auf der Insel, sondern erreicht nur die Unglücklichen, welche sich dem Trunke, einem in tropischen Ländern allerdings recht häufigen Laster, hingeben.

Da Panama für die Zwecke der Expedition unvergleichlich größere Vortheile darbot, so begnügte man sich mit einem zweitägigen Aufenthalt in Aspinwall und bestieg am 23. November die berühmte interoceanische Eisenbahn.

Beim Austritt aus der Stadt hat man rechts die grünen Gewässer der Limon-Bai, links den Sumpf; auf einem 200 m langen Viadukt überschreitet man den Meeresarm, welcher die große Bai mit dem Puerto Escondido verbindet, dessen mit Zwerg-Manglebäumen bedeckte Inselchen einem mit Smaragden besäeten Spiegel gleichen. Nach einem Kilometer kommt man mitten durch röthliche, nackte Hügel, deren Einschnitte jedoch eine eben so grandiose, dicht belaubte und mit Lianen verwickelte Vegetation zeigen wie der wirkliche Wald; eine derselben dient als Kirchhof von Colon. Mit der Ueberwindung der Loma del Mono, eines Ausläufers der Sierra Quebrancha, und dem Eintritt in den Sumpf von Mindi beginnt die Flora üppiger zu werden. Die Manglebäume wachsen, die Palmen vermehren sich, lange, zarte Farne geben einen zierlichen Rahmen, Lianen umstricken die Bäume, weite Flächen sind mit Helikonien bedeckt, deren enorme rothe Blüthen und mehrere Meter lange Blätter einen wunderbaren Anblick gewähren. Stellenweise macht der Wald künstlichen Wiesen Platz, auf denen schönes Vieh weidet, Rohrhütten tauchen hier und da auf, deren Bewohner die Palmen und Musaceen der Gegend ausbeuten: so die rothen Blüthenkolben des Corroso zu Oel, die Mandeln der Taguapalme zu Knöpfen, ihren Saft zu Palmwein, die enormen Blätter zu Dielen und Tafelwerk oder auch zu Säcken und groben Geweben.

2 oder 3 Meilen von Colon steigt die Bahn einige Meter; ein Durchblick durch den Wald zeigt zum ersten Male den Chagres, der hier mit seinen Mäanderwindungen den Flecken Gatun umfließt. Weit und breit bekleidet hier der Wald die Abhänge mit seiner grünen Hülle, nur in der Ebene und auf niedrigen Hügelchen erblickt man Savannen, aber auch noch durch Palmenwälder unterbrochen, doch nähren diese wenigstens nicht jene Legionen von Epiphyten und Dornen, die ein wahrer Fluch für Central- und Südamerika sind: mehr

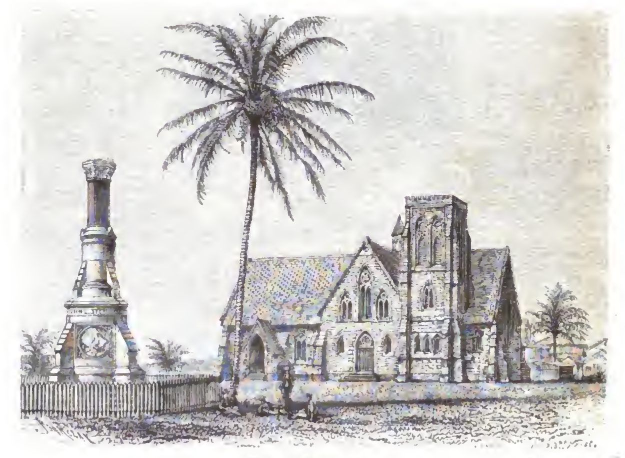


noch als die brennende Sonne, mehr sogar als die heftigen Fieber stemmen sich die Lianen der Herrschaft des Menschen auf dem Boden der Tropen entgegen.

Gatun sowohl wie die übrigen Bahnhöfe sind jetzt gar nicht mehr von weißen Beamten bewohnt; nur Neger sieht man, denen die Pflege der Bahn anvertraut ist. An irgend einer beliebigen Haltestelle legt der Reisende, der den Zug benutzen will, sein Gepäck auf eine Aufschüttung in der Höhe der Waggons; er besorgt selbst das Signal und der Zug hält; will er aussteigen, so benachrichtigt er den Zugführer, der ihn am gewünschten Orte absetzen läßt. So macht die Gesellschaft bedeutende Ersparnisse an Beamtenpersonal und der Dienst geht darum nicht schlechter; nie ist ein Unglücksfall zu beklagen gewesen. In Colon und in Panama sind

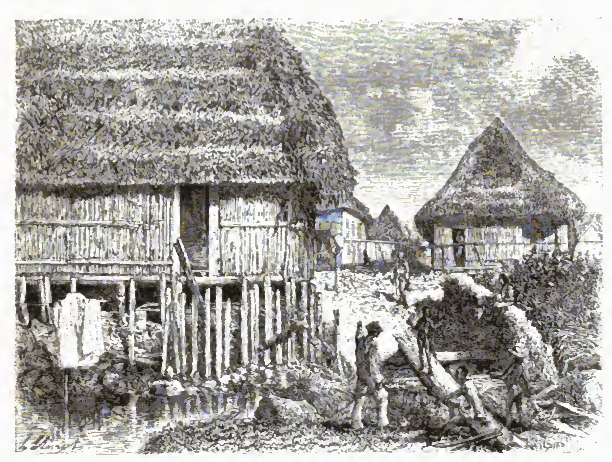


Front Street in Colon.



Kirche und Säule in Colon.

die Geleise auf offener Straße; drei Glockenschläge ertönen, bei deren drittem es abgeht; in die langen, an beiden Enden offenen Wagen steigt ein wer will, erst unterwegs werden die Fahrscheine nachgesehen; wird Jemand ohne einen solchen ertappt, so hält der Zug an und setzt den allzu Sparsamen ab; diesem Mißgeschick aber wird sich nicht leicht Jemand aussetzen, denn einige 40 km in der Sonnenhitze zu marschiren ist gerade kein Vergnügen, und wenn auch vielleicht ein Neger auf diese Weise den Vortheil eines gebahnten Weges durch die Wildniß zu benutzen dächte, wie wollte er über die Brücken kommen, die zu belegen man natürlich für Luxus gehalten und auf deren Querbalken, einige Hundert an der Zahl und über ein Meter von einander entfernt, er also nacheinander springen müßte? Kein Gatter schützt die Geleise, frei bewegen sich die Herden darauf; man fährt etwas langsamer, der Pfiff der Lokomotive, an dessen Verständniß sich der Instinkt des Viehes schnell gewöhnt hat, ersucht sie, Platz zu machen, und was etwa noch widerspenstig bleibt, wird durch den „Ochsenkäsich“, ein Weidengeflecht in Gestalt einer Pflugschaar, ohne großen Schaden nach rechts und links befördert. Der schönste und angenehmste Platz im ganzen Zuge ist beim Zugführer im Gepäckwagen, aus dessen großen Seiten- und Vorderthüren man behaglich die Landschaft genießen kann und außerdem noch auf das einzige Glas und das Eiswasser, welches die Gesellschaft den Reisenden giebt, den ersten Anspruch hat.



Straße in Chagres.

Hinter Gatun überschreitet die Bahn den Rio gleichen Namens und gelangt zwischen die Loma del Tigre und del Lion, zwei ganz steile, mit prachtvollen Bananen bewaldete Kegel; wieder geht es in eine sumpfige Ebene, aber ohne Manglebäume, und allmälig machen die Palmen dem Urwalde Platz. Zwischen Ahorca Lagarto und Buhio Soldado tritt man in eine Schlucht, in der sich der Chagres einen Weg zwischen senkrechte Felsen gebahnt hat; bis zur Station Buena Vista folgt man dem Flusse, 10 Meter hoch über seinen Gewässern, bis man ihn bei Barbacoas auf einer großen Brücke überschreitet, deren hohe Wände leider die ganze Aussicht versperren. Mehrere Dörfer, deren Einwohner Feldbau zu treiben anfangen, fliegen vorüber, der malerische Rio Obispo wird zweimal gekreuzt und eine zweite Lokomotive kommt zu Hülfe, um den Cerro Culebra (den „Natterberg“) zu überwinden, hinter welchem man nun mit Gegendampf die Abdachung nach dem Stillen Ocean hinabfährt. Erst windet sich die Straße gesimsartig einige 20 m über dem Rio Grande an dessen steilen Felswänden entlang, dann aber wird der Blick frei, der Cerro de Ancon zeichnet seine kühnen Linien auf dem Dunkelblau des Meeres und dem lebhaftern Azur des Himmels ab und an seinem Fuße dehnt sich Panama hin, welches in seinen grandiosen Ruinen von Weitem den Anblick einer großen Stadt gewährt; rechts werden das untere Chagres-Thal und die gezackten Spitzen des Cerro de Cabras sichtbar, und am Horizont entdeckt man halbverschwommen die Umrisse der Taboga-Inseln.



Panorama von Panama.

Die Niederfahrt führt schnell in eine weite Ebene, in der nur die lappenblättrige Guagaja gedeiht, dann erscheint wieder Wald, dessen Charakter aber ein ganz anderer als an der Ostküste ist, und überall bilden Kaktus mit ihren carmoisinfarbigen Blüthen undurchdringliche Dickichte. Ein Pfiff, und der Zug hält auf dem Bahnhofe von Playa Prieta, dem Theil der Stadt, der gerade im innersten Winkel des Hafens von Panama liegt.

Die Stadt zählt jetzt mit den Vorstädten circa 40 000 Seelen. Nach der Zerstörung des alten Panama durch den Bukanier Morgan wählte der Statthalter Fernandez de Cordova als Stätte der neuen Gründung eine felsige, leicht zu vertheidigende Halbinsel am Fuße des Cerro Ancon. Der berühmte Baumeister Don Alfonso de Villa Corta schuf dort einen Platz, dem an Festigkeit in ganz Südamerika nur Cartagena gleich steht; mehrere Meter dicke Mauern



wurden auf drei Seiten auf dem Terrain der Ebbe gebaut, so daß bei der Fluth die Wogen dagegen prallen, und an jedem Endpunkt erhob sich eine kolossale Bastion gegen den Ocean. Heute sind die Festungswerke unbewehrt und baufällig, Steine und Balken, von der Brandung unterspült, von Ranken und Mauerpflanzen zerklüftet, liegen auf dem Strande umher, den die Ebbe zurückläßt. Die Südost-Bastion, die noch ziemlich erhalten ist, dient jetzt als Promenade, auf der allabendlich die Kreolen in vollen Zügen die frische Meeresbrise einathmen und den herrlichen Blick auf das Panorama der Rhede und ihrer grünschimmernden Inseln genießen. Die andere Bastion ist vollständig zertrümmert, trägt aber noch die geraden, stolzen Mauern des Klosters San Francisco.

Die Medschertîn-Somali.

Nach G. Révoil.

Bereits auf S. 44 dieses Bandes erwähnten wir des Buches von Georges Révoil: „Voyages au Cap des Aromates“, welches sich speciell mit den Medschertin beschäftigt. Wir kommen um so lieber darauf zurück, als Révoil an dem dort mitgetheilten Berichte des Obersten Graves-Bey Verschiedenes auszusetzen hat und ihm namentlich den Vorwurf macht, den Charakter jener Somali nicht richtig aufgefaßt zu haben, in welchem ein wesentlicher Zug die Liebe zur Freiheit und die Furcht vor fremden Unterdrückern ist. Das Révoil'sche Buch (Paris, E. Dentu 1880) beschreibt zwei Fahrten nach jenem nordöstlichen Horne Afrikas, die eine zu kaufmännischen Zwecken im „Adonis“, welche vom December 1877 bis Mai 1878 dauerte, und wobei lediglich eine Anzahl Plätze an der Benadir-Küste, dem nördlichsten Theile der Besitzungen des Sultans von Zanzibar, sowie an der Südküste des Meerbusens von Aden berührt wurden. Bald nach seiner Rückkehr nach Frankreich bot sich ihm wieder eine Gelegenheit zur Erforschung des Medschertin-Landes, die er sofort ergriff. Als er aber in Bender Meràya landete, machte ihm ein mit den benachbarten Allula ausgebrochener Krieg die Erforschung des Landes unmöglich. Er kam zwar bis nahe an Allula, bestieg auch den nahen, 1219 m hohen Berg Karoma, und zog an der Küste nach Westen hin; aber in das Innere einzudringen gelang ihm nicht und nach dreimonatlichem Aufenthalte an der Küste kehrte er von Lasgore aus nach Aden zurück. Zur nähern Kenntniß des Landes hat er mithin wenig beitragen können; dagegen wohl zu der seiner Bewohner, unter welchen er ganz allein ein volles Vierteljahr zugebracht hat. Was er also über diese mittheilt, verdient als Quelle volle Beachtung; wir geben im Nachstehenden auszugsweise das Kapitel wieder, in welchem er seine Beobachtungen über Land und Volk zusammengefaßt hat.

Die Medschurtin-Küste beginnt bei dem kleinen Hafen Bender Zijàda am Meerbusen von Aden und endet beim Vorgebirge Râs el Kel im Indischen Ocean, jenseit dessen das Gebiet des Hawea-Stammes beginnt. Im Westen und Süden sitzen die Tribus der Warsangeli, Ugadin und Dolbohant; das von ihnen eingeschlossene Gebiet umfaßt 12000 Quadrat-Lieues. Das Medschurtin-Land zerfällt in drei Theile: die Küste, wo alle Städte (bender) liegen, und im Innern ein Gebiet mit dem Hauptorte Mieh und eines mit der Hauptstadt Karkar, beide im Innern des Landes. Karkar liegt nach der Angabe der Eingeborenen am Fuße eines hohen gleichnamigen Berges mit reicher Vegetation, auf dessen Abhänge sich die Nomaden mit ihren Herden während der Regenzeit zurückziehen.

Die Haupthäfen des Medschurtin-Landes sind Bender Gâsem (Bossassa), Bender Chor (Bottiala), Bender Meràya und Allûla am Golfe von Aden und Haffûn am Indischen Oceane. Dort erhandeln Araber und Banianen die Landesprodukte. Ein Gouverneur (Kadi), zwei Beisitzer und ein geistlicher Richter verwalten diese Städte im Namen des Sultans, deren Bevölkerung höchstens 1000 bis 1500 Seelen zählt. Berge in ostwestlicher und südostnordwestlicher Richtung und in der Höhe von 500 bis 2000 m wechselnd erfüllen das Land (zunächst wohl nur soweit es dem Golfe von Aden zunächst liegt). Dieselben bestehen aus Marmor und auf ihnen wachsen die Sträucher, von denen Gummi und Weihrauch gewonnen wird. Dieselben gedeihen in allen Höhen; bis zu 1200 m hoch hat sie Révoil auf dem Dschebel Karoma bei Bender Meràja angetroffen. Mitunter begreift man gar nicht, woraus sie ihre Nahrung saugen, auf so kahlen Felsen stehen sie.

Wasserrisse, deren Bett während des größten Theiles des Jahres trocken liegt, durchfurchen überall das Küstengebiet; außerdem existiren nur ganz kurze Wasserläufe, deren Wasser etwa vier bis fünf Seemeilen weit aufwärts brackisch ist; denn soweit reichen Ebbe und Fluth. An der Mündung der Schluchten findet sich meist ein großer Tümpel Salzwassers, welcher durch das Durchsickern des Meereswassers entstanden ist.

In den Bergen des Medschurtin-Landes kommt Eisen, Blei und auch Quecksilber vor, letzteres nach Aussage der Nomaden in ziemlich großen Quantitäten. Getreide producirt das Land nicht. Dagegen ist der antike Name „Land der Wohlgerüche“ wohl begründet; denn es wächst dort nicht ein Kraut, welches nicht seinen besondern Geruch ausströmte. Weihrauch und Gummi gewinnt man aber nur von den beiden Baumarten Olibanum und Akazie. Zu Anfang März machen die Nomaden mittels eines Hackmessers einen tiefen Einschnitt in die Bäume, zu Ende des Monats einen zweiten. In den letzten Tagen des Mai hat dann das ausfließende Gummi und Harz sein größtes Volumen und Konsistenz gewonnen, und alsdann sammeln Frauen und Kinder die bessere Qualität desselben in Körbe ein; die schlechtere bleibt unter den Bäumen liegen.

Neben den Hausthieren, Rindern, Ziegen, Schafen und Kameelen, giebt es eine große Menge — Révoil schätzt sie auf 500 bis 600 Stück — großer Affen in den Bergen bei Meràja; ferner Gazellen, Schakale, Hyänen &c., sowie eine Art Ratte mit sehr kurzem Leibe und einem langen, wie ein Schweinsrüssel endigenden Auswuchse auf der Nase. Man hat über die „Ratte mit dem Rüssel“ gelacht, und doch giebt es keine bessere Bezeichnung für dieselbe, welche auch an anderen Punkten Afrikas gefunden worden ist (Macrocelydes Rozetti, Rhyncochion).

Die Somali kennen ihre Geschichte; nach ihrer Ueberlieferung stammen sie von Shabarti ben Ismail, dem Abkömmling einer edlen Familie von Ashem, der, als er gegen Empörer zu Felde ziehen wollte, von widrigen Winden an die afrikanische Küste verschlagen wurde. Dort nahm ihn ein Fischer auf, dessen Tochter er heirathete. Wenig später vertrieben seine Nachkommen dann die ursprünglichen Einwohner dieser Küste und machten sich zu alleinigen Herren des Landes. Es existiren noch in Mekka einige Häuser, welche die dorthin wallfahrtenden Somali als ihr Eigenthum ausgeben, indem sie behaupten, daß dieselben von ihren Vorfahren gebaut seien. Mit Stolz behaupten sie, daß sie einst Gallas gewesen seien, und scheinen ihren arabischen Ursprung nicht einzugestehen. Die Genealogie der verschiedenen Sultansfamilien, welche bis jetzt über ihr Land geherrscht haben, ist ihnen sehr gut bekannt.

Der politische Zustand des Landes gleicht durchaus unserm einstigen Feudalsysteme. Révoil fand auch mit Er-

staunen Anklänge an die französischen Gesetze vom Vendémiaire des Jahres IV, welche die Gemeinden für individuelle Vergehen haftbar machen. Jetzt beherrscht ein junger Sultan, der während seiner Minorennität unter Vormundschaft steht, das Land; ihm steht ein Rath zur Seite, dessen sämmtliche Mitglieder seiner Familie angehören. Seine Unterthanen gehorchen seinem Worte; aber er zwingt ihnen seinen Willen nicht auf, sondern derselbe wird in allgemeinen Versammlungen erklärt, wo jeder das Recht hat, das Wort zu ergreifen und seine Ansicht auszusprechen; man hört ihn aufmerksam an und tritt dann in die Berathung ein.

Vom Sultan hängen die Kadis oder Gouverneure der Städte ab, deren jeder zwei Räthe und einen religiösen Richter als Beisitzer neben sich hat. Diese berathen zunächst die Angelegenheiten ihrer Gemeinde, ehe sie dieselben der Entscheidung des Ministerraths, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, unterbreiten.

Die Somali zerfallen in zwei Klassen, die reichen Kaufleute, welche in den Küstenplätzen Handel treiben, und die Armen, welche gewöhnlich als Beduinen bezeichnet werden und mit ihren Herden in den Bergen leben. Letztere sind gewissermaßen die Sklaven der Reichen; sie sammeln den Gummi und die sonstigen Produkte der Ländereien, welche jenen gehören. Es existirt dort nämlich ein Grundbesitz, der für jeden scharf begrenzt und mit Steuern für den Sultan belastet ist. Die schwersten Strafen treffen den, welcher auf fremdem Grunde und Boden beim Einsammeln jener Produkte betroffen wird.

Alle Städte des Landes gleichen sich einander; es sind Ansammlungen von Stroh- oder Fellhütten, welche eine Befestigung aus Pisé ganz im Stile unserer alten Burgen umgeben. Diese Forts sind durchaus unsolide; die wolkenbruchartigen Regengüsse weichen sie auf und bei der dann fast stets unmittelbar folgenden Hitze bekommen sie Risse und Sprünge. Sie sind mit allen jenen Vertheidigungsmitteln ausgestattet, wie sie unsere Burgen zu jener Zeit besaßen, als noch Lanze, Bogen und Pfeile die einzigen Angriffswaffen waren. Außer diesen Bauten und den Moscheen findet man in den Städten des Medschurtinlandes nur noch große Schuppen, in denen der Gummi nach der Ernte aufbewahrt wird; alle übrigen Häuser, die nicht in Straßen angeordnet sind, sondern bunt durch einander stehen, wie namentlich in Bender Chor, bestehen, wie gesagt, aus Holz oder Stroh und Fellen.

Die Waffen des Somali sind Lanze (warmô), Schild (gaschan), Säbel (belaui), Keule (madag), Bogen und Pfeile (gaboio) und die Schleuder. Die Kampfordnung ist folgende: zuvorderst stehen die Lanzenträger, dahinter die Bogenschützen; die Schleuderer und die wenigen Besitzer einer Flinte sind als Tirailleurs auf den Flanken vertheilt. In dieser Aufstellung rücken die beiden feindlichen Heere auf einander los, und es beginnt das Schießen und Steineschleudern. Sind sie sich einander näher gekommen, so kämpft man mit den Lanzen, zuerst mit kurzen, die geworfen werden, dann mit längeren, mit welchen man im Nahekampfe zustößt. So rücken sie immer näher an einander, indem sie die feindlichen Wurfspeere aufsammeln und zurückschleudern. Wenn sie dann nur noch wenige Meter von einander entfernt sind, stürzen sie auf einander los und fassen sich dann Mann gegen Mann; dann thun Schwert und Keule ihre Schuldigkeit. Für einen am Boden liegenden Feind giebt es keinen Pardon; aber jede Partei nimmt ihre Todten vom Schlachtfelde mit sich hinweg.

Was die Steuern anlangt, so zahlt nur der Eigenthümer dem Sultan einen Grundzins, der fremde Händler den „Aschur“.

Der Medschertin-Typus ist sicherlich der reinste von allen Somali; sie sind gleichsam der wahre Stamm und Grundstock der übrigen. Der Somali von reinem Blute, wenn man diesen Ausdruck brauchen darf, hat eine leicht gebogene Nase, eine etwas aufgeworfene Lippe, krauses und meist langes Haar. Er sieht aus wie ein schöner Europäer mit dunkler Haut. Leicht kann man die verschiedenen Kreuzungen mit den Nachbarvölkern erkennen, z. B. die der Stämme Dolbohante und Medschurtin an den krausen, kurzen Haaren, der etwas abgeplatteten Nase und den wulstigen Lippen; je weiter südlich, desto mehr treten diese charakteristischen Merkmale an Nase und Lippen hervor.

Die Medschurtin sind groß und wohlgestaltet; aber ihr Körper ist meist mit Narben bedeckt, eine Folge ihres kriegerischen Lebens. Wahrhaft imponirend ist ihr Gang voller Adel und ihre stolze Haltung. Selten findet man unter ihnen Krüppel, einestheils, weil sie eine rauhe Kindheit durchmachen müssen, und dann, weil bei ihren erbitterten Kämpfen kein Quartier gegeben wird. Der Küstenbewohner ist kokett in seiner Tracht; in sein großes, weißes Tuch gehüllt, das er über den Kopf zieht, Stock oder Lanze in der Hand steht er herausfordernd da oder wie ein Bild der Eitelkeit. Der Beduine im Innern des Landes trägt dagegen auf seinem Gesicht und an seiner Kleidung die deutlichen Spuren seines rauhen, wilden Lebens; aber auch bei ihm leuchtet der Trotz durch die Lumpen hindurch, die von dem Erdboden, auf welchem er schläft, die gelbbraune Farbe angenommen haben.

In Bezug auf Sittlichkeit sind die Medschurtin sehr streng; beide Geschlechter sind mit größtem Anstande bekleidet und behandeln sich gegenseitig mit viel Ehrerbietung und Achtung. So verrichten in Meraja, an der Nordküste, die Frauen ihre Abwaschungen in einer Lagune außerhalb des Dorfes, die Männer in einer andern am entgegengesetzten Ende des Dorfes.

Der Somali ist von Natur faul; den größten Theil des Tages verbringt er mit Nichtsthun und murmelt dazu seinen Rosenkranz herunter. Seine Hauptbeschäftigung besteht in der genauen Erfüllung der mohammedanischen Religionsvorschriften, d. h. er besucht täglich fünfmal die Moschee. Nur wenige bleiben hintereinander bei der Arbeit. Ganz anders die Frauen. Den ganzen Tag lang flechten sie Matten oder besorgen den Haushalt, holen Wasser, Holz &c. herbei. Trotzdem ist ihre Lage viel besser als diejenige der arabischen Frauen. Zunächst sind sie die Herrinnen im Hause; denn wenn auch der Somali in Vielweiberei lebt, so hat er doch stets nur eine Frau bei sich, unter demselben Dache. Sodann können sie in voller Freiheit gehen und kommen, ohne daß sie im Geringsten von ihren Männern oder Eltern deswegen behelligt werden. So halten sie denn auch ihre gemeinsamen Plauderstündchen ab, wobei des Klatschens kein Ende ist; aber in dieser Zeit ruhen ihre Finger nicht, sondern flechten unaufhörlich an den Matten.

Sobald der Somali-Knabe entwöhnt ist, kümmert sich seine Mutter nicht mehr viel um ihn. Sie läßt ihn sich ruhig im Sande wälzen, wo die Sonne ihre glühenden Strahlen auf ihn herabsendet, ihn wärmt und kräftigt und sein Wachsthum beschleunigt. Sobald das Kind laufen und seine Hände gebrauchen kann, entfaltet es alle Instinkte seiner Race; es macht sich kleine Bogen, Pfeile und Lanzen und baut sich aus einem Brett und einem Fetzen Leinwand ein kleines Schiff, das es auf dem Wassertümpel am

Meeresstrande schwimmen läßt. Der Somaliknabe ist sehr kriegerischen Geistes, hat stets Zänkereien und zeigt frühzeitig seine Abneigung gegen die Kinder der Araber und Banianen. Zum Jüngling geworden, greift er zu ernstlichen Waffen und seine Spiele werden zu Uebungen, in denen er seine Kraft und Geschicklichkeit gegen seine Altersgenossen erprobt. Ohne Sattel und Zügel steigt er zu Pferde, macht lange Märsche, sucht Strapazen auf, kurz treibt alles, was ihn zu einem wahrhaften Krieger und Vertheidiger seines Vaterlandes machen kann. In diesem Alter ist der Tanz sein Hauptvergnügen.

Die Mädchen leben stets in enger Gemeinschaft mit ihrer Mutter, nehmen an keiner Festlichkeit Theil und gehen wenig aus. Von den verheiratheten Frauen unterscheiden sie sich dadurch, daß sie die Haare fein geflochten und auf die Schultern herabhängend, und um die Stirn ein rothes Band tragen. Frauen dagegen tragen ihr Haar gekräuselt, und zwar in einer am Hinterkopfe befestigten Haube.

Als Schmuck trägt der Somali nur einen Ring und am Halse ein Amulet, einen Koranvers in einem ledernen Säckchen, das von zwei Bernsteinkugeln gehalten wird. Frauen und junge Mädchen tragen silberne Schmucksachen, welche in höchst merkwürdiger Weise den Einfluß der antiken Welt auf diesen Theil Afrikas beweisen. Dieselben bestehen aus den Ohrgehängen (selangsil) mit der Katena, welche dieselben, unter dem Kinne durchgehend, verbindet; dem Kuled, einer andern Art von Ohrgehängen in Form von Fragezeichen und in eine Birne endigend, welche oben in der Ohrmuschel befestigt werden, und schließlich dem Ring (katun). Auch tragen sie Perlen am Halse oder eine große mit Stückchen Bernstein verzierte Silberplatte. Letzterer Schmuck hat durchaus arabischen Charakter, während die beschriebenen Ohrgehänge vollständig denen gleichen, welche so häufig bei Ausgrabungen römischer, griechischer und ägyptischer Monumente gefunden werden. Aber nicht nur die Geschmeide, sondern auch die Tracht der Frauen erinnert an jene Epoche; man kann nichts Merkwürdigeres sehen, als eine dieser orientalischen Schönheiten — und Schönheiten sind es in der That —, graziös in ihr weißes oder rothes Gewand gehüllt, das, auf der linken Schulter zusammengehakt, den rechten Arm und Busen frei läßt.

Der Somali ist auf seine Frau eifersüchtig weniger aus Liebe, als aus Stolz; mit dem Tode bestraft er ihre Untreue. Einer Hochzeit hat Révoil während seines Aufenthaltes an der Medschurtin-Küste leider nicht beiwohnen können und vermag eine solche nicht zu beschreiben; dagegen war er bei der Verlobung eines Mädchens von Bender Chor (an der Medschurtin-Küste) mit einem Warsangeli zugegen. Letzterer begab sich mit einigen Gefährten zum Vater des Mädchens; auf sein Aeußeres hatte er für diese Gelegenheit die größte Sorgfalt verwendet. Die ganze Familie, mit Ausnahme des Mädchens, saß im Halbkreise vor der Thür ihrer Hütte und erwartete den Freier. Nach Austausch der gebräuchlichen Begrüßungen eröffnete einer der Gefährten des Warsangeli sofort den Handel mit dem Vater; sowie man über die Anzahl der zu zahlenden Piaster und Kameele einig war, erschien die Braut und nahm neben dem Freier Platz; man brachte Kaffee und etwas gedörrten Mais und besiegelte mit dieser einfachen Mahlzeit den Vertrag. Am Abend machte sich der Freier auf den Weg, die Mitgift zu holen, und ließ zwei seiner Begleiter als Bürgen des Kaufes zurück.

Der Somali ist ein fanatischer Mohammedaner und hat vor den Todten die höchste Achtung. Die Friedhöfe liegen meist inmitten der Städte und Dörfer neben den Moscheen; Niemand betritt sie ohne Grund. Ein gewöhnliches Grab wird durch einen einfachen aufgerichteten Stein bezeichnet; wo aber ein im Kampfe gefallener Krieger ruht, erhebt sich ein Tumulus. So oft die waffenfähige Mannschaft in den Krieg zieht, nimmt sie beim Auszuge aus dem Orte ihren Weg bei den Gräbern der Gefallenen vorbei, stößt Schreie und Verwünschungen aus und richtet an ihre früheren Kampfgenossen Gelübde und Bitten; im Begriffe sich zu entfernen feuern sie einige Flintenschüsse ab oder schießen einen Pfeil oder schleudern einen Wurfspeer auf das Todtenfeld, den sie erst später wieder aufnehmen.

Révoil hat neben den Wegen des Landes große Steinhaufen angetroffen, welche nach Angabe seiner Führer von den Beduinen nur deshalb zusammengetragen worden wären, um die Wege davon zu reinigen. Allein diese riesigen Haufen befanden sich fast immer in der Nähe eines Begräbnißplatzes oder eines Moskit, eines großen runden Platzes, dessen Boden vollständig gesäubert ist, und auf welchem der Nomade sein „messadschit" (Thierhaut) zum Gebete ausbreitet. Die Vermuthung des Reisenden, daß es primitive Denkmäler zum Gedächtniß von Verstorbenen sind, scheint uns das Richtige zu treffen.

Das ist in großen Zügen der Charakter der Somali und der jetzige Stand ihrer Civilisation. Den ihnen anhaftenden Ruf von Wildheit und Grausamkeit verdienen sie wenig; viel mehr sind sie mißtrauisch und eifersüchtig auf ihre Freiheit, als böse, und sie besitzen einen gewissen Fond. Wenn man ihre Gebräuche achtet und sie überzeugt, daß man ihr Land nicht erobern will, so wird man, wenn nicht ihre Freundschaft gewinnen, so doch wenigstens sichere Beziehungen zu ihnen anbahnen, die Naturprodukte ihres Landes ausbeuten und auf friedlichem Wege diesen abgelegenen Winkel Afrikas der Civilisation zuführen können.

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

III.

Die Streifzüge, die Ober von Salibia aus unternahm, waren reich an den interessantesten Ergebnissen. Wie der Charakter der Waldvegetation auf dieser Seite der Insel sich in mancher Beziehung von dem der Ostseite unterscheidet, so weist auch das Thierleben hier mehrere der für Dominica eigenthümlichen Formen reichlich vertreten auf, die dort nur selten sind oder ganz fehlen. Schaaren von Papageien bevölkern die Hochregion des Waldes, in dem, neben der obenerwähnten Bergpalme (Euterpe montana), vorzugsweise der über hundert Fuß hohe Gommier oder Fackelbaum der Eingeborenen häufig vorkommt, der zu den Burseraceen oder Balsambäumen gehört (Bursera gummifera). Die bis acht Fuß dicken Stämme dieser gewaltigen Bäume, die meist durch das dichte Gehänge ihrer Luftwurzeln und der

hineinverflochtenen Lianen ganz verhüllt sind, dienten und dienen auch heute noch den Cariben zur Herstellung ihrer Canoes. Das wohlriechende Harz, das aus der Rinde des Baumes ausschwitzt, wird in den katholischen Kirchen der Inseln als Weihrauch verbrannt; die Indianer aber verwenden es heute noch wie früher zu den mehrere Fuß langen Fackeln aus zusammengerollter Rinde, deren sie sich bei nächtlichen Waldwanderungen und bei ihren Fischzügen an der Küste bedienen.

Durch das ganze verworrene Gebiet des Innern der Insel laufen alte Indianerpfade, auf denen Ober, von seinen beiden jungen Cariben geführt — denn zu dem einen von ihm als Führer engagirten Burschen gesellte sich bald ein unzertrennlicher Gefährte —, in manches Waldversteck, manche verborgene Höhle gelangte, die, bisher von dem Fuße eines Weißen noch nicht betreten, zur Zeit des Kampfes mit den Engländern den vertriebenen Häuptlingen des Volkes sichern Schutz gewährt hatten; noch heute führen in den abgelegensten Theilen des Waldes einige Nachkommen jener alten Flüchtlinge ein dem Naturzustande sehr nahes Leben. In dem täglichen Verkehr mit seinen jugendlichen Begleitern, in deren Konstitution mit dem Negerblute auch ein gewisser, dem Indianer sonst nicht eigener Humor übergegangen war, mußte Ober immer von Neuem die Findigkeit und den praktischen Sinn des Naturkindes bewundern, das auch nicht die kleinste Gabe seiner reichen Umgebung unbeachtet, geschweige denn unverwerthet läßt. Die sogenannte „Bedürfnißlosigkeit des Wilden" aber wollte ihm hier, wo die verschwenderische Natur für alles, was nothwendig, und noch für gar vieles, was überflüssig ist, in reichstem Maße sorgt, nicht mehr so merkwürdig erscheinen, als sonst wohl. Wir dürfen hier bei Ober's anziehenden Schilderungen seiner mannigfachen Jagdabenteuer, der Wanderungen durch den Wald, der Nachtlager in der Ajupa neben einem allmälig verglimmenden Feuer von wohlriechendem Holze, während von draußen her das unaufhörliche, aus tausend seltsamen Tönen zusammengesetzte Geräusch der tropischen Nacht hereinschallt, wir dürfen auch bei seinen Beschreibungen der glücklich erlegten Thiere und mancher Pflanzen, deren wohlthätige und nützliche Eigenschaften er durch seine Begleiter kennen lernte, nicht länger verweilen. Er war glücklich genug, von der großen, der Insel eigenthümlichen Papageienart Chryotis augusta, dem „Cicero" der Indianer, zwei Exemplare zu erlegen. Diese Art, die nicht wie die kleineren Papageien in Schaaren, sondern nur paarweise vorkommt, lebt vorzugsweise hoch oben in den Bergen, wo sie an den Samen der Balsambäume ihre Lieblingsnahrung findet. Im Herbste, wenn ihr Fleisch besonders zart und fett sein soll, machen die Indianer vielfach Jagd auf die im herrlichsten Grün und Purpur strahlenden, sehr scheuen Vögel. Als einer sehr merkwürdigen und bisher wohl kaum bekannten, wenigstens nie geglaubten Erscheinung sei aber hier eines Zuges wandernder Krabben gedacht, den Ober eines Tages im Walde antraf. Wir lassen ihn im Folgenden die Begegnung selber schildern.

„Bei dem Hinaufklettern an einer steilen Hügelwand, vollauf damit beschäftigt, mich mühsam festzuhalten, kam es mir plötzlich vor, als sei ich von lebenden Wesen umgeben, die ich deutlich über die Felsen und Blätter hinwegrascheln hörte. Ich rieb mir die Augen und sah um mich. Meyong (der junge Caribe), der dicht hinter mir war, hatte sie schon erblickt und rief mir im größten Eifer zu: „Gardez, les crabes!" Und in der That, da kroch ein Heer von Krabben, und wir befanden uns mitten drinnen. Eiligst traten wir ihnen aus dem Wege; denn diese Krabben (die etwa von der Größe einer großen Strandkrabbe sind) haben die unangenehme Gewohnheit, auf und über alles zu kriechen, was in ihrem Wege liegt, und wenn sie nur im mindesten gereizt werden, ihre starken Scheeren zu gebrauchen.

„So stellten wir uns denn hinter einen großen Baum, und mein Führer griff von Zeit zu Zeit aus dem vorüberziehenden Heere eine heraus, bis er so viele beisammen hatte, als er fortbringen konnte; mit einem Endchen Lialine, einer dünnen, schnurartigen Wurzel, band er jeder Gefangenen die Scheeren zusammen und warf sie dann auf den Haufen zu seinen Füßen. Zum Glück für uns war es nur ein kleines Heer, das uns den Weg nicht sehr lange versperrte; manchmal ziehen sie aber in Schaaren von Tausenden. Der einzige überhaupt vorhandene Bericht über diese Krabbenzüge findet sich in dem Werke eines alten französischen Schriftstellers vor; und, hätte ich die Thiere nicht selber auf ihrem Marsche gesehen, so würde ich sicherlich die Wahrheit mancher seiner Angaben bezweifeln. Sie leben nicht nur in einer Art von geordneter und ruhiger Gesellschaft in ihren Schlupfwinkeln in den Bergen beisammen, sondern ziehen regelmäßig einmal im Jahre gemeinsam, und zwar in Schaaren von mehreren Millionen Individuen, nach der Meeresküste hinab. In den Monaten April und Mai fangen sie ihre Expeditionen an und kommen dazu aus den alten Baumstümpfen, den Felsspalten und den Erdlöchern, in denen sie sich aufhalten, hervor.

„Das Ziel ihrer Wanderung aber ist das Meer, wo sie ihren Laich absetzen. Kaum ist die Krabbe am Strande angelangt, so kriecht sie, so schnell sie kann, an den Rand des Wassers, läßt die Wellen über ihren Körper hinwegspülen und den Laich abwaschen. Die Eier werden im Sande ausgebrütet, und bald danach sieht man Millionen junger Krabben den Strand verlassen und langsam in die Berge hinaufziehen. Bei dem Wege zum Meere hinab gehen sie immer geradeaus; liegt eine Hütte in ihrem Wege, so machen sie sogar den Versuch, daran emporzuklimmen. Der Zug bewegt sich mit der Präcision einer Armee vorwärts; gewöhnlich ist er in einzelne, von den Stärksten angeführte Bataillone getheilt. Die Nacht ist ihre Hauptmarschzeit; regnet es aber bei Tage, so benutzen sie auch diese günstige Gelegenheit zum Vorwärtskommen. Während sonniger Tage liegen sie sämmtlich bis zum Abend still. Zur Zeit des Schalenwechsels verkriechen sie sich in ihre Löcher, die sie vorher mit Gras und Blättern angefüllt haben.

„Was mein indianischer Bursche über die Lebensweise der Krabben zu erzählen wußte, stimmte im Wesentlichen mit diesem Berichte überein; er fügte nur noch hinzu, daß, wenn es etwas Vorzügliches gäbe, dies ohne Zweifel das Fleisch dieser Thiere sei; eine Angabe, die ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann, da wir an demselben Abend noch Krabben in den verschiedensten Zubereitungsarten verspeisten."

Viele Tage lang streifte Ober in den unwegsamsten höchsten Theilen des Berglandes umher in unermüdlichem Suchen nach einem Bewohner jener Regionen, dem sogenannten Diablotin, einem Vogel, von dem die Eingeborenen ebenso wie die alten französischen Beschreibungen der Insel Wunder über Wunder erzählten. In den Einzelheiten vielfach auseinandergehend, stimmten diese Berichte alle darin überein, daß der Diablotin ein auf den Bergen in Felsspalten und Erdlöchern nistender, nächtlicher Schwimmvogel von der Größe einer Ente und von abschreckend häßlichem Aussehen sei, der Nachts in großen Schaaren und mit lautem, gellendem Geschrei zum Fischfange nach dem Meere zu fliegen pflege. Früher ziemlich häufig, von den Indianern als

Dschumbie und auch von den weißen Ansiedlern mit einer gewissen abergläubischen Furcht betrachtet, ist der Vogel seit dreißig Jahren schon so selten nur gesehen worden, daß sein Vorhandensein heute von vielen für eine Fabel gehalten wird. Auch Ober's nächtliche Jagdwanderungen nach dem Diablotin, in dem er eine Art Sturmvogel, Prion Caribbea, zu finden erwartete, blieben erfolglos, wohl aber zog ihm der unausgesetzte Aufenthalt in der nebligen Bergluft und ein heftiges Unwetter mit Sturm und Regen, das ihn in einer der Nächte überraschte, einen heftigen Fieberanfall zu, der ihn, nachdem er acht Tage lang in einer Waldhütte darniedergelegen hatte, zu schleunigem Verlassen des feuchten Waldgebietes zwang. Das Verpacken und Nachsenden der gesammelten Schätze seinem jungen Cariben überlassend, begab er sich auf einem Küstendampfer nach Roseau zurück, wo er zuerst unweit dieser Stadt, dann weiter nördlich an der Küste, in dem Thale von Battalie, durch einen längeren Aufenthalt in den herrlich gelegenen Pflanzungen des Dr. Imray Erholung von den Folgen des Fiebers suchte. In einer andern Gestalt als bisher im Urwalde und in den primitiven „Proviantgründen“ des Volkes trat ihm hier der Reichthum der Insel entgegen, auf der das kleinste Stück Bodens, wenn richtig benutzt, eine wahre Goldgrube für den Besitzer werden kann.

Das enge, von hohen Felswänden eingeschlossene Thal von Battalie war vor 20 Jahren, als der um das Wohl der Insel in jeder Weise hochverdiente Dr. Imray es ankaufte, eine nur sehr geringen Ertrag liefernde Zuckerplantage. Heute ist das üppige Meer von Grün, das den ganzen Thalgrund bedeckt, ein Citronengarten, dessen Bäume so dicht neben einander gepflanzt sind, daß sie den Boden vollständig beschatten. Die meisten dieser Bäume sind etwa 15 Jahre alt und liefern, da der Fruchtertrag der Citronenbäume mit dem dritten Jahre anfängt, mit dem fünften aber seine volle Höhe erreicht, schon seit einem Jahrzehnt dem Besitzer ein nicht unbedeutendes Einkommen, das sich in einigen besonders guten Jahren auf 2000 Pf. St. pro Saison belaufen hat. Bis auf das Ausschneiden der unteren Zweige in den ersten Jahren und das spätere gelegentliche Nachpflanzen eines neuen Baumes bringt die Kultur der Citronen keine Arbeit mit sich; die abfallenden, nie aber zu pflückenden Früchte werden von Kindern gesammelt und nach der neben dem Garten errichteten Mühle gebracht, wo sie zwischen zwei aufrechten Walzen ausgepreßt werden. Der Saft wird in große Pfannen geleitet, bis zu Syrupsdicke eingekocht und in großen Fässern von 50 Gallonen (ungefähr 2,5 hl) nach England verschifft, wo er zu Citronensäure verarbeitet wird. Der Preis eines solchen Fasses variirt zwischen 20 und 30 Pf. St., und da die Bäume nur während zweier Monate im Jahre (Februar und März) ohne Früchte sind, so beträgt der durchschnittliche Ertrag der nicht großen Pflanzung 70 bis 80 Fässer pro Saison. Mehrfach ist schon der Vorschlag gemacht worden, behufs weiterer Verminderung der beträchtlichen Transportkosten, den Citronensaft gleich an Ort und Stelle zu krystallisiren; doch haben dahinzielende, in den Citronenplantagen Floridas angestellte Versuche bis jetzt noch kein lohnendes Resultat ergeben wollen, wobei freilich nicht außer Acht gelassen werden darf, daß der Boden von Florida bei weitem nicht so günstig für die Citronenkultur ist, und die dort producirte Frucht weder an Quantität noch an Qualität (d. h. Saftreichthum) mit der der westindischen Inseln verglichen werden kann. Sehr anerkennenswerth sind auch die Bemühungen des Dr. Imray für die Wiedereinführung des Kaffeebaues auf der Insel. Vor langer Zeit schon hatte der Kaffee von Dominica großen Ruf und Bedeutung im Kolonialhandel; gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befanden sich mehr als 300 Kaffeeplantagen auf der Insel, die zusammen einen jährlichen Ertrag von 300 000 Pfund repräsentirten; aber mit der Aufhebung der Sklaverei in den britischen Kolonien im Jahre 1833 wurde der Betrieb des Kaffeebaues in der damals üblichen Weise lahmgelegt. Reiche und ergiebige Pflanzungen wurden verlassen, und heute vermag die Produktion der Insel den eignen Bedarf nicht mehr zu decken. Vor ungefähr 40 Jahren gesellte sich zu dem erschwerten Betriebe noch ein zweites Hinderniß: das Auftreten einer Coccusart auf den Kaffeepflanzen, die die Blätter und Blüthen derselben zusammenschrumpfen machte, ganze Ernten vernichtete und das Eingehen von noch mehreren Plantagen veranlaßte. Augenscheinlich trug die Nachlässigkeit der Besitzer einen Theil der Schuld an dieser verderblichen Verbreitung; denn auch auf Guadeloupe hat dasselbe Insekt sich mehrmals gezeigt, aber, da stets rechtzeitige Maßregeln dagegen ergriffen wurden, nie so großen Schaden angerichtet. Von der Ansicht ausgehend, daß die früher kultivirte Mokkavarietät zu zart sei, um den Angriffen des Insekts widerstehen zu können, hat Dr. Imray nun mit bestem Erfolge den Liberia-Kaffeebaum eingeführt, dessen Blätter eine dickere und zähere Epidermis haben. Zur Zeit von Ober's Anwesenheit auf Dominica besaß er in der Nähe von Roseau eine drei Jahr alte Pflanzung von Liberia-Bäumen, deren viele schon Frucht angesetzt hatten.

Die im Laufe des Juni immer häufiger eintretenden Regenschauer, die freilich mit den Güssen der Wintermonate noch nicht verglichen werden konnten, bewogen Ober, den Aufenthalt auf dem hohen bergigen Dominica mit dem auf einer der niedrigeren, deshalb weniger regenreichen Insel zu vertauschen. So brachte er die Monate Juli und August auf den ebenfalls britischen Inseln Barbuda und Antigua zu, die er in seinem Reiseberichte irrthümlich als „Koralleninseln“ bezeichnet, die jedoch von unzweifelhaft neuer oder tertiärer Formation und in nicht bedeutender Tiefe mit den vulkanischen Inseln durch eine versunkene Bank verbunden sind. Barbuda, das sich bis vor Kurzem noch in dem Besitze der Familie Codrington befunden hat, gehört heute der Krone, ist aber für eine längere Reihe von Jahren an zwei vornehme Engländer verpachtet, die einen großen Theil des Waldes zu einem reichen Wildpark umgeschaffen haben.

Das Klima von Antigua ist merklich wärmer als das der gebirgigen Inseln, obgleich während des größten Theils des Tages ein frischer Wind weht. Die heißesten Stunden außer der Mittagszeit sind die Morgenstunden von 7 bis 10, und die Zeit des Sonnenunterganges gegen 8 Uhr, kurze, heftige Regenschauer kamen auch hier im Juli und August nicht selten vor; sie dauerten höchstens eine bis zwei Stunden und hörten stets ebenso plötzlich auf, wie sie unerwartet und gleich mit voller Kraft begonnen hatten. Antigua war die erste der Inseln, wo Ober unter der Plage der Mosquitos zu leiden hatte, und neben ihnen trat zur besondern Verschärfung der Leiden seines äußern Menschen der sogenannte „Chegoe“ (Pulex penetrans) auf, ein Floh, dessen Stich anfangs wenig schmerzhaft, aber, wenn nicht bei Zeiten beachtet, von den verhängnißvollsten Folgen begleitet zu sein pflegt. Die erbsengroße weiße Geschwulst, die sich nach wenigen Stunden schon zeigt, enthält nämlich das Insekt, das sich fast unmerklich tief unter die Haut bohrt, um seine Eier hineinzulegen. Wird es nicht rechtzeitig und geschickt mit einer Nadel aus der Wunde entfernt, und diese dann mit Tabaksasche ausgefüllt, um jedes etwa zurückgebliebene Ei zu tödten, so entstehen die schmerzhaftesten Geschwüre, da die aus den Eiern auskriechenden Larven sich

tief in die Muskeln einbohren. Unter den Negern, die in dieser wie in jeder andern Beziehung nachlässig und faul sind, trifft man häufig genug Individuen an, die durch den Chegoe sämmtliche Zehen verloren, andere, die infolge der entsetzlichen Geschwüre ein Bein eingebüßt haben.

Gegen Ende September verließ Ober auf einem nach Barbados bestimmten Schiffe die Insel Antigua. Die Zeit der Orkane hatte längst begonnen, und die meisten anderen Schiffe dieser Gewässer lagen in den Häfen und auf den Strand gezogen. Die eigentliche „Orkanzeit" dauert von der Mitte des Juli bis etwa um die Mitte des Oktober, und erreicht gewöhnlich zur Zeit des Herbstäquinoktiums ihren Höhepunkt. Es ist eine Zeit der Windstillen, das Meer verrätherisch ruhig, der Wind wechselnd. Gewöhnlich beginnt der Orkan mit einem aus Westen oder Nordwesten kommenden Winde, der sich schnell zu der furchtbaren Gewalt verstärkt, welche die Inseln zu verwüsten und das Werk vieler Jahre in wenigen Stunden zu zerstören pflegt. Dem ersten langen, heißen Tage, den Ober auf dem mit Passagieren und Fracht überfüllten Schiffe zubringen mußte, folgten noch vier ähnliche auf spiegelglattem Meere unter bleiernem Himmel, und der Reisende lernte zur Genüge einsehen, warum die Inselbewohner die unaufhörlichen, fiebererzeugenden Regengüsse der drei letzten Monate des Jahres den „luftlosen" Tagen des August und September vorzuziehen pflegen. Erst am fünften Tage und zwar gerade vor dem Ausbruch eines heftigen Orkans, der auf der Insel Grenada 300 Häuser umriß, lief das Schiff in den Hafen von Roseau ein, wo Ober einen längern Aufenthalt der Fortsetzung dieser langsamen Fahrt vorzog.

In den ersten Tagen des Oktober verließ er bei günstigerer Witterung an Bord eines Dampfers den Hafen von Roseau; an den Küsten von Martinique und Santa Lucia entlang, durch den Kanal im Süden der letztgenannten Insel ging die Fahrt und bald sah man St. Vincent sich aus dem Meere erheben, wie den „Traum einer Insel", mit ihren dichten Palmenhainen, von leichtem Nebel umflossen, von der sinkenden Sonne roth bestrahlt; nirgends ein schroffer vorspringender Felsen oder eine emporragende Klippe. Der Hafen von Kingston, in den der Dampfer einlief, ist eine nach Westen und Südwesten offene Bucht, tief und geräumig genug, um eine Flotte aufnehmen zu können. Die kleine Stadt, die sich im Halbkreise um den sandigen Strand der Bucht hinzieht und hinter der unmittelbar die bewaldeten Berge ansteigen, zeigt unter ihren Gebäuden kein einziges Bauwerk von irgend welcher Bedeutung. Das Polizeigebäude am Hafendamm ist hier, wie in allen Städten der kleineren englischen Inseln, der stattlichste Bau. An der einen Seite der Bucht erhebt sich auf einem 600 Fuß hohen Hügel ein altes massives Fort, das heute als Leuchtthurm und Signalstation dient; ein zweites, das auf steilem Hügel die Stadt überragt, ist heute nur noch eine Ruine; es hat in dem Kriege zwischen den Cariben und Engländern eine große Rolle gespielt, ist von den ersteren mehr als einmal genommen und von den englischen Truppen nur mit Mühe wiedererobert worden. Halb in den Boden versunken liegen noch mehrere alte Kanonen daneben, deren Gefährten während des letzten amerikanischen Krieges von einem unternehmenden Spekulanten angekauft und für einen äußerst geringen Preis der Südarmee überlassen wurden. Einen hervorragenden Zug in dem Landschaftsbilde dieser Küstenstrecke bildet eine lange Allee von Palmen, der Stolz der Bewohner von Kingston. Sind auch durch verschiedene Orkane schon mehrere Bäume aus der stattlichen Reihe gerissen worden, so gewährt sie doch immer noch einen imposanten Anblick. Sie bildet einen Theil des Weges nach dem etwa dreiviertel Meilen von der Stadt gelegenen Brunnen von Kingston, einer kräftigen mineralischen Heilquelle, deren etwa sechs Zoll stark aus dem Felsen brechender Strahl „um die Zeit des Vollmondes nicht nur stärker fließen, sondern auch Wasser von derartiger Kraft und Gehalt führen soll, daß es die stärksten Flaschen zersprengt."

Der Aufenthalt in Kingston bot des Interessanten nicht viel; so trat Ober schon nach wenigen Tagen seine Reise in das Innere der kleinen Insel und nach der Ostküste an. Er war von mehreren in Kingston ansässigen Besitzern von Zuckerplantagen mit Empfehlungsbriefen an die Verwalter ihrer Anlagen versehen worden, die dem Reisenden denn auch nicht nur die beste Aufnahme zu Theil werden ließen, sondern ihm sogar für die ganze Dauer seiner Tour die nöthigen Reitpferde zur Verfügung stellten. Das erste Ziel der Reise war auch hier das vulkanische Terrain der Insel; an der malerischen Westküste entlang, wo das vulkanische Gestein von den Wellen zu phantastischen Bogen und Höhlen ausgewaschen ist, wo in einem der Thäler ein mächtiger Säulenbasalt emporragt, ging es nach mehrtägigem, durch heftige Regengüsse gebotenem Verweilen in einer am Fuße der Grande Soufrière gelegenen Plantage zu dem Krater hinauf. Die Eruption der Soufrière von St. Vincent ist die letzte gewesen, die auf den westindischen Inseln überhaupt stattgefunden hat. Seit über hundert Jahren hatte der mit der üppigsten Vegetation bedeckte Vulkan kein anderes Zeichen innerer Thätigkeit von sich gegeben, als eine aus einem Spalt an seiner Südseite gelegentlich aufsteigende dünne Rauchsäule. Da brachte der April des Jahres 1812 den entsetzlichsten Ausbruch, der drei Tage lang andauerte, und dessen Wirkungen einerseits bis nach Caracas, wo ein furchtbares Erdbeben nicht weniger als 10000 Menschen das Leben kostete, andererseits bis in das Thal des Mississippi hinein sich fortpflanzten. Neben dem alten Krater, aus dem ein hohes kegelförmiges Felsstück, das inselartig aus seiner Mitte emporgeragt hatte, in die Luft geschleudert wurde, öffnete sich ein neuer Schlund. Drei breite Lavaströme, der eine von fast 200 m Breite, wälzten sich abwärts; die ganze Insel wurde mit Asche überschüttet, eine große Zahl blühender Besitzungen verwüstet. Heute befindet sich am Grunde des alten Kraters, 1200 Fuß unter dem schroffen Rande, ein großer See, von einem breiten Kranze goldgelben Schwefels und leuchtend grüner Moose eingefaßt. Die reiche Vegetation von Baumfarnen und Bananen, die den Berg bis zu halber Höhe bedeckt, geht weiter nach dem Gipfel hin in eine dichte, niedrige Decke von Farnkräutern und großen Lykopodien über, die den Felsen vollständig bekleiden. Dicht an dem höchsten Gipfel befindet sich in der Felswand eine geräumige Höhle, die, nach Westen offen, einen weiten Blick über die großartige schroffe Kraterlandschaft und das Meer dahinter gewährt. Hier brachte Ober beinahe eine Woche zu, in Gesellschaft eines alten Negers, der mit jeder Stunde des unermüdlich herabströmenden Regens melancholischer wurde und, in einer Ecke der Höhle zusammengekauert, sehnsüchtiger seines „stock's" von zwei alten und zwei jungen Schweinen gedachte, die er „unversorgt" unten in der Stadt zurückgelassen hatte. Es galt diesmal das Auffinden des sogenannten „Soufrièrevogels", der, durch seinen eigenthümlichen klagenden Gesang allen Bewohnern der vulkanischen Gegend bekannt, nur sehr selten einmal gesehen wird. Oft genug war diese Kraterregion, von der sich die Soufrièrevögel selten über einen Büchsenschuß weit entfernen sollen, vergebens von einheimischen und fremden Naturforschern nach dem unsichtbaren Vogel durchforscht worden. Ober war glücklich genug, nach mancher vergeblichen Wanderung vier Exemplare des

seltenen Vogels zu erlegen, der sich nachmals als eine neue, dem Siffleur montagne von Dominica verwandte, Art herausstellte und Myiadestes sibilans benannt wurde. Mit diesem Erfolge erreichte aber auch die Geduld seines Begleiters ihr Ende: der Tod der geheimnißvollen Vögel, die, wie alles Unerklärliche, „Dschumbi“ waren, mußte die Rache aller Geister der Gegend nach sich ziehen; eine Begegnung, die Ober noch am nämlichen Tage mit einer der hier häufigen großen Schlangen hatte, war der erste Beweis für diese Ansicht. Durch keine Ueberredung war der schwarze Bursche mehr auf dem Berge zu halten, und so mußte Ober, der inzwischen noch eine zweite neue Vogelspecies (Leucopeza Bishopi) gefunden hatte, sich wohl oder übel entschließen, seinem Drängen nachzugeben und nach dem „Caribenlande“ an der Ostküste hinabzusteigen, dessen frischgrüne Ebene sich vom Fuß der Berge bis an den Ocean hinzieht.

Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen.

Von **Richard Andree.**

I.

Für die meisten Rechtskundigen liegt jenseit des römischen Rechtes eine Wüste, die zu betreten sie sich scheuen und von deren Bereisung sie keinerlei Gewinn für ihre Wissenschaft erwarten. Das Wagniß über die beglaubigte Geschichte hinauszugehen und die Uranfänge des Rechts zu erforschen oder gar eine Vorgeschichte zu konstruiren scheint nicht nach dem Geschmacke unserer Juristen zu sein, und doch läßt sich bei einiger Mühe das vortrefflichste Material zusammentragen. Die Jurisprudenz verträgt wie jede andere Wissenschaft, daß man an ihr die vergleichend-ethnologische Methode erprobe, welche sich auf so vielen Gebieten als nützliche und untrügliche Führerin da gezeigt hat, wo die Geschichte schweigt. Man darf es dabei freilich nicht anfangen, wie Adolf Bastian in seinem 1872 erschienenen Werke über „Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde.“ Und doch wäre er, der mehr gelernt und gesehen hat als alle anderen lebenden Ethnographen, in erster Linie dazu berufen gewesen, ein solches Werk zu schreiben, es ist aber ungenießbar, ohne Quellenangaben, wie fast alle Bastian'schen Schriften, und daher kaum benutzbar.

Es ist daher von diesem über 400 enggedruckte Seiten umfassenden Werke abzusehen, will man sich über die rechtswissenschaftlichen Verhältnisse auf ethnologischer Basis konstruirt unterrichten, und es bleiben allein die verdienstvollen Schriften des Richters Alb. Herm. Post in Bremen übrig. Im Jahre 1875 erschien sein Buch „Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe“ und 1878 ließ er folgen „Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens“, wobei sich der Jurist als gewandter Beherrscher ethnologischen Materials zeigte. Es ist ganz unzweifelhaft, daß die von Post angewandte Methode, sich bei den Naturvölkern nach deren Rechtssitten umzuschauen und diese unter vergleichendem Gesichtspunkte zu betrachten, eine richtige ist, wie weit aber die juristischen Schlußfolgerungen, welche er daraus zieht, zutreffend sind oder zur Kritik herausfordern, das vermögen wir nicht zu beurtheilen, da wir nicht Fachmann sind. Es genügt nach unserer Ansicht aber hier schon das Material herbeizuschaffen und zu sichten, so daß danach, wenn es sich gehäuft hat und kritisch verarbeitet wird, die vergleichende Rechtswissenschaft erbaut werden kann.

Post nennt daher auch sein neuestes Buch „Bausteine für eine allgemeine Rechtswissenschaft auf vergleichend-ethnologischer Basis“ (Erster Band, Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung 1880). Abgesehen von den philosophischen Kapiteln der Einleitung, die wir gern dem verdienten Verfasser geschenkt hätten, kann man sich mit den von ihm aufgestellten allgemeinen Sätzen nur einverstanden erklären. Er geht wie ein Naturforscher zu Wege und stellt die juristischen Thatsachen des Völkerlebens ohne Rücksicht auf deren historischen Zusammenhang zum Gegenstande der wissenschaftlichen Erforschung hin. Diese vergleichende Methode, sagt Post, sei von juristischer Seite stark angefochten und für durchaus unwissenschaftlich erklärt worden. „Anscheinend haben aber die Gegner derselben gar keinen Begriff von ihrem Wesen.“

Indem Post nun die Methode vertheidigt, zeigt er, wie man eine große Anzahl von Rechtssitten als fertige Bildungen überall schon da vorfindet, wo ein Volk in die Geschichte eintritt. „Ueber diesen Punkt kam die historische Forschung nie hinaus; die vergleichend-ethnologische Forschung aber ist im Stande durch Vergleichung der Rechtssitten von Völkerschaften verschiedener Entwickelungsstufen eine vollständige Vorgeschichte dieser Rechtssitten zu erschließen.“ Und so behandelt der Autor unter diesem Gesichtspunkte dann die Verwandtschafts- und ehelichen Verhältnisse, Rache, Buße und Strafen, die strafbaren Handlungen sowie eine Anzahl einzelner Missethaten: Ehebruch, Diebstahl, Raub, Erpressung, Brandstiftung, Meineid, Tödtung, Körperverletzung, Zweikampf &c.

Das Rohmaterial ist überreich in der ethnographischen und Reiseliteratur zerstreut und braucht nur gehoben zu werden. Hier tritt nun aber der schwierige Fall ein, daß der Ethnograph von Jurisprudenz nichts versteht, und der Jurist, so eifrig er auch forschen und studiren mag, doch die große Literatur nicht zu bewältigen vermag. Solche Männer, die nach beiden Seiten gerecht werden, dürften selten sein, und so anerkennenswerth auch das von Post Beigebrachte ist, sieht man doch aus seinen Quellenangaben, daß das Material, über welches er verfügte, nicht allzureich ist. Soll der Ethnograph auf dem vorliegenden Felde behülflich sein, so muß er sich, wenn ihm juristische Kenntnisse abgehen, damit begnügen den Stoff herbeizuschaffen. Im Verlaufe meiner ethnologischen Studien ist mir die weite Verbreitung und die Uebereinstimmung mancher Rechtssitte aufgefallen; vielleicht ist es nicht uninteressant, das ethnographische Rohmaterial zusammenzustellen, was ich in Bezug auf einige Einrichtungen und Sitten und mit völligem Mangel juristischen Verständnisses der Sache im Nachfolgenden thun will.

Jagdrecht.

Jagdgesetze, und wären sie von der einfachsten Natur, finden wir bei fast allen Naturvölkern. Das Thier der

Wildniß erscheint als das Eigenthum des Naturmenschen, dem die Jagd Nahrung und Kleidung verschafft. Alle sind gleich und haben gleichen Anspruch auf die Thiere, die sie jagen. Nur das Jagdgebiet und die festgesteckten Grenzen bilden eine Schranke für Uebergriffe in fremdes Territorium. Die Grenze wird streng respektirt, aber innerhalb des eigenen Gebietes kann ein jeder jagen und das Wild wird durch Tödtung Eigenthum des Jägers. Nicht ein Einzelner übt das Jagdrecht aus, sondern alle haben Anrecht auf die Thiere des Bodens, eine Anschauung, die sich noch darin widerspiegelt, daß in den Augen des Volkes Wilddieberei nicht für unmoralisch gilt.

Sehr streng ausgebildet sehen wir namentlich in Afrika die Begrenzung und Respektirung der Jagdgebiete. Bei den Banjai am untern Sambesi ist das Jagdgebiet eines jeden Häuptlings scharf begrenzt und gewöhnlich durch ein Flüßchen bezeichnet. Wird ein Elephant auf dem einen Gebiete verwundet und verendet auf dem andern, so wird die untere Hälfte des Thieres vom Herrn des Grundes und Bodens beansprucht. Dieses Gesetz wird so streng beobachtet, daß der Jäger nicht einmal ohne Weiteres den von ihm erlegten Elephanten zerlegen darf, sondern erst zu dem Herrn des Bodens, auf dem er liegt, schicken und warten muß, bis derselbe Jemanden mit der Vollmacht zur Theilung schickt. Befolgt der Jäger diese Vorschrift nicht, so muß er Elfenbein und Fleisch hergeben [1]). Als die westafrikanischen Fan im Gebiete der Okande eine Herde Elephanten erlegt hatten, stellten die Okande sich ein und verlangten ihren Antheil an der Beute, indem sie als Grund angaben, es sei ihr Gebiet, auf dem die Elephanten erlegt worden seien [2]). Flüchtet in Unjoro in Centralafrika das verwundete Wild auf fremdes Gebiet und verendet dort, so erhält der Eigenthümer des Bodens den rechten Vorderfuß desselben [3]).

Etwas anders sind die Jagdgesetze der Somal in dieser Beziehung. Ein Jäger, der auf fremdem Territorium einen Elephanten oder Strauß erlegt hat, muß sich dort einen Schutzherrn ernennen, dem er den Werth eines Kleides für das erlegte Thier zu zahlen hat. Flüchtet sich ein verwundetes Thier auf fremdes Land und wird dort erlegt, so hat der Jäger bei späterer Ausgleichung die Hälfte der Zähne oder Federn zu beanspruchen [4]).

Hierhin gehört das Gang-gaté genannte Jagdgesetz der wilden Veddas auf Ceylon. Es bedeutet wörtlich „Dorf-Hinterviertel". Die Dörfer haben nämlich ihre Jagdgesetze streng gegen einander abgegrenzt; wird die Grenze überschritten und auf fremdem Gebiete ein Thier erlegt, so erhält der Herr des Jagdgrundes davon das Hinterviertel [5]).

Gilt auch allgemein der Grundsatz, daß innerhalb des Stammesgebietes ein jeder jagen darf, so treten doch auch Beschränkungen ein und es bleiben einzelne Thiere oder Theile derselben dem Häuptlinge oder Landesfürsten vorbehalten; andererseits finden wir auch schon die Anfänge einer Schonung des Wildes.

Die Jagd auf den Kranich, den heiligen Vogel des Landes, ist in Japan nur den Fürsten und hohen Adligen vorbehalten [6]). Wird in Unjoro ein Löwe oder Leopard in der Nähe der Wohnung des Häuptlings getödtet, so trägt man das ganze Thier zu ihm; ist der Ort, wo das Thier erlegt wurde, zu weit entfernt, so wird das Fell dem Könige gebracht. Tödten Leute in fremdem Lande eines dieser Thiere, so gehört das Fell dem Könige des Landes. Von getödteten Elephanten gehört in Unjoro ein Zahn von Rechtswegen dem Könige, den andern kann der Jäger behalten; der König tauscht ihn aber gewöhnlich gegen ein Mädchen aus [1]). Der Fürst an der Loangoküste empfängt vom Elephanten, Nilpferd, Büffel und der Euryceros-Antilope als Jagdrecht Vorder- und Hinterviertel der Seite, auf welcher das erlegte Wild lag, vom Elephanten überdies den entsprechenden Stoßzahn. War der Elephant jedoch in solcher Stellung verendet, daß beide Zähne den Boden berührten, so gehörte dem Herrn das ganze Elfenbein. Wurde ein Manati erlegt, so fiel ihm Brust und Schwanzstück zu. Einige Arten sehr wohlschmeckender Seefische mußten ihm ausschließlich abgeliefert werden [2]).

Im alten Peru waren (aus staatswirthschaftlichen Gründen) die wilden Thiere durch strenge Gesetze geschützt und dem einzelnen die Jagd nicht erlaubt. Sie waren Eigenthum der Regierung, und nur höchstens vier Mal im Jahre wurden unter der Aufsicht des Inka großartige Treibjagden angestellt, an denen bis zu 100000 Menschen Theil genommen haben sollen (!). Die Beute wurde dann vertheilt [3]).

Bei den Malers in Bengalen hat der Mandschhi (Dorfoberhaupt) die Hälfte des erlegten Wildes zu beanspruchen [4]).

Was die Schonung des Wildes betrifft, so beobachteten die Irokesen aus weiser Oekonomie zu gewissen Zeiten dieselbe bei weiblichen Jagdthieren [5]). Unter besonderen Schutzgesetzen stand auf Neuseeland die Ratte, das einzige vierfüßige Jagdthier neben dem Hunde in dem fleischarmen Lande und daher geschont; die Häuptlinge verzehrten denjenigen, der sich als Wilddieb eine Ratte aneignete [6]). Bei den Narinjeri-Schwarzen in Südaustralien waren dreizehn verschiedene Wildarten, die meist leicht zu erlegen sind, für die Alten reservirt; den jungen Leuten war deren Genuß verboten, unter dem Vorgeben, daß sie davon krank würden oder frühzeitig alterten. Der wahre Grund dieses Verbotes war jedoch, die Ausrottung jener Thiere zu verhüten [7]). Bei den Malers in Bengalen stehen Katzen unter dem Schutze der Jagdgesetze und wer eine tödtet, muß jedem Kinde im Dorfe eine Quantität Salz geben. Tödtung eines Jagdhundes wird mit zwölf Rupien Strafe geahndet [8]).

Bei Naturvölkern, wo es sich oft um die Erlegung großer Thiere, wie der Elephanten, Büffel, Nilpferde u. s. w., handelt, oder wo Treibjagden auf ganze Herden von Zebras oder Antilopen angestellt werden, wird die Jagd von vielen gemeinschaftlich betrieben, und es müssen daher über die Vertheilung der gemeinsam erlangten Beute bestimmte Regeln vorhanden sein.

Häufig findet man da die Bestimmung, daß derjenige, welcher die erste Wunde dem erlegten Thiere beigebracht, auch der Eigenthümer desselben ist. Die Makalaka in Südafrika jagen mit Netzen, die gemeinschaftlich aneinander gereiht werden und oft eine Länge von 4 bis 5 engl. Meilen haben. Jeder Besitzer einer Mampula (Netz) stellt sich bei dem seinigen hinter einem Schirm aus Baumzweigen auf, bereit, sobald sich ein daher stürmendes Stück Wild darin

1) Livingstone, Missionsreisen II, 260.
2) Lenz, Skizzen aus Westafrika 163.
3) Emin-Bey (Schnitzler) in Petermann's Mitth. 1879, 394.
4) Haggenmacher in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 47, 32 (1876).
5) Bailey in Transact. Ethnol. Soc. New Series II, 282.
6) v. Kudriaffsky, Japan. Wien 1874, 12.

1) Emin Bey (Dr. Schnitzler) in Petermann's Mitth. 1879, 394.
2) Pechuel-Lösche im „Globus" XXXII, 238.
3) Prescott, Eroberung v. Peru 113.
4) Dalton in Zeitschrift f. Ethnologie 1874, 349.
5) Waitz, Anthropologie III, 85.
6) Crawfurd in Transact. Ethnolog. Soc. New Series II, 388.
7) Jung in Mitth. Vereins f. Erdkunde zu Halle 1877, 32.
8) Dalton in Zeitschrift f. Ethnologie 1874, 349.

verwirrt, demselben einen Speer zuerst in den Leib zu werfen, denn nach dem Jagdrecht gehört demjenigen, der den ersten verwundenden Wurf gethan, die Beute an [1]. Die Woitos am Tanasee in Abessinien harpuniren das Nilpferd mit Harpunen, deren eiserne Spitze ein bestimmtes Familienzeichen trägt, welches den übrigen Stammesgenossen bekannt ist. Demjenigen wird das Eigenthumsrecht zuerkannt, welcher den ersten Wurf auf das Nilpferd gethan hat, selbst wenn das verendete Thier an einer fernen Stelle strandet [2]. Läßt sich nicht genau darthun, wer die erste Wunde beigebracht, so treten aushülfsweise Bestimmungen ein. Die knöchernen Pfeile der Konjagen Alaskas sind mit der Marke des Besitzers bezeichnet. Da nun die Seeotter nie von einem Pfeile getödtet wird, sondern oft 4, 5 oder noch mehr erhält, die von verschiedenen Jägern herrühren, so gilt als Regel, daß derjenige die Beute erhält, dessen Pfeil dem Kopfe am nächsten steckt [3]. So bezeichneten auch die alten Isländer ihre Walharpunen mit einer Marke, die am Ding bekannt gegeben war, um dadurch sich ihr Recht auf den harpunirten Fisch zu sichern, auch wenn er an einen fremden Strand trieb [4].

Der Jagd steht der Fischfang gleich. Beim Fange der großen Stachelrochen gehen die Palau-Insulaner der Südsee gemeinsam vor; doch gehört die Beute nicht allen, die am Fischfange Theil nehmen, sondern immer nur dem Boote, dessen Führer den Rochen **zuerst** erblickt und die Genossen durch bestimmte Zeichen zur Jagd herbeirief. Von ihr sich auszuschließen, darf keiner wagen [5].

Auch das Gesetzbuch des georgischen Zaren Wachtang vom Jahre 1723 hat auf die Jagd bezügliche Paragraphen, in denen §. 180 auf die gemeinschaftlich betriebene Jagd Rücksicht nimmt: „Es kann vorkommen, daß ein Jäger einem Wilde eine Wunde beibringt, der andere aber es erlegt. Wenn die Wunde so groß ist, daß man die Sehne eines Bogens hineinthun kann, so gehört das Wild dem ersten Jäger; sonst aber dem letztern“ [6].

Wird dagegen der Grundsatz festgehalten, daß das gemeinsam erlegte Wild den Jägern gemeinschaftlich gehöre, so kommt es darauf an billige Bestimmungen für die Vertheilung zu schaffen, die sehr willkürlicher Natur sein können.

Bei den südaustralischen Schwarzen von Port Lincoln erhalten bei der Vertheilung der Jagdbeute die Männer die männlichen, die Frauen die weiblichen, die Kinder die jungen, noch nicht erwachsenen Thiere [7].

[1]) Mauch in Petermann's Ergänzungsheft Nro. 37, 43 (1874).
[2]) v. Heuglin, Abessinien 290.
[3]) Holmberg, Völker d. russ. Amerika. Helsingfors 1855, 115.
[4]) K. Maurer, Island. München 1874, 416.
[5]) Semper, Palau-Inseln 86.
[6]) v. Harthausen, Transkaukasia II, 213.
[7]) Wilhelmi, Manners and customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, 16.

Wer bei den Malers in Bengalen ein angeschossenes Wild mit suchen hilft, erhält die Hälfte davon, wenn es gefunden wird [1].

Derjenige, welcher bei den gemeinsam jagenden Pehuelchen Patagoniens den Strauß mit dem Bolas fängt, läßt seinen Gehülfen das erlegte Thier tragen, welches alsdann getheilt wird. Die Federn und der Leib vom Kopfe bis zum Brustbein und das eine Bein gehören dem, der den Strauß gefangen, das Uebrige dem, der geholfen. Ist es ein Guanaco, so nimmt der Erstere gleichfalls die bessere Hälfte [2].

Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Gesetze über die Vertheilung der Jagdbeute unter den verschiedenen Banden oft sehr verschieden, wodurch manchmal Streitigkeiten verursacht werden. Wenn zwei Hidatsa (Minetaris) gemeinschaftlich einen Büffel tödten, one takes the hind quarters and hump and is said „to take the back“. The other takes the rest of the forequarters and the entrails and it is said to „take the paunch“ [3].

Bei den Karawanen, die von der ostafrikanischen Küste ins Masai-Land und nach Ukamba gehen, herrschen eigene Jagdgesetze. Derjenige gilt als Erleger eines Thieres, welcher es zuerst anschießt. Er erhält bei der Theilung Zunge, Herz, Leber, Nieren, dann wird das Wild in zwei Hälften zerlegt, wovon eine Hälfte die gesammte Karawane, die meist unter verschiedenen Unternehmern steht, bekommt. Die zweite Hälfte nimmt die Karawane des Kaufmanns, in welcher der Erleger dient. Diese Hälfte wird wiederum halbirt, ein Theil kommt dem Erleger zu, der andere dem Kaufmann und seinen Leuten. Wenn Jemand aus der Karawane einen Elephanten erlegt, so gehört ein Zahn dem Schützen, der andere seinem Herrn. Letzterer entscheidet, welcher Zahn dem Schützen zu geben ist [4].

Gering geachtet wird dagegen das Verdienst desjenigen, welcher in Unjoro die erste Lanze auf ein Thier wirft; er erhält bei der Vertheilung nur einen Vorderfuß, und die Vertheilung der übrigen Beute geschieht durch gegenseitiges Uebereinkommen [5]. „Im Innern Südafrikas,“ sagt Livingstone, „sind die einzigen Wildgesetze die, daß derjenige, welcher ein Thier zuerst verwundet, für den Erleger desselben gilt, wenn er ihm auch einen bloßen Stich beigebracht hat; der zweite darf ein Hinterviertel, der dritte einen Vorderschenkel beanspruchen“ [6].

[1]) Dalton in Zeitschrift f. Ethnologie 1874, 349.
[2]) Musters, Unter den Patagoniern 82.
[3]) W. Matthews, Hidatsa Indians, Washington 1877, 39.
[4]) Hildebrandt in Zeitschrift f. Ethnologie 1878, 379.
[5]) Emin-Bey a. a. O. 394.
[6]) Missionsreisen II, 260.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Dem „Kawkaz“ zufolge soll das weite fast unbebaute Steppengebiet zwischen der **Kura** und dem **Aras**, die sogenannte **Milskische Steppe**, ein Raum von 230000 Deßjatinen Fläche und für **Baumwollbau** geeignet, jetzt wieder **in Kultur gesetzt** werden. Zunächst sind 60000 Deßjatinen der Steppe, deren alte Bewässerungsgräben nur gereinigt und vertieft zu werden brauchen, zur Bepflanzung bestimmt. Das bewässerte Land wird in Parcellen von mindestens 5 Deßjatinen unter billigen Bedingungen zum Besäen mit Baumwolle verpachtet und soll, wenn ein solcher Abschnitt 10 Jahre lang wirklich in Kultur erhalten worden ist, in das volle Eigenthum der Pächter übergehen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

II.

Vor nicht ganz einem Jahrhundert war Panama eine der reichsten und schönsten Städte der Welt. Die mit den Schätzen Perus beladenen Gallionen, der unaufhörliche Strom von Auswanderern und Abenteurern machten es zum besuchtesten Ein- und Ausschiffungshafen Westamerikas; aber die Kriege zwischen England und Spanien, der Verfall der Mutterstadt und besonders die eifersüchtige und niedrige Politik, welche diese gegen ihre Kolonien befolgte, legten den Grund zu seinem Ruin, den häufige Feuersbrünste noch beschleunigten. Als die Auswanderung nach Kalifornien blühte und die isthmische Eisenbahn gebaut wurde, schien der alte Wohlstand wiederzukehren: die Stadt war von Reisenden überfüllt und Tausende von Schiffen lagen im Hafen; aber die Pacificbahn hat diese Hoffnung bald zerstört. Dennoch sind die jetzigen Verhältnisse der Stadt nicht übel und die Einwohnerzahl eine dreimal so große als vor 30 Jahren.

Es sind nur noch wenige von jenen alten spanischen, nach maurischem Muster gebauten Häusern übrig, in denen dicke Mauern die Hitze abhielten und unaufhörlich rauschende Springbrunnen angenehme Kühle im weiten „Patio" verbreiteten, sie haben fast durchweg modernen Miethskasernen Platz gemacht; doch trifft man noch eine Menge Bauten aus dem vorigen Jahrhundert mit steinernem Erdgeschoß und zwei Stockwerken aus Holz, welche von allen Seiten um 2 Meter überstehen und dem Fußgänger Schutz gegen Regen und Sonne gewähren. Diese hohen Gebäude geben der Stadt eine eigenartige Physiognomie, und möglich sind sie hier nur deshalb, weil Erdbeben in Panama unerhört sind, während das ganze übrige Central-Amerika, besonders aber Nicaragua und San Salvador, furchtbar unter dieser Plage leiden und alle anderen Städte daher nur Lehm- und Bretterhäuschen aufweisen.

Recht stattlich nimmt sich Panama aus mit seinen zehn Kirchen, seinen Klosterruinen, Palästen, Gefängnissen, Arsenalen und Riesenbefestigungen. Die Mauern und Gräben, welche die Stadt nach der Landseite schützten, sind der Gesundheit und bessern Verbindung mit den Vorstädten Pueblo Nuevo, Arrabal, Santa Ana wegen geschleift und ausgefüllt worden, aber leider auch zum großen Schaden für die politische Ruhe und Sicherheit des Hauptortes. Denn diese Ortschaften sind der Wohnsitz der farbigen Bevölkerung, die leicht durch jeden beliebigen Intriganten — für diese Species ist ja der Boden hier nur allzu fruchtbar — zur Empörung aufzuwiegeln ist; sobald einer dieser Leiter eine genügende Anzahl Unzufriedener gewonnen hat, ist der Aufstand fertig: die Insurgenten besetzen den Platz von Santa Ana, seine Kirche und alle Gebäude, die den Ort beherrschen, während die Regierungspartei sich auf einem Hügel verschanzt, von dem aus die Küste und die Straße nach der furchtbaren Vorstadt bestrichen werden kann, aber leider ist die Position zu klein und faßt daher zu wenig Vertheidiger, das Feuer der Gegner verjagt sie bald und die Stadt ist erobert.

Die Höhen von Santa Ana werden als so wichtig betrachtet, daß es früher verboten war, selbst die kleinste Hütte

darauf zu errichten. Ein Marquis von Santa Ana wollte dieses Verbot umgehen und baute erst im Einverständniß mit den religiösen Orden eine Kirche mit Kloster gerade mitten auf das Plateau, wogegen die Regierung nicht einzuschreiten wagte; als er aber weiter ging und, aus dem Bestehen dieser Baulichkeiten die virtuelle Außerkraftsetzung jenes Verbotes schließend, einen Palast aufführen ließ, wurde der Weiterbau vom Vicekönig inhibirt. Kirche, Kloster, Palast dienen nun der Vorstadtbevölkerung als Festung und sichern ihr, besonders seit dem Verschwinden der dicken Mauern und tiefen Gräben Panamas, den Sieg. Die Ruinen der Kirche wirken durch ihre Masse, Verhältnisse, Düsterkeit und Strenge des Anblicks; wie alle großen Bauten der Stadt ist Santa Ana in vulkanischem Gestein: Porphyr, Trachyt, dunkelrothem oder grünem Basalt, errichtet. Sehr interessant wird sie durch die Trümmer eilig aufgeworfener Verschanzungen und die Tausende von Löchern, Eindrücken und Abschrammungen, welche Kanonen- und Gewehrkugeln auf ihren Mauern zurückgelassen haben; dieses im Namen des Gottes der Liebe und des Friedens aufgeführte Gebäude ist der Ort, wo die erbittertsten Bürgerkämpfe des ganzen Landes stattgefunden haben, wo der Boden am häufigsten mit Bruderblut gedüngt worden ist.

Von den Dutzenden von Kirchen, welche die innere Stadt birgt, und die mit ihren zugehörigen Klöstern einen Begriff von dem frühern Reichthum Panamas geben, dienen nur



Kirche Santa Ana in Panama.

noch wenige zum Gottesdienst, die meisten sind zu Wohnhäusern umgewandelt oder in Trümmer zerfallen; die Klöster werden als Magazine oder Kasernen, eins als Krankenhaus benutzt. Das bedeutendste, San Francisco, welches den größten Theil der Nordostbastion bedeckte, wirkt durch seine riesige Massigkeit; seine Kirche, die noch für den Kultus benutzt wird, hat als einzigen Schmuck einen Glockenthurm aufzuweisen, der aber kaum über das Schiff emporragt; dieses selbst klafft an allen Ecken auseinander, die Mauern sind aus dem Loth, die Säulen zeigen eine bedenkliche Lebensmüdigkeit und den Rest geben ihm Legionen von Ameisen, die allüberall sein Holz- und Mauerwerk durchbohrt und einen Versuch, sie mit Petroleum zu ertränken, siegreich überstanden haben.

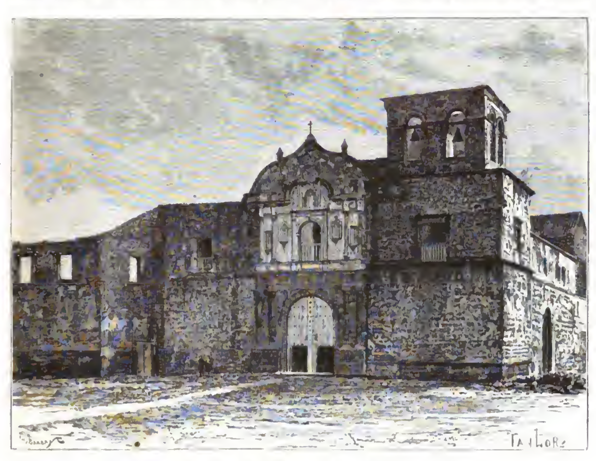
Die Ruinen des Jesuiten-Kollegiums sind die imposantesten der Stadt. Dieses Kloster, welches fast eben so enorm wie San Francisco, nur etwas weniger kahl ist, hat nie seine Vollendung erlebt; seine Kapelle, der eine Feuersbrunst das Dach geraubt, dient manchmal theatralischen Vorstellungen im Freien.

Von allen Denkmälern, welche den vergangenen Glanz Panamas mit erlebt haben, ist nur die im geschmacklosen Jesuiten-Stil erbaute Kathedrale ihrem Ruin entgangen. Ihre Thürme sind die höchsten von Central- und Südamerika und dienen den vom hohen Meere Einfahrenden als Leuchtthürme, aber ihr einziger Schmuck, die Bekleidung mit Perlmutterschalen, ist allmälig herabgefallen und höchst ökonomisch durch runde, weißangestrichene Aushöhlungen ersetzt worden.

Im Vergleich zu Colon ist Panama ein wahres Para-

dies. Man findet dort eine wirklich feine, europäische Gesellschaft und ein monumentales Hotel, dessen Besitzer, Herr Georges Loew, allen wünschenswerthen Comfort bietet; es ist der schönste Gasthof an den Ufern des Großen Oceans, abgesehen von Californien, und das Comptoir des Cafés (oder vielmehr des „Bar-room") in seinem Erdgeschoß dient als Börse von Panama, in der die wichtigsten Geschäfte verhandelt und abgeschlossen werden; eine Roulette, einen Coiffeur, einen Buchhändler und Zeitungsverkäufer, ja auch den ersten Bankier des Ortes, Herrn Ehrmann, birgt er in seinem Innern; Letzterer, übrigens ein Millionär, besitzt auch ein Cigarrenlager, in welchem er seine Waaren nicht verkauft, sondern, der herrschenden Leidenschaft gemäß, verwürfelt, und ein Magazin von chinesischen Curiositäten und indianischen Alterthümern, welche mit dem wachsenden archäologischen Interesse und der allmäligen Erschöpfung der Fundstätten ihren Preis verdoppelt und verdreifacht haben.

Um nach dem alten Panama zu gelangen, folgt man erst dem Savannenwege, dann einem Fußpfade durch die Wälder zu den Sümpfen des Rio Algarobo, die man auf den Resten einer alten Straße ohne allzu sehr in den Schlamm zu versinken überschreiten kann; über den Fluß führt eine sehr hohe, einbogige Brücke, deren Gemäuer bis aufs letzte Fleckchen von Rankengewächsen überwuchert und austapeziert ist und jenseit welcher man die Stätte des alten Ortes betritt. Der Urwald hat wieder Besitz von seinem



Kloster San Francisco in Panama.

Gebiet genommen; von der einst so mächtigen Stadt sind die Kirche de las Monjas und ein sogenannter Wartthurm (wohl vielmehr Glockenthurm eines Klosters) die einzigen Ueberbleibsel, und nur einige Trümmerhaufen zeigen, wo die alte Kathedrale gestanden. Die gepflasterte Straße, welche nach dem Atlantischen Ocean führte, kann man bis zum Rio Chagres verfolgen, von da ab aber hört jede Spur auf; die Lianen haben die Steine zersprengt und verwittert. Diese armseligen Trümmer sind das einzige Denkmal einer volkreichen Stadt, des alten Handelsemporiums Spaniens und seiner südamerikanischen Kolonien, der bedeutendsten Festung am Großen Ocean. Sie wurde im Jahre 1518 von Pedro Arias Davila gegründet; aber schon vor der Entdeckung Amerikas muß der Ort eine gewisse Bedeutung für den Handel gehabt und mächtige Stämme zur Niederlassung angelockt haben; der Chagres gewährte an seiner Mündung einen trefflichen Hafen, von wo die indianischen Pirogen bis zum Knie bei Matachin vordringen und dort ihre Waaren die letzten 22 Kilometer auf gebahnten Wegen durch Lastträger in einem Tage nach Panama befördern konnten. Der Reichthum der indianischen Stadt mußte die Begierde der Conquistadoren reizen: sie verließen ihre erste Niederlassung Santa Maria la Antigua in den Sümpfen des Atrato und setzten sich in Panama fest. Ihre mitten unter den indianischen Hütten errichtete Stadt wuchs so schnell, daß sie schon 1521 zum Bisthum erhoben wurde, doch nur anderthalb Jahrhunderte sollte sie bestehen, denn 1671 wurde sie von dem kühnen Flibustier Morgan zerstört und nicht wieder aufgebaut.

Ein anderer sehr lohnender Ausflug ist die Besteigung

des Cerro de Ancon. Von seinem 170 m hohen Gipfel schweift der Blick über den riesigen Golf mit seinen zierlichen Inseln, über die Ebene des Rio Grande, über die welligen Hügelketten, die den Horizont begrenzen und bei den Ruinen der unter ihrem grünen Leichentuche begrabenen alten Stadt endigen. Beim Abstieg vom Ancon kommt man am Chorrillo, der einzigen Quelle, die der Stadt Wasser liefert, vorbei. Hier bearbeiten die Wäscherinnen bei furchtbarster Hitze ihre Wäsche mit tüchtigen Kieselschlägen; „nur nicht genirt" ist die Losung, welche diese Damen in geradezu schreckenerregender Offenheit befolgen, indem sie fast zu viel Scheußlichkeit den Blicken der Vorübergehenden darbieten: Indianerinnen, Negerinnen, Mulattinnen — wem von ihnen gebührt der Preis der Häßlichkeit?

Weiterhin, zwischen Straße und Meer, liegen zwei Friedhöfe. Der erste, den Fremden gehörig, ist wunderbar schattig, blühend und malerisch schön, der der Panamaner hingegen macht einen traurigen Eindruck: ein riesiges schwarzes, massives Thor schließt einen quadratischen Hof mit dicken Umfassungsmauern, in deren übereinander liegenden Nischen die Särge gestellt werden.

Vor dem Eintritt in die Stadt kehrt man noch im „Hotel zum Paradiese" bei Herrn Clément ein, einem braven Mann, der es seinen Gästen angenehm zu machen versteht und in dessen Hängematten man nach genossener Douche den Rest des Tages süß verträumt.

Ehe wir die Stadt Panama verlassen, müssen wir einige Worte über den Isthmus sagen, dem sie den Namen gegeben.



Jesuitenkollegium in Panama.

Bekanntlich liegt er ungefähr unter dem 9. Grad nördl. Br. und dem 82. westl. L. und ist eine der bedeutendsten Einschnürungen jenes Erdarmes, welcher Nord- und Südamerika verbindet. Schmaler ist nur der etwas östlichere Isthmus von San Blas mit 50 km, während der unserige vom innersten Punkte der Bai von Limon bis zur Mündung des Rio Grande 56 km mißt. Auch in Bezug auf die Niedrigkeit seiner Pässe kommt er erst in zweiter Linie mit seiner 82 m hohen Culebra, da der Guiscoyol-Paß auf dem Isthmus von Rivas zwischen dem Nicaragua-See und dem Großen Ocean sich nur bis zu 46 m erhebt. Bei Colon ist die Küste des Atlantischen Oceans sehr niedrig, sumpfig und auf 1 bis 2 Meilen mit Wurzelbäumen bedeckt und von Korallenriffen umgeben, während zu beiden Seiten dieser Strecke ziemlich hohe Hügel ansteigen. Die Westküste dagegen ist bedeutend höher: der Cerro de Cabras mit 500 m und der Ancon strecken ihren Fuß bis in den Ocean, und die steilen Wände, die sich direkt vom Meere aus erheben, sind nur von den Schluchten des Rio Caïmitio und des Rio Grande durchbrochen, jenseit deren sich aber ein sehr niedriges Thal bis auf 5 km weit erstreckt. Außer den Thälern des Chagres und des Rio Grande giebt es zwischen Colon und Panama weder Tief- noch Hochebenen, sondern wohin das Auge schweift, Hügel und Gipfel, deren unendliches Gewirr schwer zu überblicken und zu schildern ist. Der östlichste Ausläufer des Cerro Trinidad schneidet den Isthmus schräg durch und vereinigt sich mit der atlantischen Cordillere 50 km östlich von Puerto Bello; diese



Wäscherinnen vom Chorrillo.



Aus der Vorstadt von Panama.

Kette bildet die Wasserscheide der beiden Meere und bietet der Bahn — und späterhin auch dem Kanal — den Paß von 82 m Höhe dar.

Der Rio Chagres entwässert den Nordabhang des Isthmus. Er entspringt circa 50 km nordöstlich von der geraden Linie zwischen Colon und Panama. Sein oberer Lauf läuft parallel mit der oben besprochenen Bergkette und dringt durch enge Schluchten, welche weite Becken — wohl frühere Seen — scheiden. Bei Matachin wendet er sich nach Westen und nachdem er bei Barbacoas eine nördliche Richtung angenommen, ergießt er sich bei der Stadt Chagres ins Meer. Sein mittlerer Lauf ist ungleich: Stromschnellen wechseln mit breiten, tiefen, träg daher fließenden Strecken ab, und von Trinidad bis zur Mündung sind seine Gewässer so kraftlos, daß in der trockenen Jahreszeit die schwache Fluth des Oceans genügt, um eine rückwärts fließende Strömung zu erzeugen.

Der Wald erstreckt sich nicht über das ganze Land. Die Savannen, besonders auf dem Südabhang, bilden einen ziemlich breiten Streifen zwischen der Küsten- und der Cordillerenwaldung und stechen angenehm gegen das unentwirrbare Dickicht ab; in der Regenzeit wachsen hier einige Arten spärlichen und kurzen Grases, welches in den ersten trockenen Tagen einer Schicht von rothbraunen Blättchen weicht; diese werden sofort angezündet, damit die Prärie in der ersten Regenzeit, zu welcher das Vieh dort weidet, wieder grünt.

Wie in allen tropischen Ländern scheidet sich das Jahr in einen Sommer oder trockene, und einen Winter oder Regenzeit; diese letztere wird jedoch von einer kurzen Reihe schöner Tage, dem „Veranito“ oder kleinen Johannissommer, unterbrochen. Der Regen stellt sich gegen Mitte oder Ende Mai ein, Ende Juni erscheint wieder für einen Monat schönes Wetter, worauf die nasse Zeit wieder beginnt und bis Anfang December anhält; dann kommen die Nordwinde und mit ihnen das schöne Wetter für fünf ganze Monate, während deren jedoch gewisse bevorzugte Striche, wie Colon, das untere Thal des Chagres, der Gipfel der Cordilleren, bisweilen besprengt werden. Die Temperatur des Isthmus von Panama ist in der That recht erträglich. In der trockenen Zeit schwankt sie zwischen 20 und 35, im übrigen Theil des Jahres zwischen 24 und 30 Grad; während jener erfrischt der Nordwind die Luft, während dieser mildern tägliche Stürme die Hitze. Auch übt dies Klima auf den weißen Einwanderer nicht die schädlichen Einflüsse aus wie sonst so viel in den Tropen; wofern er nur ein regelmäßiges Leben führt, ist er Krankheiten viel weniger ausgesetzt als die Kreolen; trotz der riesigen Menschenströme, die hier zur Zeit des Goldfiebers ihren Durchzug hielten, ist Panama weder von der Cholera noch vom gelben Fieber heimgesucht worden, und der Sonnenstich, der in Mexiko häufig ist, gehört hier fast zu den unbekannten Dingen. Nur Colon mit seiner sumpfigen Umgebung macht hiervon eine traurige Ausnahme, und doch ist der schlimme Ruf dieses Ortes nicht in seiner ganzen Ausdehnung gerechtfertigt; in Wahrheit ist seine Sterblichkeit nicht größer als die der anderen Häfen der Antillen, und selbst mit den Sümpfen steht es nicht so schlimm: der übelberüchtigtste, der von Mindi, hat seit dem Bau der Straßen so tüchtige Fortschritte in der Landwirthschaft gemacht wie kein anderer Ort des Isthmus.

Der traurige Ruf Panamas stammt aus der Zeit, in der die Eisenbahn noch nicht existirte. Nach unendlichen Mühsalen im Hafen von Chagres ausgeschifft, mußten die Auswanderer fünf schreckliche Tage die Windungen des Flusses hinauffahren, in enge Pirogen ohne Schutz gegen Regen und Sonne eingeschachtelt; so kamen sie schon elend in Gorgona an, und um Panama zu erreichen, hatten sie noch 20 volle Stunden unter tausend Beschwerden des Bodens und der Witterung zu marschiren; Abends kein stärkendes Mahl, Nachts kein Lager, bis auf die Haut durchnäßt und doch nicht im Stande, die Kleider zu wechseln; wie kann ein Organismus, und wenn er noch so stark, diesen Leiden widerstehen, geschweige denn jene Gesellschaft von Abenteurern, welche Ausschweifungen aller Art schon vorher geschwächt hatten? Es kam noch etwas anderes hinzu, um die Furcht vor Panama zu verschlimmern: die Straße war mit Räuberbanden bedeckt, welche den Heimkehrenden auflauerten und so auf bequemere Art an den californischen Schätzen Theil nahmen.

Dieses Unwesen dauerte so lange, bis ein kaum 20jähriger Amerikaner, Ran-Runnels, es sich zur Aufgabe machte, ihm zu steuern: mit seinen kühnen Genossen drang er in die Wälder und lynchte ohne Erbarmen die Banditen, die er in ihren Schlupfwinkeln überraschte; in wenigen Monaten hatte dieser neue Herkules das Land gereinigt.

Was hat man nicht Alles über den Gesundheitszustand Panamas gefabelt, was fabelt man nicht noch! Jede Schwelle sollte auf dem Leichnam eines Erdarbeiters ruhen! Die beste Widerlegung geben die Annalen der Eisenbahngesellschaft selbst: hiernach sind während des Baues nur 293 Weiße gestorben, und doch waren häufig bei 7000 zur gleichen Zeit auf den Bauplätzen. Allerdings wütheten in der ersten Zeit, als die schwersten Arbeiten zu verrichten waren, heftige Krankheiten in der kleinen Schaar der Pionniere; aber erstens waren das Irländer, die ja dem heißen Klima der Tropen am schlechtesten widerstehen sollen, und dann waren auch nicht die geringsten Anstalten gemacht, die Kranken zu pflegen; erst 1852 fing man an, einen Sanitätsdienst einzurichten, auf Manzanillo erhoben sich einige Holzbaracken, die Magazine von Colon wurden mit den nöthigen Vorräthen ausgerüstet und längs der Bahn baute man Schuppen, in denen die Arbeiter Schutz vor Regen und Sonne fanden; endlich wurden die Irländer durch Neger von den Antillen, Nordamerikaner und nicht-keltische Europäer ersetzt, und da außerdem die anstrengendsten und aufreibendsten Arbeiten vollendet waren, so hob sich der Gesundheitszustand zusehends und das Sterblichkeitsverhältniß war nicht größer als bei jeder derartigen Unternehmung in solchem Klima.

Man hat besonders viel von Chinesen-Hekatomben gesprochen. Nun, die Wahrheit ist, daß unter den 1000 Söhnen des himmlischen Reiches, welche die Gesellschaft in Dienst genommen hatte, sofort nach ihrer Ankunft eine furchtbare Selbstmordepidemie ausbrach, jeden Morgen fand man Dutzende an Bäumen in der Nähe ihrer Lager erhängt. Einmal sogar, wird vermuthet, setzten sich einige von ihnen während der Ebbe an die Küste des Stillen Oceans und erwarteten ohne eine Klage, ohne ein Wort, ohne eine Bewegung die steigende Fluth, bis sie der feuchte Tod aus Sklavenketten befreit hatte.

Diese wahrhaft tragische Begebenheit wäre werth, bis auf die fernste Nachwelt überliefert zu werden; aber ach! — es ist nur schade, daß damals die Chinesen im Mittelpunkt des Isthmus arbeiteten und zwar nach der atlantischen Küste zu, weit entfernt vom Ocean, und noch dazu — einem Ocean ohne Gezeiten!

F. A. Ober's Aufenthalt auf den Caribischen Inseln.

IV.

Das fruchtbare Gebiet führt heute seinen Namen nur noch nach der Analogie des alten „lucus a non lucendo“; als reichster Theil der Insel ist es seit lange schon aus den Händen der Cariben in die der Engländer übergegangen; die ausgedehnten Zuckerplantagen, aus denen es besteht, gehören der Mehrzahl nach einer einzigen großen Firma. Weiter nach Süden hin liegen an der Küste mehrere Negerdörfer, dann folgt an der Sandy Bay die eigentliche caribische Niederlassung Rabaca, ein breiter, sandiger Strand, von einem Kranze felsiger, mit üppiger Waldvegetation bedeckter Hügel umgeben. Es ist ein abgelegener, malerischer Fleck, auf dem die Bewohner aber hauptsächlich auf den Nahrungserwerb aus dem Meere angewiesen sind. So beschäftigt sich auch der Haupttheil der hier wohnenden Cariben und Halbcariben, unter denen Ober einige Zeit zur Fortsetzung seiner Sprachstudien sich aufhielt, ausschließlich mit dem Fischfange.

Durch längeres Verweilen auf mehreren Zuckerplantagen gewann Ober einen Einblick in die bestehenden Arbeitsverhältnisse der Insel, die schon seit längerer Zeit den Betrieb jener Anlagen bedeutend erschweren. Die im vorigen Jahrhundert von den Pflanzern so lange erbetene, endlich von der englischen Regierung selbst in die Hand genommene Einführung des Brotfruchtbaumes auf St. Vincent ist seit der Abschaffung der Sklaverei den Plantagenbesitzern zum Unheil ausgeschlagen.

Ueberall auf der Insel wächst heute die Brotfrucht wild; der faule und zugleich genügsame Neger braucht kaum etwas anderes zu seinem Unterhalte als diese; und auch um sich den billigen Luxus eines Stückes eingesalzenen Fisches zu seiner Mahlzeit verschaffen zu können, hat er nicht nöthig, auf einer Pflanzung angestrengt zu arbeiten: als allgemeine Regel kann von ihm gelten, daß er Hunger und Faulheit dem reichsten durch Arbeit zu erlangenden Mahle vorzieht.

Die Einführung der Kuli-Arbeiter aus Ostindien hat nach der Meinung der Pflanzer die Schwierigkeit nicht gehoben, nur geändert. Der Schutz, den die englische Regierung den Kulis angedeihen läßt, ist, wie vielleicht nicht ganz mit Unrecht behauptet wird, ein zu ausgedehnter. Bei der geringsten Veranlassung fordert der Kuli heute seinen Herrn vor Gericht; unter dem Vorwande der Krankheit bleibt er, so oft es ihm beliebt, von der Arbeit zurück, und der Versuch, in dem nur zu häufig vorkommenden Falle der Krankheitssimulation ihn zur Erfüllung seiner Pflicht zu zwingen, wird mit hoher Geldbuße, ja oft mit Freiheitsstrafe geahndet. Man muß, wie Ober, Zeuge gewesen sein der endlosen Mißhelligkeiten in dem Verkehr mit diesen Arbeitern, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß die Schutzmaßregeln der englischen Regierung in diesem Falle mehr von falschen, sentimentalen Humanitätsprincipien, als von einsichtsvoller Kenntniß der betreffenden Verhältnisse diktirt worden sind. Freilich ist ja der Lohn, den der Kuli erhält, unglaublich gering, bei seiner Genügsamkeit aber macht er auch von diesem Minimum noch Ersparnisse; gewöhnlich schon nach Ablauf des ersten Jahres hat er in einem abgelegenen Winkel der Pflanzung ein bis zwei Ziegen oder eine Kuh auf der Weide; und sind die (gewöhnlich fünf) ausbedungenen Jahre abgelaufen, so begiebt er sich mit einem kleinen angesammelten Kapital in eine der westindischen Städte, wo er irgend einen Handel anfängt. Dabei arbeitet er nur fünf Tage in der Woche; denn von den durch den Regierungskontrakt bestimmten sechs Arbeitstagen hat er den Sonnabend als eigenen Feiertag abgezogen.

St. Vincent wird oft als die „Insel der Palmen und des Zuckerrohrs par excellence“ bezeichnet, und in der That finden sich wohl auch auf keiner anderen der Kleinen Antillen Palmen von so verschiedener Art und in so herrlicher Entwickelung. Die Kokos-, die Areka-, die Bergpalme sind vertreten, mit besonderm Stolze aber weisen die Bewohner der Insel auf zwei andere eigenthümliche und äußerst zahlreich verbreitete Arten, die sogenannte Groo-groo- und die Gris-gris-Palme, hin, von denen die erstere durch die dichten federartigen Büschel ihrer seitlich gekräuselten Blätter dem Charakter der Vegetation an den Berghängen ein eigenartiges Gepräge verleiht. Was aber die Kultur des Zuckerrohrs auf St. Vincent anbetrifft, so ist dieselbe allen gutgemeinten Bemühungen der Regierung zum Trotz, die aus ihren ostindischen Kolonien die Kultur des Mango, des Zimmets, der Muskatnuß, der Gewürznelken hierher verpflanzen wollte, vorherrschend geblieben. In mehreren Theilen der Insel finden sich heute noch verwilderte Gewürzgärten, die aus dem vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts stammen. Muskatnußbäume werden in geringem Umfange auch heute noch kultivirt, und wird der jährliche Ertrag jedes Baumes auf fünf Dollars geschätzt.

Von St. Vincent aus begab sich Ober nach Grenada, der südlichsten der Kleinen Antillen, die wegen ihres eigenartigen Thierlebens von ganz besonderm Interesse für ihn war. Längs der Westseite der Grenadinen ging die Fahrt, der langen Reihe kleiner Inseln, welche von der Südspitze von St. Vincent über einen ganzen Breitengrad bis Grenada sich hinzieht. Wie die Spitzen eines halb untergesunkenen Gebirgszuges ragen die Inseln aus den Wellen; einige von ihnen niedrig und langgestreckt, gar nicht oder doch nur spärlich angebaut, andere hochragende Felsklippen, noch andere aber von Bächen durchströmt, reich bebaut und dicht bevölkert. Die größte von diesen ist Bequia, die eine Länge von 6 Miles, eine Breite von mehr als einer Mile hat, und in deren Mitte sich ein 800 Fuß hoher bewaldeter Hügelzug hinzieht. Viele der kleinen Inseln gehören einzelnen Besitzern oder, wie Balliceaux und Battovia, Handelsgesellschaften an, die ziemlich ausgedehnte Schaf- und Rindviehzucht darauf betreiben. Alle sind sehr reich an verschiedenen Vogelarten, wilden Tauben, Brachvögeln und Enten; und Schaaren von Seevögeln bevölkern auch ihre felsigen Küsten; auf Bequia sah Ober zuerst eine bisher unbekannte Turdus-Art (Quiscatus luminosus), die er später noch auf mehreren anderen der Grenadinen, aber auf keiner der größeren Inseln wiederfand. Die Insel Grenada selber, in deren malerisch gelegenem Hafen St. George der Dampfer vor Anker ging, zeichnet sich weniger durch ihre Vogelfauna, als vielmehr durch den Reichthum an Gattungen und Arten der auf ihr lebenden Saurier aus. Vorzugsweise zahlreich sind die Iguanen hier vertreten,

deren zartes Fleisch auf den ganzen Inseln eine beliebte Speise ist. Unter diesen harmlosen, pflanzenfressenden Thieren giebt es einige Arten von abschreckendstem Aeußern, andere, die durch ihre Schutzfärbung merkwürdig und von den Aesten der am Strande wachsenden Mangrovebäume, auf denen sie vorzugsweise sich aufhalten, kaum zu unterscheiden sind.

Grenada ist trotz seines felsigen Bodens ganz besonders für die Kultur des Kakaobaumes geeignet. So ist denn auch die ganze Küstenzone der Insel ein einziger großer Wald von Kakaobäumen, und es giebt wohl keine Negerfamilie hier, die nicht neben ihrer Hütte einige der kostbaren Bäume, und mit ihnen ausreichendsten Lebensunterhalt, besäße. Der Kakaobaum, der unter günstigen Bedingungen eine Höhe von 20 bis 30 Fuß erreicht, wächst ziemlich langsam; bisweilen trägt er schon im dritten Jahre, die volle Höhe des Fruchtertrages erreicht er aber nicht vor dem siebenten oder achten Jahre. Als junger Baum muß er durch danebengepflanzte breitblättrige Schattenpflanzen sorgsam gegen die Sonne geschützt werden. Hitze und Feuchtigkeit sind zu seinem Gedeihen unerläßlich, und diese beiden Bedingungen findet er eben auf Grenada in ausreichendstem Maße vereint. Die einzigen Feinde, mit denen die Kakaokultur hier zu kämpfen hat, sind die Affen, die in der mittlern Hochregion der Insel zahlreicher vertreten sind, als auf irgend einer andern der Kleinen Antillen.

Der dichte Waldkranz, der die eigentliche vulkanische Region mit ihrem großen, 2000 Fuß über dem Meere gelegenen Kratersee umgiebt, ist von Schaaren großer und kleiner Affen bevölkert, die regelrechte Raubzüge in die Kakaopflanzungen unternehmen, und oft sehr erheblichen Schaden anrichten. Ober hatte durch den glücklichsten Zufall Gelegenheit, bei einem solchen Ueberfall einer Pflanzung den Zuschauer abgeben zu können. Aber trotzdem er hauptsächlich mit dem Vorsatze, Jagd auf Affen zu machen, sich nach dem innern Walde begeben hatte, fehlte ihm, dem Zoologen, im entscheidenden Augenblicke das Herz, auf einen aus der „menschenähnlichen Schaar“ zu schießen, die er in ihrem muntern Treiben über eine Stunde lang belauscht hatte.

Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Tobago und Barbados begab sich Ober im Juni nach Martinique, das er auf der ersten Fahrt nach Dominica nur flüchtig berührt hatte. Zum zweiten Male täuschte ihn bei dem Einlaufen in den Hafen von St. Pierre der imposante und malerische Anblick der Stadt, die, mit dem großen Vulkan als Hintergrund, sich amphitheatralisch um die Hafenbucht aufbaut. Erst aus der Nähe wird man gewahr, daß die Fensteröffnungen der meisten Häuser keine Scheiben haben, daß alles Holzwerk an ihnen schadhaft, alle Dächer und Mauern in einem bedenklichen Zustande des Verfalls oder in dem unschönsten Zustande unpassenden Flickwerkes sind. Die Straßen sind schmal, aber gut gepflastert, in der Mitte von Kanälen durchflossen, die, Dank dem abschüssigen Terrain, die Abfälle und den Kehricht der Stadt in wünschenswerthester Schnelligkeit dem Meere zuführen. St. Pierre ist der Haupthandelshafen der Insel, und gilt als Sitz des Bischofs, und mit seiner zahlreichen Garnison, mit dem Theater, in dem während der drei Wintermonate regelmäßig eine französische Truppe spielt, mit den zahlreichen Läden, die echt französische Waaren führen, mit seinem lustigen Volke und leichten Leben für das „Paris der Kleinen Antillen“. Unweit der Stadt, in den Bergen, befindet sich der Wallfahrtsort Morne Rouge, zu dem die ganze Bevölkerung der Insel einmal im Jahr pilgert. Die Kirche in diesem kleinen tropischen Gebirgsdorfe ist ein Meisterwerk der Architektur und enthält manch werthvolles altes Bild. In Morne Rouge schlug Ober sein Quartier auf, und von hier aus unternahm er nähere und weitere Streifzüge, um sich mit der charakteristischen Fauna von Martinique bekannt zu machen. In Bezug auf die Vögel und die wenigen in dieser Region überhaupt vertretenen kleinen Säugethiere stimmte dieselbe im Wesentlichen mit der Fauna von Dominica überein; aber bedeutend zahlreicher waren hier noch Schnecken und kleinere Eidechsen, Centipeden und Skorpione vertreten, und, widerwärtiger als sie alle, eine große, langbehaarte giftige Tarantel, die in den Gärten von St. Pierre besonders häufig ist. Die größte Plage der Insel ist aber die Lanzenspitzen-Schlange, Craspedocephalus lanceolatus, die außer auf Martinique nur noch auf Sta. Lucia vorkommt. Und diese ihre Isolirung auf den beiden Inseln, während ihr nächstes Vorkommen in Guyana ist, gehört zu den räthselhaftesten Erscheinungen in der Vertheilung der Thiere. Alljährlich sterben in der Erntezeit auf den beiden von der Schlange heimgesuchten Inseln zahlreiche Arbeiter an ihrem giftigen Bisse; denn sie hält sich ebenso häufig in den Rohrfeldern wie im Walde auf. Ja, seit einer Reihe von Jahren macht sie auch den herrlichen botanischen Garten von St. Pierre unsicher, in dessen Wegen schon mehrere große Exemplare getödtet worden sind, und der, früher ein Lieblingsaufenthalt der Einwohner, heute ganz verödet ist.

Unweit Port de France, dem Sitze der Regierung von Martinique, erhebt sich inmitten eines an das Meer grenzenden Parks die Statue „der größten Tochter der Insel“, der Kaiserin Josephine, die Napoleon III. im Jahre 1868 hier errichten ließ; etwas weiter nach Süden hin, dicht bei der kleinen Stadt Trois Ilets, sehen wir heute noch die alten Häuser der Zuckerplantagen von La Pagerie, in deren einem am 23. Juni 1763 die nachmalige Kaiserin von Frankreich geboren wurde. Mit größter Genauigkeit hat Ober in den alten Kirchenbüchern und Registern von Trois Ilets nachgeforscht, Kopien genommen und so manche Notizen über die Familienverhältnisse Josephinens an das Licht gebracht, die bisher nicht bekannt waren.

Das letzte Ziel von Ober's Inselreisen vor seiner Rückkehr in die nordische Heimath war die Doppelinsel Guadeloupe, deren westlicher, höherer Theil vulkanischer Natur, uneben und bergig ist, während die östliche, nur durch einen ganz schmalen Kanal oder Fluß, die Rivière salée, von ihm getrennte Inselhälfte vollkommen niedrig und eben ist. Point à Pitre, der Haupthafen der Insel, liegt an der südlichen Mündung des Flusses; dicht daneben die zweitgrößte Zuckerfabrik der Welt, die nur durch die des Chedive von Aegypten übertroffen wird. Sämmtliche Gebäude der Stadt, von der großen Kathedrale bis hinab zu dem kleinsten Privathause, fallen dem Reisenden durch ihr neues Aussehen auf; und aus dem ersten Gespräch mit einem der Einwohner erfährt er die Ursache dieser Erscheinung: innerhalb der letzten Jahre ist die Stadt erst von einem heftigen Erdbeben heimgesucht, dann durch eine Feuersbrunst gänzlich eingeäschert worden. So ist heute in der Stadt selbst noch kaum ein Baum wieder zu sehen; nur weiter landeinwärts, an dem sumpfigen von Mosquitos heimgesuchten Ufer der Rivière salée erheben sich einige Mangrovebäume. Von Point à Pitre wurde die Fahrt nach Basse Terre fortgesetzt, dem Sitze der Regierung von Guadeloupe; die Franzosen zeigen in ihren Kolonien ein anerkennenswerthes und einsichtsvolles Streben nach Decentralisation: nirgends finden wir die oberste Behörde des Landes in dem Haupthafenorte, dafür aber die Inseln in allen Richtungen von vorzüglichen Straßen durchschnitten, die sich von den Landwegen und Saumpfaden auf St. Vincent und Dominica vortheilhaft unterscheiden. Die Stadt Basse Terre, die gegen das Ende des 17. Jahrhunderts von dem

ebenso gelehrten wie kriegerischen Dominikaner Père Labat gegründet worden ist, weist mehr als ein imposantes Gebäude in ihren breiten, geraden Straßen auf. Vor wenigen Jahren hat eine furchtbare Choleraepidemie ihre Einwohner decimirt; und, wenn man nur einige Sommertage in Basse Terre zugebracht und die ungesunde heiße Luft der Stadt eingeathmet hat, so ist man, wie Ober sagt, nur erstaunt, daß die Cholera nicht alljährlich mit gleicher Heftigkeit auftritt. Deshalb begiebt sich in den heißen Monaten der ganze besser situirte Theil der Bevölkerung in einen hoch oben in den Bergen belegenen Ort unweit der caribischen Küste, wo nicht nur reine Luft, sondern auch heiße und kalte, zu Bädern gefaßte Quellen sich befinden. Auf seinem Wege nach dem Vulkangebiet der Insel, der Soufrière de Guadeloupe, passirte Ober den kleinen Badeort, unweit dessen sich auch das Sommerlager der Garnison von Basse Terre befand. Aus reichen Kaffeeplantagen, die sich weit an den Bergen hinaufzogen (denn Kaffee bildet den Hauptexport der Insel), kam man in die herrlichste Hochwaldsregion, in deren trübem Dämmerlicht sich auf allen Seiten eine Vegetation zeigte, wie sie der Reisende noch auf keiner der anderen Inseln in gleicher Ueppigkeit und Schönheit wahrgenommen hatte. Mehrere Stunden lang führte der Weg durch dieses Waldgebiet, das trotz des bunten, wuchernden Durcheinander der verschiedenartigsten Pflanzenformen doch nicht den Charakter einer Wildniß hatte; dann ging es höher bergan, die Bäume wurden niedriger, und man kam an einen unter Baumfarnen hinströmenden Fluß, dessen Wasser eine so hohe Temperatur hatte, daß trotz der beträchtlichen Luftwärme ein dichter Dampf von ihm aufstieg. Mühsam arbeitete man sich einen Weg durch die Farnkräuter und Orchideen, die den Pfad überwucherten, um dann einen steilen, mit Strauchwerk und Gestrüpp bewachsenen Abhang hinaufzuklimmen, der auf eine kleine Ebene am Fuße des eigentlichen Kegels führte. Hier hemmte keinerlei Vegetation mehr die Aussicht; auf der kahlen Ebene lagen hin und wieder große Blöcke zerstreut; manche in so gewagten Stellungen des Gleichgewichts aufgerichtet, daß man sich scheute, dicht an ihnen vorbei zu gehen. „Eine ungeheure Pyramide, deren Spitze abgebrochen, und die durch eine verborgene Macht in der Mitte auseinandergerissen ist: das ist die Soufrière von Guadeloupe." An der einen Seite reicht die trennende Kluft nicht ganz bis an den Rand der obern Fläche und es bleibt eine schmale Brücke, auf der man auf das zweite kleine Plateau gelangen kann. Die Tiefe des schwarzen Abgrundes kann der Blick nicht ermessen, die Wände gehen fast senkrecht hinab; aus einem Spalt in der einen dringt unaufhörlich dichter weißer Dampf. Und mit wüthender Gewalt und in heftigen Stößen drangen auch aus zahllosen kleinen Hügeln und tiefen Spalten des zweiten Plateaus Dampfsäulen mit so lautem Geräusche hervor, daß es dem Reisenden nicht möglich war, sich hier mit seinen Begleitern anders als durch Zeichen zu verständigen. Aus der schwarzen, kraterartigen Oeffnung eines Hügels stiegen verpestende Schwefeldämpfe auf, und ein Blick durch einen breiten Spalt daneben ließ das Innere einer Höhle sehen, deren Wände über und über mit goldglänzenden Schwefelkrystallen bedeckt waren. Mehr noch als bei einer der anderen antillischen Vulkanregionen drängte sich dem Beobachter hier der Gedanke auf, daß eine neue Eruption in kurzer Zeit bevorstehen müsse, und unwillkürlich fiel der Blick immer wieder auf den großen mittlern Spalt, aus dem die beiden letzten Ausbrüche stattgefunden haben.

Der Gipfel der Soufrière hat nach Humboldt eine Höhe von 5000 Fuß über dem Meere; ein heftiger Wind, der sich erhob, als die Reisenden eben die höchste Spitze erstiegen hatten, zerriß den Nebel, der bisher jede Aussicht verhüllt hatte, und so zeigte sich vor Ober's Blicken noch einmal das ganze nähere und ferne Inselgebiet ausgebreitet, das zwei Jahre hindurch das Feld seiner ebenso erfolg- wie genußreichen Forschungen gewesen war und dem er jetzt Lebewohl sagen sollte.

Merkwürdige Vogesenberge.

Von Prof. Dr. **Georg Gerland** in Straßburg.

III.

Der Hohnack.

Der Hohnack — Verhône im romanischen Patois der Gegend genannt — ist in geologischer Beziehung sehr einfach gebaut. Das Buntsandsteinmassiv, aus welchem er besteht, lagert unmittelbar, ohne die vermittelnde Zone des Rothliegenden, auf dem Granit auf; jene Feuchtigkeitszone, die wir am Climont, am Ungersberg über dem Rothliegenden fanden und die den vielen Klüften und Spalten des so leicht durchdringlichen Steines ihren Ursprung verdankt, findet sich hier unmittelbar über dem Granit. Der Berg selbst besteht von unten bis oben ganz aus dem gleichen Material und trägt auf seiner langgestreckten Gipfelfläche die uns schon bekannte Konglomeratdecke, welche in große Blöcke zerfallen ist. Aber trotz dieser Einfachheit des Baues ist der Hohnack doch einer der interessantesten Berge des Elsaß. Zunächst ist auch er wieder typisch für die Buntsandsteinformation. Ein langer, schmaler Rücken, von Südost nach Nordwest gerichtet, am Nordwestende, an der Wetterseite, am niedrigsten und hier sowie auf der Südwestseite mit stark entwickelter Blockhalde, gut bewaldet bis auf die (trockenere) Nordostseite und die Gipfelfläche, wo die Bäume vereinzelter stehen, die Wände in den oberen Partien von großer Steilheit, nach unten durch ihr eigenes Zersetzungsmaterial verbreitert, so zeigt der Hohnack eine dem großen Donon völlig ähnliche Bildung. Die schützende Konglomeratdecke des Gipfels giebt ihm seine eigenthümliche heuschoberähnliche Gestalt; wie denn alle die Sandsteinberge mit abgestumpftem oder abgeflachtem Gipfel von diesen Konglomeraten überlagert sind. Wo ihr Schutz fehlt, da sind die Berge, soweit sie ohne denselben erhalten sind, zu spitzen Kegeln zusammengeschmolzen. Von besonderm Interesse ist nun der Umstand, daß die Schichten des Hohnack, welche ganz horizontal liegen, unmittelbar auf dem Granit aufruhen, auf welchem sie unmittelbar abgelagert sein müssen. Der Boden des Strandmeeres, auf welchem sie sich niederschlugen, war also felsig, es war Granit-

boden, wie auch in unseren heutigen Meeren felsiger Boden nicht selten beobachtet wird. Jener Sockel des Rothliegenden, welchen wir bisher unter allen jenen Buntsandsteinbergen fanden, fehlt hier durchaus, wie dies Gestein überhaupt im Gebiet der Südvogesen nicht vorkommt, mit Ausnahme der Hohen-Königsburg; diese aber, am Rande der Gebirgserhebung nach Nordosten vorgelagert, hat eine Ausnahmestellung. Unmöglich kann das Rothliegende etwa durch Erosion von diesem Theil des Gebirges weggeführt worden sein. Wäre dies der Fall, so müßte, während sonst der Buntsandstein sich unmittelbar aus dem Rothliegenden entwickelt, so daß es nicht immer leicht zu sagen ist, wo letzteres aufhört und ersterer beginnt, so müßte hier, während nordwärts schon lange das Meer fluthete, welches den Sandstein niederschlug, der Meeresboden mit den Niederschlägen des Rothliegenden sich gehoben und sehr lange als Festland gehalten haben. Denn die völlige Wegwaschung einer solchen Gesteinsschicht kostet Zeit. Dann würden wir aber einerseits die scharfkantigen Trümmer, welche das Rothliegende stets aufweist, im Buntsandstein wieder finden, die bei der Kürze des Weges in das Buntsandsteinmeer sowie bei der Tiefe und Ruhe des letztern gewiß ihre scharfen Kanten behalten hätten; und andererseits würden wir die Sandsteine nicht so gleichmäßig hoch nach oben abschließen sehen, als wir es, wie wir gleich sehen werden, thatsächlich finden. Kurz, aus dem Fehlen des Rothliegenden in den Südvogesen folgt mit Nothwendigkeit, daß ihre Gesteinsmassen inselartig gehoben waren zur Zeit, als sich nördlich (bis in die Gegend der Hohkönigsburg) und südlich (nördlich von Belfort bis Aue am Eingang des Doller-Thales, ja vielleicht bis in die Gegend von Sennheim und Wattweiler) und westlich (in Lothringen) das Rothliegende niederschlug. Auch zur Steinkohlenzeit bestand diese Insel schon; sie trug nach Nordosten zu, in der Gegend des heutigen Thännichel, einige Lagunensümpfe mit Strandvegetation, aus welchen sich die unbedeutenden Kohlenlager und die isolirten und wenig mächtigen Schichten des Kohlengebirges ablagerten, auf welchem der Sandstein des Thännichels aufliegt. Als nun aber der Boden der Strandsee, welcher das Rothliegende niederschug, allmälig immer tiefer und tiefer sank, da sank jene Granitinsel mit und so lagerte sich der Buntsandstein unmittelbar auf den Granit ab. Dieser Insel verdanken denn wohl auch die scharfeckigen Gerölle des Rothliegenden zum Theil ihre Entstehung.

Durch die wagerechte Lagerung seiner Schichten unterscheidet sich der Hohnack wesentlich vom Climont, dessen Schichten nach Daubrée nordwärts geneigt sind, wohl in Folge der südwärts emporgestiegenen Granitberge; ebenso vom Ungersberg und den übrigen Sandsteinbergen des Hochfeldes, denn diese alle zeigen geneigte Schichten und zwar so, daß sie nach dem Centrum des Hochfeldes hin etwas gehoben sind. Wir haben es bei diesen Buntsandsteinbergen mit Resten zu thun, welche die Flanken des Hochfeldmassives decken, welche also beim Emporsteigen des Granites sich naturgemäß nach außen senkten. Umgekehrt liegt der kleine Rest, den wir als Hohnack übrig haben, mitten auf dem alten Granitmassiv, und der Theil der Sandsteindecke, zu welcher er gehörte, muß durchaus ebenmäßig emporgestiegen sein.

Wir erwähnten schon die ziemlich gleichmäßige Höhe, in der wir überall die Konglomeratdecke finden; es ist von Interesse, die Höhen der verschiedenen Sandsteinberge vergleichend zu überblicken. Da haben wir die beiden Hohnack mit 980 und 931 m, den Eras mit 879 m, Thännichel 944, Ungersberg 904, Climont 974, Altenberg 880, Noirmont 861 m; dann den Faudé mit 770 m, Drei-Aehren mit etwa 730, die Hohe-Königsburg mit 512, Voyemont mit 804, Bloß 819, Heidenkopf 780, den Eichelberg mit 411 und den Ballon de Servance mit 1189 m. Sofort aber scheiden die extremsten Zahlen aus, wenn wir bedenken, daß der Ballon de Servance dem höchst gehobenen Theil der Vogesen — der ganz granitische Ballon d'Alsace hat 1244 m —, daß ferner die Hohe-Königsburg (522 m), der Eichelberg (411 m) dem äußersten Gebirgsrande, dem stärksten Erosionsgebiete angehören. Wir finden überhaupt, daß die Randberge, wie Heidenkopf, Bloß, eben weil sie Randberge sind, unter etwas anderen Bedingungen stehend, alle etwas niedriger sind; und wenn wir dasselbe auch bei den mehr centralen Noirmont, Faudé, Voyemont finden, so zeigt sich gleich bei diesen Bergen die Form sehr eigenthümlich: sie alle sind im vollen Sinne was die Franzosen so bezeichnend Mamelons nennen. Die Konglomeratdecke ihrer Gipfel war also bei ihnen nicht stark genug, den Berg vor dem Zusammenschmelzen zu bewahren, auch sind alle diese Berge den atmosphärischen Einflüssen besonders ausgesetzt, der Voyemont im Westen auf der Scheide zwischen Fave- und Breuschthal, der Noirmont, der Faudé in der unmittelbaren Nähe der granitischen Hautes Chaumes und ihrer Nebel- und Regenmassen; wer längere Zeit hier im Gebirge lebte, kennt die meteorologische Bedeutung dieser höchsten Westwand. So bleiben uns nur Berge übrig von annähernd gleicher Höhe, deren Mittelmaß etwa 920 bis 940 m beträgt. Allerdings ist bei denselben der Sandstein nicht gleichmächtig, wie denn z. B. der Granitsockel des Hohnack 801 m, der Sockel des Ungersberges etwa 470 bis 500 m, beim Thännichel etwa 650 m beträgt. Die Konglomerate liegen aber ziemlich in gleicher Höhe. Hieraus folgt, daß jene Granitinsel, auf welche sich der Sandstein niederschlug, selber schon unregelmäßig geformt, in Höhen und Thäler (in Folge der Erosion jener uralten Zeiten) ausgearbeitet war; daß wir es ferner mit einer Niederschlagsdecke von gleicher Höhe zu thun haben, welche erst später zerrissen wurde. Zu der heutigen Höhe derselben (920 m) stimmen nun auch die Höhen des Donon (1010 m) und seiner Nachbargipfel Noll (983 m), Schneeberg (963 m), Grand Brocard (833 m), St. Crimé (860 m); letztere beiden westlich vom Rabodeau. Die größere Höhe des Donon erklärt sich eben aus der neu einsetzenden Hebung des nördlichen Gebirgstheiles, unter welchem man ja im Jägerthal Spuren von Granit findet.

Nachdem wir so, gleichsam im Hinansteigen, uns über das Material des Hohnack und seiner mühevoll steilen Seiten unterrichtet haben, bleibt uns jetzt noch übrig, die Aussicht von der Höhe des Berges zu betrachten. Wie ist sie schön und großartig und doch wieder wie ganz neu und eigenthümlich! Wir sehen hier nur die Südvogesen, die beiden nördlichen Theile nur in einzelnen Andeutungen fern am nördlichen Horizonte; aber gerade dadurch erschließt sich uns eine ganz neue Welt. Nach Norden ist der Blick eher ein unruhiger zu nennen; er schweift über all' die vereinzelten Höhen, die mannigfaltigen kleinen Gebirgszüge, welche sich diesseits und jenseits der Weiß erheben, und findet seinen Abschluß in den Höhen des Thännichel, des Brezouard und der Tête des Faux südwärts über le Bonhomme. Wer sich hier über all die kleinen Gipfel und verschobenen Gebirgsketten, wie sie da und dort auftauchen, sicher und rasch zu orientiren im Stande ist, den darf man wohl „vogesenfest“ nennen. Nach Nordwesten und Westen (hier über den rothschimmernden Kühberg und viele Waldhöhen hin) schließt der lange kahle Rücken der Hautes Chaumes den Horizont, welche man zum Unterschied der Hautes Chaumes südwestlich vom Donon auch wohl die Hautes Chaumes von Pairis nennt, nach dem Namen einer altberühmten Abtei in der

Nähe des Weißen Sees. Man begreift von dem erhöhten Standpunkt des Hohnack aus recht deutlich, wie diese Hautes Chaumes für die ganze so reich gegliederte Gebirgswelt, die man übersieht, gleichsam der Rückgrat sind. Herrlich ist der Blick in diese reiche Welt, wenn der mannigfaltige Wechsel von Wald und Wiese und angebautem Land, von Berg und Thal, wenn die zahlreichen Dörfer unter blauem Himmel, im leuchtenden Sonnenglanze daliegen; aber auch stürmisches Wetter hat hier (wie überhaupt im Hochgebirge) seinen hohen Reiz. Da sieht man die Hautes Chaumes in ihrer vollen Bedeutung, man möchte sagen Thätigkeit: unablässig steigen die Wolken hinter ihnen auf, um weithin nach Südosten zu ziehen, wenn sie nicht vorher schon das Gebirge in Regen hüllen; oder über den hohen Westrücken lagern sich dichte Nebel, von deren wogendem Rande mächtige Flocken sich ablösen, um als phantastisch geformte graue Schleier zum Beschauer heranzuziehen. Größer, ja bisweilen wirklich furchtbar wird die Erscheinung, wenn sich die Wolken rascher bilden, wenn sie zu Gewittern sich plötzlich zusammenballen: weiß steigen sie auf, sie werden dunkler und dunkler, eilend und drohend breiten sie sich weithin aus und senden mit unerwarteter Schnelligkeit mächtige Regenfluthen nieder. Aus diesen gewaltigen Niederschlagmassen erklärt sich einmal die starke Auswaschung der Vogesen, andererseits der Wasserreichthum des Ost- und Westabhanges des Gebirges, der, bei dem starken Gefäll der Flüsse von bedeutender Arbeitskraft, auf das Thätigste von der Industrie ausgenutzt wird. Auch sonst ist er natürlich für die Ebene und ihre Ausnutzung von der größten Wichtigkeit.

Blicken wir nun bei klarem Wetter nach Osten, so bildet hier den Mittelpunkt der hohen, blauen Schwarzwaldkette der Kandel; südlich ragt der Feldberg mächtig auf, das Auge aber wird durch den kühner geformten Belchen noch mehr angezogen, von welchem aus sich der Blauen in raschem Zuge zur Ebene hinabsenkt. An besonders hellen Tagen und bei günstiger Tageszeit sieht man auch die zackigen Gipfel der Alpen, während sonst Schwarzwald und Jura die Aussicht abschließen. Auch in der Ebene giebt es viel zu sehen: zunächst als Mittelpunkt der Aussicht Colmar, welches seine Lage zunächst der breiten Oeffnung des Münsterthales und der Paßverbindung über die Schlucht verdankt, dann aber auch den Ausgang des Weißthales und die Paßverbindung über den Col du Bonhomme nach Fraize und St. Dié beherrscht. Hinter Colmar sieht man die Ill, und verschiedene Kanäle, von denen der Vaubankanal oft durch Spiegelung besonders deutlich sichtbar ist, dann den Rhein, Neu- und Altbreisach, hinter beiden den dunkel aufragenden Kaiserstuhl, an diesem südwärts vorbei am Gebirge Freiburg mit seinem Münsterthurm. Auch der lebhaft gegliederte, schön bewaldete Abhang der Vogesen selber, der in der Ebene mit einer fortlaufenden Reihe von Dörfern geschmückt ist, bildet eine reiche Zierde der Aussicht, dicht über ihm liegt die Kapelle, liegen die Gasthäuser des vielbesuchten Wallfahrtsortes Drei-Aehren, der mit seiner herrlichen Aussicht in Rhein- und Münsterthal, mit seinen reichen und bequemen Spaziergängen, seinen prachtvollen Wäldern, seiner unvergleichlichen Luft einen der schönsten Sommeraufenthalte bildet, den man finden kann.

Aber der schönste Blick vom Hohnack ist nach Süden, über waldige Abhänge in das Münsterthal und über dasselbe hinaus in die neue Welt der Ballons. Schon die außerordentlich schöne Gebirgswand, welche das Thal nach Süden abschließt, der die Höhe der Flixburg vorgelagert ist, zeigt die Ballonbildung deutlich in dem hohen Landsberg, dessen Gipfel indeß dem Schlosse zu Liebe, das er trägt oder trug, künstlich abgerundet ist, und noch mehr in dem auch geologisch merkwürdigen stumpfen Kopfe der höchsten Höhe dieses Zuges (826 m), an dessen südwestlicher Fortsetzung die Ruine Laubeck aufragt, über dem Sulzbacher Thal. In dieses Thal sieht man tief hinein; es wird abgeschlossen durch die schöne Bildung des kleinen Belchens (kahlen Wasens), der das eigentliche Centrum dieses Südblickes bildet, obwohl gleich rechts von ihm der Ballon von Gebweiler aufragt und links der Blick über die gewaltigen Höhen des Hauptkammes vom Hohnack an bis zum Elsässer Belchen hinschweift. Die Form dieser Berggipfel fällt hier um so mehr auf, als man im nächsten Umblick nach Norden und Westen so ganz andere Formen sieht: im Westen die langen Rücken des Kühbergs, der Hautes Chaumes; im Norden spitze Kegel oder langgestreckte stets tief geschartete Berge, nach Süden aber diese rundlichen Köpfe hinter und neben einander mit sehr geringer Schartung. Gerade hierdurch macht die Südwand des Münsterthales, welche den stumpfen Kopf trägt, einen so gewaltigen Eindruck: mächtig und steil ragt sie auf, bis zu der bedeutenden Gipfelhöhe, und doch ist ihr Kamm lebhaft, aber in ernster man möchte sagen majestätischer Formbildung gegliedert.

Eine ganz unvergleichliche Schönheit gewähren dem Hohnack die Wälder, die ihn umgeben — nicht diejenigen, welche er selber trägt, sondern die, aus denen er aufragt, die auf granitischem Boden wachsen. Sie bestehen meist aus Edeltannen (P. Picea). Die Straße, welche von Drei-Aehren nach dem Hohnack führt, verläuft oberhalb der zahlreichen südöstlich und östlich gerichteten Erosionsthäler, welche steil bis ins Münsterthal hinunter abfallen. Aus den dichten Wäldern, welche sie bedecken, ragt einzelnes Granitgestein großartig, durch Erosion allmälig herausgearbeitet, hervor; steigt man auf einem solchen freien Platz von der Straße hinab, so hat man eine der schönsten Gebirgsansichten, die man in den Vogesen haben kann: man sieht auf den tiefen Absturz der Thalgrate hinab, in ein weites, nach unten strahlig zusammenschießendes Thal, über dunkelgrüne Tannenwipfel, welche höher und höher aus der Tiefe ragen, auf ernste dunkelgrüne Wände, die im Sonnenlichte goldgrün leuchten, auf die blauduftige Höhe des stumpfen Kopfes, welcher den Kreis nach Süden schließt, und über diese schweigenden Gründe hin auf den rothschimmernden Hohnack, der in seltsamen, aber edeln Formen mächtig zum blauen Himmel aufragt. Rings um den Fels steht blühende Heide, fliegen einzelne Waldschmetterlinge; es ist schwer, sich von der Betrachtung loszureißen.

Auch das Thier- und Pflanzenleben in der Umgebung des Hohnack ist reich und schön: es treten die Formen der granitischen Hochvogesen auf, darunter viele seltene, auch viele alpine Pflanzen. So findet man bei einem sommerlichen Ausstieg von Türkheim aus gleich an den Mauern dieser Stadt das Heliotropium europaeum, in den Weinbergen massenhaft Calendula arvensis, an den Felsen die zierlichen Halme des Triticum Lachenali, die gelben Sternchen des Leontodon pyrenaicum, der schönen rothglänzenden Dolden des Purpursedums, der Glockenblumen, Fingerhüte, und vieler anderen Pflanzen nicht zu gedenken. Ein großer Schmuck der Waldwiesen sind die zahllosen Schmetterlinge, die hier fliegen, darunter manche Arten, die nur dem Gebirge eigen sind. Und nun die Zahl der fruchttragenden Sträucher, des rothtraubigen Waldhollunders, der Himbeeren, Heidelbeeren, Brombeeren! Edle Kastanien werden in reichlichen Beständen bis auf die Höhe von Drei-Aehren gezogen, wo sie auch Frucht ansetzen, doch wohl nie reifen. Der Hohnack selbst, aus Sandstein bestehend, ist nicht eben pflanzenreich; zu den Hauptprodukten seiner höchsten Fläche

gehört die Preißelbeere, welche in der ganzen Gegend überreichlich wächst. Man benutzt sie vielfach zur Herstellung eines gebrannten Wassers; doch würde ein weiteres Verwerthen derselben gewiß eine lohnende Beschäftigung werden können, z. B. in le Bonhomme, wo die Tête de Faux mit diesen Früchten fast ganz überdeckt ist.

Ethnographische Bemerkungen zu einigen Rechtsgebräuchen.

Von **Richard Andree.**

II.

Die Asyle.

Mit dem Aufdämmern der Geschichte beginnen auch die Nachrichten über die Asyle, in denen der Verfolgte eine Freistätte findet. Sechs Levitenstädte des gelobten Landes (Kedes in Naphtali, Sichem in Ephraim, Hebron in Juda, Bezer in Ruben, Ramoth Gilead in Gad und Golan in Manasse) waren als Asyle für unfreiwillige Todtschläger auserwählt worden, und auch der Tempel zu Jerusalem galt als Asyl. Bekannt sind die griechischen Phygandentheria und die römischen urbes fugitivorum, deren Asylrecht seit Konstantin dem Großen auf die christlichen Kirchen übergingen. Seit Langem ist im civilisirten Abendlande die Bedeutung der letzteren als Freistätten erloschen, aber bei den Swanen im Kaukasus sind die alten Kirchen noch jetzt Asyle für jeden Verbrecher [1]), und dasselbe gilt von den christlichen Kirchen Abessiniens, so z. B. von dem berühmten Gotteshause in Axum, von der Kirche in Goudar [2]).

Auch in der mohammedanischen Welt sehen wir die Kultusstätte als Asyl. Die Moschee Karubim in Alt-Fez ist Asyl, in welchem geflüchtete Verbrecher vor der Verfolgung weltlicher Gerechtigkeit sicher sind. In Mikenes ist die Moschee Mulei Ismael das berühmteste Asyl für Verbrecher. Rohlfs war Zeuge, wie Soldaten, welche revoltirt hatten, dort mehrere Tage unbelästigt blieben und erst die Zufluchtsstätte verließen, als ihnen Straflosigkeit zugesichert wurde [3]).

Der Both (innerste Raum?) der Klöster im buddhistischen Siam bildet eine Freistätte für Verbrecher [4]). Für Diebe und Ehebrecherinnen der Brahminen in Malabar besteht ein Asyl im Kunitscheri-Tempel Bellappa-nadu südöstlich von Calicut, wo keine Macht sie antasten darf, es sei denn, sie verließen den Platz. Freilich zählte man dieses unter die 64 Anatscharams oder Mißbräuche, welche dort von den Brahminen eingeführt waren [5]). So war auch das Heiligthum des Prove bei den heidnischen Obotriten, das der Chronist Helmold sah [6]), ein Asyl, ein freier, von einem Holzzaun umgebener Hofraum mit zwei Pforten, gelegen im heiligen Hain. „Der Eintritt in den Hofraum war allen verwehrt, außer dem Priester und denen, die opfern wollten, oder die von Todesgefahr bedrängt wurden; denn diesen durfte der Zufluchtsort niemals verschlossen werden. Die Slaven haben nämlich solche Ehrfurcht von ihren Heiligthümern, daß sie den Umkreis eines solchen selbst in Kriegszeiten nicht mit Blut beflecken lassen."

Ein Sklave in Aschanti, welcher sich in den Tempel flüchtet und dem Fetisch weiht, ist frei. Doch wer zwei Unzen Goldes und vier Schafe den schlauen Fetischpriestern zahlt, der verschließt dadurch seinen entlaufenen Sklaven im voraus die Thür des Fetischhauses [1]). Als Freistätte gelten bei den Kaffern auch Häuptlingsgräber [2]).

In der ganzen Südsee gilt dieser Rechtsbrauch. Die Hawaiier hatten Asyle, Pahunas genannt, deren Zahl beschränkt war. Auf Hawaii gab es deren zwei, auf Oahu, Mauï und Kauai je ein solches Asyl. Ein großer Hofraum war auf drei Seiten mit Steinen umschlossen; an der vierten befand sich eine hölzerne Einfriedigung, deren Thür stets offen blieb. Keinem war der Eingang verwehrt. Wer vor einem Feinde entfloh, sich vor dem Zorne des Häuptlings in Sicherheit bringen wollte, wer das Tabu verletzt, einen Diebstahl verübt, einen Mord begangen, oder eines der vielen religiösen Gebote übertreten hatte, war gerettet, sobald er das Pahuna betrat. Er warf sich vor dem Altar der Schutzgottheit nieder, brachte irgend ein Opfer dar und hatte damit Verzeihung erwirkt. Während der Fehden zwischen den verschiedenen Stämmen flüchteten Weiber und Kinder und nichtstreitbare Männer mit Habe und Vorräthen dorthin und waren sicher, weil die Rache der Götter auf jeden fiel, der das Asyl verletzen würde. Im Innern standen viele Hütten, die in gutem Zustande erhalten wurden. Das Pahuna von Honanau, von welchem jetzt kaum noch schwache Spuren übrig geblieben sind, war 700 Fuß lang und 400 breit [3]).

Im Falle eines Mordes flohen der Schuldige und alle seine Angehörigen auf den Samoainseln nach einem andern Dorfe des Bezirkes oder in einen andern Bezirk; in jedem Falle war dieser Ort dann eine Zufluchtsstätte. So lange sie dort blieben, wagte es selten Jemand sie zu verfolgen und Feindseligkeiten mit dem Dorfe hervorzurufen, welches sie beschützte [4]).

Flüchtet auf den Palau-Inseln der Mörder in ein Haus, so ist er in Sicherheit, da kein Feind in einem Hause getödtet werden darf, besonders in Anwesenheit des Wirthes [5]).

Auch in Amerika unter den Tschirokis gab es vor 60 Jahren noch Zufluchtsstätten, in deren geheiligten Grenzen kein Blut vergossen werden durfte. Selbst ein Kriegsfeind, den man in diesen Friedensstätten antraf, wurde mit der größten Gastfreundschaft behandelt und in Frieden entlassen [6]).

---

[1]) v. Haxthausen, Transkaukasia I, 140 Anmerkung.
[2]) v. Heuglin, Abessinien 148, 213.
[3]) Rohlfs, Erster Aufenthalt in Marokko 241, 285.
[4]) Bastian, Reisen in Siam 120.
[5]) K. Graul, Reise in Ostindien I, 335.
[6]) Chronik der Slaven 1. Buch, 83. Kapitel.

---

[1]) Bowdich, Reise nach Ashantee. Weimar 1820, 361.
[2]) Waitz, Anthropologie II, 393.
[3]) „Globus" XXV, 69 (1874).
[4]) „Ausland" 1865, 731.
[5]) Kubary in Journ. Mus. Godeffroy. Heft IV, 25.
[6]) Boudinot im Journ. Americ. Geogr. Society V, 221. New-York 1874.

Wie Reutlingen im Mittelalter Asylstadt für unvorsätzliche Todtschläger war, so diente lange Zeit Ranguhn in Pegu als Zufluchtsort für zahlungsunfähige Schuldner [1]). Interessant ist es auch zu sehen, wie die Perser den alten Kultus des Pferdes im Zusammenhang mit dem Asylrecht in auffallender Weise bewahrt haben. Wer in einen Pferdestall flieht, und wäre es der größte Verbrecher, der ist geschützt gegen alle Verfolgung und so sicher, als habe er seine Zuflucht zu einer Moschee genommen oder ein Asyl gesucht. Der Herr des Stalles muß ihn als heilig gehaltenen Gast betrachten und darf ihn nicht den Händen der verfolgenden Gerechtigkeit überliefern [2]).

So wie der Ort vermöge des ihm anhaftenden Rechtes eine Freistätte für Verbrecher werden kann, so vermag auch der Mensch schützend einzutreten, und es haftet vor allem am Weibe die Vorstellung, daß sie gleichsam ein Asyl sei und dem Flehenden Schutz gewähren könne. „Rettend war in der Sage die Nähe von Königinnen, Fürstinnen, die unter ihren Mantel nahmen, ja von Frauen insgemein. Die Einwohner von Barèges in Bigorre haben unter anderen volksthümlichen Gebräuchen den bewahrt, daß jeder Verbrecher, der zu einem Weibe flüchtet, begnadigt werden muß" [3]).

Ein Fremdling, der sich unter den Schutz eines tscherkessischen Weibes begab oder die Brust desselben mit dem Munde berühren konnte, ward, wenn er auch ein Feind, ja der Mörder eines Blutsfreundes war, als eigener Blutsverwandter geschont und geschützt [4]). Wie wunderbar sind nun hier die Parallelen aus Afrika! Hildebrandt erzählt: „Unlöslich ist das Schutzbündniß, welches ein Wakamba oder anderer Ostafrikaner mit einem Stamme schließt, wenn er im Kampfe oder sonstiger Bedrängniß um Pardon flehend ein weibliches Wesen, selbst ein kleines Mädchen, ergreift und an ihrer Brust saugt, oder den Penis eines seiner Feinde berührt. Der Stamm und besonders die berührte Person schützt von nun an nicht bloß das Leben des Flehenden, sondern geht die engste Verbrüderung mit ihm ein, welche so weit reicht, daß er ihm Haus und Weib überläßt. Nach dem Tode des Schützenden geht dieses Bündniß sogar auf seine Erben über" [1]).

An der Loangoküste hatte ein Freier oder auch ein Sklave, sobald er kein die öffentliche Sicherheit gefährdendes Verbrechen begangen hatte, sondern nur in irgend eine Familienfehde verwickelt, oder der Zauberei angeklagt war, oder aus irgend welchem Grunde von einem Mächtigen verfolgt wurde, oder auch bei seinem Eigenthümer sich nicht mehr wohl fühlte, das Recht, sich einem Landesfürsten (Mfumu nsi) als Sklave aufzudringen. Er eilte zu diesem, beleidigte ihn formal durch eine unehrerbietige Handlung, durch einen leichten Schlag, oder verursachte eine geringe Schädigung des enger mit der Persönlichkeit verknüpften Eigenthums, indem er ein Geschirr zerbrach oder ein Gewand zerriß. Der betroffene Grundherr hatte dann die Verpflichtung, ihn als seinen Hörigen aufzunehmen, zu seinen Gunsten mit den Verfolgern zu unterhandeln, sie mit Güte, nöthigenfalls mit Gewalt der Waffen von seinem Schützlinge fern zu halten [2]).

In Cameron's Lager kam ein Weib gestürzt und band einen Knoten in den Turban eines seiner Leute, wodurch sie sich unter dessen Schutz stellte, da ihr Mann sie geschlagen hatte. Ihr Mann folgte bald nach und forderte sie zurück; bevor ihm die Frau aber wieder übergeben wurde, mußte er als Buße einen Ochsen und drei Ziegen bezahlen und in Gegenwart eines Häuptlings versprechen, sie niemals wieder zu mißhandeln. Diese Sitte herrscht weit durch Ostafrika [3]). Mit solchen Beispielen vor Augen und namentlich im Hinblick auf das von Pechuel Berichtete müssen wir denn auch den ägyptischen Oberst Purdy der Unkenntniß beschuldigen. Vier entlaufene Sklaven schlitzten seinen Pferden die Ohren auf, „um in den Schutz der europäischen Macht zu gelangen". Purdy, den Brauch nicht kennend, ließ sie vor eine Kanone spannen, bis die Ohren der Pferde geheilt waren [4]).

[1]) Michael Symes, Reise nach Ava. Weimar 1801, 56.

[2]) Brugsch, Aus dem Orient II, 102.

[3]) Grimm, R A. 892.

[4]) Pallas, Reise in den südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches. Leipzig 1799, I, 386. Wen der Tscherkesse als Gastfreund aufgenommen, dem ist auch Sicherheit und Leben damit gewährleistet; nie wird er ihn verrathen oder an den Feind ausliefern. Wollen diese ihn mit Gewalt wegführen, so giebt die Frau des Wirthes dem Gastfreunde Milch von ihrer Brust zu trinken, wodurch er als ihr rechtmäßiger Sohn anerkannt wird, und seine neuen Brüder haben nun die Pflicht, ihn mit ihrem Leben gegen seine Feinde zu vertheidigen und sein Blut an ihnen zu rächen. v. Klaproth, Reise in den Kaukasus I, 572.

[1]) J. M. Hildebrandt in Zeitschr. f. Ethnologie 1878, 387.

[2]) Pechuel-Loesche im „Globus" XXXII, 238.

[3]) Cameron, Quer durch Afrika I, 67.

[4]) Reisebriefe aus Kordofan und Dar-Fur von Dr. Pfund. Hamburger Geogr. Mitth. 1876 bis 1877, 144.

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

I.

Durazzo.

Als ich mich das erste Mal mit dem Lloyddampfer dem Haupthafen Mittelalbaniens näherte, erfuhr ich eine arge Enttäuschung. Ich hatte in dem alten hochberühmten Dyrrhachion eine Stadt etwa von der Größe und Bauart von Corfu erwartet. Statt dessen präsentirte sich mir ein zwar malerisch gelegenes, aber seiner Ausdehnung nach unbedeutendes Dorf. Gleich Dulcigno steigt der Ort amphitheatralisch an und erinnert mit seinen verfallenen Festungsmauern an Lepanto. Als ich aber an das Land stieg und durch die Straßen schritt, mußte ich mir gestehen, daß Durazzo an Armseligkeit und Schmutz kühn mit allen türkischen Provinzialstädten rivalisiren könne.

Durazzo hat heute etwa 200 Häuser mit circa 1200 Einwohnern, davon 150 Katholiken, 500 Griechen und 550 Mohammedaner. Außerdem sollen in der Vorstadt noch gegen 200 Zigeuner leben. Die Häuser sind größtentheils in Ruinen, der Rest elende Holzbaracken. Die Gassen bieten das Möglichste an Schmutz, Gestank, Un-

ebenheit und Steile. Da hier die Hunde nicht, gleichwie in Konstantinopel, die Straßenpolizei versehen, auch keine menschliche existirt, läßt sich dies begreifen. Kein Wunder, wenn dann Durazzo als Fiebernest berüchtigt ist und von Fremden möglichst gemieden wird, wozu freilich auch das elende Wasser und die nahe Lagune das ihrige beitragen.

Warum Durazzo auf manchen Karten als Festung bezeichnet wird, sehe ich nicht ein. Im Mittelalter mochte sie stark genug sein, heute beschränken sich die ganzen Fortifikationen auf die verfallene Umfassungsmauer, wie denn auch die ganze Besatzung aus 20 Mann mit einer alten Kanone besteht. Die erwähnte Mauer ist aus den Trümmern der alten Stadt erbaut, denn viele der inmitten eingemauerten Steinblöcke zeigen altrömische Inschriften, aber auch byzantinische Skulpturen und sind offenbar erst von den Venezianern oder Türken, wie es eben kam, eingesetzt worden.

Die Stadt hat mehrere in Moscheen umgewandelte alte Kirchen, von denen jene nahe der Porta Marina der heiligen Maria geweiht war. Die Katholiken besitzen eine Pfarrkirche. Ihr Erzbischof residirt aber nicht hier, sondern weit nördlich, unweit des Flusses Mat in Delbinischte, wo ich ihn besuchte. Die Reihe der Bischöfe reicht bis in das fünfte Jahrhundert hinauf, der zweite Namens Astius soll unter Trajan hingerichtet worden sein. Auch die Griechen besitzen eine Kirche.

Der Hafen oder vielmehr die Rhede ist sehr ausgedehnt und gilt, trotzdem sie gegen Süden offen, als ziemlich sicher. Ich kann wenigstens aus eigener Erfahrung bestätigen, daß wir, obwohl unter heftigem Sciroccosturm einlaufend, ganz ruhig vor Anker lagen. Freilich hat der Sturm im Februar 1846 von zwanzig hier ankernden Schiffen sechszehn derart auf den Strand geschleudert, daß bloß zwei wieder flott gemacht werden konnten. Da manche jener Fahrzeuge drei Anker ausgeworfen hatten, erklärte man diese Katastrophe aus dem schlechten Zustande des Grundes, welcher durch das Ballastauswerfen immer ärger wurde. Die große Lagune, welche sich im Norden der Stadt ausdehnt, soll ehemals durch zwei tiefe Kanäle mit dem Meere verbunden gewesen sein und Galeeren getragen haben; den in der österreichischen Küstenaufnahme und danach auf den anderen Karten eingetragenen Verbindungskanal mit Brücke kann ich mich nicht erinnern gesehen zu haben. Da jedoch der Strand an jener Stelle kaum wenige Fuß über dem Meeresspiegel liegt, so ist es leicht möglich, daß Sturmfluthen über den Küstensand in die Lagune schlagen. Durazzo, von den Albanesen Durrës, von den Serben Dratsch (Drač) genannt, wird von einem unter dem Mudir von Karaja stehenden Kaimakam verwaltet, dem ein Hafenkapitän zur Seite steht. Beide Beamten sind ihrer Kollegen im türkischen Reiche würdig. Der österreichische Konsul, welcher verdammt ist, in Durazzo zu wohnen, ebenso der Agent des Lloyd (dessen Dampfer wöchentlich dreimal anlegen) und der Arzt, ein ehemaliger polnischer Jude, sind herzlich zu beklagen. Ich würde um keinen Preis der Welt dort wohnen wollen.

Die Hauptstraße, welche sich indeß nur durch ihre Länge von den anderen Gäßchen unterscheidet, führt durch die Stadt zum Landthor, vor welchem der Bazar und eine Vorstadt liegt, von der man freiern Ausblick hat. Die Bevölkerung ist ziemlich herabgekommen. Zigeuner und Zigeunerinnen (letztere nicht nur unverschleiert, sondern auch unbekleidet) treiben sich stets auf der Gasse umher, so daß man fast glauben könnte, sie bildeten den Haupttheil der Bevölkerung. Die vornehmen Damen aller drei Religionen zeigen sich nur selten und dann verschleiert auf der Straße. Die männliche Bevölkerung ist größtentheils ärmlich und zeigt nichts von dem stolzen Auftreten der Albanesen in anderen Städten. Und doch, welche Geschichte hat Durazzo, welche Wichtigkeit besaß es im Alterthum und Mittelalter!

630 vor Christus von den Kerkyräern unter dem Namen Epidamnos gegründet, erhielt es seinen altillyrischen Namen Dyrrhachion wieder von den Römern, da sie in dem griechischen eine üble Vorbedeutung sahen. Sie hatten es kampflos dem König Gentius von Illyrien abgenommen und deshalb mit Privilegien ausgestattet. Unter den Römern wuchs die Stadt zu einem bedeutenden Hafenplatze heran, denn Cicero, welcher sie als Verbannungsort gewählt, spricht von ihrem geräuschvollen Treiben. Im Bürgerkriege spielte es eine große Rolle, Pompejus und Cäsar landeten daselbst und lieferten sich in der Ebene zwei Schlachten. Nach der Theilung des Reiches dem oströmischen Kaiserthume zugetheilt, fiel es 986 in die Hände des bulgarischen Kaisers Samuel, der es jedoch nur drei Jahre lang behauptete. Um diese entfernte Provinz besser schützen zu können, verlieh der byzantinische Kaiser Michael Kuropalates der vornehmsten Familie den Statthaltertitel als „Herzöge von Durazzo". Dies hinderte nicht, daß die Bulgaren 1018 unter der Regierung Michael's des Paphlagoniers sich abermals der Stadt bemächtigten und sie bis 1042 hielten. Unter dem Kaiser Alexios Komnenos landeten 1081 die Normannen 15000 Mann stark unter Robert Guiscard bei Durazzo und griffen es zu Wasser und zu Lande an. Ihre Flotte wurde jedoch durch einen Sturm zerstört, und Guiscard rettete sich mit Mühe zur Landarmee, welche sein Sohn Bohemund befehligte. Alexios, welcher mit Entsatz herankam, wurde beim heutigen Teke Alekši geschlagen und wäre fast bei Nderénje von den Verfolgern gefangen worden. Trotzdem zog sich die Belagerung in die Länge und erst am 15. Februar 1082 konnte Guiscard durch Verrath eines Edelmannes von den venezianischen Hülfstruppen der Besatzung die Stadt nehmen. 1085 empörten sich die Einwohner nach dem Eintreffen der Nachricht vom Tode Guiscard's, verjagten die normannische Besatzung und kehrten zu Byzanz zurück.

Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner wurde die Stadt 1205 der venezianischen Republik übergeben, aber schon im nächsten Jahre dem Kaiser Theodoros Angelos Komnenos zurückgestellt. 1272 kam Karl I. von Anjou aus Italien, eroberte die Stadt und erneuerte ihre Privilegien. Doch wurde sie schon zwei Jahre später durch ein gewaltiges Erdbeben zerstört. Die Bewohner flohen nach allen Richtungen und die Albanesen plünderten die zerstörten Häuser rein aus. Erst nach vier Jahren konnten die meisten der nach Berat geflohenen Einwohner zur Rückkehr bewogen werden, allein der Hauptglanz der Stadt war dahin. 1304 trat Karl II. die Stadt dem Herzog Philipp von Tarent ab, welcher deren Privilegien bestätigte, was aber die Durazziner nicht hinderte, schon im nächsten Jahre abzufallen. Das Erscheinen des Herzogs und sein Amnestieversprechen bewogen indeß die Stadt zu neuer Huldigung. Im Jahre 1333 erwarb Graf Johann von Achaja Durazzo durch Tausch; als er aber zwei Jahre später starb, bemächtigte sich der serbische Kaiser Stefan Duschan des Platzes (1336). Prinz Ludwig von Durazzo rüstete sich zur Rückeroberung, welche 1337 gelungen zu sein scheint. Bis zum Tode Karl's, des Sohnes Johannes von Achaja, vielleicht noch länger herrschte Neapel unmittelbar oder mittelbar über Durazzo; 1359 wird jedoch bereits Karl I. Thopia als Herr von Durazzo in einer Urkunde erwähnt. Es scheint, daß er nicht rechtmäßig zu diesem Besitz kam, denn 1373 rüstete sich Prinz Ludwig von Navarra, welcher bei seiner Heirath mit einer Tochter der Königin Johanna von

Neapel Durazzo als Mitgift erhalten hatte, zur Eroberung Albaniens. Kaum an dessen Küste gelandet, starb er jedoch und seine Truppen begannen auf eigene Faust mit den Albanesen, besonders mit Karl Thopia, Krieg zu führen. Dieser rief seinen Schwager, den montenegrinischen Fürsten Gjuragj Balšić (Georg Balschitj), zu Hülfe. Beide zusammen belagerten die Söldner in Durazzo, welches diese mittlerweile genommen, wurden jedoch zurückgeschlagen und konnten sie nur gegen Zahlung einer Summe zur Räumung der Stadt bewegen. Die beiden Allürten überwarfen sich jedoch und erst im Frieden von 1376 blieb Thopia im unangefochtenen Besitz Durazzos. Die Wirren nach dem Tode König Karl's von Neapel benutzend, zog jedoch Balscha II. neuerdings vor Durazzo und nahm es im Sturm. Da er aber noch im selben Jahre in der Schlacht bei Savra gegen die Türken blieb, sah sich sein Sohn Gjuragj II. gezwungen, die Stadt an diese abzutreten (1387). Durch Vermittelung einer mit dem Sultan Murad I. verwandten Chadin (Prinzessin) erhielt er indeß Durazzo bald wieder zurück. Zur selben Zeit starb Karl Thopia und sein Sohn Georg trat 1392 seine Ansprüche auf Durazzo den Venezianern ab. Diese setzten sich mit Gjuragj II. in Verbindung und erlangten 1394 gegen eine Geldsumme die wirkliche Abtretung der Stadt, welche nun bis 1501 in ihrem Besitz blieb. Seither ist Durazzo türkisch geblieben.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Eine amerikanische Missionarin, Miß Norwood aus Swatow, hat kürzlich die Art beschrieben, wie die Füße der chinesischen Frauen verkürzt werden. Erst wenn das Kind laufen und verschiedenes Andere thun kann, beginnt das Verfahren, zu welchem eigens 2 Zoll breite und im ersten Jahre zwei, später fünf Ellen lange Binden angefertigt werden. Das Ende derselben wird auf den Spann gelegt, über die Zehen, unter der Sohle her und über den Hacken gezogen, so daß die Zehen nach der Sohle hin und über dieselbe gepreßt werden, während der Spann sich ausbaucht und in der Sohle ein tiefer Einschnitt entsteht, welcher von dem Theil des Fußes, der auf dem Erdboden steht, bis zum Spann 1½ Zoll betragen soll. So wird der Fuß umwickelt, und das Ende der Binde festgenäht; man quetscht ihn so, daß beim Gehen bloß der Ballen des großen Zehen den Erdboden berührt. Große Mengen Alaun werden angewandt, um Eiterung und schlechten Geruch zu verhüten. Nach einem Monat wird der Fuß in heißes Wasser gehalten, um einige Zeit zu ziehen; dann wird die Binde sorgfältig losgewickelt, wobei manch Stückchen todter Haut abfällt und Geschwüre und Wunden zum Vorschein kommen; manchmal schält sich auch ein großes Stück Fleisch von der Sohle, ja es fallen sogar ein oder zwei Zehen ab, doch fühlt sich in diesem Falle die Frau dadurch belohnt, daß sie hernach um so kleinere und zartere Füße hat. Jedesmal nach Abnahme der Binde wird der Fuß geknetet, damit die Gelenke geschmeidig werden, und dann wird so schnell wie möglich ein neuer, noch festerer Verband angelegt. Im ersten Jahr sind die Schmerzen so heftig, daß die Dulderin zu Allem unfähig ist, und zwei Jahre lang thut der Fuß beständig weh, als ob er mit scharfen Nadeln gestochen würde. Durch beständiges, festes Binden stirbt der Fuß binnen zwei Jahren ab und hört auf zu schmerzen, allmälig schrumpft auch das ganze Bein bis zum Knie zusammen, so daß nur Haut und Knochen bleiben. Wenn „die goldene Lilie", wie die chinesische Frau ihren zarten, kleinen Fuß nennt, erst so umgebildet ist, kann er durch nichts seine frühere Gestalt wiedererlangen.

— Nach einer im Domänenministerium angefertigten Zusammenstellung zählen die Gouvernements Tobolsk und Tomsk 787 696 Seelen, Irkutsk, Jeniseisk, Zabaikal-Land, Amur-Land, Küstengebiet und Jakutsk 601 037, Sibirien im Ganzen 1 388 733 Seelen. Die Oberfläche umfaßt für Westsibirien 2 054 826 Quadrat-Werst; Ostsibirien 8 654 939 Q.-W., das Ganze also 10 709 764 Q.-W., davon sind für Anbau geeignet in Westsibirien 666 915 Q.-W. oder 32,4 Proc. des Raumes, in Ostsibirien 1 612 390 Q.-W., d. h. nur 18 Proc. der Oberfläche.

— Ueber den Kreis Karkalinsk, den größten der Oblast Semipalatinsk, bringen die „Semipal. Oblastn. Wjed." folgende Angaben: Der Kreis umfaßt rund 176 000 Quadrat-Werst oder über 18 000 000 Deßjatinen Land; die Bevölkerung bestand 1879 aus 121 560 Seelen, fast ausschließlich Kirgizen (116 547 in 203 Wolosts). Fast das ganze Gebiet des Kreises ist wasserarme Steppe und bietet dem Landbau, der künstliche Bewässerung erfordert, große Schwierigkeiten; viel günstigere Bedingungen findet die in hohem Maße entwickelte Viehzucht. Bis zu dem verderblichen Winter 1879/80 zählte man im Kreise etwa 200 000 Pferde, 40 000 Kameele, über 40 000 Stück Hornvieh und eine Million Schafe. Die Ausläufer des Ala-tau streichen bis in den Kreis hinein und bieten mit dichtem Walde bedeckt einen großen Reichthum an Wild; das könnte einen einträglichen Handelsartikel abgeben, aber die Kirgizen sind schlechte Jäger und ziehen deshalb aus dem Reichthum von kostbarem Pelzwerk wenig Gewinn.

— Zu dem Artikel „Die Chunchusen im Süd-Ussuri-Gebiet" („Globus" XXXVIII, S. 173) theilt uns ein Kenner der chinesischen Sprache Folgendes mit. Der Name jener chinesischen Räuber lautet chung-chu (chung = roth, chu = Bart); statt „die Chunchusen" sagte man also richtiger „die Chungchu". Was den Namen „Mansy" (leider stets in Mausy oder Mausen verdruckt) anlangt, so wird derselbe besser Man-dsy geschrieben. Es ist ein Spitzname der Südchinesen bei den Nordchinesen und findet sich schon in der Form Mangi für Süd-China bei Marco Polo. Am Amur bezeichnet er schlechthin den „Chinesen" überhaupt und ist dort vielleicht mit Anlehnung an den Namen der Mandschu in Gebrauch gekommen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

III.

Schiffslieutenant Wyse, das Haupt der Expedition, traf inzwischen die letzten Vorbereitungen und warb Träger und Macheteros an, welche mit dem Waldmesser (machete) Schlingpflanzen, Gestrüpp und Bäume zu beseitigen und einen Weg durch den Urwald zu bahnen hatten. Auf den Rath des Großkaufmanns Reenero, des Haupt-Ex- und -Importeurs in Darien, wählte Wyse an zwanzig Leute aus, welche indessen mit ihrer angeborenen Indolenz sich später von so geringem Nutzen erwiesen, daß man froh war, sich ihrer rasch entledigen zu können. Ganz anderen Schlages waren die Männer, welche Herr de Lacharme vom Rio Sinn in der Provinz Cartagena herbeibrachte, wahre Kolosse, gestählt durch das rauhe Leben des Holzhauers, nüchtern, gehorsam, ergeben und unermüdlich. Eigentlich hätte die Expedition ihre Wasserfahrt von Panama aus in Canoas, Bongos und ähnlichen elenden Fahrzeugen antreten sollen; aber davon wollte Aizpuru, der Präsident des Staats, nichts wissen: er stellte ihr einen kleinen Dampfer „Taboguilla" zur Verfügung und gab ihr sogar in Gesellschaft mehrerer hohen Beamten und Notabeln das Geleit.

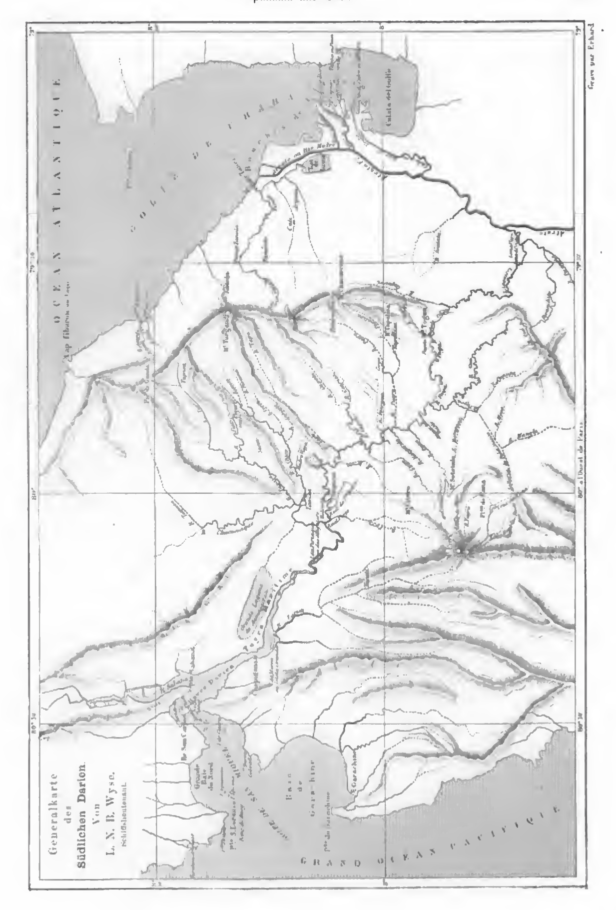
Die Abreise war auf den Abend des 11. December festgesetzt. Der Dampfer, welcher sonst dazu dient, die Reisenden von der Eisenbahnstation nach den großen Seedampfern überzuführen, ist überaus klein und besitzt keinen Schiffsraum, so daß das Deck stets überfüllt ist. Auf seinem leichten Spardeck hatten aber bereits die 30 Macheteros der Expedition sich festgesetzt. Außer der letztern schiffte sich noch ein Trupp Soldaten ein, welcher die Garnison von Yaviza in Darien ablösen sollte, ferner das Musikkorps des Regiments von Panama — eine Aufmerksamkeit gegen die Fremden, welcher dieselben gern überhoben gewesen wären —, endlich der Präsident mit seinem Gefolge und einer Schaar von Panamanern, welche diese Gelegenheit, in ihr einförmiges Dasein etwas Abwechselung zu bringen, mit Freuden ergriffen. Holzhauer, Soldaten und Musikanten hatten die besten Plätze bereits besetzt und den größten Theil des noch übrigen Raumes mit ihrem Gepäck, Decken und Hängematten ausgefüllt: der Präsident und die Mitglieder der Expedition mochten sehen, wie sie sich unterbrachten. Als ersterer an Bord kam, empfing ihn Feuerwerk und Musik. An Schlafen war nicht zu denken; jeder mußte sehen, wie er in möglichst wenig unbequemer Lage oder Stellung die Nacht mit Trinken, Spielen oder dergleichen hinbrachte. Ueber dem Trinken vergaßen zum Glücke die Musiker bald ihre Instrumente.

Um $5^1/_2$ Uhr Morgens zeigte sich in der Dämmerung der Strand des Meerbusens San Miguel. Gegenüber dem Kap Garachine bot sich ein herrlicher Anblick dar: das ziemlich hohe Ufer verschwand vollständig hinter hochragenden Bäumen, deren schnurgerade weiße Stämme ein wahres Dach dunkelgrünen Laubes trugen. Manche dieser Riesen maßen sicherlich mehr als 30 m in der Höhe. Keine Schlingpflanze, kein Schmarotzergewächs, wie so häufig im Urwalde, beeinträchtigte die mächtige Wirkung der symmetrischen gewaltigen Bäume.

Nachdem der kleine Dampfer mit dem Lande kommuni-



Soldaten von Panama. (Nach einer Skizze von A. Urdaneta.)

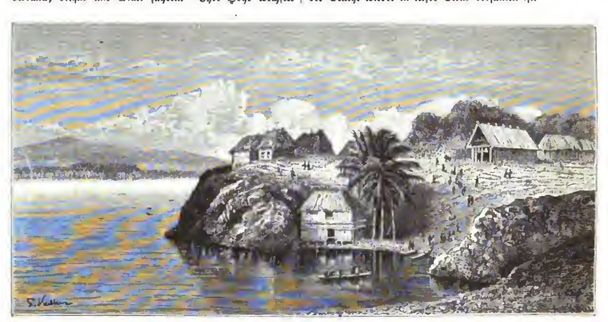

Generalkarte
des
Südlichen Darien
von
L. N. B. Wyse.
Schiffslieutenant.
OCEAN ATLANTIQUE
GRAND OCEAN PACIFIQUE
Gravé par Erhard
80° à l'Ouest de Paris

cirt hatte, steuerte er auf die Boca Chica los, eine und zwar die südlichste der beiden Mündungen, durch welche sich der Tuyra in die Bai San Miguel ergießt, und welche für das südliche Darien als Häfen dienen.

Der Isthmus von Darien, zwischen $7^1/_2{}^0$ und $9^1/_2{}^0$ nördl. Br. und 79^0 und $81^1/_2{}^0$ westl. Länge von Paris gelegen, wird durch das Gebirge von San Blas von der Landenge von Panama geschieden. Er reicht bis an die Ebene des Choco im columbischen Staate Cauca und bis zu dem großen Gebirgsknoten Pirri, von dessen Gipfel nach der Angabe mancher Schriftsteller am 25. September 1573 Vasco Nuñez de Balboa zum ersten Male die leuchtenden Wogen des Stillen Oceans erblickte.

Darien zerfällt in zwei Theile: den Isthmus von San Blas, von welchem weiter unten die Rede sein wird, und das südliche Darien. Letzteres wird von einer Bergkette durchzogen, deren Haupttheile die Namen Cordillere von Llorana, Nique und Mali führen. Ihre Höhe wechselt vielfach; im Durchschnitt verläuft sie näher dem Atlantischen als dem Stillen Oceane, und in Folge dessen findet sich auf jenem Abhange der Cordillere kein bedeutender Fluß, während dem Stillen Oceane der Chucunaque und der Tuyra zufließen. Letzterer nimmt den erstern bei Real de Santa Maria auf, bildet weiter abwärts, wo der Rio Sabana sich in ihn ergießt, einen prachtvollen innern Hafen und mündet dann in die Bai San Miguel.

Die Naturschätze dieses Gebietes lassen sich noch gar nicht berechnen. Die Goldminen von Cana waren die ergiebigsten in ganz Central-Amerika, so schlecht sie auch ausgebeutet wurden. Von den Erzeugnissen des Waldes kennt man einstweilen nur erst die taqua oder Elfenbeinnuß und den Kautschuk, dessen Ertrag, vor zwanzig Jahren auf seinem Höhepunkte angelangt, indessen durch die unvernünftigen Verwüstungen der Sammler schon bedeutend nachgelassen hat, so daß die Bevölkerung Dariens nach einer kurzen Zeit der Blüthe wieder in tiefes Elend versunken ist.



Chepigana. (Nach einer Skizze von Lieutenant Reclus.)

Die Bai San Miguel, welche der Dampfer in Zeit von zwei Stunden kreuzte, wird von hohen Hügeln eingefaßt, hinter welchen sich mächtige Berggipfel erheben — allerdings kein ermuthigender Anblick für eine Expedition, welche eine Senkung für einen Kanal zu suchen hatte. Nachdem man aber einige Dutzend Kilometer in der Richtung, wo die Berge sich am drohendsten erheben, zurückgelegt, zeigte sich zwischen der Insel Iguana und dem Kap Colorado eine Oeffnung in der Küstenlinie und dahinter eine weite, mit Inseln bedeckte Bucht, zwischen welchen hindurch der Dampfer seinen Weg nahm, der des Mannichfaltigen und Ueberraschenden genug darbot. Nochmals scheint ein zusammenhängendes Ufer der Weiterfahrt ein Ende zu bereiten; aber nur eine halbe Kabellänge von einem Vorgebirge entfernt zeigt sich eine circa 100 m breite Straße, in welcher eine starke Strömung gefährliche Wirbel hervorbringt. Um dieselben zu vermeiden, wäre ein Umweg von 10 km nöthig; da aber diese Straße, die Boca Chica, nur eine halbe Seemeile lang und dazu tief ist, und der Dampfer nur geringen Tiefgang besitzt, so wagt er sich mit großer Schnelligkeit hindurch und erreicht glücklich die Mündung des Tuyra. Noch passirt er einige kleine Inseln, dann den Landvorsprung, welcher das hübsche Dörfchen La Palma trägt, und nun zeigt sich jener einförmige Anblick, den alle großen Ströme der Tropen darbieten: eine weite Fläche nahezu regungslosen, gelblichen Wassers, von einer leichten Brise kaum gekräuselt, und ringsum, so weit das Auge reicht, flaches Land und niedrige mit Manglebäumen bedeckte Ufer. Hier am Tuyra indessen bringen die hohen Hügel in der Ferne einige Abwechslung in die Landschaft. Beim Einflusse des Sabana wird der Strom so breit, wie ein Meeresarm, um sich dann vor Chepigana, wo der Dampfer um ein Uhr Nachmittags landet, auf nur $1^1/_2$ km zu verengern. Im Feiertagsgewande hatte sich, den Ankommenden zu Ehren, die gesammte Bevölkerung auf dem Hügel, welcher die Kirche trägt, versammelt; die weißen oder hellfarbigen Kleider der Frauen, die halbnackten bronzenen Körper der Männer gaben zusammen ein malerisches Bild.

Hier endlich begann das Arbeitsfeld der Expedition; aber der Anfang ging nicht so leicht von statten. M. Wyse hatte viel Mühe, Boote zum Befahren des Tuyra aufzutreiben; denn die Bewohner von Chepigana nahmen die gute

Gelegenheit wahr und forderten so unverschämte Preise, daß sich der Präsident selbst ins Mittel legen mußte. Durch seine Unterstützung erhielt die Expedition eine große „canoa“ und mehrere Pirogen, welche insgesammt aus je einem Baumstamme bestanden, der nur mittels der Axt ohne Zuhülfenahme des Feuers ausgehöhlt worden war.

Am 13. December verabschiedeten sich der Präsident und die übrigen Einheimischen von der Kommission, tauschten zahllose Händedrücke, Umarmungen, selbst Küsse aus und kehrten auf der „Tabognilla“ nach Panama zurück, während die kleine Flottille der Europäer noch auf das Eintreten der Fluth zu warten hatte. Diese Ruhepause benutzte Reclus, das Dorf zu besichtigen. Chepigana liegt am Fuße eines kleinen Felshügels am Rande eines ungesunden Sumpfes. Zwei Tage Arbeit würden genügen, dem stagnirenden Wasser Abfluß zu verschaffen — aber die Indolenz ist zu groß, als daß man sich zu einer so geringfügigen Anstrengung aufraffte. Die Wände der Häuser bestehen sämmtlich aus



Chola. Zambo. Indianerin.

Zamba. Mulatte. Mulattin.

Typen aus Darien. (Nach Skizzen von A. Urdaneta.)

Schilf; an dem Holzgerüste ist kein einziger Nagel verwendet, alles wird nur durch Lianen zusammengehalten. Manche enthalten vier Zimmer, einige rühmen sich sogar eines obern Stockwerkes. Das Dach, eine dicke Schicht Palmblätter, schützt vortrefflich gegen die Hitze und läßt keinen Regentropfen hindurch; dafür aber beherbergt es zahllose Skorpione und Eidechsen sowie Spinnen von entsetzlicher Größe, während unter dem vorspringenden Schutzdache Wespen, deren Stich sehr schmerzhaft ist, zu Hunderten ihre Nester angeklebt haben. Die Einrichtung der Wohnungen ist natürlich sehr einfach: ein Bettgestell, ein Moskitonetz, ein oder zwei Koffer, welche die ganze Habe der Familie umschließen, ein paar Bretter und drei Steine, welche den gußeisernen Kochtopf tragen.

Die Häuser sind nach Gutdünken hier und dort errichtet. Zur Regenzeit verwandeln sich die Straßen in Moräste, und nur einige reichere Leute haben den Platz vor ihrem Hause mit Scherben von irdenen Bierflaschen gepflastert. Als noch der Kautschukhandel in seiner Blüthe stand, und jedermann, und mochte er noch so faul sein, täglich seine 30 bis 40 Francs verdiente, wurden jene Kruken in solcher Menge leer getrunken, daß man ganze Straßen damit hätte pflastern können, und daß man auf dem Kirchhofe Umfassungen der einzelnen Begräbnißstätten, Kreuze auf den Gräbern und selbst Namen der Verstorbenen aus den Bodenstücken muthwillig zerbrochener Bierflaschen hergestellt hat.

In den Schlammlöchern wälzen sich Herden magerer mit Aussatz behafteter, langzähniger Schweine, die sich nur mit den Hunden — Gallinazos (Geier) kommen hier nicht vor — in das Geschäft der Straßenreinigung theilen. Kinder, welche ihnen in den Weg kommen, falls sie sich auf einen neuen Haufen Unrath stürzen, werden öfters umgerannt

und gebissen. „Niguas“, „Gusanos“ und andere Insekten legen ihre Eier direkt in das lebende Fleisch dieser Schweine, dessen Genuß nach Reclus' Beobachtung selbst von den ärmsten Leuten verschmäht wird.

Die Ureinwohner dieser Gegenden, die Cunas- und Chocos-Indianer, sind in das Innere des Landes gedrängt worden, wo sie am Oberlaufe des Tuyra und Chucunaque wohnen. Vollständig getrennt von den Darieniten haben sie, außer in Paya, bis jetzt ihre Freiheit sich bewahrt. Einige andere Stämme bewohnen die Küste des Atlantischen Oceans; sie sind weniger frei als jene und können den Colombianern, welche Kautschuk und Tagua sammeln, keinen Widerstand entgegensetzen.

Die eigentliche Bevölkerung Dariens zählt kaum 2000 Seelen und lebt in den unteren Thälern des Tuyra und Chucunaque; sie stammt von entlaufenen Negersklaven, welche sich mit Indianerinnen vermischt haben, und hat auch etwas Blut von Weißen, Chinesen und Hindus, welche beim Bau der Panama-Eisenbahn beschäftigt gewesen waren, in ihren Adern. Fast reine Schwarze bilden die Mehrzahl; aus Höflichkeit nennt man sie „pardos“ (Dunkele) oder „colorados“ (Farbige); das Wort „Neger“ gilt bei ihnen für eine tödtliche Beleidigung. Die meisten Mischlinge sind Zambos und stammen aus einer Vermischung jener Colorados mit Küstenindianern, olivenfarbigen Indianern von Chiriqui oder rothen peruanischen Indianern; von denen des Südens haben sie Kraft, Schönheit und die prächtige Hautfarbe geerbt, von den Indianern von Chiriqui Mäßigkeit, Geduld, Anmuth, Liebe zur Arbeit und Gehorsam. Fast allen rollt auch ein wenig, aber auch nur ein paar Tropfen „blauen Blutes“ (sangre azul, d. i. europäisches Blut) in den Adern; echte Mulatten aber und Mischlinge zwischen Weißen und Indianern sind in Darien selten.

Dank ihren indianischen Vorfahren haben nicht alle Darieniten krauses Wollhaar, sondern häufig feines, glänzendes, einfach gewelltes Haar; die so bevorzugten führen die Bezeichnung Cholos. Unter ihnen finden sich die stärksten Männer und die schönsten Frauen. Im Allgemeinen sind die Männer ziemlich muskulös und haben auf den ersten Blick ein kräftiges Aussehen. Das rauhe Handwerk des Jägers und „cauchero“ (Kautschuksammler), das Leben im Urwalde, die langen Flußfahrten, alles dies würde sie ungewöhnlich stark machen, wenn sie nicht in ihrer Jugend so durchaus gar keine Pflege genossen hätten; dazu kommt die ungenügende Ernährung unterwegs, schlechte Witterung, allerhand Unfälle im Walde und besonders die Trunksucht, so daß man hier wenig Erwachsene in gutem Gesundheitszustande sieht. Greise kommen selten vor und nur unter denen, welche nicht das mühselige Gewerbe des Cauchero ausgeübt haben.

Im Großen und Ganzen sind die Bewohner Dariens sanftmüthig, gastfreundlich, freigebig und dienstwillig; allein sie ertränken oft diese guten natürlichen Eigenschaften nach und nach durch zügellose Trunksucht. Für den „anisado“, einen im Lande selbst bereiteten, gemeinen, aber sehr starken Anisschnaps, geben sie alles her und hungern selbst, um ihn sich verschaffen zu können. Unglücklicherweise ist derselbe sehr billig, und so werden unter seinem Einflusse die sonst so friedlichen Leute streitsüchtig, greifen, durch einen Scherz gereizt, zum Machete und stechen blind darauf zu. Furcht vor Strafe hält sie nicht zurück; denn an Ort und Stelle giebt es keine Gerichte, Panama ist weit und der schützende Urwald nahe. Nach einigen Monaten haben die Beleidigten die Sache und ihre Rachsucht vergessen, und der Schuldige kann ungestraft in sein Dorf zurückkehren.

Die grenzenlose Kurzsichtigkeit dieser Leute liefert sie den kleinen Kaufleuten in Panama und Cartagena vollständig in die Hände. Alles, was sie verdienen, wird sofort ausgegeben und obendrein stecken sie stets noch tief in Schulden. Um ihren Gläubigern, deren Ansprüche durch Gesetz nicht minder wie durch den Gebrauch geschützt sind, gerecht zu werden, verdingen sie sich bei Patronen, die sich oftmals in ebenso bedrückter Lage befinden, als „mozos“ oder „concertados“. Es ist das eine Art milder Sklaverei, der sich die Leute ohne Murren und oft für ihre ganze Lebenszeit unterziehen. Das Herkommen zwingt sie, bei ihren Herren Werkzeug, Kleidung und Nahrung zu kaufen, und diese sorgen schon dafür, daß die Schulden sich zwar nicht vergrößern, aber auch nie getilgt werden. Die „Mozos“ verrichten die einzige Arbeit, welche es hier giebt: sie sammeln Kautschuk und Tagua; um die Bestellung des Bodens, und wäre er noch so fruchtbar, kümmert sich hier kein Mensch.

Ein Brief Prschewalski's.

Aus einem Schreiben Prschewalski's aus der Stadt Gui-de-tin am obern Hoang-ho (Mai 1880) bringt der „Russ. Inval.“ vom 30. September (12. Oktober) dieses Jahres folgenden Auszug:

Nach Erledigung meiner Geschäfte in Si-ning kehrte ich zu meinem Lager zurück, das mich 25 Werst südlich von der Stadt Donkyr (im Südwesten von Si-ning) erwartete. Nachdem wir alle Sammlungen verpackt und nach Alaschan abgeschickt hatten, brachen wir am 20. März (1. April) zum Hoang-ho auf, bis zu dem von Donkyr aus 83 Werst zurückzulegen waren. Da, wo wir den Gelben Fluß erreichten, ändert er scharf seine nordöstliche Richtung in eine östliche. An der Biegung liegt der kleine Grenzort Gomi, von ackerbauenden Tanguten bewohnt, die äußerste bewohnte Niederlassung am obern Hoang-ho. Der Fluß selbst hat hier bei niedrigem Wasser eine Breite von 60 bis 70 Saschen (1 Saschen = 2,134 m) und eine sehr schnelle Strömung (300 Fuß in der Minute). Am Ufer und auf den Inseln stehen Baumgruppen von Schwarzpappeln und Weiden. Der Wasserspiegel des Flusses liegt auf 8000 Fuß absoluter Höhe.

Nach zehntägigem Aufenthalt in Gomi gingen wir am Hoang-ho weiter aufwärts. Mit vieler Mühe und nur durch Drohungen erhielten wir einen Führer, aber einen Idioten, der die Gegend auf 100 Werst flußaufwärts nur sehr wenig kannte. Offenbar war unter allen Bewohnern der schlechteste zum Führer ausgesucht und noch dazu auf Befehl aus Si-ning. Der dortige Amban hatte vor uns her einen Boten geschickt mit der Anweisung, uns auf jedem Schritte zu täuschen, unsere Weiterreise durch heimliche Kniffe möglichst zu erschweren, äußerlich aber uns vollste Ergebenheit und zuvorkommende Dienstwilligkeit zu zeigen. So geschah es denn auch in Gomi. Einen Führer erhielt ich erst als ich erklärte, ich würde den Ortsältesten mit mir nehmen.

Von Gomi begann unsere mühevolle Erforschung am Gelben Flusse aufwärts. Das ganze Bassin seines Oberlaufes charakterisirt sich durch zahllose ungewöhnlich tiefe Korridore oder Trancheen, die in Schwemmland (Thon, Kiesel und kleine Steine) eingeschnitten und ausnahmslos von oft ganz kleinen Flüßchen durchzogen sind. Nicht selten bilden sich auch solche Einschnitte zur Zeit der starken Sommerregen. Die Wände dieser Korridore, immer senkrecht abfallend und schrecklich ausgezackt, haben zum mindesten eine lothrechte Tiefe von 1000 Fuß. Am Hoang-ho selbst, der in einem ähnlichen aber 6 bis 7 Werst breiten Korridore dahinfließt, erheben sich die Steilwände auf 1600 Fuß über den Wasserspiegel. Eine große Zahl solcher Abgründe durchschneidet die Gegend am obern Hoang-ho. Auch in großer Nähe sind diese Spalten noch nicht wahrzunehmen. Man geht auf völlig ebenem Wiesengrunde, da öffnet sich plötzlich vor unseren Füßen der gähnende Abgrund, auf dessen Boden ein Flüßchen sich hinschlängelt, begleitet von Laubholzbäumen, ebenso bedecken Gebüsche stellenweise die Seitenwände der Schluchten. In dieselben hinab führen von den Si-fan angelegte Fußsteige, aber es ist äußerst beschwerlich für Lastthiere diese Pfade hinabzusteigen oder aufwärts zu klimmen, die auf eine Länge von 3 bis 4 Werst 1500 Fuß Fall haben; noch dazu drohen die lehmigen Hänge fortwährend mit Einsturz. Das stete Passiren solcher Schluchten kostete uns und unseren Thieren unglaubliche Mühe und Anstrengung.

Zu den Unbequemlichkeiten des Vorwärtskommens trat nun noch die feindselige Haltung der Landeseinwohner, der Si-fan. Sobald wir ihr Gebiet betraten, zeigte sich ein Reiter, der von fern uns zurief, wir würden bald erschlagen sein, und davonjagte. Es war wie im letzten Winter in Tibet, der reine Kriegszustand: Wachdienst bei Nacht, Schlaf mit der Waffe unter dem Kopfkissen, Jagd mit steter Bereitschaft des Revolvers, Weiden des Viehs höchstens auf Büchsenschußweite von unserm Lagerplatze entfernt.

Die Drohungen der Si-fan blieben indeß bei bloßen Worten. Allen war sehr gut bekannt, wie wir die Jegraer auf dem Tanla uns ferngehalten hatten; die Si-fan, ebenso feige und eben solches Gesindel, vertauschten ihre feindliche Haltung sehr bald mit einer mehr friedlichen, sie kamen sogar zu uns und verkauften uns Butter und Hammel. Zuletzt bekannten diese Wilden, daß sie schrecklich geängstigt worden waren durch Gerüchte, die aus Si-ning uns vorangingen, und daß sie alle aus den Ortschaften, durch die wir kamen, hätten flüchten wollen.

Nachdem wir 130 Werst von Gomi zurückgelegt hatten, trafen wir in den tiefen Thalspalten zwischen hohen theilweise schneebedeckten Bergen ordentliche Wälder und fanden darin viele Vögel, unter ihnen auch drei noch unbekannte Arten. Besonders viel gab es blaue langohrige Fasanen (Crossoptilon auritum). Dieser schöne Vogel, von dem es nur einige Exemplare in den Museen zu Paris und Petersburg, vielleicht auch in London, giebt, fand sich sehr häufig sowohl in den Wäldern wie in den Gebüschen von 9500 Fuß absoluter Höhe an. Wir haben täglich einige Exemplare erlegt und die besten davon für unsere Sammlung ausgewählt, in der wir jetzt 26 Stück haben; sie füllen eine ganze Kiste; ohne die Schwierigkeit des Transports hätten wir leicht ein ganzes Hundert blauer Fasanen mitbringen können. Eine andere Merkwürdigkeit der beschriebenen Gegend ist eine Arzneipflanze, Rhabarber, die dort in unglaublicher Menge wächst. Die alten Wurzeln erreichen eine riesige Größe. Ich habe aufs Gerathewohl eine solche Wurzel genommen, die ohne ihre zahlreichen (im Ganzen 23) Seitenverzweigungen 16 Zoll lang, 12 Zoll breit und 7 Zoll dick war und (roh) 26 Pfund wog. Ich bringe diese Wurzel getrocknet für Herrn Maximowitsch mit.

Nachdem wir so eine Schlucht nach der andern durchschritten, zuletzt noch überdies einen Streifen Sand von 20 Werst Breite passirt hatten, kamen wir zur Mündung des Flusses Tschurmyn, der in den Hoang-ho fällt. Am Gelben Flusse selbst ist diese Stelle nur 130 Werst von Gomi entfernt; auf unserm Umwege kamen 193 Werst heraus. Eine Rekognoszirung von der Mündung des Tschurmyn noch 40 Werst weiter aufwärts am Hoang-ho überzeugte mich, daß es unmöglich sei, den gewaltigen Gebirgskamm zu umgehen, den der Gelbe Fluß hier durchbricht. Die Berge ragen empor bis in die Wolken; furchtbare Abgründe finden sich auf jeder Werst Weges; Viehfutter fehlte vollständig. Das Gebirge zu umgehen und selbst den Weg dazu erst durch Rekognoszirungen zu finden, da unser Führer noch nie dort gewesen war, erschien mir unmöglich, da wir Maulthiere bei uns hatten und nicht Kameele, die an die Entbehrungen in der Wüste gewöhnt sind. Aber auch mit Kameelen wäre es kaum möglich gewesen, dieses Gebirge zu umgehen, das aller Wahrscheinlichkeit nach die östliche Fortsetzung des Burchan-budda ist.

Inzwischen waren unsere Thiere (Maulthiere und Pferde) durch den mühevollen Weg stark angegriffen, vier derselben hatten wir verloren. Auf das andere Ufer des Hoang-ho überzugehen, der an der Mündung des Tschurmyn 40 bis 50 Saschen (= 2,134 m) Breite hat, war auch unmöglich, es gab kein Holz zum Bau eines Flosses, und die Strömung war sehr reißend. Endlich hat auch die Gegend auf dem andern Ufer des Gelben Flusses ganz denselben unzugänglichen Charakter. In Anbetracht alles dessen kehrte ich um, ging nach Gomi und von dort nach der Stadt Gui-de, die 60 Werst stromabwärts am rechten (südlichen) Ufer des Gelben Flusses liegt.

Unser Dolmetscher, ein Tarantsche aus Kuldsha, ein sehr beherzter und ergebener Mann, war nach Si-ning geschickt, um dem dortigen Amban mitzutheilen, daß wir über Gui-de in das Schneegebirge gehen würden, welches 50 bis 60 Werst südlich dieser Stadt liegt. Auf die Nachricht von diesem meinem Vorsatze gerieth der Amban, der geglaubt hatte, ich würde nach Hause zurückkehren, in unbeschreibliche Wuth und erklärte, er werde mich nicht auf das südliche Ufer des Hoang-ho lassen, er habe darüber Befehle aus Peking. Der Dolmetscher erklärte daraufhin dem Amban, er habe nur Auftrag ihm meinen Entschluß mitzutheilen, nicht um Erlaubniß zu bitten, und ich würde dahin gehen ohne Rücksicht auf den Zorn des Amban. Die Sache endete damit, daß der Amban Befehl gab, uns auf das rechte Ufer des Hoang-ho überzuführen, was auch heute (?) geschehen ist. Ferner hat er uns ein Papier zugestellt, in dem er erklärt, daß er uns weder nach Kuku-nor, noch von Gui-de aus weiter nach Süden gehen lassen kann, weil dort die Tanguten sich empört haben, was freilich eine Lüge ist.

Ich selbst habe nicht die Absicht weiter als zu den Schneebergen im Süden von Gui-de vorzudringen; ich werde dort den Juni zubringen, ihre Flora und Fauna studiren und dann, wahrscheinlich über Si-ning, mich in das Gebirge nördlich von dem Götzentempel Tscheibsen begeben, dort den Juli über verweilen und meine früheren Untersuchungen in diesem Gebirge vervollständigen.

Das Wetter ist andauernd schlecht, jeder Tag bringt Regen, im Gebirge Schnee; in der Nacht vom 11. (23.) zum 12. (24.) Mai waren in der offenen Steppe 12° C. Kälte, im Gebirge war es noch kälter. Trotzdem giebt es viele Pflanzen in den Bergen, wir haben schon 250 Ar-

ten gesammelt; dann haben wir Fische im Hoang-ho gefangen und etwa 500 Exemplare von Vögeln präparirt. Außerdem ist eine Karte der durchzogenen Gegend angefertigt, es sind astronomische, Barometer- und Thermometer-Beobachtungen gemacht und viele Typen gezeichnet worden. Kurz, unsere Untersuchungen sind ziemlich vollständig.

Die Quelle des Gelben Flusses selbst habe ich freilich nicht erreicht, aber dahin kann man auch schwerlich anders gelangen als aus Tzaidam, auf dem eigentlichen Hochlande von Tibet. Bei alledem ist doch zu bezweifeln, daß der Hoang-ho in seinem obern Laufe eine so scharfe Biegung macht, wie man sie gewöhnlich auf den Karten darstellt. Auf der erforschten Strecke, 250 Werst von Gui-de aufwärts, giebt es wenigstens keine solche Biegung. Von dort nämlich bis Gomi aufwärts (60 Werst) fließt der Fluß rein in östlicher Richtung, die nächsten 100 Werst kommt er aus Nordosten und die letzten 100 Werst bis zum großen Durchbruch aus Norden. Wie die Sifan angaben, wendet sich hinter jenen Bergen der Hoang-ho nach Nordwesten (immer in der Richtung des Flußlaufes gesprochen), aber nur um dies schneebedeckte Gebirge zu umgehen.

Das ist alles, was ich in der Kürze über unsere zweimonatliche Reise am obern Hoang-ho mittheilen kann. Offen gestanden ging es uns im Lande der wilden Sifan viel besser als jetzt unter den Chinesen. Letztere haben solche Thorheiten über uns in Umlauf gesetzt, daß sie den starken Argwohn jenes einfachen Volksstammes noch vergrößerten. So z. B. fragte der Amban von Si-ning jetzt unsern Dolmetscher: ob ich wirklich 40 Sashen tief in das Innere der Erde sehen und dort alle Schätze sogleich entdecken könne. Die Sifan waren alle fest überzeugt, daß wir Zauberer seien und bei Nacht fortflögen, wohin wir wollten; nur unsere Lastthiere könnten nicht über die Gebirge wegfliegen. Vom Grafen Szechenyi sagte derselbe Amban von Si-ning, dieser Reisende (der eine Messung am Hoang-ho vorgenommen) habe aus dem Grunde des Flusses einen Zauberstein gehoben, der 10000 Lan Gold werth sei. Fabel über Fabel.

Im Gebirge bei Tscheibsen werde ich den Juli zubringen, dann nach Alaschan gehen und etwa den 20. August (1. September) dort eintreffen.

Die Frühlingsfeier der Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasialprofessor in Pettau.

I.

Wie bei jedem andern Volke wurde auch bei den Slaven der Festkalender des Jahres nach dem Wechsel regelmäßig eintretender Naturerscheinungen bestimmt; wie Tag und Nacht stetig auf einander folgen, ein Wechsel, der auf den ersten Menschen, wenn wir ihn uns mit vollständig entwickelten Geistesgaben ausgestattet denken dürften, einen schrecklichen Eindruck gemacht haben muß, folgen im Jahre zwei wesentlich verschiedene Abschnitte, deren Gegensatz die Natur deutlich genug hervorgehoben hat, um den Menschen schon im ersten Kindesalter auf die Idee zu bringen, darnach seine Zeiteintheilung einzurichten. Demnach zerfiel das Jahr wieder in zwei Hauptabschnitte, Sommer (lèto) und Winter (zima), von denen der erstere als der überwiegendere, dem Menschen wichtigere, zugleich den Namen für das ganze Jahr abgab, wie andererseits nördlich wohnende Völker, so die weit gegen Norden sitzenden Germanen, bei denen dem Winter fast volle sieben Monate zufallen, nach Wintern rechneten. Wie Recht wir haben, für die älteste Zeit nur zwei Jahresabschnitte anzunehmen, zeigen deutlich die Namen für das Frühjahr, welches Serben, Russen, Čechen und Slovenen als „Vor-Sommer, junger Sommer“ (serb. proljeće, russ. nadlètnij čas, podlètie, čech. podletí, slov. mlado leto, pomlad) bezeichnen, während für den Herbst analog der Name „Vor-Winter“ bei vielen Stämmen gebräuchlich ist.

Den Jahresanfang verlegten die Slaven wie alle verwandten Völkerschaften auf den (25.) März, da zu dieser Zeit die Natur aus ihrem Schlafe erwacht und die Lichtgottheiten zur Herrschaft gelangen. Diese heidnische Einrichtung erhielt sich auch nach der Bekehrung zum Christenthume; der russische Volksglaube und die Apokryphen suchen sie dadurch zu begründen, daß zu dieser Zeit die Welt und der Mensch erschaffen worden seien. So heißt es z. B. in dem apokryphen Leben des heiligen Stephan von Perm: „Der Monat März steht an der Spitze aller Monate und wird der erste genannt, nach dem Zeugnisse des Gesetzgebers Moses, welcher sagt: Unter den Monaten soll auch der März der erste sein, denn im März begann alles Bestehende, am 21. (25.) März nämlich wurde der erstgeschaffene Mensch, Adam, der Begründer des Menschengeschlechtes, von Gott erschaffen“ [1]). Die orientalische Kirche hatte in Rußland nach dem Beispiele von Byzanz, woher sie ja gekommen war, ihrer Zeitrechnung den römischen Indiktionenzirkel der Steuerperiode zu Grunde gelegt und damit den 1. September zum Jahresanfang bestimmt, doch das Volk hielt an dem Alten fest wie in den übrigen Theilen Europas, wo man sich, trotzdem von den Römern der 1. Januar als Jahresanfang übernommen war, auch bis tief in das Mittelalter hinein an den alten heidnischen Termin hielt; erst Peter der Große verlegte in Rußland den Jahresanfang auf den 1. Januar.

Freilich war es auch den alten Völkern nicht entgangen, daß der entscheidende Umschwung schon früher, zur Zeit der Wintersonnenwende, eintrat, zu der die Römer das Geburtsfest der unbezwinglichen Sonne (dies natalis solis invicti, am 25. December) feierten. Dieselbe Vorstellung von der Geburt der Sonne zeigen die Mythen aller anderen Völker, der Germanen wie der Slaven. Selbst das Christenthum konnte die Bedeutung des Weihnachtstages als eines solaren Festes lange nicht aus den Gemüthern der Gläubigen reißen; so tadelt Leo der Große, zu dessen Zeit die ältere solare Bedeutung des Festes offenbar noch in guter Erinnerung war, in einer Predigt die „verderbliche Ansicht“, daß dieser Festtag nicht wegen der Geburt Christi, sondern zu Ehren des Aufgehens der neuen Sonne, wie sie sagten, gefeiert

---

[1]) Afanasjev, poetičeskija vozzrěnija Slavjan na prirodu. St. Petersburg 1866 — 1869 III, p. 659.

werde. Die Erinnerung an die Sonnenriten des Mitwinters lebt ja noch jetzt in einem großen Theile von Europa; dieselbe wird durch die Freudenfeuer, die deutschen „Julfeuer", die französische „souche de Noël", die serbischen „badnjak" [1]) und durch eine große Zahl von Gebräuchen wachgehalten. So singen die Jünglinge, welche bei den Serben zu Weihnachten von Haus zu Haus ziehen, ein Lied, das die Bitte enthält, die Kühe mögen viel Milch geben, um den „jungen Gott" (božić) zu baden. Könnte man bei diesem zwar noch mit vollem Rechte vermuthen, daß darin eine christliche Vorstellung von dem neugeborenen Gottessohne enthalten sei, so lassen die anderen bei gleicher Gelegenheit gesungenen Lieder, welche von dem „alten Badnjak" und dem „jungen Božić sprechen, gewiß nicht dieselbe Deutung zu. Deshalb finden die Mythologen mit Recht in diesen zwei Personen die Hinweisung auf den heidnischen Sonnengott Perun, von dessen Lichte man sich das Wohlergehen der Menschen und der ganzen Natur abhängig dachte [2]). Wie langsam die Sonnenverehrung aus dem Volksgemüthe verdrängt wird, zeigen viele Beispiele; so hatte sich Tertullian noch über viele Christen zu beklagen, „die mit Vorliebe die Himmelskörper verehrten und ihre Lippen gegen die aufgehende Sonne zu bewegen pflegten," und Leo der Große über jene, die, ehe sie die Basilika von St. Peter betreten, oder wenn sie auf einem Hügel standen, sich gegen die aufgehende Sonne wandten und sich vor ihr verbeugten; dies thun sie, sagte er, theils aus Unwissenheit, theils aus dem Geiste des Heidenthums. Ja bis auf den heutigen Tag nimmt nach Wuttke der Bauer in der Oberpfalz seinen Hut vor der aufgehenden Sonne ab, und in Pommern muß der Fieberkranke dreimal bei Sonnenaufgang gegen die Sonne gerichtet beten: „Liebe Sonne, komm' bald herab und nimm mir die siebenundsiebzig Fieber ab. Im Namen Gottes des Vaters u. s. w." Noch heutzutage steigen die Bauern in Sachsen, Brandenburg und Rußland am Ostermorgen auf Berggipfel, um die Sonne ihre drei Freudensprünge machen zu sehen, wie man es in England in jenen Tagen auch zu thun pflegte, da Thomas Browne die eigenthümliche Behauptung vertheidigte, „daß die Sonne am Ostermorgen nicht tanze" [3]). Außerdem finden wir im slavischen Volksglauben noch viele Anhaltspunkte, welche beweisen, daß zur Weihnachtszeit das Geburtsfest der Sonne gefeiert wurde; so sagt ein serbisches Sprichwort: „man fragte den Wolf, wann es am kältesten sei: zur Zeit, da die Sonne geboren wird," lautet die Antwort. Dahin gehören auch die Wunderzeichen, welche das Volk zu dieser Zeit geschehen läßt. Um Mitternacht öffnen sich die Pforten des Himmels, die Wasser der Flüsse beleben sich, verwandeln sich in Wein, wie denn auch in Deutschland die Meinung angetroffen wird, wohin zu dieser Zeit Odin, Freir, Holda und Freia kommen, „alle Wasser — Wein, alle Bäume — Rosmarein". Auf den Bäumen entwickeln sich Blüthen und reifen goldene Aepfel. Zu der Zeit streut der Himmel reiche Gaben; was immer man bittet, während der Himmel offen ist, wird gewährt; darum bleiben die Serben nach Vuk Stephanović Karagjić am Feste der heiligen drei Könige die ganze Nacht unter freiem Himmel, um denselben offen zu sehen und sich während dieser Zeit etwas zu wünschen.

[1]) Dem Badnjak entspricht der skand. jul-block, der engl. yule-clog, das ist ein Holzklotz, der am Weihnachtsabend in das Feuer gelegt und wo möglich brennend erhalten wird, wie das franz. caligneau. Vergl. „Globus", Bd. XXX, Nro. 4 und 5.

[2]) Krek, Einleitung in die slavische Literaturgeschichte I, S. 194 ff.

[3]) E. B. Tayloe, Die Anfänge der Kultur. Deutsch von F. W. Spengel und Fr. Poske, II, S. 297.

Auf das Erwachen der Natur deuten auch die Gebräuche in dieser Zeit; die čechischen Bauern pflegen z. B am Weihnachtsabend die Obstbäume im Garten zu schütteln, um sie aus dem Schlafe zu wecken; und sagen dabei: „Wach auf, wach auf! Bäumelein! gieb Obst; heute ist Weihnachtsabend." Dasselbe thun die Lausitzer Wenden zu Mitternacht; bei den Serben dagegen läuft ein Hausgenosse mit dem Beile in der Hand in den Garten und thut, als wollte er die Bäume fällen, woran ihn ein anderer zu hindern sucht, indem er im Namen der Bäume verspricht, sie würden reichliche Früchte tragen [1]).

In dieser hochheiligen Zeit ist natürlich ein Blick in die Zukunft möglich, woher sich die Menge der verschiedensten Orakel leicht erklären läßt. Die Mädchen können erfahren, ob sie im Laufe des nächsten Jahres heirathen werden oder nicht, die Jünglinge können ihre zukünftige Braut erschauen; der Landmann kann erfahren, welcher Monat des künftigen Jahres naß, welcher trocken sein wird. Er braucht dazu nur von einer Zwiebel 12 Schalen abzuschälen, dieselben mit etwas Salz zu bestreuen und sie der Reihe nach mit den Namen der zwölf Monate zu benennen. Am folgenden Morgen findet er, daß auf einigen das Salz naß geworden; deren Monate werden sich durch Feuchtigkeit auszeichnen [2]). Wer zur heiligen Mitternachtsstunde allein sich im Freien befindet, sieht in den Wolken die Zukunft; streitende Heere bedeuten ein Kriegsjahr, Särge sagen ein großes Sterben voraus u. s. w.

Diese und ähnliche Beispiele, deren sich noch viele anführen ließen, beweisen deutlich, daß die Weihnachtsfeier nur die Vorbereitung des Frühlings bildet; so nennen z. B. die Bulgaren den December „koložeg", das ist den Monat der Entzündung des (Sonnen-)Rades, weil bei ihnen, wie bei den Slovenen Kärntens und den Polen in Galizien noch vor wenigen Decennien, in vielen Gegenden Deutschlands dagegen noch heute, die Zeit der Wiedergeburt der Sonne durch Anzündung mit Pechkränzen umwundener Räder und durch Rollen derselben vom Berge ins Thal hinab gefeiert wurde [3]).

Die eigentlichen Frühlingsgebräuche zeichnen sich durch eine große Mannigfaltigkeit aus; freilich haben sich nicht alle mehr an demselben Termine erhalten, an welchem sie in vorchristlicher Zeit gefeiert wurden; der christliche Festkalender bot Centralisationspunkte genug, an welche sie sich anschlossen, wobei sie natürlich eine neue Deutung erhielten, wie wir es z. B. an dem Weihnachtsfeste schon gesehen haben, welches aus dem Geburtsfeste der Sonne zum Geburtsfeste Christi wurde. Die Kirche nämlich stand dem Volksglauben bald ohnmächtig gegenüber; sie ließ daher die alten Feste bestehen, gab ihnen aber eine neue Deutung. Zweckmäßigkeitsgründe bewogen z. B. Papst Gregor den Großen in einem Briefe an den Abt Mellitus und Augustinus von England zu empfehlen, daß man die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören solle [4]).

Unter den Anzeichen, welche die Ankunft des Frühlings ankünden, finden sich die verschiedensten. So erzählen die Russen, der Wassergeist (Vodjanoi) wache im Sommer, im Winter schlafe er. Im Anfang des Frühjahrs erwacht er, da ist er hungrig und zornig, da bricht er das Eis, wirft die Schollen übereinander, erregt die Wellen, daß sie die Ufer überfluthen und treibt die Fische nach allen

[1]) F. F. Hanuš bájeslovný kalendář slovanský. Prag 1860, p. 31.

[2]) „Globus" XXXIII, S. 142.

[3]) Krek, Einleitung S. 200 Anmerkung 4; Afanasjev III, p. 738 seq.

[4]) Mone, Geschichte des Heidenthums II, 105.

Seiten auseinander. Von dieser Zeit sagen die Bewohner des Archangelschen Guberniums höchst bezeichnend, das Wasser „werde wieder lebendig“. Zu der Zeit sucht man den Vodjanoi zu besänftigen. Die Bauern kaufen auf gemeinsame Kosten ein Pferd ohne zu handeln, füttern es drei Tage mit Brod und Oelkuchen, fesseln ihm dann die Füße, binden an seinen Hals zwei Mühlsteine, beschmieren ihm den Kopf mit Honig, flechten rothe Bänder in die Mähne und lassen es um Mitternacht durch ein Eisloch in den Fluß. Drei Tage wartet der Vodjanoi mit Ungeduld unter Unruhe des Wassers und dumpfem Stöhnen auf sein Opfer. Dieses beruhigt ihn wieder. Aus dem gleichen Grunde vergraben in der Ukraine die Müller einen Stutenkopf in die Wehren und Deiche, damit sie der Wassergeist nicht zerstöre, und opfern ihm an anderen Orten ein fettes schwarzes Schwein, daß er keinen Schaden anrichte, während Fischer Schmalz in den Fluß gießen, um ihn günstig zu stimmen [1]), wie auch ihre Geschäftsgenossen, die slovenischen Fischer an der ungarischen Grenze in Steiermark, nach einem Berichte des Herrn Pfarrers Terstenjek, ehe sie zum Fischfange ausgehen, dem Gestirn (Wassermann) ein Tuch mit einem Ring in die Mur werfen [2]).

Ebenso unbändig wird der Hausgeist (domovoi) zu dieser Zeit; am 30. März wüthet er nach russischem Volksglauben von dem Erscheinen der Morgenröthe bis nach Mitternacht, da die Hähne anfangen zu krähen; da will er keinen seiner Hausgenossen mehr kennen, die Pferde wirft er unter die Krippe, beißt die Hunde, die Kühe hindert er am Fressen, wirft das Hausgeräth durcheinander, wälzt sich dem Hausvater vor die Füße und treibt den größten Unfug, so daß während der Nacht sich niemand zum Fenster traut und man das Vieh schon vor Sonnenuntergang in den Ställen wohl verwahrt. Als Ursache dafür geben die Leute an, daß der Hausgeist im Anfange des Frühlings seine Haut wechsele, daß ihn Raserei befalle oder ihn die Lust anwandle, eine Hexe zu freien [3]).

Auf solche Weise kündigt sich der Frühling, die „Vesna“, an, doch hat sie noch viele andere Boten. Die russischen Bauern gehen am 1. März auf Hügel, um die Vesna anzurufen; da singen sie das Lied von der schönen Vesna, die kommt und Freude bereitet, hohen Flachs und reichliches Getreide bringt. Dies wiederholen sie auch am 9. und 25. des Monats. Zu der Zeit erscheinen auch die Vorboten; am 4. März kommen die Saatkrähen, am 9. die Lerchen, am 25. die Schwalben und bringen warmes Wetter; ihnen folgen die Grillen und der Bär, Storch und Kukuk [4]). Mit vollem Rechte werden auch diese Boten alle hochgehalten, verkünden sie ja die Befreiung von dem eisigen Joche des Winters. So begrüßten denn auch schon die alten Griechen die Frühlingsboten mit bestimmten Gebräuchen [5]).

Ebenso wie die Kinder von Rhodos, ziehen auch heutzutage in Kleinrußland und Bulgarien im Anfange des März die Kinder von Haus zu Haus, besingen den Frühling und tragen eine hölzerne Schwalbe [6]) oder Gebäck in Form von Lerchen herum. Die Schwalbe steht bei den Slaven wie bei den übrigen Völkern in hohem Ansehen; sie heißt deshalb bei den Čechen „der Vogel der Jungfrau Maria“, bei den Russen „der heilige“ oder „göttliche“, in Deutschland „der Herrgottsvogel“, bei den Franzosen „la poule de Dieu“. Das Haus, unter dessen Dache sie nistet, schützt sie vor Brand; ihren Tod oder die Zerstörung ihres Nestes straft Gott mit dem Tode des Frevlers, mit Brand und anderm Unglück. Wer sie tödtet, bekommt nach russischem Volksglauben Sommersprossen; darum waschen sich die Kleinrussen, wenn sie die erste Schwalbe sehen, und sprechen ein Sprüchlein, um sich vor Sommersprossen zu bewahren. Das frühe Erscheinen dieses Vogels prophezeiet ein gesegnetes Jahr.

Ein anderer Verkünder des Frühlings und Prophet ist der Kukuk, dessen Ansehen bei den alten Polen noch viel größer war als jetzt, wenn wir der altpolnischen Chronik des Prokosius [1]) glauben dürfen. Dieser erzählt, „der Gottheit Zywie wäre auf einem Berge, welcher davon Zywiec hieß, ein Tempel errichtet gewesen, in welchem sich in den ersten Tagen des Monats Mai eine unzählige Menge Volkes versammelte und von der Gottheit, welche man für die Urheberin des Lebens hielt, ein langes und glückliches Leben erflehte. Vorzugsweise hätten ihr aber jene geopfert, welche den ersten Kukuksruf gehört hatten, da sie glaubten, sie würden so viel Jahre noch leben, als der Vogel seine Stimme hatte hören lassen. Sie meinten nämlich, der oberste Lenker der Welt verwandle sich in den Kukuk, um ihnen die Anzahl der Lebensjahre zu verkünden; deshalb zählte das Tödten des Vogels für ein Verbrechen und die Behörden bestraften den Uebelthäter mit dem Tode.“ Als ein verwandelter Gott erscheint er auch in der griechischen Mythologie; in seiner Gestalt nahte Zeus zuerst der Here; das sitzende Bild der Göttin zeigt einen Kukuk auf dem Stab; ein die Hochzeitsprocession des Zeus und der Here vorstellendes Basrelief läßt auf des Zeus Szepter einen Kukuk sitzen, wo in anderen Darstellungen der Adler thront. Wegen dieser Verflechtung des Vogels mit der Ehefeier ist es leicht begreiflich, warum dessen Ruf Verheirathung und Ehesegen weissagt. Deshalb finden wir ihn im Volksglauben aller Nationen als Propheten. Die Entstehung desselben erzählt aber der slavische Volksglaube abweichend vom deutschen. Während der letztere zu sagen weiß, er sei ein verwünschter Bäcker- oder Müllerknecht, und trage darum fahles, mehlbestaubtes Gefieder, weil er in theurer Zeit armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen segnete, ihn herausgezogen, bezupft und jedesmal dabei gerufen habe „gukuk“ (ei sieh!), war die serbische „kukavica“ eine Jungfrau, welche ihres Bruders Tod so lange beweinte, bis sie in den Vogel verwandelt wurde, und kleinrussische wie serbische Volkslieder besingen sie als Vogel der Trauer und Schwermuth, während russische Volkssagen ein junges Mädchen durch eine Zauberei in sie verwandelt werden lassen. Bei den Germanen und anderen Völkern steht der Kukuk auch in üblem Rufe; er gilt für einen Ehebrecher, der seine Eier in fremde Nester lege, weshalb auch bei den Römern sein Name gleichbedeutend mit Ehebrecher war, und im Deutschen vor Alters „gouch“, „göuchlin“ so viel wie unechtes Kind, Bastard, bedeutete; ja er erscheint in den Redensarten: das weiß der Kukuk und ähnliche, sogar als teuflisches Thier, während er bei den Slaven, die ihn immer weiblichen Geschlechtes sein lassen, nichts Böses oder Teuflisches an sich hat. In čechischen Liedern klagt er auf der Eiche über des Frühlings Vergänglichkeit, bei den Serben bezeichnet sein Ruf den Haiduken Unheil, wenn er aus dem

[1]) Afanasjev I, 635; II, 214 seq.
[2]) Slovenski glasnik 1859, p. 171. Vergl. „Globus“ XXXIII, S. 142.
[3]) Afanasjev II, 104.
[4]) Afanasjev III, 678, 683.
[5]) S. „Globus“ Bd. XXXI, S. 266 f.; S. 284 f.
[6]) Miladinovci, Balgarski narodni pésni. Agram 1861, p. 522.

[1]) Chronicon slavosarmaticum Procosii. Varsaviae 1827, p. 113.

„schwarzen“ (unbelaubten) Walde schallt; aber Glück, wenn er aus grünem Walde ertönt[1]).

Doch wer könnte noch alle Thiere aufzählen, deren Erscheinen die Ankunft des Frühlings verkündet; erscheinen ja auch die Pflanzen als Vorboten. Wer bei den Deutschen den „ërsten vîol“ erschaute, zeigte es an; das ganze Dorf lief hinzu, die Bauern steckten die Blume auf eine Stange und tanzten darum, wie es Hans Sachs besingt. In Südrußland freut man sich über das Erscheinen der scilla bifolia; in Scharen ziehen die Kinder aus, die Blume zu sammeln, tanzen und singen Liedchen, in denen sie Gott um genug Regen für das Jahr bitten[2]).

Warum die Wandervögel als Boten des Frühjahrs gelten, ist wohl nicht nöthig zu erklären; wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß nach čechischem und russischem Volksglauben weit im Osten die Sonne ihr Reich hat; dort ist ewiger Sommer, dort ist der Himmel ewig heiter, dorthin fliegen im Herbst die Vögel, wie nach deutschem Volksglauben in das Engel- oder Sonnenland, um im Frühjahr wiederzukehren und auf die Erde die verschiedenartigsten Sämereien zu bringen. Unter diesen, erzählt das russische Märchen, bringt der Kukuk oder die Dohle den Himmelsschlüssel, womit der Himmel geöffnet wird, daß er wieder Regen giebt.

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie, vierte Ausgabe II, S. 563 ff. — [2]) Afanasjev III, p. 684.

Die Erdbeben des Juli 1880 auf den Philippinen.

Von Prof. **Ferd. Blumentritt.**

Erdbeben sind in einem so vulkanreichen Lande, wie es der Archipel der Philippinen ist, keineswegs selten, und Manila, die Hauptstadt jener spanischen Kolonie, ist durch sie mehr als einmal vernichtet worden, was freilich nicht hinderte, daß das reiche Handelsemporium zu neuem Glanze wieder auferstand. Bereits am 10. November 1610 wurde die kaum 39 Jahre bestehende ummauerte Stadt durch einen heftigen Erdstoß theilweise in Trümmer gelegt. Im Herbstmonate 1627 wurde Luzon durch ein gleiches Naturereigniß in der furchtbarsten Weise verheert, in dem Caravallos-Gebirge sank ein Berg zusammen[1]), und solche durch Erdbeben oder Vulkanausbrüche bewirkte Bergstürze stehen in der Geschichte der Philippinen nicht vereinzelt da. Am bekanntesten ist der theilweise Einsturz des Vulkans Iriga auf der Halbinsel Camarines (Süd-Luzon): am 4. Januar 1641[2]) stürzte die gegen das Dorf Buhi gewendete Seite des Berges ein, die Trümmermassen stauten den gleichnamigen Bach, wodurch der noch heute existirende See von Buhi entstand. „Die Haupttrümmermassen erblickt man in einem wilden Chaos an den Ufern des Sees von Buhi und noch weiter hinaus zerstreut“[3]). Auf Mindanao geschah Aehnliches 1675[4]). In 1641 stürzten in Ilócos (Nordwestküste Luzons) sogar drei Berge ein[5]); es geschah dies während der gleichzeitigen Eruption dreier Vulkane und eines heftigen Erdbebens, das den ganzen Archipel verwüstete. 1645 fand neuerdings ein Erdbeben statt, welches Manila in einen Trümmerhaufen verwandelte. 600 Personen, nach anderen gar 3000 verloren hierbei das Leben. 48 Stunden lang war die Atmosphäre der ganzen Insel Luzon mit Staub und Asche angefüllt[6]). Zwar forderten die großen Erdbeben von 1658, 1675, 1699, 1796, 1824 und 1852 genug Opfer an Menschenleben, Hab und Gut, aber erst 1863 traf Manila wieder ein ungemein harter Schlag, indem am 3. Juni des genannten Jahres ein außerordentlich heftiges Erdbeben in einer halben Minute 616 Steinbauten gänzlich zur Erde warf und 556 andere unbewohnbar machte. 400 Todte, 2000 Verwundete lagen unter den Trümmern. Es gab kein Haus, das unbeschädigt geblieben wäre. Acht Millionen Dollars gingen an Waaren und Eigenthum verloren. 1872 erschreckte ein neues Erdbeben die Bewohner Manilas, doch war die Gewalt desselben gering. Um so furchtbarer war die Katastrophe, von welcher Manila mit dem größten Theile Luzons in den letzten Julitagen des laufenden Jahres getroffen wurde.

Ehe ich zur nähern Beschreibung dieses großartigen Naturereignisses übergehe, ist es zum Verständniß des Folgenden nöthig, darauf hinzuweisen, daß der Name Manila eigentlich nur der mit Bastionen und einer Citadelle versehenen Festung an der Mündung des Pasigflusses zukommt. Das ist die wirkliche „Ciudad de Manila“, welche im gewöhnlichen Verkehre und in der Umgangssprache meist „Manila intramuros“ oder „Manila murada“ genannt wird. In diesem Manila befinden sich die größten Kirchen, dann die so zahlreichen Klöster der Kolonialhauptstadt und die stattlichen Kasernen, ferner das Rathhaus, der Gouverneurs- und der erzbischöfliche Palast, überhaupt große meist öffentliche Steinbauten. Trotzdem die Bewohner dieser Manila murada größtentheils aus Spaniern und deren Abkömmlingen bestehen, so ist sie doch nicht der Centralpunkt des Handels und Verkehrs; dieser befindet sich vielmehr in den Vorstädten und Vororten Manilas, welche unter dem Namen Manila extramuros eine nicht officielle Gesammtbenennung besitzen. Die lebhaftesten und wichtigsten dieser Vororte sind Tondo und Binondo, in welchen auch die europäischen Konsuln residiren und die meisten ausländischen Handlungshäuser ihre Etablissements besitzen. Die Häuser der Indier — so nennen die Spanier die malaiischen Eingeborenen — und der Chinesen sind nur aus Holz, Rohr und Nipablättern verfertigt, und da diese Vorstädte zum größten Theile von Farbigen bewohnt sind, so unterscheiden sie sich schon durch das Aeußere von der feierlichen Grandeza der Steinbauten der Manila murada.

[1]) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1748, XI, 426, n. (Mas.) Informe sobre el estado de las islas filipinas en 1842. Madrid 1843, I, 13.

[2]) Nach anderen 1628. Man vergl. F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, 109.

[3]) R. v. Drasche. Fragmente zu einer Geologie der Insel Luzon. Wien 1878, 3, 67.

[4]) Mas, a. a. O. I, 13.

[5]) Jagor, a. a. O. 325 nach: R. Magisa, Succeso raro de tres Volcanes dos de fuego y uno de agua. Manila 1641.

[6]) Renouard de St. Croix. Reise nach Ostindien, den Philippinischen Inseln und China. Aus dem Französischen übersetzt v. Ph. Chr. Weyland. Berlin 1811, 184.

Am 14. Juli dieses Jahres um 12 Uhr 53 Minuten Morgens trat das erste Erdbeben in Manila ein. Es waren zwei Stöße, der erste in der Richtung von Südwest nach Nordost, der zweite von Südost nach Nordwest. Das Erdbeben machte sich in einem großen Theile Luzons fühlbar. Wenngleich die Intensität des Erdbebens nicht überall dieselbe war und die Zahl der Erdstöße an verschiedenen Punkten auch verschieden war (so verspürte man in Taal und Batangas nur einen einzigen), so stimmten doch die Meldungen aus allen Gegenden darin überein, daß nirgends ein Schaden an Wohnhäusern und Bauten stattgefunden hätte. Auch ein am 17. um 7 Uhr 38 Minuten früh eintretendes Erdbeben war so schwach, daß es den an derartige Schwankungen der Erdrinde gewöhnten Manilesen keinen allzugroßen Schrecken einjagte. Das Unheil sollte erst den folgenden Tag kommen.

Es war ein Sonntag, die Läden waren gesperrt und da die Geschäfte ruhten, so hatte ein großer Theil der europäischen Bevölkerung sich nach den Villen und Sommersitzen in der Umgebung Manilas begeben. Um 12 Uhr 40 Minuten Mittags kam plötzlich das Erdbeben, das mit einer außerordentlichen Heftigkeit 1 Minute und 10 Sekunden anhielt. Dieser Augenblick genügte, um die halbe Stadt, insbesondere die am Flusse liegenden Theile, auf das Entsetzlichste zu verwüsten. Es gab kein Haus, das unbeschädigt geblieben wäre. Die Gassen waren mit Trümmermassen und herabgefallenen Balkonen und Fenstergittern bedeckt. Der Thurm der Kirche des Vorortes Sampaloc sowie das Pfarrhaus stürzten gänzlich ein, dasselbe geschah theilweise mit der großen Tabaksfabrik im Arrocerosviertel. Ein ganzer Trakt des steinernen Gebäudes, in welchem die Bureaus des Marinekommandos etablirt sind, stürzte ein, ohne daß zum Glücke jemand von den Inwohnern beschädigt wurde. Die Europäer wurden überhaupt mit einem günstigen Geschicke bedacht, denn nur zwei von denselben erlitten Verletzungen, der eine von ihnen war ein Nordamerikaner Namens Parker, der eine Verwundung am Kopfe und einen dreifachen Armbruch davontrug, der andere war ein Don Tomás de Velasco, der nur leicht am Kopfe verwundet wurde. Die farbigen Eingeborenen hatten größere Verluste zu erleiden, ein einziges zusammenbrechendes Haus hatte drei Menschen erschlagen, während es gelang, ein Weib mit seinen Kindern unversehrt unter den Trümmern desselben hervorzuziehen. Fast alle steinernen Gebäude waren unbewohnbar geworden, die großen Kirchen mit ihren Thürmen wiesen bedenkliche Spalten und Risse auf, als ob sie jeden Augenblick zusammenzustürzen drohten.

Der Schrecken der Bevölkerung war ungeheuer, denn die Erde zitterte den ganzen Tag, so daß eine Wiederholung der Katastrophe jeden Augenblick zu befürchten war. Eine eigenthümliche Rolle hatte bei diesem Erdbeben das Meer gespielt: es war plötzlich um $3^1/_2$ Fuß gesunken und eben so plötzlich wieder zum alten Niveau zurückgekehrt. Von den im Pasig befindlichen Fahrzeugen aus bemerkte man, daß im Momente des Erdbebens das Wasser Blasen und Schaum auftrieb, auch hatte auf der Insel Romero (Manila extramuros) die Erde sich geöffnet und aus der Spalte trat übelriechendes Wasser heraus; später erfuhr man, daß zur selben Zeit auf der Oberfläche des Sees von Bay, dem der Pasig entströmt, plötzlich eine große Anzahl todter Fische geschwommen wäre, eine Erscheinung, die man bei dem Erdbeben vom Jahre 1824 Gelegenheit gehabt hatte auch auf dem Pasig zu sehen.

Der energische Generalkapitän Marquis Estella traf sofort mit einer lobenswerthen Umsicht alle Anstalten, um das allgemeine Elend zu lindern und bei einer Wiederholung der Katastrophe für alles gerüstet zu sein. Vor allem wurden sämmtliche Aerzte in die einzelnen Stadtbezirke vertheilt und durch Entfaltung der militärischen Macht für die öffentliche Sicherheit Sorge getragen, insbesondere wurden die Sträflinge der Gefangenhäuser, welche jetzt im Freien kampiren mußten, von einem starken Truppenkorps bewacht; die durch herabstürzende Trümmer verletzten Häftlinge wurden in das Militärhospital gebracht. Da der Thurm der Kathedrale jeden Augenblick einzustürzen drohte, so mußten die Gebäude in der Nachbarschaft jener Kirche auf behördlichen Befehl geräumt werden. Ohnedies begann freiwillig ein allgemeiner Exodus der weißen Familien. Hatte auch die ummauerte Stadt bei dem Erdbeben verhältnißmäßig wenig Schaden gelitten, so war doch bei einer Wiederholung dieses Naturereignisses der Aufenthalt in derselben gefährlich, da, wie schon erwähnt, sie aus wuchtigen Steinbauten besteht oder, richtiger gesagt, bestand. Die Bewohner Manilas begannen also alle ihre Habseligkeiten in Eile zu packen, um sich zu Lande oder zu Wasser nach den vorzugsweise von Indiern bewohnten Stadttheilen zu begeben, deren leichtgebaute Hütten mehr Sicherheit boten. Die Straßen und Thore Manilas waren bald von einer dichten Menge von Karren und Lastträgern durchfluthet, doch hatte der Generalkapitän verboten, daß die Wagen anders als im Schritte fahren sollten, damit nicht durch die Erschütterung, welche schnelles Fahren auf hartem Pflaster hervorbringt, neue Einstürze von baufälligen Häusern stattfänden. Die ganze Nacht vom 18. auf den 19. durchzogen Militärpatrouillen die Straßen der Stadt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, es wurde auch ein Strolch in dem Augenblicke erwischt, als er ein Haus anzünden wollte, und dies gerade in einem Stadttheile, der vorzugsweise aus hölzernen Häusern und Rohrhütten besteht. Der Generalkapitän schlug sein Nachtlager in den luftigen Räumen des Teatro de Variedades auf, denn sein Palast sowie der des Erzbischofs und das Rathhaus waren unbewohnbar geworden. In der Nähe des Teatro de Variedades kampirten die Truppen, für die man noch am Nachmittage Baracken erbaut hatte. Das Erdbeben hatte in gleicher Stärke beinahe in ganz Luzon gewüthet, eine große Anzahl von Kirchen, Pfarrhäusern und Brücken (den gewöhnlich einzigen steinernen Gebäuden eines philippinischen Dorfes) waren ihm zum Opfer gefallen.

Da die schwachen zitternden Bewegungen der Erdoberfläche bis um 9 Uhr Morgens den 19. anhielten, so wurden auf Befehl der Regierung die Vorlesungen an der Universität und der Unterricht in den übrigen Schulen bis auf Weiteres eingestellt.

Obwohl die Jesuiten, welche ein seismographisches Observatorium in Manila besitzen, neue Erdbeben in Aussicht stellten, so glaubte doch ein großer Theil der Bevölkerung, das Aergste sei schon überstanden, weil die Schwankungen des Erdbodens immer schwächer und seltener auftraten; die unglückliche Stadt sollte aber erst das Aergste erleiden! Am 20. um 3 Uhr 40 Minuten Nachmittags begann plötzlich die Erde zu schwanken und eine zum Himmel aufsteigende Staubwolke hüllte die ganze Stadt in einen Schleier ein, während die Luft von dem Prasseln und Poltern der stürzenden Gebäude und Balken sowie von dem furchtbaren Angstgeschrei der sich eiligst rettenden Leute ertönte. Das Erdbeben, dessen oscillatorische Bewegung von Ost nach West gerichtet war, hatte zwar nur 45 Sekunden gewährt, aber eine Intensität aufgewiesen, welche alle Erdbeben Manilas seit 1645 übertraf. Der Thurm der Kathedrale sowie die Thürme mehrerer anderer Kirchen lagen auf der Erde, alle Gebäude, welche das Erdbeben vom 18. nur unbewohnbar gemacht, waren jetzt entweder vollständig baufällig oder zu Ruinen geworden.

Inmitten der allgemeinen Verwirrung verlor der Marquis Estella nicht einen Augenblick den Kopf. Auf seinen Befehl gingen die Gendarmen von Haus zu Haus, um nachzusehen, ob keine Verluste an Menschenleben — und deren gab es leider nicht wenige — vorgefallen wären. Sie hatten weiter den Auftrag, jedem unverzüglich alle Hülfe zu leisten, die man von ihnen beanspruche, und die wackeren Leute, welche die ganzen Tage und Nächte hindurch fortwährend Dienst gehabt hatten, vollzogen den Auftrag mit einer Opferwilligkeit und Ausdauer, die ihrer musterhaften Disciplin wie ihrer Menschlichkeit alle Ehre machte. Sämmtliche Regierungsbehörden sowie der Stadtrath traten — wie dies auch Sonntag geschehen war — zu einer Sitzung zusammen, in welcher die zu treffenden Maßregeln, insbesondere der Bau von Nothbaracken, besprochen wurden. Inzwischen hatte eine unsagbare Aufregung die Gemüther der Bevölkerung ergriffen. Alle Geschäfte wurden eingestellt und die Europäer vor allen dachten nur daran, die unheilvolle Stadt zu verlassen oder wenigstens auf freiem Felde zu kampiren. Die meisten der weißen Familien suchten sich an Bord der auf der Rhede und im Flusse ankernden Dampfer und Segelschiffe zu retten. Die Schiffskapitäne aller Nationen sowie die in Manila selbst ansässigen Rheder wetteiferten mit einander in der Liebenswürdigkeit und gastfreundlichen Gesinnung, mit der sie die geängstigten Flüchtlinge aufnahmen.

Im Laufe des Nachmittags erfuhr man, daß der südlich von Manila gelegene Vulkan Taal [1]) in Eruption begriffen wäre. Diese Nachricht trug viel zur Beruhigung der Gemüther bei, denn man glaubte, daß diese Eruption so viel wie das Ende der Erdbeben bedeute. Leider sollte sich diese Annahme als eine irrige erweisen. Um 10 Uhr 10 Minuten Abends kam ein neuer Erdstoß, das Erdbeben währte 55 Sekunden und verwandelte die ganze Stadt in ein Trümmerfeld, doch fielen nur wenige Verletzungen vor, indem jener Theil der Bevölkerung, welcher nicht auf den Schiffen Unterkunft gefunden hatte, im Freien oder auf den großen Plätzen lagerte. Schon bei dem ersten Erdbeben dieses verhängnißvollen Tages hatte das aufgeregte Meer eine Barke begraben; bei dem zweiten kam die Barke wieder zu Tage, um sogleich wieder in den Wogen zu verschwinden. Auch am Flusse Pasig machte sich das zweite Erdbeben sehr fühlbar und verursachte panischen Schrecken unter den zahlreichen Familien, welche alle Räume der im Flusse befindlichen Fahrzeuge füllten. Der unter einem donnerähnlichen Gepolter erfolgende Zusammensturz einiger großen Zuckermagazine trug nicht wenig bei, den allgemeinen Schrecken in Todesangst zu verwandeln. Die Militär- und Civilbehörden walteten ihres Amts mit seltener Umsicht und Unerschrockenheit. Während der Gendarmerie und den Linientruppen die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit überlassen wurde, wurde besonders an der Rettung der Tabaksvorräthe [2]) der halb eingestürzten, halb mit dem Einsturze drohenden Fabrikräume gearbeitet. Der Generalkapitän und der Erzbischof durchschritten zu Fuß die Straßen der so furchtbar heimgesuchten Stadt, um überall Trost einzusprechen oder die Ausführung der Rettungsmaßregeln in Person zu überwachen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte in dieser Nacht die ummauerte Stadt, indem dieselbe, von ihren Bewohnern verlassen, in Grabesstille schwarz und dunkel dalag. Nur auf den großen Plätzen und Glacis lagerten unter Zelten und Rohrbaracken einige weiße Familien und die Menge der farbigen Bevölkerung.

Am andern Tage, den 21. um 6 Uhr früh, fand eine vom Erzbischofe celebrirte Feldmesse statt, um den Himmel um Gnade anzuflehen, alle Behörden, die gesammte Geistlichkeit, sämmtliche entbehrlichen Truppen mit ihren Musikbanden und zahllose Massen der übrigen Bevölkerungsklassen Manilas erschienen zu diesem Bittopfer, das die erzürnte Gottheit auch zu versöhnen schien. Zwar kam am 24. noch ein Erdbeben, aber seine Gewalt war gering; es hätte auch übrigens wenig mehr gefunden, was zu zerstören gewesen wäre. Bereits an dem zuletzt erwähnten Tage wurden die Geschäfte wieder aufgenommen. Bei den Erdbeben des 18. und 20. waren 12 Personen getödtet und 177 verletzt oder verwundet worden, während die ersten Nachrichten von 320 verloren gegangenen Menschenleben gesprochen hatten. Es ist indeß wohl möglich, daß die erstgenannte Zahl hinter der Wirklichkeit zurück bleibt, denn es ist die Frage, ob schon alle Verwundungen registrirt sind, auch scheint nach den mir vorliegenden Daten die Zahl der verwundeten Sträflinge der Gefangenhäuser von Binondo und Bilibid in jene Ziffer nicht mit einbegriffen zu sein. Der Schaden, den das Erdbeben anrichtete, ist gewiß auf mehrere Millionen Dollars zu veranschlagen, denn bei der gleichen Katastrophe von 1863 wurden die Verluste auf acht Millionen Dollars geschätzt und das Jahr 1880 war furchtbarer als jenes. Nur vereinzelte Steinbauten hatten das Erdbeben glücklich überdauert, es waren dies unter anderen die Brücken über den Pasig und die wuchtige Masse der Dominikanerkirche, welche nach dem Erdbeben von 1863 erst wieder neu auferbaut worden war. Heftige Regengüsse, welche seit dem 20. vom Himmel niederfielen, zerstörten das meiste Gut und jene Waaren, die nicht durch Trümmer ic. beim Erdbeben selbst vernichtet worden waren; denn die Waaren lagen entweder im Freien oder in Schuppen, deren Dächer Löcher hatten, durch die das Wasser Eingang erhielt. Noch am 14. August „wackelte die Erde", wie ein an diesem Tage an mich gerichtetes Schreiben aus Manila meldet, doch war alle Gefahr längst vorüber.

Spärlicher als aus Manila stoßen uns Berichte aus den übrigen Theilen Luzons über die Erdbeben vom 18. und 20. auf, obwohl uns unter den wenigen Meldungen einige von großer Wichtigkeit zu sein scheinen; ich will mit dem minder Wichtigen beginnen, wobei ich die gleichlautenden Meldungen von Einstürzen der Kirchen und Thürme in X und Y gänzlich übergehe. Die Erdbeben vom 18. und 20. Juli wurden in ganz Luzon verspürt, am heftigsten in Camarines, jener langgestreckten stark gegliederten Halbinsel, welche das südliche Ende Luzons bildet.

Die Halbinsel Camarines ist ein an Vulkanen sehr reiches Land, denn außer den aktiven Vulkanen Máyon oder Albay und Bulusan besitzt sie noch eine stattliche Anzahl von erloschenen Feuerbergen. Bei Weitem der gefährlichste unter diesen Bergungeheuern ist der Máyon, dessen Ausbrüche von Verheerungen begleitet sind, deren Beschreibung jeden Gefühlsmenschen mit Entsetzen erfüllen muß. Der Máyon verhielt sich aber während der ganzen Zeit ruhig, es zeigte sich nicht mehr Rauch, als gewöhnlich seinem Krater zu entsteigen pflegt, dagegen begann der Bulusan, der sonst nicht gefährlich zu sein schien, gerade am 20. Rauch auszuwerfen, nachdem schon Tage lang Erdbeben vorhergegangen waren. Diese hatten schon am 7. Juli begonnen und die Bevölkerung in Schrecken versetzt, denn in keiner Provinz haben diese Natur-

[1]) Der Vulkan von Taal liegt auf einer Insel des Sees von Bombon. Sein furchtbarster Ausbruch fand im December 1754 statt; bei dieser Gelegenheit wurden vier blühende Städte vernichtet, darunter die Provinzialhauptstadt Taal, welche dann auf einer andern Stelle vom Seeufer entfernt neu aufgebaut wurde.

[2]) Auf den Philippinen ist seit 1781 das Tabaksmonopol eingeführt.

ereignisse so viel Opfer an Gut und Menschenleben gefordert wie hier, besonders wenn die Küste an einigen Stellen sich senkte, wie dies sich 1840 ereignet hatte. Sehr heftig war dort das Erdbeben am 18., es hatte eine Art von rotirender Bewegung, so daß sich viele Personen, um nicht zu fallen, platt auf die Erde warfen. Der Hauptstoß währte 70 bis 80 Sekunden, doch schwankte die Erde in kleinen Zeitintervallen bis 4½ Uhr. So finden wir, daß die Erdbeben von zwei Vulkanausbrüchen, denen des Taal und Bulusan, begleitet waren, doch ist uns über die Natur dieser Eruptionen nichts Näheres bekannt. Lava schien nirgends sich gezeigt zu haben, wenigstens sprechen die bisherigen Meldungen nur von einer bedeutenden Menge Rauch und Dampfwolken; der Taal speciell spie vom 17. bis 22. Juli so viel Rauch, daß die ganze Atmosphäre über dem Bombon-See und seinen Gestaden in Dunkelheit gehüllt war.

Diese Nachrichten sind aber alle verhältnißmäßig ohne jede Bedeutung gegenüber der Meldung, daß ein neuer submariner Vulkan zwischen der Ostküste Luzons und der kleinen Insel Polillo entstanden wäre. Die Nachricht von diesem Ereignisse traf am 27. Juli in Manila ein. Die Entstehung dieses Vulkans war zugleich die Ursache entsetzlicher Verheerungen, von welchen der Distrikt La Infanta, der der Insel Polillo gegenüber liegt, getroffen wurde. Damit wäre denn die Heftigkeit und die große Ausdehnung des Erdbebens aufgeklärt, und wir müssen mit Geduld einer genauen und authentischen Beschreibung jenes seltenen Ereignisses entgegensehen.

Die Entstehung neuer Vulkane ist auf den Philippinen, diesem klassischen Lande des Vulkanismus, nicht auf diesen letzten Fall beschränkt. Im Jahre 1856 verwandelten sich die Didikaklippen (nördlich von Luzon, östlich von den Babujanes) plötzlich in einen aus dem Meere aufsteigenden Vulkan, der 1860 bereits eine Höhe von 700 Fuß erreicht hatte [1]. Im Jahre 1641 begannen plötzlich zwei bisher geschlossene Berge, der Mte. Santo Tomas am Golf von Lingayen und ein kleiner Berg im Sulu-Archipel, zu gleicher Zeit mit einem Vulkan auf Mindanao zu speien, doch hat man in neuester Zeit die diesbezüglichen Nachrichten über den erstgenannten Berg als ein Mißverständniß bezeichnet. Interessant wäre es noch zu erfahren, ob in dem Bisayer-Archipel das Erdbeben sich auch fühlbar machte; alle Berichte und Briefe, die mir über diese Angelegenheit zu Gesichte gekommen sind, schweigen gänzlich hierüber.

[1] Dr. C. Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Würzburg 1869, S. 14 f.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Franzose, Hüber mit Namen, hat auf seiner Reise nach Dschebel Schammar in Arabien Ende Mai die Oase Dschof erreicht und rüstete sich, die Wüste Nefûd zu durchziehen. In Hail will er etwa ein Vierteljahr bleiben und dann nach Jemen gehen. Es ist das zunächst dieselbe Reise, welche unlängst der Engländer Blunt (s. „Globus" XXXVII, S. 251) mit seiner Frau ausgeführt hat. Auch Charles M. Doughty hat vor einigen Jahren längere Zeit in Schammar zugebracht.

— Einer Bekanntmachung der russischen Telegraphenverwaltung zufolge sind auf der Linie Irkutsk-Blagowjeschtschensk die Stationen Poworotnaja, Sobolinaja und Snjeshnaja Anfangs September 1880 dem öffentlichen Verkehr übergeben worden.

— Das officielle Journal des Vilajets Yemen, „Sanâ", meldet die Entdeckung einer Goldmine im Distrikte Sanâ, welche ungemein reich — das arabische Blatt sagt in seiner überschwänglichen Schreibweise: „eine der reichsten der Erde" — sein soll. Die Behörden von Sanâ sandten eine Kommission, bestehend aus einem höhern Offizier und einem Chemiker, zur Untersuchung und ein Detachement Soldaten zum Schutz gegen die Beduinenstämme an Ort und Stelle. Eine Bestätigung der Meldung wäre den Behörden gewiß sehr willkommen, denn Gold können die Türken sehr nothwendig brauchen.

— Dem „Kawkas" zufolge haben die Bohrungen zur Aufsuchung guten Trinkwassers für Baku auf 12 Sashen (1 S. = 2,134 m) Tiefe eine erste Schicht brauchbaren Wassers und in demselben jetzt auf 20 Sashen vertieften Bohrloche noch eine zweite wasserhaltige Schicht angetroffen.

— In der Sitzung der Petersburger Technischen Gesellschaft vom 3. (15.) Oktober dieses Jahres hielt Herr Potylitzyn einen Vortrag über die Naphtaquellen im Kaukasus, welche er in Gemeinschaft mit Herrn Mendelájew während des eben verflossenen Sommers im Auftrage des Finanzministeriums besucht hat. Fundstätten sind nach allen Beobachtungen die Vorberge zu beiden Seiten des Hauptkammes, und die Quellen liegen in sandigem Boden in einer Tiefe von 53 bis hinauf zu 9, ja zu 6 Sashen (= 2,134 m). Ungemein charakteristisch ist in der Nähe der Naphtaquellen das Vorhandensein von heißen Schwefelquellen und von Schlammvulkanen. Den ursächlichen Zusammenhang zwischen beiden sucht der Vortragende wie auch Mendelájew in der Bildung der Naphta als Produkt chemischer Reaktion aus unorganischem Kohlenstoff. Die Ursache des traurigen Standes der Naphtaindustrie in Rußland sieht Potylitzyn nur in der unrichtigen Art der Ausbeutung der Naphta.

— Die Expedition zur Untersuchung des obern Laufes des Flusses Irtysch hat, wie die „Semipal. Oblast. Wjed." mittheilen, im Jahre 1880 bei Besichtigung der Flußstrecke oberhalb Ustkamenogorsk die Ueberzeugung gewonnen, daß Dampfer wie diejenigen, welche jetzt auf dem Irtysch den Verkehr mit Semipalatinsk vermitteln, auf der Strecke zwischen Ustkamenogorsk und Buchtarma noch weniger Schifffahrtshindernisse finden, als zwischen Ustkamenogorsk und Semipalatinsk.

— In Folge der letzten Hungersnoth in Kaschmir (s. „Globus" XXXIV, S. 111; XXXVI, S. 16 und 349) sind, wie die „Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient" (1880, S. 153) berichtet, mehrere Industrien gänzlich eingegangen. Weber, Lackarbeiter und Goldschmiede sind zu Tausenden nach den Ebenen ausgewandert, während auch die Zemindars zum Theil ihre Ländereien verlassen haben. Die Zahl der Shawlweber in Srinagar betrug kurz vor der Hungersnoth an 10 000, heute erreicht sie kaum die Höhe von 4000. Der Seidenhandel unter der Leitung Babu Nelumburs hatte einen blühenden Aufschwung genommen und große Quantitäten Seide wurden alljährlich nach Europa exportirt. Dieser Handel hat gegenwärtig nahezu aufgehört zu bestehen und

wohl lange Zeit wird darüber hinweggehen, ehe er sich von den letzten Schlägen erholt haben wird. Die Landwirthschaft dagegen giebt Hoffnung zu baldiger Besserung, und die letzten Ernten waren befriedigend. Gleichwohl werden viele Tausende Hungernder noch täglich in den Regierungsbaraken und Missionsstationen ernährt.

Afrika.

— Von dem Afrika-Reisenden Dr. Oskar Lenz (s. „Globus" XXXVIII, S. 88 und 104) ist in Wien folgendes vom 26. Juni datirtes Schreiben eingegangen: „Am 20. Juni bin ich mit meiner aus neun Kameelen und acht Personen bestehenden Karawane glücklich in Arauan (Arawân), sechs Tagreisen von Timbuktu, angekommen und wurde vom Scherif und der Bevölkerung gut aufgenommen. Die Reise von Tenduf (s. oben S. 106) hierher nahm 31 Tage in Anspruch, da wir manchen Umweg machen mußten unserer Sicherheit wegen. Morgen soll es weiter gehen nach Timbuktu, von dort suche ich die französischen Forts am Senegal zu erreichen. Oktober oder November hoffe ich in Wien zu sein."

— Am 14. Oktober hat Oberst Flatters Paris verlassen, um seine im vergangenen Frühjahre unterbrochene Reise durch die Sahara (s. oben S. 30) wieder aufzunehmen. Ihn begleiten Hauptmann Masson als Zweiter im Kommando, die Ingenieure Beringer und Santon, welche mit der Aufnahme der Karten, Pläne und Profile betraut sind, Roche als Geologe, Guiard als Arzt und Naturforscher, Lieutenant Dianous als Dolmetsch, 83 eingeborene Träger, Kameeltreiber und Führer, 48 eingeborene Schützen. In Wargla, von wo die Expedition Mitte November aufbrechen soll, wird sie von Tuareg vom Haggar-Plateau erwartet, mit welchen Oberst Flatters bereits auf seiner ersten Reise Freundschaft geschlossen hatte. Die Richtung, welche die Expedition einschlagen wird, geht auf Sokoto im Haussa-Lande.

— Dem Dr. Matteucci ist es nicht gelungen, von Osten her in Wadai einzudringen (s. oben S. 94), und er mußte nach Fascher, der Hauptstadt Darfurs, zurückkehren. Sein Begleiter, der junge Prinz Borghese, kehrt über Chartum nach Italien zurück, während Matteucci zusammen mit Massari noch den Versuch machen will, Wadai im Süden zu umgehen und so Baghirmi und Bornu zu erreichen.

— Die Wiener Geographische Gesellschaft hat einen Aufruf zu Subskriptionen für eine österreichische Afrikaexpedition erlassen, welche Dr. Emil Holub unternehmen will. Er hat den Plan, den ganzen Erdtheil von Süden nach Norden zu durchziehen; vom Kap der Guten Hoffnung aufbrechend, will er an den Zambesi vordringen, das Land der Marutse-Mambunda, das er schon einmal besucht hat, ferner das Wasserscheidegebiet zwischen Zambesi und Kongo (ein guter Gedanke!) und die Quellseen des letztern Stromes näher erforschen, und schließlich durch Darfur Aegypten zu erreichen versuchen. Die Expedition ist auf drei Jahre Dauer veranschlagt und ihre Kosten auf etwa 50 000 Gulden, wovon Dr. Holub ein Zehntel selbst beisteuert.

Australien.

Reiches Goldfeld in Nordaustralien entdeckt.

Unser Artikel über die Port-Darwin-Ansiedelung in Nordaustralien war im Jahrgang XXXVIII, S. 91 u. folg., kaum erschienen, als die unerwartete Nachricht einlief, daß dort Ende Juni dieses Jahres ein sehr reiches Goldfeld entdeckt worden sei, — so reich wie einst nur die Diggings der Kolonie Victoria in ihrer Blüthezeit waren. Das Terrain desselben war zwar zur Zeit noch ein beschränktes, allein wo derartige Goldklumpen, wie die gefundenen, mit Leichtigkeit ausgegraben werden, da läßt sich wohl mit gutem Rechte annehmen, daß es sich im gegenwärtigen Falle nicht um eine kleine Gold-Oase handele, sondern daß der Norden Australiens überhaupt doch wohl reich an Gold sein müsse.

Das neue Goldfeld, genannt The Margaret Goldfield, liegt im Bette des Margaret-Flusses, eines im Sommer trockenen Wasserlaufes, und ungefähr acht Miles von Port Darwin Camp am Yam Creek East, wo sich seit Jahren ebenfalls Goldfelder, aber von viel geringerer Bedeutung, befinden. Man benutzt von Port Darwin aus zunächst auf 25 Miles bis Southport den Wasserweg, und dann auf neunzig Miles eine gute Landstraße bis Yam Creek East. Die letzten acht Miles führen über ungebahnte Wildniß, durch welche jedoch die südaustralische Regierung, zu deren Gebiet die Port-Darwin-Ansiedelung gehört, jetzt ebenfalls eine Fahrstraße für den Transport der nöthigen Lebensmittel u. s. w. schleunigst ebenen läßt.

Da die Entdeckung des Margaret-Goldfeldes von Chinesen, welche zur Zeit die hauptsächliche Bevölkerung von Port Darwin bilden [1]), gemacht wurde, so ward fast das ganze Terrain auch nur von ihnen, nach den Regeln des bestehenden Minengesetzes, okkupirt. Aber es ging dabei nicht ohne Blutvergießen ab. Die Chinesen der Port-Darwin-Ansiedelung setzen sich aus zwei Parteien zusammen, welche sich immer feindlich gegenüber stehen, den Canton- und den Hongkong-Chinesen. Die letzteren sind die bei weitem zahlreicheren und suchten die ersteren aus ihren Claims, wie das den Goldgräbern nach dem Minengesetze zur Ausnutzung zustehende Stück Land heißt, gewaltsam zu vertreiben. Es kam darüber zu einem blutigen Kampfe, an welchem sich mehr denn 600 Chinesen betheiligten und den die drei anwesenden Polizisten nicht zu hindern vermochten.

Die Menge der Goldstücke, groß und klein, wie sie mit leichter Mühe ausgegraben wurden, war erstaunlich, darunter Nuggets von 35, 56 und 66 Unzen. Zwei Goldklumpen von fast gediegenem Golde wogen sogar 25 und 42 Pfund!! Eine Kompagnie von Canton-Chinesen gewann in einer Woche 4000 Unzen Gold, was, wenn wir die Unze nur mit 3 Pf. St. 15 Sch. berechnen, einem Werthe von 300 000 M. entsprechen würde. Dazu kommt, daß die Unze dieses Goldes wegen seiner Feinheit mit 2 Sch. höher bezahlt wird als das am Yam Creek, Pine Creek und anderen Plätzen gefundene. Da diese Entdeckung in die trockene Jahreszeit fiel, so konnten Lebensmittel, an welchen eben kein Mangel war, zu verhältnißmäßig billigen Preisen herbeigeschafft werden.

Daß diese reichen Erträge des Margaret-Goldfeldes gewaltiges Aufsehen in Australien hervorgerufen haben, ist leicht begreiflich. Aber dabei ist der Aerger, daß es die Chinesen sein mußten, welchen die Ausbeute fast allein zufällt, nicht minder groß, und das um so mehr, als sie mit jedem Schiffe, welches von Port Darwin nach China abgeht, ihre Funde dahin senden. Die Kolonie hat von diesen Chinesen keinen Nutzen. Ihre geringen Lebensbedürfnisse importiren sie aus China, und mit dem gefundenen Golde ziehen sie wieder heim.

Wir haben schon gelegentlich von der großen Agitation gesprochen, welche gegenwärtig in ganz Australien gegen die Chinesen herrscht. In Queensland hat das Parlament eine Bill zum Schutze gegen ihre massenhafte Einwanderung genehmigt. Auch in den übrigen Kolonien verlangt die arbeitende Klasse stürmisch einen gleichen Schutz. In Südaustralien sträubte sich die Regierung bisher gegen Maßregeln, welche sich völkerrechtlich nicht rechtfertigen lassen, und gab

[1]) Nach einer Mittheilung des Krontandministers im südaustralischen Parlamente belief sich die Bevölkerung der Ansiedelung um Port Darwin am 31. Juli 1880 insgesammt auf 400 Europäer, 30 Malaien und 2040 Chinesen. Davon waren 100 Europäer und 1600 Chinesen auf den verschiedenen Goldfeldern beschäftigt. Auf dem Margaret-Goldfeld allein arbeiteten 50 Europäer und 1100 Chinesen.

nur in so weit nach, daß bei öffentlichen Arbeiten hinfort keine Chinesen mehr Verwendung finden sollen. Als nun aber die Nachricht über die Entdeckung der Margaret-Diggings einlief, ließ sie sofort durch das Parlament eine Bill unter dem Namen „the Chinese Immigrants Regulation Act of 1880" genehmigen. Dieselbe besagt im Wesentlichen Folgendes.

1. Der Kapitän eines jeden Schiffes, welches in einen südaustralischen Hafen einläuft, hat sofort der Hafenbehörde eine zuverlässige Liste aller an Bord befindlichen Chinesen mit Angabe des Namens, des Alters, des bisherigen Aufenthaltes und der Beschäftigung einzureichen.

2. Jedes für einen südaustralischen Hafen bestimmte Schiff darf nur einen Chinesen auf je zehn Tonnen seines Gehaltes mit sich führen. Für jeden überschüssigen Chinesen verfällt der Kapitän in eine Strafe von 10 Pf. St.

3. Vor der Landung hat der Kapitän für jeden Chinesen eine Kopfsteuer von 10 Pf. St. zu entrichten.

4. Derselben Kopfsteuer unterliegen auch Chinesen, welche aus einer der anliegenden Kolonien über Land in Südaustralien anlangen, wenn sie sich nicht einer Geldstrafe von 20 Pf. St. aussetzen wollen.

5. Die eingehändigte Quittung hat der Chinese auf Verlangen der Behörde zu jeder Zeit vorzuzeigen.

6. Nur Chinesen, welche als britische Unterthanen in britischen Besitzungen geboren sind, werden von obigen Bestimmungen nicht betroffen.

Wir können noch hinzufügen, daß die südaustralische Regierung den Herren Spence und Owsten in Melbourne bewilligt hat, sich im Northern Territory ein Areal von 22000 Acres Land auszusuchen. Dasselbe soll ihnen nach Ablauf von sechs Jahren als freies Eigenthum zugeschrieben werden, wenn sie nachweisen, daß sie wenigstens 10000 Pf. St. darauf verausgabt und 500 Tonnen Zucker gewonnen haben. Die genannten Herren wollen sich am Daly-Flusse, welcher in Anson Bay mündet, niederlassen und dort Zuckerplantagen anlegen und Pferdezucht betreiben. Damit wäre denn endlich einmal ein erster Versuch mit Plantagen im Northern Territory in sicherer Aussicht.

Arktisches Gebiet.

— Die verfrühte Rückkehr des niederländischen Nordpolarschiffes „Willem Barents" (s. oben S. 255), welches schon am 4. September in Hammerfest eingelaufen war und sich jetzt in Amsterdam im Trockendock befindet, ist durch einen Unfall herbeigeführt worden. Während der Befehlshaber nämlich die Kreuzinsel zu umsegeln suchte, stieß das Schiff während der Nacht auf eine in der Nähe derselben liegende Sandbank. Es wurden bereits Vorbereitungen zur Rettung der Bemannung des Schiffes, welches man verloren glaubte, getroffen, als dasselbe nach unsäglicher Mühe wieder flott wurde. Der Plan die Reise fortzusetzen oder doch wenigstens den von dem Schiffe mitgeführten Gedenkstein auf der Oranien-Insel zu errichten, mußte aufgegeben werden. Dennoch erklärt der Befehlshaber, es würden zahlreiche und selbst mehr magnetische und sonstige Wahrnehmungen als während der vorigen Expedition gemacht. Namentlich wurde die Eisgrenze ziemlich vollständig aufgenommen.

— Die Geographische Gesellschaft in Bremen versendet folgende Mittheilung: Bremen, 14. Oktober 1880.

Unser Mitglied Kapitän Dallmann, kürzlich aus dem Eismeere nach Hammerfest zurückgekehrt, schreibt von dort in einem heute angekommenen Briefe an seine Rheder: „Dieser Tage war hier eine Dampfjacht (die „Eira"), ein großes hölzernes Schiff, welches von hier via Tromsoe nach Schottland (Peterhead) weiter ging. Das Fahrzeug wurde in Peterhead im letzten Winter erbaut; der Eigenthümer, Herr Leigh Smith aus London, war an Bord. Der Kapitän war zufällig ein Bekannter von mir, da ich in der Davisstraße mit ihm zusammen gefischt hatte; er suchte mich auf und erzählte mir, daß sie im Juni Peterhead verlassen und bei Jan Mayen sich einige Tage zwischen Robbenfängern und Robben aufgehalten, selbst einige hundert Robben geschossen hätten und dann weiter bis östlich von Spitzbergen gedampft wären. Darauf seien sie ohne besondere Umstände und ohne viel Eis nach Franz-Josephs-Land gekommen; sie seien da, wo die Oesterreicher mit dem „Tegetthoff" gewesen, gelandet, hätten auch einen Cairn (Steinhaufen) und andere Spuren am Lande gefunden, das Schiff selbst aber nicht gesehen. Herr Smith zeigte mir seine Karten und hat er darnach noch etwa 50 bis 100 Seemeilen mehr den österreichischen Entdeckungen hinzugefügt; ohne viel Zeitverlust und ohne viel Eis getroffen zu haben, wären sie nach Spitzbergen zurückgedampft, hätten dort noch einige Tage Renthiere geschossen und wären in 56 Stunden von da nach Hammerfest gekommen." — In Betreff der weiter östlich und südlich um Nowaja Semlja belegenen Meeresgebiete lauten dagegen die Nachrichten über die Eisverhältnisse sehr ungünstig. Von den nach Sibirien (Ob und Jenissei) bestimmten Schiffen ist nur der „Neptun" glücklich nach dem Ob und wieder zurückgekommen, hat aber auch mit manchen Schwierigkeiten durch das Eis zu kämpfen gehabt.

— Der „Corwin", jener Zollkutter, welcher nach dem Nordpolfahrer „Jeannette" Nachsuchung halten sollte (vergl. „Globus" XXXVIII, S. 64 und 255), ist nach San Francisco zurückgekehrt, nachdem er das ganze Meer zwischen Point Barrow und der Herald-Insel (nördlich der Bering-Straße) durchsucht hat, ohne eine Spur von der „Jeannette" zu finden (vergl. über deren Ausrüstung und Abreise „Globus" XXXVI, S. 112, 155, 240; XXXVII, S. 32). Doch ist dies noch kein Grund, sich deshalb ernstlichen Befürchtungen hinzugeben, wie das Beispiel der Expedition unter Payer und Weyprecht zeigt, welche etwa zwei Jahre lang verschollen war und dann glücklich zurückkehrte. Inzwischen hat das Navy Department der Vereinigten Staaten durch Vermittelung der russischen Regierung einen freilich sehr alten Brief des Lieutenant de Long, Kommandanten der „Jeannette" erhalten, welcher vom Kap Serdze Kamen 29. August 1879 datirt ist. Danach befanden sich damals alle Mitglieder der Expedition wohl auf, und de Long beabsichtigte, in der folgenden Nacht über die Koljutschin-Bai nach dem Wrangell-Lande zu fahren.

— In Christiania traf am 9. Oktober ein aus Kabarova (am Jugor Schar) 19. September datirter Brief von dem Dampfer „Oskar Dickson" ein, auf welchem dessen Besitzer, der bekannte Großkaufmann Sibiriakow, eine Reise nach dem Jenisei unternommen hat. Das Schiff hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; wiederholt versuchte es, durch Jugor Schar oder Matotschkin Schar in das Karische Meer einzudringen, stieß aber stets auf undurchdringliches Eis und saß im Matotschkin Schar sogar vier Tage lang auf Grund, ohne indessen Schaden zu nehmen. Vom 10. bis 19. September lag es in Kabarova, bis der dänische Dampfer „Neptun" (s. oben) meldete, daß die Passage eisfrei sei. Am 20. früh sollte der „Oskar Dickson" einen neuen Versuch machen, sein Ziel zu erreichen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

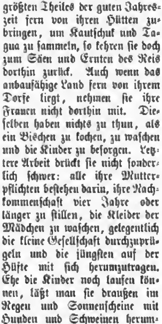
IV.

Es finden sich in Darien wohl manche hübsche Frauen, aber dieselben verblühen rasch in Folge frühzeitiger und häufiger Mutterschaft, übermäßiger Anstrengungen, mangelnder Pflege, schlechter Nahrung und Neigung zum Anisschnaps. In dem Alter, wo andere Frauen in voller Jugend und Gesundheit sich befinden, sind sie in Darien bereits verblüht, gealtert, krank und je nach dem Blute, welches in ihren Adern fließt, fett oder abgezehrt. Dem Genusse des Tabaks huldigen sie im Uebermaße, und zwar haben sie die merkwürdige Gewohnheit, das brennende Ende der Cigarre im Munde zu halten, weil dieselbe nur so gut schmecke. Das Rauchen lernen die Kinder sehr frühzeitig: Reclus hat mit eigenen Augen gesehen, daß Negerkinder ihre Cigarre fortwarfen, um an der Mutterbrust zu saugen. Negerjungen werden übrigens sehr lange gesäugt.



Haarputz einer reichen Frau in Darien.
(Nach einer Skizze von Lieutenant Reclus.)

Die Männer sind hier zu Lande besser, als in vielen weit civilisirteren Gegenden, indem sie ihren Frauen weder die harte Feldarbeit noch sonst etwas Schweres zumuthen. Niemals wird man eine Frau eine Last tragen oder ein Boot rudern sehen. Obwohl die Männer während des



größten Theiles der guten Jahreszeit fern von ihren Hütten zubringen, um Kautschuk und Tagua zu sammeln, so kehren sie doch zum Säen und Ernten des Reis dorthin zurück. Auch wenn das anbaufähige Land fern von ihrem Dorfe liegt, nehmen sie ihre Frauen nicht dorthin mit. Dieselben haben nichts zu thun, als ein Bischen zu kochen, zu waschen und die Kinder zu besorgen. Letztere Arbeit drückt sie nicht sonderlich schwer: alle ihre Mutterpflichten bestehen darin, ihre Nachkommenschaft vier Jahre oder länger zu stillen, die Kleider der Mädchen zu waschen, gelegentlich die kleine Gesellschaft durchzuprügeln und die jüngsten auf der Hüfte mit sich herumzutragen. Ehe die Kinder noch laufen können, läßt man sie draußen im Regen und Sonnenscheine mit Hunden und Schweinen herumkriechen. Darum ist auch die Kindersterblichkeit in Darien erschreckend groß und ein Bevölkerungszuwachs trotz der vielen

Geburten kaum zu merken. Reclus hat Frauen kennen gelernt, welche von einem vollen Dutzend Kindern kein einziges aufgebracht haben; Blattern, allerlei Unglücksfälle und besonders Sonnenstiche raffen die meisten hinweg, und die Ueberlebenden haben magere, mit Narben und Wunden bedeckte Glieder, dick aufgetriebene Bäuche und schlotternde Kniee. Selbst dem unaufmerksamsten Beobachter muß die Menge der mit Nabelbrüchen behafteten Kinder auffallen. Sie sind scheußlich anzuschauen; aber sie entwickeln sich geistig schneller, als weiße Kinder, und ihr Gesicht funkelt von innerm Leben. Freilich dauert das nicht lange; denn im Alter von acht Jahren, wo ihr Leib sich herausbildet und kräftigt, wird ihr Geist träge und ihre Intelligenz hört auf, sich weiter zu entwickeln. Die geringe Sorgfalt, welche man den Kindern angedeihen läßt, hat übrigens noch andere Gründe, als das Klima und die Nachlässigkeit der Eltern; vor allem trägt die Sittenlosigkeit und die Leichtigkeit, mit welcher Ehen geschlossen und gelöst werden, Schuld daran.

Die Frauen tragen noch das alte kreolische Kostüm, einen Unterrock von leichtem, weißem Stoffe mit mehreren Volants, auf welche in Roth oder Lila Guirlanden aufgedruckt sind, dazu ein Mieder, welches so weit ausgeschnitten ist, daß stets die eine oder andere Schulter nackt bleibt, und oben mit drei ähnlichen Falbalas besetzt ist. Die Haare werden in der Mitte gescheitelt und bilden, wenn sie nicht allzu kraus sind, zwei lange Zöpfe; ist es unmöglich, sie zu flechten, so theilt man sie in 10 oder 12 große Büschel, rollt dieselben zu „Schalen“ auf, steckt große goldene Kämme und einige frische Blumen hinein, hängt sich massive Ohrringe, die im Choco fabricirt werden und mit billigen Perlen aus dem Meere bei Panama besetzt sind, in die Ohren und erhält so die beliebteste Kopftracht. Auf dem Kopfe tragen die Frauen einen Strohhut, welcher genau dem der Männer gleicht; die Füße sind meist unbekleidet und werden nur bei feierlichen Gelegenheiten in rothe oder grüne Schuhe gezwängt.

Der Anzug der Männer, so lange sie im Dorfe verweilen, besteht einfach aus Hemde und Hose, ausnahmsweise auch Schuhen; gehen sie zur Arbeit, so entledigen sie sich jenseit der letzten Hütte des Ortes all dieser Dinge, verbergen dieselben unter einem Strauche bis zu ihrer Rückkehr und begnügen sich mit einem Schurze, der an einer Schnur um den Leib befestigt ist, und mit „abarcas“, einfachen Sandalen; die Stelle des Strohhutes nimmt dann ein zusammengerolltes und fest um den Kopf gelegtes Tuch ein. Von ihrem machete (Waldmesser) trennen sie sich nie. Im Walde drinnen vereinfachen manche selbst noch diese Bekleidung und tragen statt des Schurzes nur einen winzigen Lappen, die „pampilla“, zuweilen selbst diese nicht mehr, sondern nur noch die nie fehlende Schnur um den Leib. Diese ist das wichtigste Stück in der Kleidung eines Bewohners von Darien. Den Knaben vom fünften bis zum zehnten Jahre ersetzt sie die Hose und härtet die Taille ab, gerbt sie gewissermaßen, so daß sie später Schurz, Feuerzeug, Messer, Tabaksbeutel, kurz alle die Dinge, die wir Europäer in die Taschen stecken, tragen kann. Häufig indessen schneidet die Schnur in die Haut ein und viele Männer haben an der Taille zahlreiche Narben, ähnlich den im Geschirre ergrauten Karrengäulen.

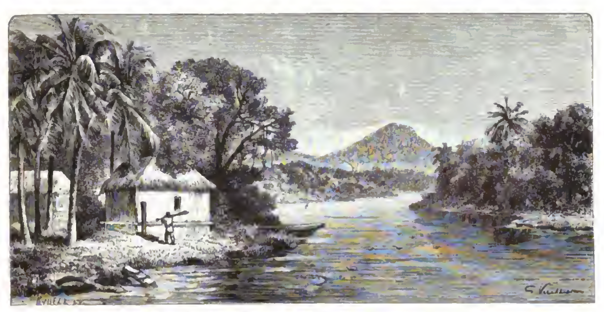
Um 9 Uhr Abends fuhr die Expedition mit eintretender Fluth in mehreren Pirogen oder „chumpa“ und einer großen „canoa“ ab. Letztere trug die Mehrzahl des europäischen Personals; sie war 20 m lang, 2 m breit und aus einem einzigen Baumstamme hergestellt, hatte eine nahezu cylindrische Form und ermangelte deshalb vollständig des Gleichgewichtes; sobald sich einer der Insassen nur im geringsten rührte, fing sie bedenklich zu kippen an. Da die Gesellschaft sehr zahlreich und der Platz beschränkt war, so war es unmöglich zu schlafen; freilich hätten auch die Moskitos jeden Schlaf zu nichte gemacht. Ohne diese wahrhaft unerträgliche Plage wäre eine Forschungsreise in Darien während der trockenen Jahreszeit eine wahre Vergnügungspartie.



Wie man in Darien die Kinder trägt.
(Nach einer Skizze von Lieutenant Reclus.)

In seinem untern Laufe hat der Tuyra, dessen Tiefe fast überall mehr als 7 m beträgt, oft mehr als 1 km Breite; seine Ufer sind flach, sumpfig, nur mit Manglebäumen bestanden, oft auf weite Strecken überschwemmt und alle Augenblicke von Mündungen kleiner Zuflüsse durchschnitten, welche die nagende Thätigkeit der Ebbe und Fluth verbreitert hat. Nachdem man oberhalb Chepigana ein weites Becken passirt hat, befindet man sich dort, wo am rechten, nördlichen Ufer die große Lagune Matunsacrati ihren Anfang nimmt; dieselbe zieht sich dem Flusse parallel mehrere Dutzend Kilometer weit hin. Wie die Leute dort glauben und erzählen, ist niemals einer der Unvorsichtigen, die sich dorthin gewagt haben, zurückgekehrt, außer einigen spanischen Soldaten, welche im vorigen Jahrhundert vor Indianern flüchten mußten. Auf einem Floße erreichten sie unversehrt das andere Ufer der Lagune, wußten aber Wunderdinge von riesigen Krokodilen, gewaltigen Wasserschlangen und sonstigen Ungeheuern zu erzählen, die ihnen dort begegnet waren. Selbst die muthigsten Leute bedenken sich, in den Arroyos, die mit jener Lagune in Verbindung stehen, zu fischen oder zu jagen. Manche Ungläubige zucken die Achseln

über die angeblich dort hausenden Bestien und halten die Gegend ganz einfach für verzaubert; wenn sich dort eine Jagdgesellschaft von einander trennt, so ist sie verloren: denn der böse Geist, der dort haust, verwirrt die Stimmen der sich Zurufenden dermaßen, daß keiner dem Rufe des andern antworten und das Boot wieder finden kann. Gern hätte die Expedition diesen See besucht, weil derselbe für einen zukünftigen Kanal vielleicht in ähnlicher Weise sich verwenden ließe, wie die Bitterseen für den Suez-Kanal, und dadurch Verbesserungsarbeiten im Tuyra in Wegfall kommen



Real de Santa Maria. (Nach einer Skizze des Lieutenant Reclus.)

könnten; allein stets fehlte ihr die Zeit zur Untersuchung des Gewässers, welches vielleicht nur ein Netz alter Flußarme ist.

Bei Tagesanbruch wurde an der von Sümpfen umgebenen Alligatoren-Insel geankert, die ihren Namen mit Recht trägt, da sich auf ihr die mächtigen Saurier mit Vorliebe



Molineca. (Nach einer Skizze des Lieutenant Reclus.)

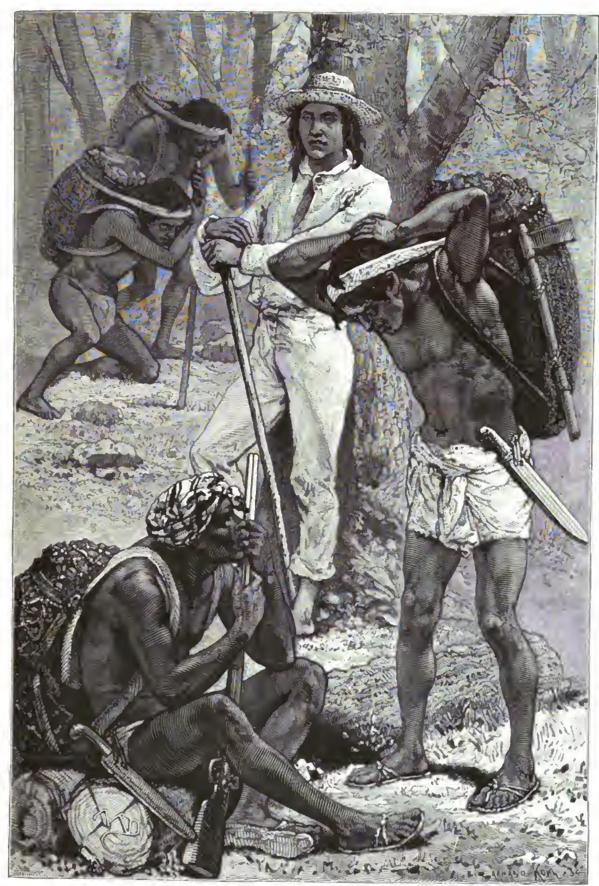
sonnen. Weiter aufwärts nimmt die Breite des Flusses bedeutend ab und beträgt im Durchschnitte nur noch 300 m; sein Lauf wird gewundener, seine Ufer werden höher und sind nur noch stellenweise und nur bei Hochwasser Ueberschwemmungen ausgesetzt, das Mangrovedickicht wird durch andere Bäume ersetzt und Lianen treten in immer zunehmender Ueppigkeit auf. Kurz vor dem Zusammenflusse des Chucunaque und Tuyra sind die schlammigen Vorsprünge des Ufers mit Pflanzen bedeckt, deren herzförmige Blätter mehrere Fuß lang sind. Dort passirt man die kleine Insel

Real Viejo, eine vorzügliche militärische Position, wo die Spanier einst ein kleines Fort errichtet hatten. Bei der Mündung des Chucunaque, der eigentlich der Hauptfluß ist und an welchem sich eine breite Sumpfebene hinaufzieht, verbreitert sich das Bett des Stromes noch einmal; weiter aufwärts ist der Tuyra nur noch ein hübsches Flüßchen mit hohen, reich bewachsenen Ufern. Die Nacht verbrachte die Expedition in Real de Santa Maria, dessen brave Bewohner den Fremden erlaubten, in ihrer Hütte die Hängematten zu befestigen und sich darin von der schlaflosen Nachtfahrt zu erholen. Um 2 Uhr Morgens waren sie aber schon wieder auf den Beinen, um die Fluth zu benutzen, passirten bei Tagesanbruch Molineca, das elendeste Dorf in ganz Darien, und erreichten um Mittag Pinogana, einen Ort von 200 Einwohnern, wo Lieutenant Wyse mit einem Theile des Personals schon am Abende zuvor eingetroffen war. Sofort ging man daran, die einzelnen Brigaden zu bilden. Auch hatte man bereits in diesem sehr reinlichen und gut gelegenen Dorfe eine niedliche Hütte als Hauptquartier eingerichtet und den Verpflegungsdienst organisirt. Am Morgen des 18. December waren alle Vorbereitungen getroffen, die Instrumente regulirt und ein Dutzend Pirogen beladen. Lieutenant Reclus erhielt von seinem Chef den Auftrag, den untern Tuyra und die Gezeiten in Chepigana zu studiren; beigegeben wurden ihm der Schotte Balfour und der Bootsmann Lenoan. Frühzeitig am folgenden Morgen begann



Pinogana. (Nach einer Photographie.)

der erste Ingenieur Celler mit seinen beiden aus 15 Expeditionsmitgliedern und 38 Eingeborenen bestehenden Brigaden die Arbeit; die erste derselben unter Millat hatte den Stromlauf zu nivelliren und zu verpfählen, die zweite den Plan desselben aufzunehmen. An dem einen Tage machten die Herren Gerster und Musso, am folgenden Barbiez und Sosa die Aufnahmen; während des Ruhetages berechneten sie ihre Beobachtungen und zeichneten an der Karte. Bixio war mit der Organisation des Lagers und der allgemeinen Leitung der Dinge betraut. Sobald die Arbeit im Gange war, fuhr Wyse den Paya, einen rechten Nebenfluß des Tuyra, hinauf, um mit den dortigen Indianern Beziehungen anzuknüpfen und die niedrigste Einsattelung in jenem Theile der Cordillera zu suchen. Reclus mußte den Fluß hinab nach Chepigana zurückfahren und dabei Tiefen- und Winkelmessungen vornehmen, Querprofile entwerfen und dergleichen. Seine einzige Unterhaltung bestand darin, den am Ufer schlafenden Krokodilen ab und zu eine Kugel zuzusenden. Erst am vierten Tage erreichte er Chepigana, wo er sofort einen Fluthmesser zu errichten begann und seinen Gefährten Balfour im Ablesen desselben und im Vornehmen meteorologischer Beobachtungen unterrichtete, um später, gegen die Mitte des Januar, wieder zu Lieutenant Wyse stoßen zu können. Damals war es Weihnachten, welches eine volle Woche hindurch gefeiert wird. Dann versammeln sich alle Einwohner im Dorfe, selbst die in weiter Ferne arbeitenden Caucheros; bei Tage wird gespielt und getrunken, Nachts getrunken und getanzt. Die Jugend vergnügt sich besonders damit, auf der Trompetenschnecke zu blasen; religiöse Gemüther geben ihren Gefühlen durch Glockenläuten, Trommeln und Flinten-



Kautschuksammler (caucheros).

schüsse Ausdruck; es ist zu begreifen, daß Reclus während der Festzeit nur selten und mit Mühe etwas Nachtruhe fand.

Reclus sah bald ein, daß die lokalen Beobachtungen in Chepigana ihm kein genaues Bild von dem Gange der Gezeiten im Tuyra geben könnten, und benutzte deshalb die paar noch übrigen Tage, um nach la Palma zu gehen, wo der Fluß zusammen mit dem dort einmündenden Sabana ein weites Wasserbecken, den von der Natur vorgezeichneten innern Hafen des erträumten Kanales, bildet. Am 2. Januar 1877 trat er die circa 18 km lange Fahrt dorthin an; das Wetter war herrlich und es war hohe Fluth. Langsam und ohne die geringste Furche zu hinterlassen schwamm die Piroge den mit zahlreichen Baumstämmen bedeckten Fluß hinab. Von der Regungslosigkeit des Bootes getäuscht, näherten sich ihm alle Augenblicke kleine Tümmler und Schildkröten, welche um diese Jahreszeit in Massen den Tuyra aufwärts ziehen, um auf den Sandbänken des Oberlaufes ihre Eier abzulegen. Stets waren die Flinten in Bereitschaft; aber immer verschwanden die Schildkröten sofort, als sie ihren Irrthum erkannten, und ohne zu treffen, schlug die Ladung ins Wasser.

Nachdem das Kap Seteganti, auf welchem die Spanier ein Fort errichtet hatten, passirt war, kam man in den breiten Aestuar an der Vereinigung des Tuyra und Sabana, und sofort war es auch mit dem Gefühle der Sicherheit, welches man bei Flußfahrten hat, vorüber. Bei letzteren hat man, wenn ein Unwetter losbricht, stets noch Zeit sich in einen Seitenarm zu retten; hier aber ist das Gewässer breit, tief und schlammig, und ist reich an Wirbeln und Strudeln, welche selbst den besten Schwimmer in die Tiefe ziehen. Jedes schwimmende Stück Holz halten die Bootsleute in ihrer Furcht für ein Krokodil oder einen Haifisch, welche auf gute Beute warten; zudem wissen die Schiffer, daß, selbst, wenn es ihnen gelänge bei einem Schiffbruche das Ufer zu erreichen, sie im Schlamme versinken oder im Mangrovedickicht verhungern müßten. Und doch ist diese gefährliche Gegend so schön, so friedlich und harmonisch. Hinter dem breiten Sumpfstreifen, der so flach ist, daß man nicht unterscheiden kann, ob die Mangroven mit ihren tausend Wurzeln und mächtigen Aesten im Flusse oder auf dem Lande wachsen, steigen schön geformte Hügel und kleine Waldberge auf. Je nach der Höhe und dem Boden wechseln die Pflanzenarten; ohne Ende sind die Unterschiede in der Färbung und Gestaltung der Vegetation: bald sieht sie aus wie matter meergrüner Sammet, bald wie leuchtende Seide; hier schillern im Sonnenschein die lichtgrünen Fächer der Cocos-Bellos, dort wechseln die langen dunkeln Büsche der Palmen mit den riesigen Quippos-Bäumen, welche man selbst in der dichtesten Laubmasse stets herauserkennt, und auf den Hügeln drängen sich die den Bananen ähnlichen Platanillos zusammen. Unmöglich ist es aber zu schildern, wie weich und wie vielfach die Uebergänge der einzelnen Töne und Schattirungen in einander stattfinden. Jenseit der Hügel erheben sich überall die sägeförmigen Spitzen der Cordillere und die weniger schroffen Gipfel des Pirri-Massivs, aber in solcher Ferne, daß sie trotz der Reinheit und Durchsichtigkeit der Luft wie Nebelgebilde erscheinen.

In solcher Umgebung liegt La Palma.

Die Frühlingsfeier der Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasialprofessor in Pettau.

II.

Von den Boten angekündigt kommt der Frühling nach russischem Glauben auf einem scheckigen Pferd oder, wie ein russisches Liedchen, mit welchem die Bauern im März und April die Vesna rufen: „Auf einem Pflügelein, auf einem Eggelein“ [1]), somit auf den Werkzeugen, welche der Bauer zu der Jahreszeit am meisten braucht. Eine ähnliche Vorstellung zeigt sich unverkennbar auch bei den Slovenen. In den letzten Faschingstagen ziehen in einigen Gegenden, so z. B. bei Pettau in Steiermark, die „Pflüger“ (oraci) herum. Mehrere maskirte Burschen, von denen einer als Teufel den Pflug ziehen muß, während ein anderer mit einer großen Peitsche knallt, und ein dritter in einem Korb Gaben sammelt, kommen vor das Haus, ziehen den Pflug einige Male durch den Hof als symbolische Eröffnung der Feldarbeiten und werden darauf mit Eßwaaren und Getränken beschenkt, die sie nach vollzogenem Aufzuge gemeinsam verzehren.

Nach einem andern russischen Volksliede, welches beim Vesna-Rufen gesungen wird, kommt der Sommer in einem Kahn (auf nassem), der Winter in einem Wagen (auf trockenem Wege) gefahren. Dabei hat sich in einigen Gegenden noch ein Ueberrest alter Frühlingsopfer erhalten; die Bulgaren z. B. gehen am 1. März bei Sonnenaufgang das Frühjahr anrufen und halten ein eigens zu diesem Zwecke gebackenes Brod in der Hand; russische Landleute dagegen breiten auf dem Felde ein neues Leinwandstück aus, legen Kuchen darauf, wenden sich gegen Osten und sprechen: „Sieh da! Mütterchen Vesna!“ Darauf entfernen sie sich, lassen ihre Gaben unter freiem Himmel und hoffen, daß die Vesna (die Weißrussen denken sich den Frühling als ein schönes, junges, schlankes Mädchen, Ljalja) sich mit der Leinwand kleide und für das ihr dargebrachte „Salz und Brod“, womit in Rußland jeder Gast beim Eintritte ins Haus bewirthet wird, Flachs und Hanf gedeihen lasse [1]).

Die Volkslieder, welche beim Frühlingsempfange gesungen werden, reichen in ein hohes Alterthum hinauf und enthalten wichtige Daten für den Mythenforscher. Nicht geringeres Interesse gebührt den Spielen und sonstigen Gebräuchen aus dieser Zeit. So feiern die Weißrussen der Ljalja (Personifikation des Frühlings) am Vorabende des St. Georgstages den Ljaljnik. In einem Haine versammeln sich die Bauernmädchen, wählen eines aus sich zur Ljalja, kleiden sie in weißes Leinen, umwinden ihr Hals, Hände und Taille mit frischem Grün und setzen auf ihren Kopf einen Kranz aus Frühlingsblumen. Die Ljalja setzt sich dann auf den Rasen, neben sie stellen die Versammelten Mundvorräthe, welche sie zu diesem Zwecke mitgebracht haben, und legen grüne Kränze dazu. Darauf reichen sich

[1]) Afanasjev III, p. 678.

[1]) Afanasjev III, p. 690.

die Mädchen die Hände und beginnen den Reigen um die Königin des Festes zu tanzen; dabei singen sie Lieder, in denen sie um Segen für die Feldfrüchte bitten. Nach Beendigung der Feier vertheilt die Ljalja die Eßwaaren und die Kränze unter den Anwesenden; die letzteren sowie das Grün, welches die Ljalja geschmückt, werden dann bis zum nächsten Frühjahr sorgfältig aufbewahrt [1]).

Die Frühlingsgöttin erscheint aber nicht nur als Beschützerin der Saaten, sondern auch der Ehe und des Liebesgenusses. Daher erklären sich die verschiedenen Liebesorakel, welche in dieser Zeit den Liebenden Aufschluß über die Zukunft geben; deshalb werden von dem russischen Volke auch Spiele veranstaltet, die auf die Liebe Bezug haben und deshalb „Brände" (gorelki) heißen [2]).

Die bisher angeführten Frühlingsgebräuche zeigen uns die Jahreszeit in ihrem lieblichen Kleide; betrachten wir nun den Unterschied zwischen Winter und Sommer von einem andern Gesichtspunkte, so erscheint uns der Winter im Volksglauben auch als Repräsentant des Todes, der Sommer als der des Lebens, eine Auffassung, die wohl schon so alt sein mag als das Menschengeschlecht. Diese erzeugte bei den Griechen den sinnigen Mythus von der Persephone, die von dem gewaltthätigen Beherrscher der Unterwelt geraubt, durch Zeus' Beschluß den einen (winterlichen) Theil des Jahres bei ihrem finstern Gemahl in der Unterwelt selbst als finstere Beherrscherin der Todten, den andern (sommerlichen) Theil aber bei ihrer Wachsthum und Getreidesegen spendenden Mutter selbst als lichte freundliche Gottheit zubringen muß. Darin sehen wir das Absterben des Naturlebens im Herbste und sein Wiedererwachen im Frühling in einem sinnigen Bilde dargestellt, wie es schon das in der Ilias erwähnte Linoslied in dem Tode und Wiedererwachen des Linos feierte und später das aus der Religion semitischer Völker übernommene Adonisfest darstellte. Adonis' Name bedeutet den „Herrn"; er ist der Gott der männlichen, belebenden und zeugenden Naturkraft, dessen die weibliche Naturgöttin (in der Adonissage Aphrodite) nicht entbehren kann, den sie aber im Wechsel der Jahreszeiten immer eine Zeitlang missen muß, bis sie ihn wieder gewinnt.

Dies kleidet der Mythus in das Bild eines schönen Jünglings, Adonis, des Geliebten der Aphrodite, den ein Eber, das Sinnbild der feindseligen winterlichen Mächte, wie wir ihn auch bei Germanen und Slaven finden, zum Tode verwundet. Sie beweint ihn trostlos, aber die Götter gewähren, daß er aus dem Reiche des Todes auch wieder zu ihr zurückkehren darf. Das Fest selbst wurde mit Todtenklagen um den Adonis begangen; man stellte Bilder aus, die den Gestorbenen darstellten, ging in Prozession damit umher, wobei die sogenannten Adonisgärtchen, d. h. Kasten oder Blumentöpfe mit Lattich, Fenchel und anderen Gewächsen, die man darin gesäet hatte, getragen und dann ins Wasser geworfen wurden. Dann aber wurde auch das Wiederaufleben und die Rückkehr des Adonis mit Freudenfesten gefeiert.

Dem ersten Theile dieser Feier entspricht das „Todaustragen", welches in Schlesien, Böhmen, Mähren, Sachsen, Thüringen, bei den Lausitzer- und Elbeslaven, den Polen und anderen üblich war und theilweise noch im Gebrauch ist. Am Sonntage „Lätare", in Böhmen am Sonntage „Judica", welcher deshalb auch der Todtensonntag (smrtna nedele) heißt, versammelten sich in den Dörfern und Städten Erwachsene und Kinder in großer Zahl, machten von Holz, Lumpen und Stroh ein häßliches Bild einer alten Frau (der Tod ist im Slavischen weiblichen Geschlechtes), banden es an eine Stange und trugen es unter Gesängen, Liedern und dem lautem Jubel des Volkes in den Straßen umher. Zuletzt wurde die Puppe ins Wasser geworfen oder verbrannt; manchmal machte sich aber die Jugend auch den Spaß, das Bild über die Gemeindegrenze auf das Gebiet der Nachbargemeinde zu werfen, was jedoch den Nachbaren gewöhnlich nicht angenehm war, so daß es oft zu Zank und Streit, ja selbst zu Schlägereien kam. Die Puppe heißt „der Tod" und diese Feier „den Tod austreiben" (vynášení Moraný). Die Bedeutung der Feier erklären die dabei gesungenen Lieder selbst am besten. Die Čechen singen, wenn die Puppe ins Wasser geworfen wird: „der Tod (smrt) schwimmt auf dem Wasser — das neue Jahr kommt zu uns"; bei der Rückkehr in das Dorf hingegen heißt es ausdrücklich: „den Tod haben wir aus dem Dorfe getragen, das neue Jahr tragen wir ins Dorf". Auf den Todtenstein bei Görlitz, welcher in heidnischen Zeiten als Opferstätte gedient hatte, zogen noch im Anfange des 18. Jahrhunderts zur Zeit des Frühlingsanfangs die Leute aus der Umgebung; nach Sonnenuntergang zündeten sie Strohfackeln an und zogen mit dem Gesange: „Den Tod haben wir ausgetrieben, den Sommer bringen wir wieder" ins Thal [1]).

Ein ähnlicher Gebrauch besteht noch jetzt bei den Slovenen in Krain, wo allerdings der Gedanke an das Todaustreiben verloren gegangen ist, dafür aber verbrennt man noch jetzt den Fasching (pust). Am Faschingdienstag Abends nach Sonnenuntergang holt die Jugend alte abgebrauchte Reisigbesen, tränkt sie wohl auch mit Pech, zieht ins Freie, zündet sie an, schwingt sie durch die Luft, schreit und singt dazu, um den bösen Fasching zu vertreiben. Die Erinnerung an den alten Frühlingsbrauch ist dabei ganz verloren gegangen. Wie weit jedoch dieser Brauch verbreitet war, beweisen die Ueberreste desselben, die wir auch bei den Südslaven finden. In Altserbien z. B. wird Anfangs Mai eine Puppe aus Reisig oder Stroh, die Maja, ins Wasser geworfen, Kinder schlagen dabei auf hölzernes und eisernes Geschirr, waschen sich darauf und singen Lieder, in denen sie den Einzug des Heiligen Jeremias, dessen Fest auf den 1. Mai fällt, feiern und den Wunsch ausdrücken, alle Schlangen mögen ins Meer ziehen. In Macedonien, Thessalien, Albanien, Thracien und theilweise auch in Bulgarien bringen die Frauen schon vor Sonnenaufgang Wasser von sieben verschiedenen Quellen, reinigen das Haus und die Kinder lärmen auf verschiedenem Geschirr und singen vom Heiligen Jeremias [2]). Dieser Lärm wie auch besonders das Knallen mit Peitschen und das Glockengeläute vertreibt die bösen Geister; deshalb finden wir auch bei den Kaschuben in der Nähe von Danzig noch denselben Brauch zu Neujahr. Am Sylvesterabend nach Sonnenuntergang versammeln sich die Kinder des Dorfes, bewaffnet mit Kuhglocken, Ratschen, Kesseln, Pfannen und Anderm, in den Gassen, machen einen Heidenlärm und schreien, so viel sie können, um den Tod (das alte Jahr) zu vertreiben, wobei ihnen die erwachsenen Knechte durch Knallen mit Peitschen helfen. Das giebt ein wunderliches Bild, denn je größer der Lärm, denken sie, desto fruchtbarer wird das neue Jahr sein. Da schreit z. B. ein Gänsemädchen aus vollem Halse nach

[1]) Afanasjev III, p. 679.
[2]) Vergl. „Globus" XXXIII, S. 316.

[1]) Vergl. über das Todaustreiben: Usener, Italische Mythen, Rhein. Museum, XXX (1875). „Globus" XXX (1876), S. 299. Grimm, D. M. 4. Ausgabe, II, S. 639 ff. Afanasjev III, p. 691 seq.
[2]) Milojević, Pesme i običaji ukupnog naroda srbskog. Belgrad 1869, p. 171. Vergl. jedoch über Milojević: Krek, Einleitung 1, 320.

vielen Hühnchen, Enten, Gänsen und viel Getreide, daneben ein Hirtenbube nach vielen Kälbern, Füllen, viel Getreide. In den Gärten zieht die wilde Jagd um die Obstbäume und ruft Obstsegen herbei[1]).

Den Ursprung des Todaustreibens wollen einige in Polen gefunden haben, wo im Jahre 966 am vierten Sonntage in der Fastenzeit der Fürst Mečislav zum Christenthum übertrat und alle Götzenbilder ins Wasser werfen oder verbrennen ließ. Nach Dlugosz, welcher diese Nachricht überliefert hat, soll Mečislav zur Erinnerung daran den Brauch des Todaustreibens eingeführt haben, um sein Volk daran zu erinnern, daß die Götzendiener des Todes schuldig seien. Die Strohpuppe sollte ihre alten Göttinnen Marzana und Ziewonia, denen sie früher Frühlings- und Erntefeste gefeiert hatten, darstellen. Doch ist der Ursprung des Brauches jedenfalls viel älter, denn wir finden ihn schon bei alten Völkern; so warfen in Rom die Vestalinnen am 15. Mai von der Pfahlbrücke vierundzwanzig aus Binsen verfertigte Puppen in den Tiber; der „Mamurius Veturius“, den man in Rom vor den Idus des März in der Gestalt eines in Häute gekleideten Mannes mit weißen Stäben durch die Straßen peitschte, ist auch nichts anderes als das Bild des alten Jahres, und schon Corssen hat nachgewiesen, daß die Anna Perenna, deren Fest auf die Idus des März fiel und mit Gelagen gefeiert wurde, nur das alte Jahr bedeute; auch bei dieser Feier wurde, wie Usener nachgewiesen hat, ein Bild der Anna ins Wasser geworfen.

Aber auch die von Dlugosz erwähnte Marzana ist keine Erntegottheit, sondern eine Gottheit des Todes; dies beweisen, abgesehen von der Etymologie, schon Namen, welche in den bei der Feier gesungenen Liedern vorkommen, Mařena, Morena, an deren Stelle in čechischen Liedern auch Smrtolenka und Smrt (der Tod) selbst tritt.

Aehnliche Handlungen finden wir übrigens noch in diesem Jahrhundert und in manchen Gegenden noch vor Kurzem in Rußland[2])

Der Gebrauch des Todaustragens findet sich noch im Gubernium Kaluga, wo man die Strohpuppe auf einer Stange herumträgt und Abends verbrennt; im Gubernium von Orlovsk besteht dieselbe Feier; die Mädchen ziehen um Mitternacht ins Freie und schlagen mit Besen und Feuerhaken in die Luft, um die bösen Geister zu vertreiben, wie früher die Lithauer bei Begräbnissen mit Messern in die Luft hieben, um denselben Zweck zu erfüllen[3]).

Ein ähnlicher Gebrauch findet sich in anderer Form noch bei den Slovenen und Kroaten. Zu Mitfasten, erzählen die Bauern noch heutzutage, wurde ein altes Weib um Mittag entzweigesägt. Ist jetzt auch dies nur zu einem Märchen zusammengeschrumpft, so scheint es doch in früheren Zeiten an einer Puppe wirklich vollzogen worden zu sein. In Spanien und Italien hat sich dagegen dies fast bis in unser Jahrhundert erhalten. In hellen Scharen liefen die Kinder z. B. in Barcelona durch die Stadt; die einen trugen Sägen, andere Holzklötze und noch andere sammelten Gaben; dazu sangen sie ein Lied, daß sie das älteste Weib suchten, um es entzwei zu sägen. In italienischen Städten und Dörfern veranstaltete dagegen die hoffnungsvolle Straßenjugend die sogenannte „Scampanata“, d. h. sie lärmte herum, zerbrach alte Töpfe, läutete mit alten Glocken, schrie und lärmte, so viel sie konnte. Darauf machte sie aus Lappen eine Puppe, welche sie das älteste Weib der Stadt oder des Dorfes nannte und zersägte sie (segare la vecchia)[1]). In Rußland dagegen tragen die Kleinrussen zur Zeit des Frühlingsempfanges eine weibliche Puppe (Mara) durch die Gassen und Felder und verbrennen sie auf einer Anhöhe, während gesungen und die Vesna gerufen wird; in manchen Gegenden des Reiches tragen die Bauern am Abend des letzten Faschingstages Strohbünde ins Freie, thürmen sie auf und verbrennen unter Gesang und Geschrei den Fasching, oder errichten einen Scheiterhaufen, um darauf den Eisberg, auf welchem sie sich im Winter unterhalten hatten, zu verbrennen[2]).

Die Vorstellung des Winters und Sommers als feindlicher Wesen führte aber auch dazu, dieselben im Kampfe um die Herrschaft darzustellen. Um der Freude über das Wiedererwachen der Natur Ausdruck zu geben, wurde dieser Kampf, in welchem der Winter unterlag, mimisch dargestellt. Ein förmlicher Kampf findet noch statt in Deutschland in den Rheingegenden, ferner in Schwaben, Bayern, der Schweiz und überhaupt in den Alpenländern. Zwei Bursche, der eine als Winter in Stroh oder in Moos eingemummt, der andere, der Sommer, mit Epheu oder frischem Grün bekleidet, beide von zahlreichem Gefolge umgeben, treten auf und ringen mit einander, bis der Winter zu Boden geworfen wird. Dann wird demselben die Hülle abgerissen, zerstreut und ein Kranz oder grüner Zweig herumgetragen. Das Gefolge singt Lieder dazu, preist den Sieger und verhöhnt den Besiegten.

Ja, ja, ja, der Sommertag ist da!
Er kratzt dem Winter die Augen aus
Und jagt den Bauern zur Stube hinaus.

So und ähnlich lauten die Gesänge, welche die Feier begleiten.

Ob dieser Brauch bei den Slaven je in weiterm Umfange bestanden, wissen wir nicht zu sagen, jedenfalls stimmt er aber mit dem Todaustreiben ganz gut. Etwas Aehnliches findet sich jedoch in einigen Gubernien Rußlands. Am Samstag in der Butterwoche (Fasching) errichtet man auf dem Eisfelde eines Flusses oder sonst wo eine Schneeburg. Die Anwesenden bewaffnen sich mit Stöcken, Besen und Schneeballen und theilen sich in zwei Parteien. Die eine vertheidigt die Burg, die andere greift sie an. Nach langem Kampfe siegen die Angreifer und zerstören die Burg des Winters, deren Kommandant vormals sogar in einem der Eislöcher gebadet wurde[3]).

[1]) Jahrbücher f. slav. Lit., Kunst und Wissenschaft. v. Jordan II (1848), 25.
[2]) S. „Globus“ XXXIII, S. 317.
[3]) Afanasjev III, 703.

[1]) Linhardt, Versuch einer Geschichte von Krain. Nürnberg 1791. 2, 274. Anton, Versuch über die Slaven, 2, 66. Usener, a. a. O., S. 193.
[2]) Afanasjev III, 697.
[3]) Ibidem III, 697.

Skizzen aus Oberalbanien.

Von Spiridion Gopčević.

II.

Tirana.

Es giebt keinen größern Contrast, als zwischen Durazzo und Tirana, der unstreitig schönsten Stadt Oberalbaniens. Allerdings sind die Straßen von Tirana auch schmutzig, indeß rieseln durch dieselben zwei schmale Bäche, welche den Unrath wegschwemmen, und dieser Uebelstand wird durch die herrliche Lage der Stadt hinreichend aufgewogen.

Man hat, sehr mit Unrecht, Albanien mit der Schweiz verglichen; in Tirana könnte man sich indeß doch in ein Alpenthal versetzt glauben. Die weitausgedehnte Ebene ist rings von hohen Bergen eingeschlossen, die allerdings mit den Schweizer Riesen keinen Vergleich aushalten und denen auch die Gletscher fehlen, welche aber durch ihre prächtige Farbenstimmung, wie durch ihre romantische Gruppirung das trunkene Auge zu fesseln wissen. Ein Beherrscher Albaniens sollte seine Residenz in keiner andern Stadt aufschlagen.

Die prächtigsten Höhen bilden die östliche und nördliche Einfassung der Mulde, in deren Mitte die Stadt gebaut ist. Gerade im Osten erhebt sich der (nach der österreichischen Karte) 1207 m hohe Brisœs, dessen Kamm gegen Nordwesten zum 1546 m hohen Dajti (Malj Daltit) ansteigt, der seinerseits durch ein tief einschneidendes Thal vom Brarit oder Pješit (1412 m) getrennt ist. Diese drei Berge fallen sanft gegen die Stadt ab und senden zahlreiche Bäche in das Thal hinab. Im Sonnenschein nehmen sie sich prächtig aus. Der Kamm ist größtentheils kahl und von rothem Gestein; der mittlere Abhang prangt im herrlichsten grünen Waldschmuck und der Fuß ist mit wogenden gelben Feldern und braunen Aeckern bedeckt. Zahlreiche Dörfer gucken allenthalben hervor und liefern den Beweis, daß der große Kessel von Tirana dicht bevölkert ist.

Im Süden wird dieser Kessel durch die halbmondförmige Grabekette gebildet, deren höchste Spitze (725 m) gerade im Süden der Stadt liegt. Diese Abhänge sind bei Weitem weniger anmuthig und auch nicht so fruchtbar und bevölkert als die östlichen. Uebrigens ist ein großer Theil derselben durch ein Vorgebirge verdeckt, das sich unmittelbar im Süden der Stadt isolirt erhebt und ebenfalls durch seine Farbenstimmung zu den Reizen der Umgebung beiträgt. Im Westen wird der Kessel durch den Barzes (487 m) abgeschlossen, der auf der Tirana-Seite theils Wiesen und Viehweiden, theils Steinwüsten enthält und in seiner Zerrissenheit einen hübschen Anblick bietet. Im Norden wird die Aussicht auf Kruja durch mehrere vorliegende Felspartien verdeckt, deren theilweise grüner Ueberzug von rothem Gestein matt absticht. Die Mulde selbst besteht weit und breit aus saftigen Wiesen, wohlgepflegten Gärten und gut bestellten Feldern.

Wenn man von Durazzo oder Kruja herankommt, kann man sich von der bedeutenden Ausdehnung der Stadt keinen Begriff machen. Man sieht vorerst nur eine kleine Zahl Häuser, über deren Dächer mehrere Minarets in bunter Malerei emporragen. Aber sobald man die Stadt betreten, bekommt man eine Idee von ihrem Umfange. Ich irrte oft stundenlang durch die Gassen ohne das Ende zu finden. Freilich passirte mir in Škodra dasselbe, und ohne die Uebersicht, welche ich vom Rosafa aus über diese Stadt gehabt, hätte ich deren Bevölkerung auch irriger Weise doppelt so hoch angeschlagen, als sie in Wirklichkeit ist. Hätte ich über Tirana einen solchen Ueberblick gehabt, wäre es mir vielleicht auch kleiner vorgekommen; allein ein solcher Punkt fehlte und ich muß mich mit der Mittheilung begnügen, daß die Bevölkerung der Stadt die Zahl von 22000 Seelen nicht übersteige. Darunter sollen sich 40 katholische Familien mit 250 bis 300 und 200 griechische mit 1300 bis 1500 Köpfen befinden, außerdem einige Hundert Zigeuner, so daß sich die mohammedanische Bevölkerung auf 20000 Seelen beliefe.

Die Straßen von Tirana sind außerordentlich belebt und der bedeutende Bazar kann sich fast mit jenem von Škodra messen. Auffallend war mir, daß so viele Mohammedanerinnen auf den Straßen hockten und verschiedene Waaren feilboten. Die Bäche in den Gassen machen allerdings einen sonderbaren Eindruck, und ihr schwarzes Wasser trägt auch nicht zur Verschönerung bei, aber da die Straßen im Allgemeinen breiter und mit netten Häusern eingefaßt sind, erhöhen sie nur das Originelle der ganzen Stadt. Zu diesem tragen auch die vielen buntbemalten Moscheen bei, welche nicht so geschmacklos bekleckst sind, wie jene von Škodra, auch reiner gehalten werden. Inmitten der Stadt gewahrte ich viele Gärten, welche natürlich auch dazu beitragen, diese umfangreicher zu machen. Das Haus des Kaimakams ist mit einer Mauer umgeben und enthält einen geräumigen Audienzsaal.

Die Bevölkerung schien mir nicht fanatisch zu sein. Die Frauen tragen sich wie in Südalbanien, ebenso die mohammedanischen Männer, d. h. die Fustanella ist allgemein. Die Katholiken tragen nicht die Kaufmannstracht von Škodra und Leš, sondern ein türkisches Kostüm, wie es auch in Kleinasien getragen wird: rothe Aermeljacke, beinahe von maurischem Schnitte, Gürtel, Džamadan, weite bis an die Knie reichende blaue oder schwarze Pumphosen und Strümpfe. Viele Griechinnen sah ich in derselben Tracht, welche ich im Innern von Griechenland gefunden: rothe, runde Aermeljacke, rothes Mützchen mit langer Goldquaste und gesticktes, seitwärts etwas geschlitztes Kleid. Ich glaube mich auch zu erinnern, daß die Christinnen von Tirana ebenfalls den Schleier (Jaschmack) trugen.

Seit 1856 besteht in Tirana eine kleine katholische Kirche, auf Kosten des Kaisers von Oesterreich erbaut, der überhaupt dort sehr in Ansehen steht. Neben der Kirche befindet sich

Anmerkung: Š u. š spr. sch; ž spr. als weiches s; Dž spr. Dsch.

das Pfarrhaus, welches die Schule enthält und von zwei Weltpriestern bewohnt ist. Ich verdanke diesen meine Beherbergung und alle erhaltenen Auskünfte. Der Pfarrer Don Brignaj war ein sehr gebildeter Mann, gleich seinem Cooperator von der Propoganda in Rom erzogen, aber Albanese von Geburt. Seine reichhaltige Bibliothek enthielt manche sehr interessante Werke. Der Cooperator leitete die Schule, in welcher ich etwa zwanzig oder mehr Schüler fand, die in italienischer Sprache Unterricht erhielten.

Die ganze Bevölkerung machte auf mich den vortheilhaftesten Eindruck. Welch ein Unterschied zwischen ihr und dem ekelhaften Lumpenpack von Škodra! Zur Steuer der Wahrheit muß ich allerdings erwähnen, daß es auch in Tirana sehr „ländlich sittlich" zu sein scheint, da ich außer den Zigeunern auch türkische „Heilige" splitternackt in den Straßen promeniren sah.

In der Geschichte hat Tirana keine so bedeutende Rolle gespielt als andere oberalbanesische Städte. Nach Hahn soll die Stadt erst um 1600 gegründet worden sein[1]), und er erzählt ihren Ursprung folgendermaßen:

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts lebte in Albanien ein unbemittelter Bey, Namens Sulejman, dessen ganze Dienerschaft aus einem jungen Manne bestand. Diesem träumte einst, daß sich der Mond auf seine Schultern senkte und sein glänzendes Licht weithin strahlte. Sulejman Bey, dem er diesen Traum erzählte, rieth ihm, sich in der Welt sein Glück zu suchen, da ihm eine große Zukunft bevorstände. So geschah es auch.

Nach vielen Jahren erhielt Sulejman Bey vom Großvesir den Befehl, nach Konstantinopel zu kommen. Dort angelangt staunte er nicht wenig, als er in dem Sadr-Asam seinen ehemaligen Diener erkannte, der also wirklich sein Glück gemacht. Da es ihm vom Großvesir freigestellt wurde, sich eine Gnade zu erbitten, verlangte und erhielt Sulejman Bey das Saudschak Ochrida. Auf seinen Jagden kam er auch einmal nach Tirana, damals ein Dorf von 15 Häusern. Die Gegend gefiel ihm so ausnehmend, daß er eine Moschee und einen Bazar daselbst baute und nach seinem Tode dort begraben zu werden wünschte, was auch geschah.

Sein letzter Nachkomme, Hadschi Etem Bey, wurde von dem mächtigen Bey von Kruja vertrieben und irrte Jahre lang als Betteldervisch durch Anatolien. Ende der zwanziger Jahre kehrte er nach Albanien zurück und wurde von Mustafa Pascha in seinen alten Besitz von Tirana eingesetzt. Da er dem Pascha treu blieb, wurde er von Mehemed Reschid Pascha nach Gefangennahme Mustafa Paschas (1832) abgesetzt und flüchtete sich nach Elbassan. Doch versöhnte er sich später mit seinem Feinde und gab ihm seine Tochter zur Frau. Von ihr stammen die reichen Beys von Tirana ab, deren einer (Achmed Bey) Mudir dieser Stadt war.

Aus der Zeit der Fehde zwischen Tirana und Kruja erzählt man sich, daß heimlich viele Krujaner auf den Tiranaer Bazar kamen. Um sie zu erkennen, zeigte man ihnen einen Holzbalken und fragte sie, was das sei. Antworteten sie nun „trani", wurden sie sofort niedergestochen, weil die Tiranaer „trän" sagen.

Ueber Tirana geht folgendes Sprichwort: „Wer 40 Oke Tiranaer Wasser trinkt, wird ein Knabenliebhaber, wer 40 Oke Scutariner Wasser trinkt, ein schlechter Kerl" (oder Raufbold).

[1]) Historisch erwiesen existirte jedoch schon zu Zeiten Skanderbeg's eine Stadt Tirana, welche von Barletius als „major" bezeichnet wird und somit auch ein „minor" voraussetzen läßt.

Palmenkultur und Brunnenbohrungen der Franzosen in der Algerischen Sahara.

Von Prof. Dr. Th. Fischer.

Es ist eine unleugbare Thatsache, daß die Kolonisation Algeriens Seitens der Franzosen sehr langsam fortgeschritten ist und daß dabei unglaubliche Fehler begangen worden sind, allerdings zum Theil durch Hineinziehen der Kolonie in die politischen Bewegungen des Mutterlandes. Bis heute ist es eigentlich nicht gelungen, die große Masse der Franzosen für Algerien zu erwärmen, noch weniger eine irgendwie ins Gewicht fallende Auswanderung dorthin ins Leben zu rufen. Der Franzose wandert eben nicht aus, am wenigsten der Landmann. Nach fünfzigjähriger Herrschaft der Franzosen in Algerien sind dort erst wenig über 300 000 Europäer angesiedelt, von denen genau die Hälfte keine Franzosen sind, trotz aller denkbaren Vergünstigungen, welche ihnen von der Regierung geboten wurden. Erst seit allerneuester Zeit, seit 1866, namentlich aber seit dem letzten großen Aufstande von 1871, ist man energischer an die Kolonisation und friedliche Eroberung des Landes gegangen und sind mit derselben gewaltige, die Zukunft sichernde Fortschritte gemacht worden, erst jetzt kann man mit Sicherheit voraussagen, daß Algerien einmal eine Machtverstärkung Frankreichs sein wird. Kulturarbeiten jeder Art, welche allüberall dringend nöthig waren, sind seitdem in größerm Maßstabe vorgenommen worden, es sind Häfen gebaut worden, Eisenbahnen und Straßen, es sind Flüsse regulirt und Sümpfe ausgetrocknet worden. Vor allen Dingen aber sind in den verschiedensten Gegenden des Landes, das sich in drei natürliche nach Boden, Klima und Produkten scharf unterschiedene Abtheilungen gliedert, die mediterrane Abdachung, das Tell der Araber, das Hochland und die Algerische Sahara großartige Arbeiten zur Bewässerung weiter Landstriche ausgeführt worden, sei es Bewässerung das ganze Jahr hindurch, sei es in der regenlosen Hälfte des Jahres. Selbst in dem an Niederschlägen noch ziemlich reichen Tell ist künstliche Bewässerung hier und da sogar für Getreidebau nöthig, auf dem Hochlande, das den Charakter der Steppe trägt, ist die Wasserarmuth noch größer und ist künstliche Bewässerung nur an wenigen Punkten möglich, es wird immer im Wesentlichen nur Halfagras produciren oder als Viehweide dienen. Die Algerische Sahara dagegen bringt nur im Winter und bis in den Frühling hinein, wo es am südlichen Abfall des Hochlands noch etwas regnet, dürftige Vegetation hervor, intensivere Ausnutzung des Bodens ist dort völlig an natür-

liche oder künstliche Brunnen und damit mögliche Bewässerung gebunden. Dort hängt alles davon ab, ob die Brunnen unterhalten werden, Ausdehnung der bebauten Fläche und damit Zunahme der Bevölkerung und wachsender Wohlstand derselben ist nur möglich durch Vermehrung des verfügbaren Wasservorraths. Dort kann man sich die Herzen der Eingeborenen erobern durch Erschließung neuer Wasservorräthe, dort schreitet in der That die Eroberung wirksamer vorwärts, wenn sie mit dem Brunnenbohrer unternommen wird, als mit dem Schwert in der Hand. Man baut nun wohl auch in diesen bewässerbaren Strichen des Wüstengebiets, den Oasen, Getreide und Gemüse, man zieht auch südliche Fruchtbäume, Orangen, Feigen, Aprikosen und dergleichen, aber all dies nur in geringer Ausdehnung und zum Theil nur unter dem Schutze, welchen das säuselnde Dach der Kronen edler Dattelpalmen gegen die sengenden Strahlen der Sonne gewährt. Die Dattelpalme ist das wichtigste Erzeugniß der Oasen, von ihr allein hängt die Existenz der Oasenbewohner ab, neben ihr fällt selbst der Ertrag der Viehzucht der wandernden Stämme wenig ins Gewicht. Das Vorhandensein unterirdischer Wasservorräthe und deren Erschließung ist daher identisch mit der Kultur der Dattelpalme und deren Ausdehnung. Von oberirdisch fließenden Gewässern ist in der Algerischen Sahara kaum die Rede, nur nach heftigen Regengüssen im Winter und Frühling füllen sich die Wasserbetten vorübergehend, und selbst die zahlreichen größeren und kleineren Salzwasserpfannen, die Schotts, vertrocknen im Sommer fast völlig. In der Tiefe ist aber an sehr vielen Punkten das ganze Jahr Wasser zum Theil in ungeheuren Mengen vorhanden, auch außerhalb der meist trocknen Flußbetten.

Diese unterirdischen Wasservorräthe sind natürlich atmosphärischen Ursprungs, es sind die Wassermengen, welche in den vorhergehenden Wintern und Frühlingen zum geringern Theil an dem Orte selbst, zum größern an der saharischen Abdachung des Atlassystems oder auch auf dem noch von keinem Europäer betretenen Hochlande von Ahaggar und seiner Umgebung mitten in der Sahara gefallen sind. Diese Regenwasser werden von dem lockern Sandboden rasch aufgesogen oder fließen dort, wo nackter Felsboden ansteht, rasch ab und sammeln sich in den Wasserbetten, wo sie bald in die Tiefe hinabsinken und, von den darüber gelagerten Sandmassen gegen Verdunstung geschützt, unterirdisch auf einer undurchlässigen (meist thonigen) Bodenschicht der Neigung derselben folgend weiter fließen. Je tiefer nun diese Bodenschicht liegt, die zu durchstoßen und damit dem Wasser einen Abfluß in noch größere Tiefen zu öffnen man sich wohl hüten muß, in um so größerer Tiefe ist Wasser zu finden, je näher sie der Oberfläche liegt, in um so geringerer. In vielen Gegenden kann man die sanfte Neigung derselben genau nach den Tiefen berechnen, in welchen man Wasser findet. Nicht selten treten die unterirdischen Wasser ganz zu Tage als natürliche Brunnen oder kleine Seen, namentlich in den Betten der Wadis, wenn festes Gestein gangförmig dieselben quer durchsetzt und dadurch das Wasser aufstaut und emporzusteigen zwingt. Wie weit auf diese Weise die unterirdischen Ströme fließen und wie rasch, wo sie sich in unter- oder oberirdischen Becken sammeln, das hängt von dem Relief des Landes ab. Während z. B. im Departement Oran entsprechend der sanften Abdachung des Hochlandes gegen die Sahara hin die Grundwasser sich weit vom Gebirge entfernen, ohne daß sich ein größeres unterirdisches Stromsystem bilden kann, in Folge wovon dort sich nur wenige kleine Oasen unmittelbar am Gebirge finden, sammeln sich die weiter östlich fallenden Meteorwasser in der tiefen Einsenkung, welche sich wie ein Graben vor dem Festungswalle des Atlas-Hochlands nach Osten bis nahe an die innerste Einbuchtung der kleinen Syrte zieht. Und zu ihnen kommen noch weit von Süden her die jedenfalls geringen Reste der Niederschlagsmengen der Hochländer der innern Sahara, welche in dem breiten Wadi Igharghar und dem Wadi Mia bis nahe an den Wall des Atlas mehr als 100 Meilen weit fließen. So ist denn jener Graben, in welchem sich von zwei Seiten die Gewässer sammeln, von einer Reihe salziger Wasserbecken ausgefüllt, die auch im Sommer nicht ganz verdunsten. Es sind dies die großen Schotts, deren Boden, zum Theil auch ihr Spiegel, unter dem Meeresniveau liegt, eine Thatsache, welche das bekannte Projekt wachgerufen hat durch einen Kanal bei Gabes das Wasser des Mittelmeeres in diese Depression zu lenken und ein inner-algerisches Meer zu schaffen. Ist nun auch kaum zu erwarten, daß dieses Projekt, dessen Nutzen Unbefangene selbst unter den Franzosen schwer einsehen wollen, jemals ausgeführt werden wird, so hat dasselbe doch zu einer sorgfältigen Erforschung jener so lange unbekannt gebliebenen Gegenden geführt, was die geographische Wissenschaft mit ebenso großem Danke aufnimmt, wie die eben jetzt von den Franzosen mit so großem Eifer betriebenen für lange Zeit kaum weniger aussichtsvollen Forschungen in der Sahara behufs Anlegung einer Eisenbahn von Algerien nach dem Senegal, dem Niger, dem Tsad-See und womöglich noch einige Stationen weiter. Wir finden daher in der nähern wie in der fernern Umgebung dieser Schotts überall große unterirdische Wasservorräthe und in Folge dessen zahlreiche Palmen-Oasen und Oasen-Gruppen. Im Kleinen wiederholt sich das auch auf dem Hochlande, wenigstens dem Theile, welcher die geringste Meereshöhe hat, dem Hodna-Becken.

Die wichtigsten dieser Oasengruppen sind die der Ziban, des Wad Rirh, des Wad Suf und weiter ab die der Beni Mzab (auf tunesischem Gebiet die des Belad-el-Dscherid, des Dattellandes im engern Sinne, und die von Nefzaua). In größerer oder geringerer Entfernung von einander, durch vegetationslose oder vegetationsarme, aus Sand oder festem Gestein bestehende Strecken von einander getrennt, liegen die grünen Dattel-Oasen in der gelblichen Wüste, den Flecken auf dem Fell eines Panthers gleich, um uns eines treffenden Ausdrucks Strabon's zu bedienen. Namentlich lebhaft empfängt man diesen Eindruck, wenn man vom Hochlande durch einen der wenigen schwierigen Pässe, etwa die Schlucht von Alkantara, herabsteigt und nun die große Palmen-Oase von Alkantara, weiterhin die von Biskra und andere der Oasen der Ziban als dunkele Flecken auf dem hellen Grunde der lichtübergossenen Wüste vor uns liegen. Der unvermittelte Kontrast zwischen der nackten Wüste und dem Palmenwalde, auf dessen Grunde Weizen, Gerste, Baumwolle oder Luzerne einen grünen Teppich bildet, ist ein wunderbarer; die Sonnenstrahlen, welche das grüngelbe Fiederdach durchdringen und den niederen Gewächsen noch hinreichend Licht und Wärme bringen, verleihen dem Palmenhaine den Charakter des Warmen, des Sonnigen; an seinem Saume lagert sich der ermüdete sonnenverbrannte Wüstenreisende, aber nur das geheimnißvolle Rauschen der beständig auch vom leisesten Luftzuge bewegten langen Fiederblätter erinnert ihn an seinen heimischen Tannenwald, die erquickende Kühle fehlt in der Algerischen Sahara wenigstens immer, wenn auch nicht in den dichteren, überreich bewässerten Oasen des arabischen Oman. Auch nicht wie eine Mauer tritt der Palmenhain dem Nahenden entgegen, die schlanken Stämme stehen weit auseinander, tief dringt das Auge in ihn ein, erst im Hintergrunde bildet sich eine geschlossene Wand. In der algerischen Sahara sind die Oasen meist von Erdwällen, zum Theil des Schutzes, zum Theil der Bewässerung wegen, um-

schlossen, so daß die Vertheidigung einer solchen Oase sehr erleichtert wird, selbst gegen überlegene europäische Waffen, wie dies die Franzosen z. B. 1849 bei der Eroberung der Ziban-Oase Saatscha erfahren haben.

Eigenthümlich, von allen anderen Oasen abweichend ist die Palmenkultur im Wad Suf. Dort werden die Palmen auf dem Grunde eines einem umgekehrten Kegel ähnlichen etwa 8 m tiefen Loches gepflanzt, rings von Sanddünen umgeben, welche man durch Pallisaden aus Palmblättern auf ihrem Kamme fest macht. Diese Vertiefungen, deren Anlage und Vertheidigung gegen den sie beständig mit Sand überschüttenden Wind viel Mühe kostet, werden Ritan genannt. Sie reichen bis nahe an die Wasser führende Bodenschicht, in welche die Palmen gepflanzt werden. Senkt sich das Grundwasser, so daß die Wurzeln dasselbe nicht mehr erreichen und die Palme zu verkümmern beginnt, so wird dieselbe mit Stricken an die nächsten derartig festgebunden, daß sie nicht umfallen kann, die Bodenschicht unter den Wurzeln wird entfernt und der Baum somit in eine tiefere Schicht gebracht, wo er das Grundwasser wieder erreicht. In diesen Trichtern nimmt die zugleich mit Kameelmist gedüngte Dattelpalme eine ganz abweichende Gestalt an, sie ist nicht schlank wie anderwärts, sondern hat einen kurzen, starken, oft meterdicken Stamm, der am untern Ende noch mehr verdickt nur wenige Meter hoch wird, ähnlich den massigen Säulen ägyptischer Tempel, und eine mächtige Krone mit 5 m langen Blättern hat. Gegen Wind geschützt und durch Rückstrahlung von den geneigten Sandwänden um so intensiverer Hitze ausgesetzt, reifen hier die herrlichsten Datteln, fleischig, ölig und außerordentlich zuckerhaltig. Zugleich wird in diesen Trichtern unter künstlicher Bewässerung aus 6 m tiefen Brunnen Gemüse gebaut, das einzige Erzeugniß dieser Oasen neben den Datteln, die also hier Alles sind. Diese Art der Palmenkultur dürfte aber außer im Kleinen in der tunesischen Oase El Getar nirgends wiederkehren, da sie aus den örtlichen Verhältnissen hervorgegangen ist und wahrscheinlich diese Form angenommen hat dadurch, daß die Dünen gegen die ursprünglich auf der Oberfläche gepflanzten Palmen vorrückten und dieselben, wie man es ja auch anderwärts in vernachlässigten Oasen beobachten kann, zu verschütten drohten. Dies verhinderten die Bewohner, indem sie rings um den Stamm den Sand entfernten, woraus sich dann dies Trichtersystem entwickelt hat.

In den Ziban-Oasen ist jeder der regelmäßig gepflanzten und frei von Wurzelschößlingen wie von trockenen Blättern gehaltenen Bäume von einem runden kleinen Becken umgeben, das mit dem nächsten durch einen Kanal in Verbindung steht, so daß sämmtliche Palmen bewässert werden können. Das Wasser wird seltener durch Menschenhände, meist durch Kameele oder Esel vermittelst meist sehr primitiver Schöpfwerke aus den oft sehr tiefen Brunnen in Sammelbassins gehoben, aus welchen es dann in die einzelnen Kanäle vertheilt wird. Gewöhnlich werden die Palmen das ganze Jahr bewässert, am meisten aber im Frühling vor der Blüthe und im Sommer vor dem Reifen der Früchte; man hat auch beobachtet, daß die am häufigsten bewässerten am frühesten blühen. Auf 100 Kubikmeter berechnet man den Wasserbedarf einer Palme im Sommer. Ob das Wasser aber süß oder brackig ist, ist nicht von Bedeutung, ja es scheint fast, daß der Baum, wenn er mit Brackwasser bewässert wird, bessere Früchte liefert. Die herrlichen Palmen des Wad Rirh werden mit einem Wasser bewässert, das bei einer mittlern Temperatur von 24° C., etwas mehr als die mittlere Jahrestemperatur der Luft, auf 1 Liter 1 bis 3 Gramm schwefelsaures Natron, 1 bis 2 Gramm schwefelsauren Kalk, ferner etwas Chlornatrium, Chlormagnesium und kohlensauren Kalk enthält, also nothwendig als Trinkwasser abführend wirken muß. Jedenfalls sind die auf besonders fettem Boden auf mit schlammigem Nilwasser bewässerten Bäumen gewachsenen Datteln Aegyptens weniger gut, als die der Oasen, obwohl die Bäume selbst sehr viel schöner sind. Selbst Bewässerung mit warmem Brackwasser wie in der Ziban-Oase Chetma schadet nicht. Wie das Wasserbedürfniß, so ist auch das Wärmebedürfniß der Dattelpalme sehr groß, wenigstens in der Zeit zwischen der Blüthe und Reife der Frucht. Man hat berechnet, daß eine Wärmesumme von 5100° C. nöthig ist in den acht Monaten von Ende März bis Anfang November, damit sie ihre Früchte vollkommen reife, und nur Temperaturen über 18° C. kommen dem Baume zu statten. Bei geringerer Wärme erreichen die Früchte geringere Fülle, sind herber und haben geringern Gehalt an Stärkemehl und Zucker, ihr Nährwerth ist also ein geringerer. Wichtig ist dabei, daß die Luft einen hohen Grad von Trockenheit hat, wie er der Wüstenluft eigen ist, es ist daher erwünscht, wenn es während dieser acht Monate nicht regnet. Allerdings geräth der Weizen besser, wenn es im April und Oktober regnet, aber man zieht es vor, daß es nicht regnet, weil die Datteln dann um so besser gedeihen, und man gegen Datteln Getreide aus dem Tell beziehen kann. Denn während eine gute Dattelernte alle Bedürfnisse der Oasenbewohner für das ganze Jahr zu decken vermag, vermag das auch die beste Getreideernte nicht für sechs Monate. Namentlich sind Regen im September sehr unerwünscht, weil sie die Datteln faulen machen. Man hat sogar beobachtet, daß einzelne Thäler der saharischen Abdachung des Hochlandes in sehr viel beträchtlicherer Meereshöhe vortreffliche Datteln hervorbringen, wenn sie sich nach Süden öffnen und den trockenen, heißen Wüstenwinden direkten Zugang gewähren, als andere tiefer gelegene, aber gegen die Wüste abgeschlossene. Die Dattelkultur im Hodnabecken bei Bu Saada ist eben darauf zurück zu führen, daß dort die Gebirgskette, welche von der Sahara scheidet, sich bedeutend senkt, so daß die Wüste ihren Einfluß geltend machen kann. Dieser Mangel an genügender Lufttrockenheit ist es, welcher am algerischen Mittelmeerufer wohl die Dattelpalme gedeihen, aber keine süßen völlig reifen Früchte hervorbringen läßt, nicht die Winterkälte, denn die Palme erträgt ohne Schaden mehrere Grad unter Null, wenn diese Kälte nicht anhält und in die Blüthezeit fällt. Nicht selten hat man in den algerischen Oasen die Kronen der Palmen unter einer Last von Schnee zu Boden gebeugt gesehen, was am Mittelmeerufer nie oder höchst selten vorkommen könnte. Aus demselben Grunde gedeiht die Dattelpalme jenseit der Sahara nicht mehr, denn auch dort ist namentlich zur Zeit der Fruchtreife mitten in der tropischen Regenzeit die Luft sehr feucht und die Datteln faulen oder werden nicht reif und schmackhaft. Mit Recht sagt daher der Araber in seiner blumenreichen Sprache, dieser König der Oasen taucht seine Füße in Wasser, sein Haupt in das Feuer des Himmels. In Folge der beständigen Bewässerung im heißen Sommer ist aber der Aufenthalt in den meisten Oasen im Sommer gefährlich, die Bewohner werden dann gewöhnlich vom Fieber befallen.

Da die algerischen Palmen-Oasen an der Polargrenze der Dattelpalme als Fruchtbaum liegen, die den 35. Grad nördlicher Breite nicht überschreitet, so liegen sie alle in geringer Meereshöhe, 60 bis 150 m, höher, 300 bis 500 m, die der Beni Mzab. Nur einzelne kleinere Oasen liegen im besondern Schutz der Berge in sehr viel größeren Meereshöhen, die von El Abiod sogar in 861 m Höhe, und bei Sidi Makhluf findet noch Dattelpalmenkultur bei 920 m

statt, Höhen, in denen sie sonst nur viel weiter südlich im innern Arabien und in Beludschistan möglich ist.

Weniger wichtig ist die Bodenbeschaffenheit. Die Dattelpalme gedeiht in den Ziban-Oasen auf kalkigem und gypsigem Thon- und Sandboden gleich gut und trägt gleich gute Früchte, mag derselbe mit Salz imprägnirt sein oder nicht. Doch zieht dieselbe einen lockern, neu gebildeten sandigen Boden vor, ja man hat Dattelpalmen vortrefflich gedeihen sehen auf einem Boden, der bis 80 Proc. aus Kieselsand, 13 Proc. aus schwefelsaurem, 7 Proc. aus kohlensaurem Kalk bestand. Die Fortpflanzung geschieht fast überall durch junge Schößlinge, die sich am untern Stammende der Palmen anzusetzen pflegen, da man auf diese Weise am sichersten die Varietät fortzupflanzen und am frühesten Früchte zu erzielen vermag. Schon nach fünf Jahren pflegen diese Bäume Früchte zu geben, in bedeutenderer Menge freilich erst in 10 bis 15 Jahren, und zu vollem Ertrage gelangen sie erst nach circa 30 Jahren; im Allgemeinen tritt erst nach 8 Jahren Besteuerung ein. Die Fortpflanzung durch Kerne giebt meist weniger gute Varietäten und später tragfähige Bäume, sie setzt auch der Gefahr aus, daß man jahrelang männliche Palmen in größerer Zahl pflegt, als zur künstlichen Befruchtung der weiblichen nöthig ist. Der Baum wächst langsam, erreicht aber eine Höhe von 15 bis 25 m; er trägt 60 bis 70 Jahre, selten aber läßt man ihn älter werden als 80 Jahre, obwohl er 200 Jahre alt werden kann. Die künstliche Befruchtung wird zur Zeit der Blüthe im April seit den ältesten Zeiten in gleicher Weise vorgenommen wie noch heute, indem man Theile der sich früher entwickelnden männlichen Blüthe in die künstlich geöffnete Blumenscheide der weiblichen Blüthentraube hineinsteckt, so daß die Bestaubung eintritt. Ueberläßt man die Befruchtung der Natur, der Bewegung der Luft, so ist dieselbe unvollkommener und die Datteln werden weniger gut, wie sich dies namentlich bei Cairo während der Bonaparte'schen Expedition auffallend zeigte, wo in Folge des Krieges die Befruchtung nicht hatte ausgeführt werden können und in Folge dessen auch die Dattelernte fast völlig mißrieth. Wie bei allen Kulturbäumen, so unterscheidet man auch bei den Palmen nach den Früchten zahlreiche Varietäten, in den Ziban-Oasen nicht weniger als 75. Die Dattelernte findet in der Algerischen Sahara gewöhnlich im Oktober und November statt und ein vollentwickelter Baum giebt bis 150 Kilo Datteln. Auf einen Hektar Land, der ungefähr 100 Dattelpalmen enthält, rechnet man im Mittel 5000 bis 7000 Kilo Datteln, welche an Ort und Stelle einen Werth von 1500 Francs und mehr haben. Einzelne Bäume haben einen Ertrag von 30, 40, auch 50 Francs. Wie fast überall, so werden auch in Algerien die einzelnen Bäume besteuert, je nach Lage und Güte der Früchte mit 50 Centimes bis 1 Franc jährlich. Die algerischen Datteln werden meist im Lande selbst aufgezehrt, nur ein kleiner Theil, namentlich von altersher die des Wad Suf, geht über Tunesien und als tunesische Waare nach Europa, von denen die sogenannten Königsdatteln vorzugsweise nach Berlin ausgeführt werden. Im Frühjahr und im Herbst rufen die Datteln einen lebhaften Binnenhandel hervor, indem im Juni, zur Zeit der Weizenernte im Tell, Karawanen aus den Sahara-Oasen Datteln bringen und gegen das doppelte Quantum Weizen umtauschen, während umgekehrt sechs Monate später im November in den Oasen Datteln den halben Werth des Weizens haben. Sorgfältig getrocknete Datteln kann man lange aufbewahren, namentlich die höheren Varietäten, unter denen in den Ziban-Oasen die Licht-Dattel (Deglet Nur) die gesuchteste ist, während die sogenannte Kameeltreiber-Dattel (Deglet bu Sekhraja) besonders als Proviant für Wüstenreisen dient. Die weichen Datteln kann man nur in Schläuchen und Gefäßen aufbewahren, wo man sie preßt und möglichst vor Luftzutritt schützt, um Schimmel und Gährung zu verhindern.

Ein großer Theil der Dattelernte wird frisch gegessen; ausgepreßt geben sie einen Sirup und aus den getrockneten kann man eine Art Mehl und daraus einen Teig bereiten, in der verschiedensten Weise kann man sie zu allen Speisen verwenden. Beim Trocknen fließt Dattelhonig ab und destillirt geben sie einen freilich sehr theuren Alkohol. Die Krone und die zarten Herzblätter geben den sogenannten kastanienähnlich schmeckenden Palmenkohl, den man natürlich nur von ohnedies absterbenden, etwa umgestürzten Bäumen gewinnt.

Alle Theile der Dattelpalme werden von dem Oasenbewohner, der sonst kein Holz und keine Faser weiter zur Verfügung hat, benutzt. Das faserige Holz ist sehr widerstandsfähig, ja einzelne Varietäten nehmen Politur an. Das Holz brennt langsam mit geringer Flamme, aber großer Wärmeentwickelung. Die Fiederblätter und Fasern werden in verschiedenster Weise benutzt. Die Kerne dienen sogar noch als Kameelfutter. Namentlich wird auch aus dem zuckerigen Safte des Baumes, der bald in Gährung übergeht, eine Art Wein gewonnen. In den Oasen des Wad Rirh hat man ein eigenthümliches Verfahren, aus der Krone große Mengen Wein zu gewinnen, ohne daß der Baum daran zu Grunde geht. Der Baum genügt somit fast allen Bedürfnissen des Wüstenbewohners, nur ein wenig Brod und noch weniger Fleisch vervollständigt seine Nahrung, die überwiegend aus Datteln, aber doch nur ausnahmsweise monatelang nur aus Datteln besteht. Und da die Dattelpalme nicht allein gedeiht, wo keine andere Pflanze fortkommt, in reinem Sande und von brackigem Wasser bewässert, sondern auch erst den Anbau anderer möglich macht, so ist an ihre Pflege das größte Interesse des Oasenbewohners geknüpft.

Die Zahl der Dattelpalmen vermehren heißt daher die Bewohnbarkeit der Wüste steigern. Ersteres kann aber nur durch Eröffnung neuer Brunnen geschehen. In den Oasen der Ziban war dies an vielen Punkten keine schwierige Aufgabe. Dort giebt es artesische Brunnen, welche nur $1\frac{1}{2}$ bis 2 m tief sind. Sie durchbohren eine Schicht gypsigen Gesteins und eine nur wenige Centimeter mächtige Kalksteinschicht, unter welcher sich Wasser in einer Schicht thonigen Sandes findet. In der Oase von Ain-ben-chelil in der Provinz Oran findet sich Wasser ganz nahe der Oberfläche unter einer ganz dünnen Kalksteinschicht. Sehr viel tiefer liegt die Wasser führende Schicht im Wad Rirh, im Mittel 60 bis 80 m tief, ebenfalls bedeckt von einer dünnen Kalksteinschicht. Dort haben seit den ältesten Zeiten die Eingeborenen artesische Brunnen gegraben, freilich unter unsäglicher Mühe und Gefahr, da es ihnen durchaus an Hülfsmitteln fehlte. Dort war es aber auch, wo zuerst die Idee an die Franzosen herantrat, mit den Hülfsmitteln europäischer Technik einzugreifen. Nach dem Verfahren der Eingeborenen wurden die Brunnen in ihrem obern Theil mit Palmstämmen ausgelegt, sobald aber die wasserführende Schicht erreicht war, konnte die Arbeit nur noch durch Taucher, wozu man Neger verwendete, fortgesetzt werden, die nur sehr geringe Sandmengen bei dem jedesmaligen Tauchen zu entfernen vermochten, so daß die Arbeit sehr langsam vorrückte, oft Verschüttungen vorkamen und Wiederherstellung verfallener Brunnen fast unmöglich war. Vor der französischen Okkupation waren sehr viele Brunnen versandet und die Oase sehr zurückgegangen, hier konnte also großer Segen gestiftet werden. Interessant ist beson-

ders die Entdeckung, daß in den Brunnen des Wad Rirh, sowohl in den unterirdischen wie den oberirdischen Wasserbehältern ein kleiner den Barschen ähnlicher Fisch, Glyphisodon Zillii, in großer Menge lebt, der oft bei Bohrung der Brunnen von dem nach Durchbohrung der Kalkschicht aufsprudelnden Wasser mit an die Oberfläche gerissen wird, aber auch in einigen kleinen Seen, welche mit den unterirdischen Wasserbecken in Verbindung stehen, z. B. dem sogenannten Meer von Urlana, bei der gleichnamigen Oase und in Merdschaja bei Tuggurt vorkommt.

Die ersten Bohrungen begannen im Wad Rirh im Jahre 1856, namentlich auf Betreiben des General Desvaux. Der Eindruck, welchen die im Vergleich zu ihrem Verfahren so leicht erbohrten gewaltigen Wassermassen auf die Eingeborenen machten, war ein tiefer. Bei nicht wenigen Brunnen war der Druck der Wassermassen so groß, daß sie überströmten, sobald die Kalkschicht durchbohrt war, einzelne wallten sogar fontainenartig auf. Das Wasser ist meist trinkbar, zuweilen aber stark brackig, zur Bewässerung der Dattelpalme aber stets geeignet. Zuweilen erreichte man schon bei 29 m Tiefe Wasser, einmal jedoch auch erst bei 214 m, im Mittel jedoch bei 50 bis 150 m. Ein Brunnen gab als Minimum nur 3 Liter in der Minute, ein anderer jedoch 4800 Liter. Nach dem Bericht des hochverdienten leitenden Ingenieur Jus waren von 1856 bis 1879 im Departement Constantine allein 447 Bohrungen vorgenommen worden, davon sehr viele auf Kosten der Bewohner, von einer Tiefe von im Ganzen 20 km, welche 153 758 Liter Wasser in der Minute lieferten, also ein Quantum, das dem Bedarf von etwa einer Million Bewohner genügen würde. Dazu kommen noch zahlreiche Bohrungen in den anderen Departements. Am erfolgreichsten sind die Bohrungen im Wad Rirh, so daß diese Oasengruppe seit dem Jahre 1856 sich ganz außerordentlich gehoben hat und als ein Beispiel gelten kann, welch hoher Entwickelung selbst das Wüstengebiet Algeriens noch fähig ist. Dieselbe zählte 1856 in 31 Oasen 25 von 6772 Menschen bewohnte Orte, 359 300 Palmen und 40 000 andere Fruchtbäume bewässert von 282 artesischen Brunnen und 21 natürlichen Quellen, welche zusammen 52 767 Liter Wasser in der Minute gaben. Es kam so 0,146 Liter auf jede Dattelpalme in der Minute. Man schätzte den Werth der Bäume und der Brunnen auf 1 654 000 Francs. Im Jahre 1879 war die Zahl der Oasen auf 37, die der bewohnten Orte auf 26, die der Bewohner auf 12 827, die der Dattelpalmen auf 517 563 und der übrigen Fruchtbäume auf 90 000 gestiegen. Bewässert werden diese Anlagen von 434 von den Eingeborenen, 59 von den Franzosen angelegten artesischen Brunnen und 16 natürlichen Quellen, welche 164 078 Liter in der Minute geben, so daß auf eine Dattelpalme jetzt 0,317 Liter in der Minute kommt. Die 59 artesischen Brunnen der Franzosen geben aber allein 99 830 Liter. Der Werth der Dattelpalmen wird jetzt auf 4 127 018, der der ganzen Oase auf 5 505 018 Francs geschätzt. Vollen Ertrag geben 430 500 Dattelpalmen, was, wenn man jeden Baum nur zu 15 Kilo rechnet, 6 457 500 Kilo giebt, in vier Jahren, wenn die jungen Pflanzungen tragen werden, werden es 7 700 000 Kilo sein. Dazu kommt noch die ebenfalls bedeutend fortgeschrittene Getreidekultur.

Wir sehen also, daß sich in 23 Jahren, allerdings mit unter dem Einfluß der friedlicheren Verhältnisse, wesentlich aber durch Vermehrung und Sicherung der vorhandenen Wasservorräthe, die Einwohnerzahl der Oasengruppe, welche der Verarmung und Verödung verfallen schien, verdoppelt, der Werth der Palmenpflanzungen, obwohl die Zahl der tragfähigen Bäume sich nur um 60 000 vermehrt hat, sowie der Brunnen mehr als verdreifacht hat. Der Wohlstand der Bewohner ist demnach bedeutend gestiegen. Wir sehen aber zugleich auch, wie viel ergiebiger die von den Franzosen gebohrten Brunnen sind.

Die Gesammtzahl der ertragsfähigen Dattelpalmen im östlichen Theil der Algerischen Sahara schätzt man auf 1 700 000, ihren Ertrag auf 400 000 Centner Datteln im Jahr. Dazu kommen noch die im westlichen Theil, welche sich noch einer genauen Schätzung entziehen, sowie die jungen Pflanzungen. Trotz der bedeutenden Entwickelung, welche die Palmenkultur in dieser kurzen Zeit allein im Wad Rirh genommen hat, ist dieselbe selbst dort noch lange nicht auf ihrem Höhepunkt angelangt, denn allein die Bohrungen der Campagne 1878 bis 1879 haben Wasservorräthe für weitere 30 000 zu pflanzende Palmen geliefert. Aehnlich, wenn auch weniger rasch, entwickeln sich die übrigen Oasen, und die Vollendung der Verkehrswege wird ihren Datteln bessern Absatz und höhern Werth verleihen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ende Oktober hat sich auf Veranlassung des Herrn J. J. Kettler im Großherzogthum Baden eine Geographische Gesellschaft gebildet, welche als ihren Zweck „Förderung geographischer Forschungen und Verbreitung geographischer Resultate im Allgemeinen, und besonders in Bezug auf badische Landeskunde“ bezeichnet.

— Der ehemalige Lauf der Mulde. Die Thatsache, daß norddeutsche Flüsse in verhältnißmäßig neuen Zeiträumen beträchtliche Verlegungen ihres Flußbettes vorgenommen und namentlich ihren Unterlauf ganz verändert haben, ist bereits von Girard in Halle hervorgehoben worden. Jedoch gebührt dem besten Kenner des norddeutschen Flachbaues, G. Berendt, das Verdienst, gezeigt zu haben, daß Weichsel, Oder und Elbe früher ein einheitliches Flußsystem bildeten, das „ostwestliche Urstromsystem“ Norddeutschlands, welches die vereinten Gewässer dieses ganzen Gebietes in Form eines mächtigen Stromes, dessen Lauf der heutigen Unterelbe entsprach, der Nordsee zuführte (Ztschrft. d. deutschen Geolog. Ges. 1879, 13).

Damit nun, daß die Richtung jenes norddeutschen Stromsystems eine mehr westliche war, stimmt die Lage des jetzt von der königlich sächsischen Landesuntersuchung nachgewiesenen alten Muldenlaufes überein. Wie Prof. H. Credner kürzlich in der naturforschenden Gesellschaft zu Leipzig mittheilte, haben die verschiedenen Bohrungen und Untersuchungen über den geologischen Untergrund Leipzigs ergeben, daß das Diluvium daselbst nicht zu der Gruppe der nordischen Diluvialkiese zu rechnen ist, welche durch Aufarbeitung und Separation des Geschiebelehms von Seiten der Schmelzwasser des skandinavischen Eises erzeugt wurden, sondern aus einheimischen und zwar von Süden und Osten stammenden Materialien zusammengesetzt sind. Granulit, Quarz-

porphyr, Porphyrit, Porphyrtuffe, Phylitquarze u. s. w. lassen sich an verschiedenen Stellen in den sandigen Diluvialkiesen Leipzigs nachweisen. Prof. Credner schließt nun: „Die Heimath dieser sämmtlichen einheimischen Geschiebe ist das sächsische Mittelgebirge (Granulitgebirge) und dessen Nachbarschaft, also das Flußgebiet der Mulde. Die oben aus der Umgebung Leipzigs beschriebenen schotterigen Kiese verriethen sich deshalb bereits durch ihre petrographische Zusammensetzung als Anschwemmungs- und Absatzprodukte, kurz als Schotter der Mulde, welche somit einst ihren Lauf über Leipzig genommen haben muß. Durch die im Auftrage der geologischen Landesanstalt von den Herren Dr. Penck und Sauer zwischen dem jetzigen Muldenthale und Leipzig vorgenommenen geologischen Specialuntersuchungen ist nun constatirt worden, daß früher die Gewässer der Mulde (ganz oder theilweise?) von Grimma aus, statt wie heute nach Norden, vielmehr in fast westlicher Richtung über Naunhof und Beucha nach Leipzig flossen. Hier vereinigten sich dieselben mit denen der damaligen Pleiße, die ihre Schotter hoch über ihrem jetzigen Niveau zur Ablagerung brachte. Die trotz ihrer Breite von mehreren Kilometern fast vollkommen horizontale Niederung zwischen Groß-Steinberg und Pomsen, Ammelshain und Fuchshain und nördlich von Beucha repräsentirt das alte Flußbett der Mulde, welche sich von hier aus auf einem noch nicht im Detail verfolgten Wege nach Leipzig wendete. Bis zu einer Tiefe von mehr als 15 Metern besteht diese weite zum Theil sumpfige Niederung aus den charakteristischen porphyr- und granulitreichen Schottern der damaligen Mulde. Die Parthe, welche heute diese Aue durchfließt, hat sich weder diese Thalniederung eingeschnitten noch dieselbe mit jenen massenhaften Schotterablagerungen ausgepflastert, sie hat das bereits fertige Thal vorgefunden, hat es benutzt, ist ihm gefolgt und hat sich ihr im Verhältniß zur Breite der Aue verschwindend schmales Bett erobirt."

— Die statistische Monatsschrift der k. k. statistischen Centralkommission zu Wien (VI, Heft 1, S. 40) enthält folgende Angaben über die Nationalitäten in der Dobrudscha.

	Bezirk Tultscha	Bezirk Küstendsche	Summa
Rumänen	22 000	8 977	30 977
Bulgaren	21 861	6 854	28 715
Russen	16 420	—	16 420
Griechen	2 865	300	3 165
Deutsche	2 471	—	2 471
Tataren	2 945	3 595	6 540
Osmanen	6 049	10 444	16 493
Juden	1 000	51	1 051
Armenier	788	15	803
Sonstige	308	—	308
Summa	76 707	30 236	106 943

— Den „Times" wird Ende Oktober aus Odessa geschrieben: Mehr als einmal berichtete in der letzten Zeit die ausländische Presse, daß Rußland anfange, Getreide zu importiren. Jetzt fängt es aber, wie es scheint, an auch Wolle, bisher eines seiner Hauptausfuhrprodukte, einzuführen; denn hier ist das Schiff „Alba" von Port Elizabeth in der Kap-Kolonie mit 915 Ballen jenes Artikels für einen Moskauer Kaufmann eingetroffen. Die Wolle geht per Bahn über Charkow, wo sie gewaschen wird, an ihren Bestimmungsort. Derselbe Kaufherr erwartet binnen Kurzem weitere 1500 Ballen vom Kaplande. Es ist erwähnenswerth, daß dies nicht nur der erste derartige Import, nach Südrußland wenigstens, ist, sondern daß auch zum ersten Male ein Schiff aus Südafrika nach Odessa befrachtet worden ist.

— Wie die „Rußk. Wjed." mittheilen, waren am 3. (15.) September einige Mitglieder der wissenschaftlichen Expedition, welche das Murmanische Küstengebiet erforscht hat, in Archangelsk. Von ihnen ist der Professor Bogdanow die Murmanische Küste entlang bis Vadsö in Norwegen gelangt, der Geologe Kudrjawzew war von Kandalaschka bis Kola gegangen; die Uebrigen hatten die Flora und Fauna des Oceans und des Küstenstriches zwischen dem Weißen Meere und der Insel Kildin (unweit östlich der Bucht von Kola) untersucht. Bogdanow und seine Gefährten haben sich nicht auf bloß naturwissenschaftliche Untersuchungen beschränkt, sondern auch die ökonomische Lage der Bevölkerung der Küstenstriche studirt und Bogdanow wandte besondere Aufmerksamkeit der Frage zu über den Einfluß des Walfischfanges auf die Entwickelung der Fischerei-Gewerbe.

— Ueber die Wiederbewaldungsarbeiten in Rußland von 1874 bis 1880 meldet der „Reg.-Anz.": In den Gouvernements Woronesh, Jekaterinodar, Kursk, Poltawa, Rjazan, Saratow, Tambow, Tula und Cherson seit 1874, in Bessarabien, Kiew, Podolien, Penza und Charkow seit 1875 sind bis jetzt 10 669 Deßjatinen (= 1,09 ha) Landes neu mit Wald besetzt und 3632 Deßjatinen zur Aufforstung vorbereitet. Verausgabt sind dafür 387 147 Rubel, also im Mittel auf die Deßjatine 35,30 Rubel.

Afrika.

— Im Mailänder „Esploratore" veröffentlicht Kapitän Camperio seine „Gita nella Tripolitana", welche eine Menge Aufschlüsse über den Handel zwischen Tripolis und dem Sudan enthält. Besonders interessant ist das Itinerar einer Karawane, die, von einem der ersten Kaufleute von Tripoli, Muhammed Zammit, ausgerüstet, auf der von Rohlfs vorgeschlagenen Route von Bengazi nach Wadai gelangte. 58 Tage erforderte der Marsch, aber mit Aufenthalten, die stellenweise verschiedene Monate dauerten, wurde auf Hin- und Herreise beinahe ein Jahr verwendet. Zwanzig Tage wurden bis Kufra, dem äußersten von Rohlfs erreichten Punkte, gebraucht; nach 18tägigem Wüstenmarsche erreichte man ein Negerdorf in Yaganga (wohl Nachtigal's Wadjanga), wo Datteln und Vegetabilien reichlich, Holz aber knapp war. Hier eröffnete sich eine gastlichere Gegend, wenn auch bis Aradha ohne Dörfer. Aradha, 16 Tagemärsche südlich von Yaganga, 3 nördlich von Wara gelegen, besteht aus Hütten und zählt 35 000 Einwohner, von denen die Männer nackt gehen und nur die Frauen ein Band um die Hüften tragen; Rinder und Schafe sind in Menge vorhanden, Baumwolle wächst wild und im Winter fällt reichlicher Regen; auf dem alle 14 Tage abgehaltenen Sklavenmarkte werden Männer mit 20, Weiber mit 50 bis 150 Thalern bezahlt; Straußfedern wurden der Rotolo (= $^1/_2$ kg) zu 15 Thalern verkauft. Auch in Wara, mit einer Negerbevölkerung von 10 000 Einwohnern, blüht der Sklavenhandel. Abeschr, die jetzige Hauptstadt von Wadai, ist bedeutender als alle bisher genannten Orte; es zählt außer vielen großen Gebänden allein 40 Moscheen; der Centner Elfenbein wurde hier mit 140 Thalern verkauft.

Der Führer dieser Karawane, Hadsch Mohammed, war im Jahre 1878 in Bornu gewesen und traf dort Nachtigal's piemontesischen Diener, Giuseppe Valpredo, mitten in seinem Harem und einer zahlreichen Nachkommenschaft; er genießt noch das Vertrauen des Sultans und hat das Amt, dessen Uhren und europäische Feuerwaffen in Ordnung zu halten. Im Verlaufe seines höchst interessanten Berichtes sagt Camperio: „Tripoli mit Bengazi ist das am schlechtesten verwaltete Wilajet des türkischen Reiches; aber in nicht allzu langer Zeit wird der Tag kommen, wo so viel Niedertracht zur Ehre der Civilisation aufhören muß."

— Die Lage Aegyptens wird in einer Korrespondenz der „Times" (Cairo, 18. Oktober) als eine augenblicklich befriedigende geschildert. In die Finanzen ist durch den vereinten Einfluß von Frankreich und England Ord-

nung gebracht worden, und zwei gute Ernten hinter einander haben die finanzielle Umkehr wesentlich erleichtert. Zu bedenken ist dabei nur, daß von der Einigkeit jener beiden Mächte die Verbesserung der Finanzen und der Regierungsweise überhaupt abhängt, und daß ein schlechter Nil-Stand auch eine schlechte Ernte im Gefolge hat. In diesem Jahre erreichte der Strom nicht dieselbe Höhe, wie im vorigen, sie kann aber immer noch nicht schlecht genannt werden. Obendrein will man sich in Aegypten immer noch nicht zum Düngen der Felder verstehen, weil sich dasselbe nicht rentiren soll; allein die Baumwolle erschöpft das Land zu sehr, und die reichen Erträge einzelner gedüngter Felder, die Mißernten auf ungedüngten beweisen, wie nothwendig die Düngung dort ist. Auch sonst ist Mancherlei besser geworden: das Heer ist verringert worden, und die Fellahen werden nicht mehr zu Tausenden nutzlos ausgehoben. Zwar werden sie noch zu gewissen öffentlichen Arbeiten angehalten, aber sie brauchen doch nicht mehr Bewässerungsgräben für reiche Paschas herzustellen; sie sind zwar noch immer schwer besteuert, aber der Grundzins wird gerecht und ordnungsmäßig erhoben, die Bauern können allen Ansprüchen genügen und behalten noch übrig. Auch die Kaufleute machen Geschäfte, wenn sie auch nicht mehr Produkte und selbst Ländereien von den unterdrückten Fellahen unter dem wahren Werthe kaufen können. Nur die Bankiers leiden, weil das Volk kein Geld braucht, und der Zinsfuß von 2 Proc. monatlich auf 6 bis 7 Proc. jährlich herabgegangen ist.

In Aegypten ist eine Volkszählung angeordnet und eine Kommission ernannt worden um die Ausführung derselben einzuleiten. Rohe Schätzungen sind wiederholt vorgenommen worden, aber eine genaue Statistik existiert nicht. In einem Berichte des Finanzministers aus dem Jahre 1863 wurde die Bevölkerung auf 5 200 000 angegeben, und soll seitdem auf 5 500 000 angewachsen sein. Unter Mohammed Ali belief sie sich nur auf 2½ Millionen, wenn nicht darunter. Unter den Pharaonen soll sie über 7 Millionen betragen haben, und Lane in „Modern Egyptians" behauptet, daß das Land, wenn gut bewässert, selbst 8 Millionen ernähren könnte. Jedenfalls steht so viel fest, daß es bei besserer Bewirthschaftung und wissenschaftlicher Bewässerung bedeutend mehr Menschen als jetzt zu fassen im Stande ist.

Arktisches Gebiet.

— Der New-York-Herald vom 24. Sept. u. ff. veröffentlicht längere Berichte über die am 19. Juni 1878 im „Eothen" unter dem Marinelieutenant Schwatka und dem Walfänger Barry als Steuermann von New-York aus nach King-Williams-Land abgesandte Expedition. Die Berichte rühren von einem Berichterstatter jenes Weltblattes her, welcher die Reise mitmachte. Zweck der Expedition war die Auffindung und Sammlung solcher Dokumente, wie Franklin und seine Leute sie auf ihrer unglücklichen Polarreise im „Erebus" und „Terror" etwa hinterlassen hatten und die sich nach den an Barry durch Eskimos gemachten Angaben dort noch vorfinden sollten. Schwatka sollte durch die Hudsonsstraße und den Foxkanal zur Repulsebai segeln und von dort aus seine Nachforschungen beginnen. Seine Vorräthe auf der Depot-Insel lassend, unternahm er im Frühjahr 1879 eine Schlittenfahrt nach King-Williams-Land, von welcher er erst nach 11 Monaten und 4 Tagen zu seinem Standquartier zurückkehrte. Der Zweck der Reise ist in der Hauptsache verfehlt. Von den Büchern und Aufzeichnungen, welche die Eingeborenen in einer verschlossenen Blechkiste fanden, ist nichts mehr vorhanden. Die für diese Leute vollkommen werthlosen Gegenstände sind längst von Wind und Wetter zerstört worden. Auch die Uhren, Ketten, Ringe und sonstige Habe, welche an den Todten gefunden wurde, sind unwiederbringlich verloren. Eine von Schwatka ausgesetzte bedeutende Belohnung spornte zwar die Eskimos zu eifrigem Nachsuchen an, ergab aber keine Resultate. Auch von den Uhren, Ketten und Ringen, welche die Eskimo mit den Leichen vorfanden, war nichts mehr da. Diese für die Eingeborenen gänzlich werthlosen Gegenstände wurden den Kindern derselben eingehändigt und sind nun längst verschwunden. Nur eine 70jährige Frau fand sich vor, welche die Leute Franklin's lebend gesehen hatte, wie sie im äußersten Elend ihr Boot über das zerbröckelnde Eis der Simpsonstraße schleppten. Dann trafen andere das Boot in einer Bucht der Adelaide-Halbinsel mit einigen wenigen todten Insassen, rings um das Boot herum Schädel, im Boote selber einen Kasten mit menschlichen Gebeinen, die zersägt und zerschnitten waren und deutliche Spuren an sich trugen, daß quälender Hunger die Unglücklichen zum Kannibalismus getrieben hatte. Hier fand man auch im Boote jene Kiste mit dem nun leider verlorenen werthvollen Inhalt. Das Skelett eines Mannes entdeckte man 9 km weiter landeinwärts. Menschliche Gebeine aber fanden sich weithin an der unwirthlichen Küste verstreut, vermuthlich von wilden Thieren umhergeschleppt. Auch Gräber, kenntlich durch Steinhaufen, welche die Ueberlebenden über ihnen errichteten, wurden hier und dort aufgefunden, alle aber mit Ausnahme eines einzigen ihres Inhaltes beraubt, und auch dieses eine enthielt nur einen Schädel und wenige Knochen nebst einer silbernen Medaille. Und an dieser vermochte man diese Reste als die des Lieutenants John Irving zu erkennen. Man hat die verstreuten Gebeine gesammelt und bestattet, die des Lieutenants Irving aber nahm man hinweg, um sie an anderer Stelle zu begraben. Außerdem sind Theile des Bootes, der Schlitten, auf welchem man dasselbe über das Eis zog, und das zugehörige Tau als Reliquien nach New-York gebracht worden.

Die Mitglieder der Expedition sind sämmtlich wohlbehalten auf dem ihnen nachgesandten Schiffe „George and Mary" zurückgekehrt. Es war reichlich für sie gesorgt worden. Auf ihrer Schlittenreise litten sie aber zuweilen großen Mangel an Lebensmitteln. Eine Zeitlang war Renthierfleisch und Talg ihre Hauptnahrung, später mußten die Rationen auf ein Viertelpfund Walroß- oder Seehundsfleisch beschränkt werden, noch später hatte man nur das dicke behaarte Fell des Walroß, das „Kau", zu verschlingen. Ein paar Tage fehlte selbst diese Nahrung und da das Wetter weder Jagen noch Reisen erlaubte, so brachten die Reisenden den größten Theil dieser Zeit in ihren Decken zu, um sich warm zu erhalten. Die Eskimos waren durchaus freundlich und, wo sie Lebensmittel besaßen, überaus gastfrei, nur einer ihrer Medicinmänner versuchte einmal seine Stammesangehörigen gegen die Weißen aufzureizen, deren Messer und Büchsen man sich gern bemächtigt hätte. Glücklicherweise für beide Theile blieben seine Anschläge ohne Gehör; ebenso leicht wurde man mit den zuweilen ziemlich lästigen Wölfen fertig. Unter der Kälte und Rauheit des Wetters hatten die Eskimos selber sehr zu leiden, weil es ihnen die Jagd erschwerte, so daß sie den empfindlichsten Mangel litten. Am 3. Januar 1880, am kältesten Tage, zeigte das Thermometer — 39,5° Celsius; während dieses Tages stieg es nicht über — 38,5°. An 27 Tagen war die durchschnittliche Temperatur — 33,3° C. Allerdings sind diese Temperaturgrade bei Weitem nicht so niedrig als die von Rae (— 45,6 C.) und Kane (— 56,5° C.) beobachteten oder die von Nares unter 82° nördl. Br. im Jahre 1876 gemessenen, nämlich — 58,8° C. im März 1876. E. Jung.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

V.

Die Häuser von La Palma liegen in einer Schlucht des Bergzuges Cerro de la Puntita, welcher den Tuyra zwingt, einen großen Bogen nach Norden zu beschreiben, um sich in den Golf San Miguel zu ergießen. Da die Thalsenkung nicht groß genug ist, alle Häuser des Dorfes zu fassen, und die Küste steil abfällt, so hat man eine Anzahl Hütten auf Pfählen im Wasser errichtet, welche bei Fluth nur mittels Booten Verbindung mit dem Lande haben. Einige señores haben indessen einen Erddamm oder eine Laufbrücke in gleicher Höhe mit dem Fußboden ihrer Wohnungen hergestellt.

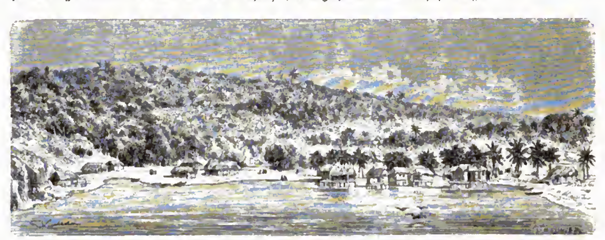
Am Landeplatze wurde Reclus von Sr. Gregorio Santa-Maria, dessen Bekanntschaft er in Pinogana gemacht hatte, empfangen, in dessen Hause einquartiert und zum Speisen zu einem andern Einwohner La Palma's, dem Sr. Frederico de los Rios, geführt. Derselbe empfing ihn mit jener vollendeten spanischen Höflichkeit, welche allen Südamerikanern, gleichviel von welcher Race und Hautfarbe, eigen ist; sein stark gebräuntes Gesicht war das eines schönen, intelligenten, leidenschaftlichen Europäers. Gregorio Santa-Maria war etwa 40 Jahre älter und vollständig afrikanischen Ursprungs, höchstwahrscheinlich von einem Fulah- (Fellata-) Stamme. Sein ovales Gesicht hatte scharf markirte, sehr regelmäßige Züge; man konnte sich kein ehrenwertheres, angenehmeres Antlitz vorstellen, als dieses ganz schwarze mit den schneeweißen Haupthaaren und Backenbärten. Das Essen war für Darien reichlich und gewählt; interessant war besonders die Menge von Stoffen, welche das Brot ersetzen mußten: gekochter und auf Feuer scharf gebackener Reis, grüne in der Asche gekochte Bananen, süße Pataten, Yamswurzel und riesige Maniok von köstlichem Geschmacke. Als Getränk nur Wasser; zum Nachtisch schlechte Früchte, denen man den Mangel an darauf verwendeter Kultur und Arbeit anmerkte, und eine Tasse ungezuckerter Chokolade. Die Köchin, welche dies ganze Mahl bereitet hatte, war die „querida“ des Sr. Frederico de los Rios, ein großes schönes Mädchen von 18 Jahren in voller Blüthe, eine Zamba (Mischling von Neger und Indianer). Ihre reizenden sanften Augen, der zutrauliche kindliche Ausdruck ihres Gesichts, ihr prachtvolles in zwei dicke Zöpfe geflochtenes schwarzes Haar entschädigten für die vorspringenden Backen und das breite Gesicht, die sie von ihren indianischen Vorfahren ererbt, für den großen Mund, die dicken Lippen und die platte Nase, welche das afrikanische Blut in ihren Adern verriethen. Bemerkenswerth war die feine Hand, die vollendete Form der Schultern und Arme; ihre Haut hatte die warme Farbe des Indianers bewahrt, die Rußschwärze des Negers indessen verloren, ein Ton, der dem Auge ausnehmend gefällt. Wie alle Zambas in dem gleichen Alter nahm sie an Körperfülle zu, was ihr vortrefflich stand; mit 20 Jahren aber werden sie schon unangenehm dick und mit 25 sind sie so fett, daß sie allen Reiz verlieren. Ihre Arme sind dann wie Schinken, von der Brust und Schulternbreite ganz zu schweigen.

In Darien gehört eine regelrechte Ehe fast zu den unbekannten Dingen. Darum sind aber die Sitten keineswegs schlechter, als anderswo: Eintracht, wechselseitige Treue und

Kindesliebe sind Tugenden, die man fast überall antrifft, wenigstens bei der seßhaften Bevölkerung, den „hijos del país“. Anders steht es freilich mit der flottirenden, welche einst durch die hohen Kautschukpreise in das Land gezogen worden ist. Zumeist ist das der Auswurf von Panama und Cartagena, dem es an Trunksucht, Faulheit und Sittenlosigkeit kein anderer zuvorthut. Doch sind die Leute weder brutal noch stehlen sie. Unter dieser Gesellschaft haben die Bündnisse meist nur kurze Dauer; je nach Gelegenheit und Laune wandert das Weib mit all ihren Kindern aus der Strohhütte des einen in die des andern, vertauscht den Cartagener mit einen Panameño. Solche Launen treten gewöhnlich zu Tage, wenn eine Expedition beim Kautschuksammeln Glück gehabt hat, und dabei wird meist derjenige bevorzugt, welcher den größten Ballen jenes Produktes sein eigen nennt.

Man darf diesen Mangel an Ehen, welche durch Gesetz oder Religion geweiht wurden, nicht dem Fehlen moralischen Gefühls oder einer instinktiven Abneigung gegen die Fesseln der Ehe zur Last legen, wenn auch der Neger in der That Kontrakte nicht liebt und solchen Aufschüben, wie sie bei uns der Gründung einer Familie vorausgehen, durchaus abhold ist. Es liegen da andere Gründe vor. Civilrechtlich ist eine Ehe ohne Werth, weil es kaum ein Eigenthum giebt: die Immobilien bestehen aus Strohhütten und die Mobilien sind von der denkbar rohesten und einfachsten Art. Der Grund und Boden gehört dem, welcher ihn okkupirt; findet jemand ein Stück Land, das ihm zusagt, so rodet er es, pflanzt und erntet, ohne daß ein anderer auch nur ein nominelles Recht auf das Land geltend macht. Von Mitgift, Leibgedinge oder Testament ist keine Rede. Was jemand hinterläßt, fällt naturgemäß an diejenige Frau, mit welcher er zusammen lebte, und an seine Kinder; an Streitigkeiten ist bei dem geringen Werthe der Erbschaft nicht zu denken. Im Nothfalle sind der Alkade oder einige Freunde bereit, die Sache zu schlichten.

Und was eine kirchliche Ehe anlangt, so hat das Land seit etwa einem Jahrhunderte keine richtigen Priester gehabt. Der einzige Kultus, welchen die Einheimischen ausüben, besteht darin, daß sie die großen Feste in Orgien verwandeln, einige Gebete hermurmeln, an gefährlichen Stellen ein Kreuz schlagen und in ihrer Hütte kleine Abbilder Johannes des Täufers, des H. Antonius und der Jungfrau Maria haben, welche sie vor Krankheiten bewahren und ihnen zu verlorenen Gegenständen wieder verhelfen müssen.



La Palma. (Nach einer Photographie.)

Auf Einladung seiner Wirthe bestieg Reclus mit ihnen den Hügel über dem Dorfe und freute sich der prächtigen Aussicht über die Berge, den mächtigen Bogen des Tuyra und dessen malerische Ufer. Dort oben fand er ein neues Beispiel von der Lässigkeit der Einheimischen. Auf Wunsch des Bischofs wurde auf dem Hügel eine Kapelle gebaut; aber es fehlt an Geld und der Bau schreitet nicht vorwärts. Nun steigen von Zeit zu Zeit Leute, die nichts zu thun haben, hinauf und legen Hand ans Werk, freilich nur so lange, bis sie anfangen zu schwitzen; mitunter erfaßt auch der heilige Eifer das ganze Dorf: dann ebenen die einen den Boden, andere fällen Bäume im Walde, Hymnen ertönen, alles ist in Aufregung — da plötzlich halten die faulsten inne, andere ahmen ihnen nach, bis zuletzt auch die eifrigsten ablassen. Noch ein, zwei Tage voll Enthusiasmus hätten hingereicht, das Terrain zu ebenen, Zimmerholz zur Genüge heranzuschaffen, die Pfosten aufzustellen u. s. w. Nun aber bleibt alles liegen, und beim nächsten Anfalle von Arbeitsdrang muß die Hälfte des bereits Geleisteten nochmals gethan werden.

Sobald der Fluthmesser aufgestellt und dessen Beobachtung durch Lenoan in Gang gebracht worden war, entschloß sich Reclus zu einer hydrographischen Untersuchung der beiden Mündungsarme des Tuyra, der Boca Chica und Boca Grande, wobei ihn seine beiden Wirthe und zwei andere Männer von La Palma, alle der Gegend kundig, begleiteten. Zuerst besuchte man einen kleinen, in die Boca Chica mündenden Bach, der nach Angabe der Herren ein prachtvoller Platz zum Ankern und Wassereinnehmen für eine ganze Flotte sein sollte. Diese Farbigen aber vereinen die Großsprecherei des Spaniers mit der Prahlerei des Negers: der herrliche Hafen mit dem perennirenden Bache war nur eine sumpfige Uferstrecke mit einer wasserlosen Schlucht. Dann fuhren sie hinüber zur Insel San Carlos, welche im Verein mit zahllosen, prachtvoll bewaldeten Felsinseln und Riffen die beiden Mündungsarme von einander trennt, und weiter in die Boca Grande. Der Tuyra ist dort ebenso breit, wie vor La Palma, und die Landschaft vielleicht noch schöner, aber von einigen fernen Schoonern oder Canoas abgesehen diente der prachtvolle Wasserspiegel nur Haifischen zum Tummelplatz. Im Geiste sah ihn Reclus schon mit reich beladenen Dampfern und Segelschiffen aus aller Herren Länder bevölkert; er glaubte noch „an die 60 m hohe Wasserscheide (auf dem Isthmus), deren Existenz Herr de Lacharme verkündet hatte.“

Nach Abschluß seiner Beobachtungen fuhr Reclus wie-

derum nach Chepigana hinauf und fand dort eine Einladung Wyse's, möglichst bald in Paya, einem Dorfe an dem gleichnamigen Zuflusse des Tuyra (in 79° 40' westl. L. Paris, 7° 54' nördl. Br., s. die Karte S. 307), zu ihm zu stoßen. Er überließ also die Beobachtungen Herrn Balfour und trat am folgenden Morgen mit der Fluth die Fahrt an. Jenseit Pinogana hatte er eine traurige Begegnung. Eine Piroge kam den Fluß herab, in welcher er zu seiner Freude das Expeditionsmitglied Musso erkannte; als aber beide Boote sich einander näher gekommen waren, rief ihm jener zu: „Bixio ist todt!" Auf einer Hängematte lag seine Leiche am Boden der Piroge. An den Ufern des Cupé hatte der kräftige, frische Mann einen ganzen Tag lang gejagt, mehrfach bis zum Halse im Wasser watend, ohne sich die Mühe zu geben, die Kleider zu wechseln. Eine Lungenentzündung hatte ihn getödtet, und nun ruht er auf dem Begräbnißplatze von Pinogana, einer einsamen Lichtung im weiten Urwalde.



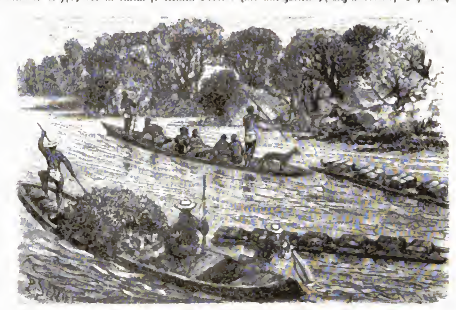
Die querida in ihrer Küche.

Voll Traurigkeit setzte Reclus seine Fahrt fort. Oberhalb Pinogana verliert die Gegend ihr einförmiges Aussehen, die Ufer werden höher, der Wald mannigfaltiger, als weiter unten; er wird nicht mehr von Lianen erstickt und weist Lichtungen auf. Dann erreicht man die Biegung Rumpio, wo die Wirkung der Fluth ihr Ende erreicht. Weiterhin ändert der Fluß seinen Charakter vollständig: sein Wasser wird klar, sein Bett schmaler, stellenweise sogar ganz eng, und die Vegetation wird eine andere, als sie bisher auf niedrigem feuchtem Boden war. Quippos mit mehr als 100 Fuß hohem Stamme und mächtigem Laubdache treten auf, rothe Feigen und der unvergleichliche „espavó", die schönste und größte Pflanze des Landes, deren kurzer, dicker, buckelichter, mit Höhlungen versehener Stamm fast unter den darauf wuchernden Orchideen verschwindet. Lange gerade Flußstrecken, calles (Straßen) genannt, wechseln mit Strom-

schnellen, wo der Fluß eine Biegung macht oder durch Inseln eingeengt wird. Am Fuße der schäumenden Schnellen haben sich tiefe Becken ausgehöhlt, „charcos" genannt, in denen die Krokodile mit Vorliebe hausen. Jetzt, wo die Fluth nicht mehr half, ging es nur langsam vorwärts, und es war ein hartes Stück Arbeit, im Wasser zu stehen und die schwere Piroge über die Stromschnellen hinauf zu ziehen. Zahlreich zeigten sich jetzt Vögel, blau und gelbe Aras, unermeßliche Scharen grün und gelber Papageien, welche sich Abends und Morgens mit betäubendem Geschrei in die Luft erhoben, schwarzgelbe urupendulos oder Beutelstaare, deren Schrei dem Lachen des Polichinell zum Verwechseln ähnlich ist, und Tausende von Fliegenvögeln und Kolibris. So bald sich der Abend naht, hallt der Wald wieder von dem Locken der Rebhühner, dem Glucken der Truthühner, dem Schwirren der Millionen von Insekten und den alles übertönenden langgehaltenen Klagen der Heulaffen.

Am Morgen des dritten Tages begegnete Reclus seinem Chef, dem Lieutenant Wyse, der in einem so kleinen Boote saß, daß er nur ein paar Zwiebacke und einige Tafeln Chokolade mit sich führte. Unermüdlich strebte er seinem Ziele nach, ohne auf Hunger, Durst und Ermüdung irgend welche Rücksicht zu nehmen. Damals hatte er schon die Wasserscheide des Isthmus besucht und den Paß Tihulé zwischen den Flüssen Paya und Caquirri entdeckt und beabsichtigte jetzt, den Capeti so weit wie möglich hinaufzufahren und zu Fuß nach Paya zu gelangen, um zu sehen, ob nicht vielleicht einer der zahlreichen Flüsse, die er auf dieser Wanderung überschreiten mußte, einen bessern Weg abgäbe als der Rio Paya.

Immer häufiger und immer schwieriger wurden die Stromschnellen, immer langsamer die Fahrt. Bei der Mündung des Rio Pucro hatte sich der Tuyra sogar eine Art Cañon durch den Kalkstein gegraben, der zwar tief, aber nur etwa 30 m breit war, so daß sich die Aeste der Bäume hüben und drüben berührten und sogenannte „pasos de monos" oder Affenbrücken bildeten. Die stets feuchten Felsen sind mit zarten Pflanzen bedeckt; Schmarotzerpflanzen kommen hier nicht mehr vor; aber der Wald ist nicht minder schön, als zuvor. Ab und zu fährt das Boot bei prachtvoll grünen Schlangen vorbei, welche, mit der Schwanzspitze um einen überhangenden Zweig gewickelt, mit Fischen beschäftigt sind.



Begegnung mit Kautschuksammlern.

Am Morgen des vierten Tages passirte man eine Stromschnelle, welche am Abend zuvor Halt geboten hatte, und traf jenseit derselben die Ingenieure Brooks und Baudoin mit Sondirungen beschäftigt an. Später wurde eine Schnelle erreicht, deren Ueberwindung unmöglich erschien. Eben hatte Reclus Befehl ertheilt, das Lager für die Nacht aufzuschlagen, als er eine Anzahl kleiner Kautschukballen im Wasser herabtreiben sah, denen bald eine Piroge voll caucheros folgte. Da die Leute drei Tage lang nichts gegessen hatten, gab ihnen Reclus Reis und sie zeigten ihm dafür die Mündung des Rio Paya, welche er bei Anbruch der Nacht erreichte. Am folgenden Tage fuhr er diesen tiefen, aber schmalen Strom bis zur gleichnamigen Mission hinauf, welche auf einer fast kreisförmigen vom Flusse gebildeten Halbinsel steht. In dem Pueblo Paya wohnen Indianer, deren Hütten anscheinend regellos zerstreut sich erheben. Dieselben sind größer und besser, als diejenigen der Neger in Darien, und haben ein oberes Stockwerk, aber an den Giebelseiten reicht die Wand nicht bis an das Dach. Unten befindet sich die Vorrathskammer und die Küche, oben die Wohnräume; der Bambusfußboden liegt etwa 8 Fuß über der Erde. Am Dache sind allerlei Zaubermittel sowie Köpfe vom Tukan aufgehängt; letztere zeigen die Anzahl von Todesfällen an, welche seit Erbauung des Hauses in der Familie vorgekommen sind. Die Männer tragen jetzt Hosen und Hemde von amerikanischem Baumwollstoffe und haben von ihrer alten malerischen Tracht aus bunten Vogelfedern nur einen Kopfputz aus Lianenfasern und Urupendulos- und Arasfedern sich bewahrt, den sie obendrein nur zu großen Festtagen und Sauferеien anlegen. Für gewöhnlich begnügen sie sich mit einer dreifarbigen Binde, liga genannt, welche nebst einem Kamme das lange schwarzbraune um den Kopf gewickelte Haar festhält. Die Frauen tragen keinen andern Schmuck, als ein häßliches blaues Hemde, das bis zu den Knien herabreicht und mit gelben und rothen Mustern gesäumt ist, dazu viele Halsketten aus Glasperlen und breite Bänder derselben Art um Arme und Beine. Die Haare lassen sie lang

wachsen und schneiden nur die über der Stirn kurz ab, wie neuerdings auch die europäischen Damen. Kinder unter 15 Jahren entzücken durch ihre regelmäßige Gestalt und ihr mildes, gutes, kluges Gesicht. Traditionen giebt es nicht; der Stamm ist ein vereinzeltes Ueberbleibsel eines einst mächtigen Volkes, welches durch seine Kämpfe mit Spaniern, Flibustiern und Negern auf wenige Dorfschaften zusammengeschmolzen ist. Diese Indianer gehören zum Cuna-Volke, wie auch die Stämme am obern Chucunaque und am Atlantischen Ocean. Auf Befragen nennen sie sich selbst „tulé", d. i. Menschen, zum Unterschiede von den anderen Stämmen in Darien, den Do-Indianern, aber Ti. Beide Worte bedeuten in den betreffenden Sprachen „Fluß". Die Ti sind klein und untersetzt und werden frühzeitig dick; die Do dagegen sind groß und wohlgestaltet und bewahren ihre schönen Formen bis in ein hohes Alter.

Wahrscheinlich haben sie Polygamie; die häufigsten Verbindungen finden zwischen Brüdern und Schwestern statt.

Für gewöhnlich sind sie mürrisch und schweigsam; nur wenn sie trunken sind, kommen sie aus ihrer melancholischen Stimmung heraus, werden dann aber zänkisch und grausam. Dabei sind sie faul und unvorsichtig. Ihre einzige Beschäftigung ist Jagd und Fischfang; an Waffen haben sie Flinten und Bogen, sowie Blasrohre für die Kinder. Die Bogen verschwinden zusehends; vergiftete Pfeile kennen sie nicht.

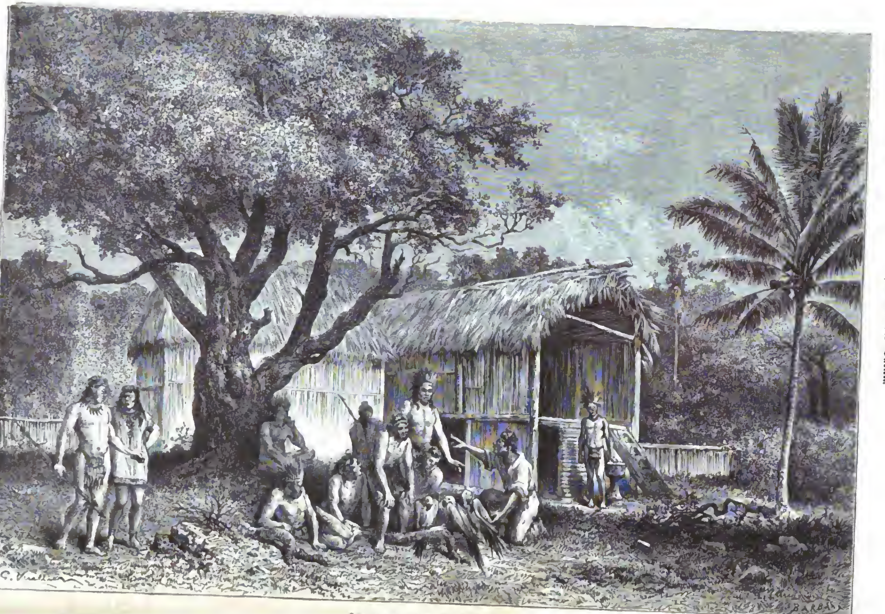


Der Pueblo Paya. (Nach einer Photographie.)

Sie haben Angelhaken, fischen aber meistens mit dem Speere. Der Feldbau bleibt den Frauen überlassen.

In jedem Indianerdorfe (rancheria) ist der Kazike die erste Persönlichkeit; nach ihm kommt der lele oder Medizinmann. Beide Funktionen werden öfters, wie in Paya, von einer und derselben Persönlichkeit ausgeübt. Dem Lele kommt es zu, gelegentlich eines Festes oder einer Jagd die Götter günstig zu stimmen; er zieht sich dann am Abende vorher in ein Zimmer ohne Dach auf einer Terrasse, carro genannt, zurück und treibt die Nacht über seine Beschwörungen, die er mit Geschrei und Nachahmung von Thierstimmen untermischt. Je genauer letztere ausfallen, je mehr er singt und heult, um so größer ist sein Ruf. Bei großen Jagden dient der Lele als Lockvogel für Vögel und großes Wild. Sein Einfluß ist groß und hält dem des Kaziken die Wage; während letzterer im Dorfe selbst die einzige Autorität ist, wird der Lele bei Palavern höher geachtet.

Gegen die Urtheilssprüche dieser beiden giebt es keine Berufung; eine Garantie(?) für ihre Unparteilichkeit liegt darin, daß sie selbst ihr Urtheil ausführen müssen. So war der Kazike von Paya vor mehreren Jahren, als er noch Lele war, in diese Nothwendigkeit versetzt worden. Eine nahe Verwandte von ihm, wenn nicht gar seine Schwester, hatte angeblich in Folge eines Traumes den Todestag ihres Mannes vorausgesagt, und das war eingetroffen. Sofort wurde sie vom Volke als Zauberin bezeichnet und von den beiden Würdenträgern zum Tode verurtheilt. Allerdings wurde sie beschuldigt, mit Gift nachgeholfen zu haben, daß ihre Prophezeiung eintraf. Am nächsten Tage begaben sich ganz früh der Kazike und der Lele mit der Verurtheilten in



Hütten und Typen der Cuna-Indianer.

den Wald; erst Abends kamen sie zurück, diesmal nur zu Zweien, die Haare geschoren und den Körper schwarz bemalt, und zeigten dem Stamme zum Beweise, daß sie ihrer Pflicht genügt, eine Hand voll Asche.

Der dritte Würdenträger ist der camotura oder Musiker, der nicht weniger intelligent und gewitzigt sein darf und das Dorf in Abwesenheit jener beiden regiert. Bei Festen muß er auf dem camo, einer Rohrflöte von ziemlich unangenehmem Tone, spielen; auf seine einförmigen Weisen folgen klagende Gesänge, durch welche dem Volke die Rathschläge des Lele mitgetheilt werden. Der Lieblingstanz der Indianer ist der guayacan, wobei Männer und Frauen einen großen Kreis um den in der Mitte sitzenden camotura bilden. Alle stampfen zweimal heftig auf, machen zwei Schritte vorwärts, lassen sich los, dann umschlingen sich die einzelnen Paare und drehen sich schnell nach dem Tempo des Camo. Der vierte Beamte, der urunia, übt die Krieger und befehligt sie im Kampfe; es ist das möglichst der stärkste Mann des Stammes.

Ihre Jagden, die mehrere Tage dauern, werden oft gemeinsam unter Leitung des Kaziken und des Lele unternommen; erlegt werden Wildschweine, Pekaris, Tapire, Hirsche, Iguanas, schwarze Affen und Rebhühner, welche dort die Größe unserer Haushühner erreichen.

Die geologische Expedition zum Zerawschan-Gletscher.

Ueber Zweck und Ziele dieser im „Globus“ XXXVIII, Nro. 10 bereits kurz erwähnten Expedition veröffentlicht Oschanin in der „Turkest. Ztg.“ vom 19. (31.) August 1880 eine längere Abhandlung, der nachstehende Mittheilungen entnommen sind:

Die Expedition der Herren Muschketow und D. L. Iwanow ist der erste Versuch zur genauen Erforschung eines innerasiatischen Gletschers und verspricht als solcher werthvolle Beiträge zu liefern zur Lösung mancher wissenschaftlicher Fragen.

Der Oberlauf des Zerawschan liegt in dem Thale, welches die Gebirgskette von Turkestan im Norden, die von Hissar im Süden begrenzt. Den östlichsten Winkel dieses Thales füllt ein mächtiger Gletscher, dem der Zerawschan entspringt. Alle bisherigen Karten von Turkestan verlegen an das obere Ende des Gletschers den Gebirgsknoten Kok-su, von dem die Bergketten von Turkestan und Hissar nach Westen auslaufen, die Alai-Kette nach Osten. Kein Europäer aber hat bis jetzt diesen Gebirgsknoten gesehen, der ihm nächstgelegene Paß von Tarak aus Ferghana über den Alai nach Karategin ist bis jetzt nur gerüchtweise bekannt. Die Iskanderkul-Expedition des Generals Abramow 1870 sah nur das unterste Ende des Gletschers; die politischen Verhältnisse am obern Zerawschan machten damals jede genauere Erforschung unmöglich, das Fehlen von Führern und allen Hülfsmitteln zu Gletscherwanderungen zwang die Mitglieder der Expedition, sich mit einem Blick auf denselben von den umgebenden Höhen aus zu begnügen. Schon dieser Blick aber zeigte, daß man es mit einem Gletscher erster Klasse zu thun habe, dem in Turkestan nur die Gletscher am Massiv des Ak-schirjak und der Fedtschenko-Gletscher am Oberlaufe des Sel-su zu vergleichen sind. Die Länge des Zerawschan-Gletschers wird auf 20 bis 30 Werst geschätzt; die Untersuchung wird die Möglichkeit geben, eine so bemerkenswerthe Oertlichkeit genau in die Karten einzutragen; die übrigen Fragen, mit denen die Expedition sich zu beschäftigen hat, sind folgende:

1. Das Klima Mittelasiens nimmt, wie man glaubt, an Trockenheit zu. Einst (geologisch gesprochen) als die aralo-kaspische Niederung noch vom Meere bedeckt war und mit dem Ocean in Verbindung stand, war die Menge der Niederschläge viel größer als jetzt. Die Austrocknung, welche mit der Umwandlung des aralo-kaspischen Bassins in ein Binnenmeer begann, hatte die Bildung kulturloser Steppen und Wüsten zur Folge, und sie macht im Westen der russischen Besitzungen noch immer weitere Fortschritte, wie die stete Abnahme des Aral-See zeigt. Die Expedition soll feststellen, ob diese Austrocknung auch in dem gebirgigen Theil von Turkestan wahrzunehmen ist, was ebenso für die Wissenschaft als für die Verwaltung Interesse hat. Wenn die Menge der Niederschläge auch im Gebirge abnimmt, so muß der Wasservorrath in den Flüssen sich vermindern. Im größten Theile Mittelasiens hängt aber die Kultur lediglich von künstlicher Bewässerung ab; eine Verminderung der Niederschläge muß zur Folge haben, daß auch die jetzt noch vorhandenen Oasen mit der Zeit zu Steppen werden und nur eine Nomadenbevölkerung erhalten können; dann ist jeder Gedanke an eine Kolonisation von Turkestan durch russische Einwanderung unmöglich und auch die Ansiedelung der vorhandenen Nomaden nicht einmal wünschenswerth.

Die Gletscherbeobachtung muß diese Frage lösen helfen; bei fehlendem Niederschlag geht der Gletscher zurück, bei Zunahme der Niederschläge muß er vorrücken. Der Zerawschan-Gletscher liegt dem Steppengebiet ziemlich nahe, das Zurückgehen muß hier schärfer bemerkbar sein als bei den Gletschern des Ak-schirjak und am obern Sel-su, die inmitten ausgedehnter Hochgebirgslandschaften liegen.

2. Die Erhebung am Thiönschan dauert, wie man meint, noch immer fort. Namentlich Sjewertzow vertheidigt diese Ansicht auf Grund der Erfahrungen seiner Pamir-Reise; Muschketow, der 1879 den mittlern und untern Lauf des Amu-Darja besuchte, hat aber dort nirgends eine Spur von einer Erhebung gefunden. Die Untersuchung des Zerawschan-Gletschers, der so zu sagen in der Ueberganszone liegt, zwischen dem Steppen- und Hochgebirgs-Plateau, dem der Amu entspringt, wird auch nach dieser Richtung von Interesse sein.

3. Die Expedition wird die Struktur des Gletschereises studiren, und wenn sie Abweichungen gegen das wohlbekannte Gefüge des Eises der westeuropäischen Gletscher ergeben sollte, deren äußere Ursachen festzustellen suchen.

4. Die bis jetzt bekannten Gletscher des Thiönschan-Systems sind fast alle zweiseitig, d. h. sie hängen oben auf dem Kamme zusammen und senken sich nach verschiedenen Seiten des Abhanges hinab. In den Alpen sind die Gletscher durch bloß mit Schnee bedeckte Felskämme getrennt. Aber die bis jetzt (von Muschketow in Ferghana, von Iwanow im Ala-tau) besuchten Gletscher sind auch nur klein; es bleibt festzustellen, ob die Verbindung des Gletschereises auch bei Gletschern erster Klasse, wie der von Zerawschan, zutrifft.

5. Eine genaue Erforschung des Zerawschan-Thales oberhalb Obburdan muß Aufschluß geben über die Verhältnisse der Eiszeit in Turkestan; eine für die geologische Geschichte Innerasiens besonders wichtige, bisher aber noch ganz streitige Frage.

6. Schließlich wird die Expedition den Bau des Gebirgsstocks studiren, von dem die Bergketten von Turkestan, Hissar und Alai auslaufen.

Die Expedition besteht aus den Herren Muschketow, Iwanow und dem Topographen Petrow, der den Gletscher und auch die Wege zwischen Ura-tjube und Obburdan aufnimmt; es scheint, daß man auf den bisherigen Karten den Gebirgszug von Turkestan zu weit nach Süden verlegt hatte. Der von der Expedition eingeschlagene Weg ist folgender: Ueber Chodschent nach Ura-tjube, dann mit Saumthieren über den Autschi-Paß nach Obburdan und von da am Zerawschan aufwärts zum Fuße des Gletschers. Diese Route ist ein Umweg, aber die weiter östlich liegenden Pässe von Chodschent nach Matsch sind namentlich beim Aufstieg nach Norden für Saumthiere fast unzugänglich. Vom Fuße des Gletschers an wird die Expedition zu Fuße fortgesetzt, doch werden zwei Schlitten und Vorräthe auf 10 Tage mitgenommen.

Nachtrag. Wie der „Russ. Inv." vom 17. (29.) Oktober meldet, hat in der Sitzung der geographischen Gesellschaft vom 14. (26.) Oktober Prof. Muschketow selbst über die Expedition vorläufige Mittheilungen gemacht. Danach begann der Aufstieg am 13. (25.) August. Die Einwohner zunächst dem Gletscher, die Galtschen, sind ein ganz besonderer, noch wenig bekannter, auf niedrigster Stufe stehender Volksstamm[1]). Es hielt schwer unter ihnen Träger zu bekommen, denn es besteht die Legende, auf der Paßhöhe des Gletschers ständen zwei Säulen, denen man nicht nahen dürfe, und die jeden, der vorübergeht, erdrücken. Die Karawane bestand aus 32 Mann, 10 Ziegen zur Nahrung, 10 Hunden. Am ersten Tage legte man 4 Werst zurück, die Nacht verging gut. Am folgenden Tage kam man in das Reich des ewigen Eises; die zweite Nacht ward auf dem Eise zugebracht. Die Temperatur wechselte von + 40° C. bei Tage bis — 8° C. bei Nacht. Am vierten Tage erreichte man die Paßhöhe. Der Gletscher bildet ein Viereck von 24 Werst Länge und nur 2½ Werst Breite; an ihn stoßen sechs Gletscher des turkestanischen Gebirgskammes, von denen jeder einzelne größer ist als die Alpengletscher. Die Wanderung war nicht beschwerlich, nur die sehr verdünnte Luft verursachte Athmungsbeschwerden und Schmerz in den Gelenken. Der Abstieg auf der andern Seite war viel mühsamer; man traf viele Spalten und mußte förmliche Brücken bauen. Am 19. (31.) August kam die Expedition wieder im Thale an, Prof. Muschketow reiste dann sofort nach Taschkent ab.

* * *

Die Turkest. Ztg. vom 26. Aug. (7. Sept.) veröffentlicht ferner vier Telegramme, welche Muschketow während seiner Expedition auf dem Zerawschan-Gletscher nach Taschkent geschickt hatte. Dieselben enthalten folgende noch nicht anderweitig mitgetheilte Nachrichten über Verlauf und Ergebnisse der Expedition:

Muschketow ging von Ura-tjube nach Obburdan im Zerawschan-Thale über den sehr beschwerlichen Autschi-Paß (11 800 Fuß hoch), dann im Thale des Matschi (Oberlauf des Zerawschan?) zum Gletscher. Dabei wurde

[1]) Vergl. Globus XXXII, S. 266.

1. die Zusammensetzung der turkestanischen Gebirgskette studirt, 2. die geologische Selbständigkeit dieser Kette und der Kette von Hissar festgestellt; beide sind durch Kreideablagerungen getrennt, die bis zum Dorfe Pastigau reichen; 3. wurde das Vorhandensein von Gletscherspuren nachgewiesen, die bis zum Dorfe Diminar nahe bei Paliarak, in 8000 Fuß Meereshöhe, sich erstrecken; dort liegt nämlich eine scharf markirte alte Endmoräne. Zum Aufstieg auf den Gletscher am 13. (25.) August wurden 20 Menschen, 10 Hunde und 8 Ziegen mitgenommen, der Rest der Karawane ward über den Paß Jangi-sabak nach Tscharku (am Jsfara) dirigirt. Ueber die Seitengletscher, wie den Roma-Gletscher[1]), gehen nämlich die Eingeborenen, über den Hauptgletscher bis jetzt noch nicht. Auf diesem selbst galt es in 5 oder 6 Tagen die Winterstation Zardala am Soch zu erreichen.

Der Weg am 25. durch die spitzwinkligen Schollen, welche die Oberfläche am untern Ende des Gletschers bedecken, war äußerst mühselig; man traf viele Längenspalten, auch steile Vorsprünge und schwer zu passirende Unebenheiten. Die petrographische Zusammensetzung der Moränen ist sehr wechselvoll. Auf der zurückgelegten Strecke (4 Werst) wurden vier Seitengletscher angetroffen, der größte hatte die Richtung auf die Jsfara. Am folgenden Tage ging der Marsch auf der linken Seite des Hauptgletschers aufwärts; er war trotz dichtgesäeter Steine bequemer, weil der Gletscher gleichmäßig fiel und die Moränen in Längsreihen sich deutlich markirten. Die Moränen der linken Seite bestehen aus Kalkschiefer, welchen die Seitengletscher, die von der Hissarkette einmünden, heranführen, die der rechten Seite aus Granit von der turkestanischen Kette, die Mittelmoränen sind gemischter Struktur. Am 26. August wurden 9 Werst zurückgelegt und auf der linken Seite drei neue Gletscher angetroffen, deren größten und eigenthümlichsten man Achun nannte; diesem gegenüber mündet auch von rechts ein großer Gletscher, der mit einem der Jsfara-Gletscher zusammenhängen soll. Man übernachtete an der Mündung des Achun-Gletschers in 10 500 Fuß Höhe bei — 4° C. Am 15. (27.) August ward die gestellte Aufgabe gelöst, die Höhe des Zerawschan-Gletschers erreicht und das Verhältniß der turkestanischen zur Alai-Kette bestimmt. Auf der Paßhöhe liegt ein an 5 Werst weites Schneefeld, die Höhe beträgt 13 800, die der umgebenden Piks nach vorläufiger Berechnung 18 000 bis 19 000 Fuß. Die der Paßhöhe naheliegenden Felsen zeigen deutliche Gletscherfurchen, Schliffe 2c.

Die Nacht wurde in Gletscherspalten auf der Seite nach Zardala bei einer Temperatur von 0° C. zugebracht.

Der Abstieg von der Höhe nach Zardala war äußerst beschwerlich. Als Resultat ergab sich: Der Zerawschan-Gletscher ist 24 Werst lang und hängt mit denen von Zardala (Quellgebiet des Soch) zusammen; letztere sind etwa 4 Werst lang. Mit den Gletschern des Jsfara besteht ein Zusammenhang nur durch einige Seitenabzweigungen; eine Verbindung mit dem Schurowski-Gletscher ist nicht vorhanden.

Außer den geologischen Beobachtungen auf dem Gletscher ist eine Aufnahme gemacht und sind viele Zeichnungen angefertigt worden. Die Rückkehr erfolgte am Soch abwärts; während der ganzen Gletscherwanderung war kein Unfall zu beklagen.

[1]) Roma oder Daschti-Roma, Schlucht, die sich von der Turkestan-Kette zum Matschthale niedersenkt; sie mündet am Fuße des Zerawschan-Gletschers; ein Gletscher füllt die Schlucht, ein Fußweg führt in ihr nach Woruch, Jsfara und Koland.

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

III.

Kruja.

Dies ist der albanesische Name für die hochberühmte Stadt, deren Namen wir Kroja zu schreiben pflegen, während die Türken sie Ak-Hissar, „weiße Veste", nennen. Am malerischesten nimmt sie sich aus, wenn man sie aus der Ebene von weitem sieht, etwa zwischen Droen und Laruš (Laruschk). Sie präsentirt sich dann auf dem Abhang eines steilen Gebirges, Sara-Saduk genannt (dessen höchste Spitze, Malj Kruese, „Berg von Kruja", 1005 m hoch ansteigt), etwa in der Weise wie Antivari vom Hafen aus gesehen. Der Kamm des Sara-Saduk fällt an der Westseite schroff wie eine natürliche Mauer auf 604 m herab. Von da an flacht er sich sachte und terrassenförmig bis in die Ebene ab. In der erwähnten Höhe von 604 m liegt die Stadt Kruja auf einem schiefen Plateau, mit dem Rücken an die senkrechte Mauer des Sara-Saduk gelehnt.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet die ehemalige Festung, deren Mauern auf Befehl des Seriaskers Mehemed Reschid Pascha 1832 geschleift wurden. Sie bietet ein so alterthümliches Aussehen, daß ich sie fast in Verdacht habe, noch aus den Zeiten Skanderbeg's zu stammen. Diese Erfestung hat 80 Häuser mit etwa 500 Einwohnern. Erwähnenswerthe Bauten sind nur die beiden Moscheen, deren eine ein Minaret besitzt, und das Seraj, welches jetzt in Ruinen liegt, aber einst prächtig gewesen sein muß.

Von der alten Festung führt die lange, enge Bazarstraße mit ihren alterthümlichen Buden in die Neustadt, deren 700 Häuser aus Baumgruppen hervorragen und mit ihren weißen Mauern von dem röthlich-grauen Gestein des Felsens abstechen. Auf der höchsten westlichen Felsenspitze ragt der Thurm der Stadtuhr als einzige Erinnerung an die venezianische Okkupation hervor. Nicht weit davon soll der Palast Skanderbeg's gestanden haben, doch forschte ich vergebens nach Spuren desselben.

Die ganze Stadt mag 5000 bis 5500 Einwohner zählen. Ihren Namen verdankt sie mehreren ergiebigen Quellen (Krua, im Albanesischen „Quelle"), welche sich heute noch in ihrem Bereiche vorfinden. In kirchlicher Beziehung bildete Kruja früher ein Bisthum. Man kennt 14 Bischöfe; der letzte ist von 1674. Heute ist es nicht einmal Pfarre.

Barletius behauptet, Kruja sei 1366 von Karl Thopia gegründet worden, wahrscheinlich meint er aber damit bloß ihre Festungswerke, denn die Stadt wird schon 1254 von Akropolita als Besitzung des Herrn Gulamos von Albanon erwähnt. Ferner existiren zwei neapolitanische Urkunden, aus denen ersichtlich ist, daß Kruja zeitweilig neapolitanische Besatzung gehabt hat. 1277 wird nämlich dem damaligen Statthalter von Durazzo, Jean de Vaubecourt, befohlen, „Castrum Croy" zu schützen, und dieselbe Aufforderung wird zwei Jahre später dem Kapitän von Durazzo, Giovanni Scotto, zu Theil. Aus einem Dokumente von 1294 ersehen wir, daß sich „Romanus episcopus Crohensis" zu seiner Kirche nach Kruja begab. Die Neubefestigung der Stadt durch Karl Thopia 1366 konnte deren Eroberung durch die drei Brüder Balšić (Balschitsch), Fürsten von Zeta, nicht hindern. Doch vertrugen sie sich später mit Thopia, denn 1394 ist Kruja urkundlich im Besitze des Marko Barbarigo, eines Schwiegersohnes Thopia's. Er cedirt es urkundlich an Venedig, übergiebt es jedoch noch im selben Jahre den Türken. Daß Skanderbeg's Vater niemals Kruja besessen, ist jetzt durch die von Prof. Hopf entdeckten Urkunden festgestellt. Seine Ansprüche auf die Stadt begründeten sich darauf, daß Helena Thopia seine Großmutter gewesen, daher er Kruja als ihr Erbtheil beanspruchte. Diese Ansprüche kosteten schon seinem Großvater, Constantin Kastriota, das Leben, indem ihn die Venezianer (in deren Besitz Kruja 1402 gewesen zu sein scheint) im genannten Jahre deshalb hinrichteten. Doch schon im nächsten Jahre gelang es dem Grafen Niketas (Schwiegersohn der Spatha), sich mit Hülfe der Partei des Enthaupteten Krujas zu bemächtigen. Er wußte sich mit Venedig auszugleichen, dessen Oberhoheit er gegen Subvention anerkannte, und starb 1415, eben als die Türken Kruja zum zweiten Male nahmen. Skanderbeg zwang bekanntlich den Rejs Efendi des Sultans zum Unterfertigen eines Befehls, durch welchen er zum Gouverneur von Kruja ernannt wurde, und erdolchte dann den Schreiber. 1443 kam er mit 300 Begleitern nach Kruja, wurde anstandslos eingelassen, ermordete hierauf die ganze türkische Besatzung und rief die Albanesen zum Aufstand, indem er gleichzeitig zum Christenthum übertrat. Von den verschiedenen albanesischen Despoten zu ihrem Feldhauptmann ernannt, schlug er in Kruja seine Residenz auf. 1450 wurde diese Festung von Sultan Murad II. mit 160000 Mann eingeschlossen und aus 10 Riesenkanonen beschossen. Kruja wurde von Braua-Conte mit 2000 Mann vertheidigt, während Skanderbeg mit 9000 Mann das offene Feld hielt und die türkische Armee fortwährend belästigte. Unter jenen Truppen befanden sich 2000 Montenegriner unter ihrem Fürsten Stefan Crnojević (Tzrnojewitsch). Vom 5. April bis Mitte Oktober währte die Belagerung ohne Erfolg.

1464 erschien Sultan Mohammed II. mit 200000 Mann vor Kruja, konnte es jedoch auch nicht nehmen. Er zog daher wieder ab und ließ bloß 79000 Mann unter Balaban Pascha zurück. Skanderbeg, der nur 12000 Mann gehabt hatte, wartete das Eintreffen von 13000 Alliirten ab (darunter einige Tausend Montenegriner unter Ivanbeg) und vernichtete dann das türkische Belagerungsheer. Im nächsten Jahre erschien der Sultan nochmals vor Kruja, sah sich aber nach sechsmonatlicher Belagerung wieder zum Rückzug genöthigt.

Nach dem Tode Skanderbeg's (1467) besetzten die Venezianer Kruja und hielten es bis 1478. Im Jahre 1477 wurde es nämlich von Mohammed II. mit 350000 Mann belagert. Vieturio hatte nur eine schwache venezianische und albanesische Besatzung zur Vertheidigung. Francesco Contarini eilte mit 2500 Mann aus dem Epirus zum Ent-

satz herbei und ebenso Fürst Nikolaus von Dukadžin (Dukadschin) mit 8000 albanesischen Bogenschützen. Der gleichzeitige Ausfall Victurio's brachte das türkische Heer in Unordnung und ohne die Treulosigkeit der Dukadžin wäre vielleicht ein vollständiger Sieg erfochten worden. So aber sah sich die Stadt nach 13monatlicher Belagerung am 15. Juni 1478 zur Kapitulation auf freien Abzug gezwungen. Trotzdem wurde die Besatzung sammt der Bevölkerung niedergemetzelt. Seither ist Kruja türkisch geblieben.

Die Frühlingsfeier der Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasialprofessor in Pettau.

III.

Sind zwar bei den Slaven die Gebräuche, welche auf den Kampf zwischen Sommer und Winter hindeuten, nur in geringer Anzahl vertreten, so finden wir diesen Grundgedanken desto häufiger in den Volksmärchen erhalten, welche von der wunderschönen Jungfrau erzählen, die ein Jüngling nach Vollführung verschiedener Thaten aus der Macht eines Zauberers befreit und dann heirathet. So findet in dem čechischen Märchen: „Der Lange, der Breite und der Scharfäugige“ [1]) der Königssohn, da er auf den Wunsch seines Vaters sich eine Braut wählen soll, in dem Thurme eine kleine eiserne Thür und öffnet dieselbe mit einem goldenen Schlüssel. Da war ein großes, rundes Gemach, die Decke blau wie der Himmel in heiterer Nacht, silberne Sterne glänzten an ihr; der Fußboden war mit einem grünen Seidenteppich überzogen, und rings in der Mauer waren zwölf hohe Fenster in goldenen Rahmen, und in jedem Fenster auf krystallenem Glas war eine Jungfrau in Regenbogenfarben abgebildet, mit einer Königskrone auf dem Haupte; in jedem Fenster eine andere in anderm Gewand, aber jede schöner als die andere, so daß der Königssohn ganz geblendet war. Da bemerkte der Prinz, daß eins der Fenster mit einem weißen Vorhang verhüllt sei; er zog denselben weg. Da war eine Jungfrau in weißem Gewand, mit einem Silbergürtel gegürtet, mit einer Perlenkrone auf dem Haupte; sie war die schönste von Allen, aber traurig und bleich, als ob sie aus dem Grabe gestiegen wäre. Der Königssohn stand lange vor dem Bilde wie im Traum, und während er sie so betrachtete, ward ihm weh' ums Herz und er sprach: „Die will ich und keine Andere!“ Und sobald er das Wort gesprochen, neigte die Jungfrau das Haupt, ward roth wie eine Rose, und in dem Augenblicke verschwanden die Bilder alle. — Aber diese Jungfrau zu erringen ist schwer; in der Gewalt eines bösen Zauberers sitzt sie in eisernem Schlosse gefangen; wer es bisher versucht hat, sie zu befreien, ist nie mehr wiedergekehrt. Der Prinz jedoch will es versuchen und zieht in die Welt sie zu suchen. Da findet er den Langen, der sich strecken kann, daß sein Kopf bis zu den Wolken reicht und er dann meilenlange Schritte macht, den Breiten, der sich aufblähen und dann so blasen kann, daß er die stärksten Bäume entwurzelt, und den Scharfäugigen, der überall durch und durch sieht und mit seinem Blicke selbst Felsen sprengt. Mit diesen Genossen kommt der Königssohn in das Zauberschloß. Der Zauberer erlaubt ihm die Braut fortzuführen, wenn er sie durch drei Nächte so zu hüten wisse, daß sie ihm nicht entschlüpft; gelingt ihm dies nicht, so würde er sammt seinen Dienern zu Stein, wie alle bisherigen Bewerber. Trotz aller Vorsicht schlafen die vier Wächter ein und des Morgens ist die Jungfrau verschwunden. Der Scharfäugige entdeckt sie aber; in einem Walde, hundert Meilen vom Schlosse, steht eine Eiche und als Eichel hängt die Königstochter auf dem Baume; in wenigen Schritten trägt der Lange ihren Entdecker hin und zurück; der Prinz läßt die Eichel zu Boden fallen und die Prinzessin steht vor ihm. In der folgenden Nacht geht es nicht besser, der Scharfäugige entdeckt sie aber wieder; zweihundert Meilen vom Schloß ist ein Berg, in dem Berg ein Felsen und in dem Felsen ein Edelstein und der Edelstein ist sie; vor seinen Augen zerspringt der Stein in Stücke und die Jungfrau ist wiedergefunden. Nach der dritten Nacht liegt sie als goldener Ring in einer Muschel im Schwarzen Meere, dreihundert Meilen von der Burg. Da trank der Breite so viel von dem Wasser, daß der Lange die Muschel herauf holen konnte, und die Proben waren bestanden. Der Zauberer, dem nach jeder That einer von den drei eisernen Ringen an seiner Brust geborsten war, flog als Rabe davon, die versteinerten Ritter erwachten zu neuem Leben und der Prinz feierte fröhliche Hochzeit.

Die Deutung dieses Märchens, wie der vielen Variationen desselben Themas, ist leicht gefunden. Der mächtige Zauberer, d. i. der Herr des finstern Theiles des Jahres, der Gott des Winters, die Winterszeit, hält in seinem eisernen Schlosse, d. i. unter der Eisrinde, eine schöne Königstochter, die Sommergöttin — die zwölf Fenster unseres Märchens bedeuten ja die zwölf Jahresmonate — gefangen. Der junge Königssohn, die Frühlingssonne, mit seinen drei Helfern (in dem deutschen Märchen: „Die sechs Diener“ der Brüder Grimm sind ihrer sogar sechs) befreit die Prinzessin nach einander aus der Luft, der Erde und dem Wasser, d. i. die Sonne belebt die Elemente zu neuem Leben, und feiert fröhliche Hochzeit, wie sich nach dem Volksglauben aller Nationen im Frühjahr der Sonnengott der Erde vermählt und dieselbe fruchtbar macht.

In den ältesten Zeiten war wohl der Sonnengott (Perun) selbst an der Stelle des Königssohnes im heutigen Märchen gestanden, in der Folge der Zeit vertraten ihn dagegen verschiedene andere Heldengestalten, wie wir sie in den Dichtungen über Dobrynja Nikitič, mit christlichen Anschauungen durchflochten in den Liedern über Egorij Hrabrij (Georg der Tapfere), in den klassischen Erzählungen von Perseus, in den germanischen über Siegfried vorfinden, in denen häufig an die Stelle des Zauberers der (zwölfköpfige) Gewitterdrache oder in der christlichen Zeit dessen Substitut, der Teufel, getreten ist [1]). Unter dem Einflusse des Christenthums finden wir jetzt an Perun's Stelle besonders häufig den Propheten Elias oder selbst die Jungfrau Maria; des-

[1]) Wenzig, Westslavischer Märchenschatz. Leipzig, 1857, S. 130.

[1]) Vergl. Krek, Einleitung I, 232.

halb heißt der erstere in südslavischen Volksliedern gewöhnlich der „Donnerer" (gromovnik) [1]), während die letztere die „Feurige" (ognjana) heißt [2]); bei den Russen dagegen begegnen wir am häufigsten dem Heil. Georg, welchem nach serbischen Volksliedern bei der Theilung der Welt „die Frühlingsblumen" zu Theil wurden, als Vertreter des Sonnengottes. An den Namen desselben haben sich daher bei den Russen die meisten Frühlingsmythen geknüpft, wozu die Legende von seinem Kampfe mit dem Drachen Anhaltspunkte genug darbot. Von seiner Geburt singt das russische Volkslied, daß er silberne Füße, goldene Arme hatte; sein Kopf war mit Perlen, der ganze Körper mit Sternen besäet. Unter Diocletian litt er furchtbare Qualen. Dieser warf ihn in ein tiefes Verließ, bedeckte dasselbe mit eisernen Platten, schloß es mit „deutschen" Schlössern, so daß Egorij weder die „weiße" Welt noch die herrliche Sonne sehen, weder den Ton einer Glocke noch den Kirchengesang hören konnte. So lag er volle dreißig Jahre; da kam nach dem Willen Gottes die Zeit der Befreiung: da fing die glänzende Sonne an warm zu scheinen, es erhoben sich gewaltige Winde, fegten den Sand, welcher Georg's Gefängniß bedeckte, weg, brachen die „deutschen" Schlösser und warfen die eisernen Platten aus einander. Der Frühling sprengt seine Bande, und der Sonnengott steht auf in voller Macht und Herrlichkeit. Egorij wappnet sich, erfaßt die scharfe Lanze, befreit sein Heldenpferd von den zwölf Ketten, mit denen dasselbe gebunden war, schwingt sich darauf und macht sich auf den mühevollen Weg. Der Volksglaube giebt ihm einen Schimmel, wie denn auch Odin auf einem solchen reitet. Im Sturme sprengt er in die „schlafenden" Wälder; die Bäume schwanken im Winde, die Aeste fallen im Sturme zu Boden. Da ruft er: Gehet aus einander durch das ganze heilige russische Land! Dann reitet er an die tiefen Meere, an die breiten Flüsse, und heißt sie fließen. Darauf kommt er zu einer Rinderherde, welche von drei Jungfrauen, leiblichen Schwestern, gehütet wird. Die Hirtenmädchen bedeckt Tannenrinde, ihre Haare sind wie dürres Gras, ihre Stimme eine thierische; sie wollen den Helden verschlingen, dieser schickt sie aber an den Jordan sich zu baden und zu kleiden. Darauf verwehrt dem Heiligen ein Rudel Wölfe den Weg; diese treibt er aber in die „tauben" Steppen und dunklen Wälder. Zuletzt trifft er auf eine Drachenschaar; da zückt er sein scharfes Schwert und vernichtet sie. Bis zur Brust steht er im Blute, stößt seine Lanze in die Erde und bittet die Mutter Erde, daß sie das Drachenblut in sich aufnehme. Seine Bitte wird erfüllt und er zieht nun zum Marmorpalaste Diocletian's, tödtet ihn und zerstört mit seiner Keule den Palast [3]).

Aehnliches erzählt eine bulgarische Legende. In alten Zeiten lebte „ein böses Weib"; dieses nahm ein schmutziges Tuch und bedeckte damit den Mond, welcher damals noch niedrig, fast auf der Erde, ging; da hob sich der Mond in die Höhe, wo er noch jetzt kreist, und fluchte dem Weibe. In Folge des Fluches wurde die Alte in einen Drachen verwandelt, von welchem das ganze Drachengeschlecht stammt. Die Ungeheuer richteten viel Ungemach an, verschlangen viele Menschen, bis der Heil. Georg erschien und die Erde von ihnen befreite, indem er ihnen mit einem goldenen Stabe die Köpfe abschlug; aus den Leibern derselben liefen drei

[1]) Vergl. Arkiv za povjestnicu jugoslavjensku, von Ivan Kukuljević Sakcinski. VII, Agram 1863, p. 221.

[2]) Vuk Stefanović Karagjić, Srpske narodne pjesme I, 77; II, 1, 2, 12.

[3]) Afanasjev I, 699 seq.

Blutströme, einer für die Ackerleute, der zweite für die Hirten, der dritte für die Winzer [1]).

Deshalb jagt nach russischem Volksglauben der „siegreiche Georg" (Egorij Pobědonosec), wie nach der Meinung der Südslaven der Donnerer Elias, im Gewitter unter Donner und Blitz die Teufel vor sich; dabei geräth Elias nach der Erzählung der Slovenen in Krain so sehr in Eifer, daß ihn Gott selbst zurückhalten muß, damit er nicht die Erde vernichte [2]).

Doch nicht bloß als Drachentödter erscheint der Heil. Georg; nach dem russischen Volksliede von der „schönen Elisabeth" befreit er auch die schöne Jungfrau (Vertreterin der Frühlingsgöttin) aus der Gewalt eines Drachen, wozu sich auch bei den Bulgaren eine Variante findet, die G. Rosen in seinen „Bulgarischen Volksdichtungen" (Leipzig, Brockhaus 1879) übersetzt hat.

Die Erklärung dieser Mythen giebt uns ein weißrussisches und ein čechisches Frühlingslied, welches singt: „Georg steht auf, öffnet die Erde, daß das Gras wachse, grünes Gras und blaue Veilchen." In einem andern wird der Todt (Smrtolenka) gefragt, wohin er die (Himmels-) Schlüssel gegeben habe. Dieser antwortet: „Dem Heil. Georg, daß er das Thor zum Himmel öffne," und ebenso bezeichnend sagt ein anderes: „Das Veilchen, die Rose können nicht wachsen, wenn ihnen Perun (oder Gott der Herr) nicht hilft" [3]). Darum fängt der Frühling nach dem Bauernglauben mit dem Georgstage an, deshalb sagen die Russen, Georg öffne die Erde, bringe Thau hervor und gebe den Gräsern Gedeihen, und glauben die Bulgaren, daß der Heilige die Aecker begehe und nachsehe, ob das Getreide gedeihe, während es in großrussischen Dörfern heißt, der Heil. Georg (am 23. April) beginne die Feldarbeit und beende sie auch (am 26. November, seinem herbstlichen Feste). An seinem Frühlingsfeste sprechen in ganz Rußland die Hirten Gebete über das Vieh und besprengen dasselbe mit Weihwasser; „in aller Frühe waschen sich die Bauern mit Thau, um stark und gesund zu sein wie der Georgsthau." Ebenso sammeln die Serben schon am Vortage Wasser, welches von den Mühlrädern wegspritzt, legen dann verschiedene Blumen hinein und waschen sich am Morgen des Festes damit, oder gehen vor Sonnenaufgang baden, wobei sich die Jungen grüne Zweige um die Lenden winden, ehe sie ins Wasser springen.

Bei den Uskoken [4]) und Slovenen geht in einigen Gegenden, so in den Weingebirgen der Kolos, bei Pettau in Untersteiermark zu dieser Zeit der „Jürek" (Georg) oder „zeleni Juri" (grüner Georg) herum. Ein vom Kopf bis zu den Füßen in grüne Zweige gehüllter Bursche zieht von Haus zu Haus, tanzt vor jedem, während ein Begleiter auf einer Rohrpfeife spielt und ein anderer auf einer kleinen Trommel trommelt. Ein vierter Junge sammelt Gaben. Dazu wird gesungen; doch sind die alten Lieder verschollen, bei Tüffer z. B. singen die Bursche ganz prosaisch: „Wir führen den grünen Georg herum, bitten um Speck und Eier" [5]). Die Bedeutung des Umzuges ist klar; wurde ja doch in früheren Zeiten der „grüne Georg" nach dem Umzuge im Flusse gebadet, wie noch heuzutage bei den Serben die mit Grün umwundene „Dodola", bei den Bulgaren die

[1]) Karavelov, Pamjatniki narodnago byta bolgar. 299 seq. Afanasjev II, 535.

[2]) „Globus" XXXIII, 140.

[3]) Hanuš, Bájeslovný kalendář slovanský, 137, 165. Afanasjev I, 705; II, 402.

[4]) Arkiv za povjestnicu jugoslavensku, VII, 336.

[5]) Mittheilung des Herrn Bezirksschulinspectors J. Ranner in Pettau.

„Peperuga", welche herumziehen, um Regen zu erbitten, mit Wasser begossen werden [1]).

In einigen Gegenden Rußlands zieht ein mit Zweigen umwundener Junge, der Fackeln in der Hand und einen Kuchen auf dem Kopfe trägt, begleitet von Georgslieder singenden Mädchen, dreimal um die besäeten Felder. Nach dem Umzuge wird ein Feuer angezündet und der Kuchen vertheilt.

Als Frühlingsheld wurde Georg auch Beschützer des Viehs; so sagen die Russen: „Georg läßt die Kühe auf die Weide." An seinem Feste treibt man die Herden das erste Mal zur Weide, die Hirten tragen geweihte Weidenruthen mit und bitten ihn, daß er die Herden beschütze „in Feld und Wald, vor Wölfen, Bären und allen anderen Raubthieren". Der Austrieb geschieht in aller Frühe, so lange der Thau noch nicht getrocknet ist, denn dieser hat die Kraft, den Milchreichthum der Kühe zu vermehren. Deshalb wird in Norddeutschland beim Austrieb der Leitkuh ein grüner Zweig an den Schwanz gebunden, daß sie damit den Thau abstreife.

Aehnliche Gebräuche finden wir auch bei den Südslaven; überhaupt ist der Georgstag ein Hirtenfest, an welchem die Hirten mit Kuchen, Eiern, Milch bewirthet und mit Geld und Leinwand beschenkt werden.

Bei Bulgaren und Serben werden zu diesem Tage in jedem Hause Lämmer, besonders weiße, geschlachtet. Eine solche Opferschlachtung beschreibt Afanasjev [2]). Im Dorfe Slavini (im Kreise von Pirot) bringen am Georgstage die Bewohner aus jedem Hause ein Lamm an einen bestimmten Ort. Die Thiere sind mit Kränzen geschmückt, ihre Augen verbunden, die Füße gefesselt. Unter verschiedenen Zeremonien legt man sie im Kreise auf den Boden, ein Greis schlachtet sie dann und läßt das Blut auf den Rasen fließen. Weiber sammeln das blutige Gras; es bildet eine vortreffliche Arznei. Die Stricke, mit denen die Lämmer gebunden waren, werden an Ort und Stelle verbrannt. Jeder Hausherr trägt nun sein Lamm nach Hause, brät es und bringt es dann mit Brot, Knoblauch und Zwiebeln auf den Berg des Heil. Georg. Dort weiht der Priester die Thiere und erhält von jedem ein Viertel. In Serbien trägt man diese Opferthiere in die Kirche und befestigt ihnen Kerzen auf dem Kopfe; in Rußland dagegen und in den Karpaten bäckt man zum Frühlingsaustrieb Gebäck in der Form eines Widders; der Oberhirt schneidet es in Stücke und bewahrt eines davon als Arznei für die Schafe. In Lithauen verkauft man an den Kirchen Wachsbilder von Pferden, Kühen, Schafen, wie in Krain am Tage des Heil. Stefan. Jeder Käufer trägt sein Thier einige Male um die Kirche oder um den Altar und legt es zum Schluß als Opfer auf denselben.

Als Beschützer der Herden genießt unser Heilige bei den Slaven hohe Achtung, zu ihm beten sie um Gedeihen für die Herden und um Segen für die Saaten; so heißt es z. B. in einer russischen Besprechungsformel: „Es kommen uns entgegen der Heil. Großmartyrer Georg und der Heil. Car Constantin auf weißen Rossen, mit feurigen Schilden in den Händen und vertreiben alle Zauberer und Hexen, Diebe und Diebinnen, Wölfe und Wölfinnen." Unter den Wundern, welche der Heilige gewirkt, erzählen die Russen auch, daß er einem Ackersmann einen Stier, der durch einen Fall umgekommen war, wieder erweckte. Im Leben des heiligen Theodor von Anastasiupolis heißt es, daß der Heilige in seiner Jugend, als er oft zur Nachtzeit aus seinem Heimathsdorfe in die Stadt gehen mußte, von Georg vor den Wölfen, in welche sich böse Geister verwandelt hatten, um den Knaben zu zerreißen, beschützt wurde [1]).

Einen Zug aus den Sagen vom Heil. Georg dürfen wir nicht übergehen, welcher deutlich dafür zeugt, daß er die Stelle des alten Donnerers Perun eingenommen hat. Er erscheint nämlich auch als Beherrscher der Wölfe, welche in heidnischen Zeiten den Donnergöttern heilig waren. Am Georgstage reitet der Heilige nach russischem und südslavischem Glauben in den Wald und giebt den Wölfen Anweisung, wovon sie sich nähren sollen; daher sagt ein russisches Sprichwort: „Was der Wolf zwischen die Zähne bekommt, das hat ihm Georg gegeben," und bitten die Wölfe im Volksmärchen ihn oder den Erlöser um Nahrung. Ein südslavisches Märchen erzählt: Ein Hirt war durstig, er ging daher durch den Wald zur Quelle. Da ging er an einer mächtigen Eiche vorüber und bemerkte, daß der Boden unter derselben ganz zertreten war. Neugierig stieg er auf den Baum, um zu sehen, was da vor sich gehe. Da kommt der Heil. Georg mit seinem Gefolge von Wölfen und weist ihnen der Reihe nach an, woher sie sich den Fraß holen sollten. Als alle schon abgefertigt waren, schleppte sich mühsam noch ein alter, lahmer Wolf herbei, welcher sich verspätet hatte, und fragte, was ihm bestimmt sei. Auf der Eiche sitzt dein Theil, lautete die Antwort des Heiligen. Gleich darauf zerstreuten sich die Raubthiere nach allen Richtungen, um sich ihre Beute zu holen; auch ihr Herr ritt von dannen. Der alte, lahme Wolf blieb aber unter dem Baume sitzen und wartete auf seinen Antheil. Da aber der Hirt sich wohlweislich hütete, herabzusteigen, entfernte sich das Thier endlich von seinem Platze. Kaum war es aus den Augen des Belagerten verschwunden, stieg der Hirt vom Baume und wollte entfliehen; aber der Wolf hatte sich hinter einem Busch in den Hinterhalt gelegt, sprang hervor und zerriß den Menschen.

In Kleinrußland heißt deshalb der Wolf der „Hund des Heil. Georg"; von ihm getödtetes Vieh darf vom Menschen nicht gegessen werden, da es Gott selbst den Thieren als Nahrung bestimmt habe. Ueberhaupt ist die fatalistische Vorstellung weit verbreitet, daß alle menschliche Vorsicht nicht im Stande sei, etwas vor den Wölfen zu retten, wenn es ihnen der Heil. Georg bestimmt hat. So versteckte sich ein Mann, der den Raubthieren zugesprochen worden war, auf den Ofen; da verwandelte sich der Wolf, dessen Beute er werden sollte, in der Nacht, während alles schlief, in eine Katze und zerriß sein Opfer. Ein anderer begann, als er seine Bestimmung erfahren hatte, mit Aufgebot aller seiner Kräfte, die Raubthiere zu jagen und zu verfolgen; deren Häute hing er unter dem Dache seines Hauses auf. Im Laufe einiger Monate hatte er schon Hunderte, unter ihnen auch den, dem er zugewiesen war, erschlagen. Doch alles dies half ihm nichts; als seine Zeit kam, verwandelte sich das Fell in einen Wolf, welcher ihn in Stücke zerriß [2]).

Die Kleinrussen wissen auch von einem eigenen Wolfshirten, dem Polisun oder Lisovik, zu erzählen. Dieser treibt seine Herde, wie bei den Slovenen der Teufel die Billiche, unter Peitschengeknall auf die Weide, besonders dorthin, wo sich feindliche Heere im Kampfe gegenüber stehen. Häufig bringt ihn das Märchen auch mit dem Heil. Georg in Verbindung. So erzählt ein Märchen: Es waren einst zwei Brüder; der eine war arm, der andere reich und geizig.

1) „Globus" Bd. XXXIII, S. 139.
2) II, 255.

1) Afanasjev I, 709.
2) Valjavec Narodne pripovjedke u i oko Varaždina, p. 93 seq. Afanasjev I, 709 seq. Arkiv za povj. jugosl. VII, p. 222, 239.

Da stieg der arme einst auf eine Eiche, um zu erfahren, was allnächtlich dort Lärm verursache. Um Mitternacht versammelte sich eine Herde Wölfe unter dem Baume, an ihrer Spitze kam der Polisun gezogen; zuletzt kam auch der Heil. Georg herzugeritten und vertheilte Brotlaibe unter die Thiere. Als alle betheilt waren, blieb dem Heiligen ein Laib übrig; dieses gab er dem Armen, was ihm Glück und Segen brachte. Als der reiche Geizhals den Grund des unerwarteten Wohlstandes seines Bruders erfuhr, stieg er auch auf den Baum. Diesmal hatte aber der Heilige ein Brot zu wenig, er wies daher dem letzten Raubthiere den Geizhals auf dem Baume zu.

Hirten, welche mit diesem bocksfüßigen Pan auf gutem Fuße stehen, brauchen sich um ihre Herden nicht zu kümmern, der Waldgeist hält statt ihrer das Vieh in Ordnung [1]).

Wie an allen anderen Festtagen des Jahres finden wir auch an diesem eine Anzahl abergläubischer Gebräuche, welche sich hauptsächlich auf die Erhaltung des Viehstandes und, wie es von einem Frühjahrsfeste leicht begreiflich ist, auch auf die Erforschung der Zukunft des Menschen, insbesondere des liebenden, beziehen. Bei den Serben und Kroaten schlägt manche Hausfrau, wenn es nur möglich ist, mit dem Besen einige Nachbarskühe und dann ihre eigenen auf den Euter und hofft dadurch, die Milch der fremden Thiere in ihre zu zaubern. Die Kleinrussen nennen die Milch und das Schmalz den Thau Gottes; im Kiewer Gubernium herrscht der Glaube, daß Hexen die Leiber ihrer Kühe mit Georgsthau waschen, um sie dadurch milchreich zu machen; denselben Zweck erreicht man auch, wenn man auf eine Kuh ein Leinwandstück legt, welches mit Georgsthau befeuchtet war [2]).

Die serbischen Mädchen binden am Vorabend des Festes mehrere Sträußchen, geben jedem den Namen eines Burschen, und legen sie um Mitternacht auf das Dach. Das Bouquet ihres Schatzes zeigt in der Frühe den meisten Thau. Anderswo binden sie Sträußchen von Alant und sprechen darüber: Alant, mein leiblicher Bruder, gieb daß N wie närrisch mir nachlaufe" [3]).

Doch genug davon; eine vollständige Aufzählung ist ja gar nicht möglich.

Die verschiedenen Frühlingsgebräuche schließen eigentlich mit dem Osterfeste, der Siegesfeier über die bezwungenen Wintermächte. Ihm geht der Palmsonntag, bei den Slaven der „Blüthensonntag" [4]) genannt, und der „Gründonnerstag" [5]) voraus. Er selbst heißt der „große Sonntag", auch die „große Nacht" [6]), wie auch die vorhergehenden Tage die „großen" heißen. Daß es ein Sonnenfest war, zeigen deutlich die Namen, von denen besonders der südrussische und der bulgarische „velik den" (großer Tag) hervorgehoben zu werden verdient; die Slovenen backen zu der Zeit Kuchen in der Form eines Rades, des uralten Sonnensymbols. Bei Slaven und Deutschen herrscht der Glaube, daß die Sonne an dem Tage vor Freuden tanze oder dreimal springe; ja bis zum 16. Jahrhundert meinten die Russen, daß an diesem Tage die Sonne nicht untergehe. Die Bauern steigen noch jetzt in den verschiedensten Gegenden auf Thürme oder Hügel, um die Sonne aufgehen und springen zu sehen; wobei die Russen den Frühling anrufen. Nach dem Volksglauben öffnet sich am ersten Ostertage der Himmel, und bleibt während der ganzen Festzeit offen; wer in der Zeit stirbt, kommt geraden Weges in den Himmel. Bei dieser Gelegenheit werden auch die verborgenen Schätze sichtbar und leuchten mit hellem Glanze. Die Kleinrussen glauben, daß zu dieser Zeit die Heiligen oder Christus selbst auf der Welt umher gehen, um die Mildthätigkeit der Menschen zu prüfen, die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen [1]).

Auf den Sieg der Sonne und auf das Wiedererwachen der Natur weisen auch alle Gebräuche, von den gefärbten Eiern bis zu der kirchlichen Feier der Auferstehung des Herrn.

* * *

Ehe wir diese kurze Darstellung der Frühlingsgebräuche schließen, müssen wir noch der Todtenfeier gedenken, welche die Slaven orientalischen Bekenntnisses während dieser Zeit begehen. Auch die Seelen der Verstorbenen schlafen während des Winters, glauben die Russen, und erzählen in ihren Märchen von einem Reiche, wo im Winter alle Leute sterben und im Frühjahr am Georgstage wieder erwachen. Nach einem andern weit verbreiteten Volksglauben leiden die Seelen im Winter Kälte, die Finsterniß ängstigt und Kummer drückt sie, deshalb entzünden die Bauern am Vorabend der Geburt des Herrn und der Taufe desselben im Hofe Strohfeuer, damit sich die Seelen der verstorbenen Eltern daran wärmen können.

Zu derselben Zeit, in welcher das Todaustragen gefeiert wird, beginnen mit der erwachenden Natur auch die Seelen ein neues Leben, darum beginnen die Slaven im Anfange des März auch die Gräber zu besuchen. Vor Sonnenaufgang des ersten Tages in diesem Monate besuchen die Lausitzer Wenden, Čechen, Polen und andere mit Fackeln die Gräber ihrer Lieben, stellen Speisen für deren Seelen hin und beten für deren Frieden. Nach dem russischen Stoglav zündeten auch die Bauern am Morgen des Donnerstags der siebenten Fastenwoche Strohfeuer an und riefen die Todten an. Anfangs April grämen sich die Seelen um ihr früheres Leben, deshalb gehen alte Leute auf das Grab ihrer Eltern, um deren Seelen zu trösten: „O Sonne, helle Sonne," klagt nach Afanasjev ein alter Mann, „geh' auf, geh' auf von Mitternacht; beleuchte mit frohem Strahl alle Grabhügelchen, daß unsere Todten nicht im Dunkel zu sitzen brauchen, nicht gramvoll ihr Leben zubringen. Und du, Mond, du Mond, du heller, geh' auf, geh' auf von Abend, beleuchte mit frohem Glanz die Grabhügelchen, daß den Todten im Dunkel das Herz nicht bricht, daß sie sich nicht im Dunkel nach der weißen Welt grämen und nicht in Finsterniß brennende Thränen um ihre lieben Kinder vergießen. Wind, ungestümer Wind, wehe, wehe von Mitternacht, bringe unseren Seligen die fröhliche Botschaft, daß alle ihre Nachkommen sich in Gram nach ihnen sehnen."

Die Feier der Auferstehung des Erlösers stimmt auch hierin sehr gut zu dem Volksglauben; zu der Zeit ist der Himmel offen, daher kommen auch die Seelen der Verstorbenen wieder auf die Welt, wandeln unter den Lebenden, essen, trinken und freuen sich mit ihnen, bis sie nach dem Schluß der heiligen Zeit wieder in den Himmel eingehen. Daher begeben sich die Russen und auch die Südslaven mit rothen Eiern auf die Gräber, um auch die Verstorbenen mit dem unter Lebenden üblichen Spruche „Christus ist erstanden" (Hristos voskrese) zu begrüßen; darauf läßt

[1]) Afanasjev I, 711.
[2]) Afanasjev II, 683.
[3]) „Globus" XXX, S. 93.
[4]) Čechisch: kvéty oder květná neděle, poln. kviaty, russ. verbnoje voskresenije, Weiden-(Palm-) Ostern; serb. cvijeti, slovenisch cvetna nedelja.
[5]) Čechisch zelený čtortek. Vergl. das lat. viridis dies Jovis und dies viridium.
[6]) Čechisch velikonoce, slov. velika noč, poln. vielka noc.

[1]) Afanasjev III, 701 seq.

man die Eier vom Grabhügel herabrollen und vergräbt sie an der Stelle, wo sie liegen bleiben. Bei den Katholiken sind diese Gebräuche größtentheils verschwunden, da die Kirche den Gedächtnißtag der Todten in den Herbst verlegt hat, welcher allerdings als die Zeit des Beginns des Todesschlafes in der Natur dafür vorzüglich geeignet ist. Bei den Slovenen z. B. haben sich jedoch Kinderspiele erhalten, deren Ursprung vielleicht in dem oben angeführten Gebrauche zu suchen ist. Zu Ostern lassen nämlich die Kinder gefärbte Eier von einem kleinen Erdhügel oder von einer aus zwei Ruthen gebildeten schiefen Ebene herabrollen; derjenige, dessen Ei von dem seines Nachfolgers getroffen wird, muß es dem Mitspieler abtreten.

Die rothen Eierschalen werfen die Kleinrussen ins Wasser, daß sie, auf demselben bis ins Todtenreich schwimmend, den Seelen die Nachricht von der Auferstehung Christi bringen sollen [1]).

Am Ostermontag besuchen auch die Slaven der Balkanhalbinsel die Gräber, um Kerzen auf denselben anzuzünden und von den Popen Gebete hersagen zu lassen. Die Ruthenen feiern die „Hahutky", die im Absingen von Liedern und Spielen, z. B. Banen von lebenden Pyramiden, bestehen; die Prager ziehen zum Friedhofe nach Emaus, welcher früher bezeichnend genug „na Morani" hieß; die Serben ziehen aber auch am Montag nach dem ersten Sonntage nach Ostern auf die Friedhöfe, schmücken die Gräber, zünden Kerzen an, beschenken sich gegenseitig mit gefärbten Eiern, beten und feiern zuletzt ein Verbrüderungsfest. Die Jugend flicht Kränze und küßt sich durch dieselben; dadurch werden zwei Jünglinge für ein Jahr zu Bundesbrüdern (pobratim) und die Mädchen zu Freundinnen (druga) [1]).

Diese gedrängte Darstellung mag einen dürftigen Ueberblick geben über die Reichhaltigkeit der bei den Slaven noch existirenden, für die vergleichende Mythenforschung höchst wichtigen Volksgebräuche und Traditionen, denen der berühmte Verfasser der „Thiere in der indogermanischen Mythologie", Angelo de Gubernatis, den Ehrenplatz nach den Veden zuweist.

[1]) Vergl. dazu und zu dem Vorhergehenden: Afanasjov III, p. 288 seq.

[1]) Vuk Stefanović Karagjić Život i običaji, p. 27. Hanuš o. c. 128 seq.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zur raschern Herstellung einer systematischen Bewässerung in den Steppen-Gouvernements soll der „Mosk. Wjed." zufolge von 1881 ab das Studium von Klima, Boden- und hydrographischen Verhältnissen der einer Bewässerung bedürfenden Gegenden mit vermehrten Kräften gefördert werden. Für 1881 sind Nivellements in den Bassins der Gewässer der Gouvernements Jekaterinoslaw, Cherson, Taurien und Woronesh nebst einschläglichen Schürfungen und Tiefbohrungen in Aussicht genommen, um die Tiefe der wasserhaltigen Bodenschichten, die Lage der Quellen und die Durchlässigkeit der Bodenarten festzustellen.

— Zum dritten Male veröffentlicht Prof. Heinrich Kiepert die Generalkarte der europäischen Türkei, deren geographische Gestaltung wohl wenige besser kennen, wie er. 1853 erschien die erste, 1870 die zweite Ausgabe, beide, auch die letztere, noch mit großen Lücken und Unsicherheiten. Auf der neuesten dritten Bearbeitung (Neue General-Karte der Unter-Donau- und Balkan-Länder, 1 : 1 500 000, Berlin, D. Reimer 1880) sind dieselben fast durchweg verschwunden Dank besonders dem thätigen Eingreifen des österreichischen und russischen Generalstabes und den Aufnahmen der internationalen Grenzkommissionen, von welchen auf S. 102 dieses Bandes die Rede war, ferner eines Lejean, Kanitz und de Gubernatis. In Einzelheiten werden ohne Zweifel die Aufnahmen der Russen (s. „Globus" XXXVII, S. 343) und künftige Specialstudien noch vielerlei Neues bringen; aber im Großen und Ganzen, kann man sagen, ist uns die geographische Gestaltung der Balkanländer jetzt bekannt, eigentliche „Entdeckungen" sind dort nicht mehr zu machen, an dem Kartenbilde, wie es nun vor uns liegt, läßt sich nicht mehr viel rütteln. Die „Generalkarte" ist auch die erste, welche die politische Neugestaltung der Halbinsel, die Grenzen von Serbien, Bulgarien und Ostrumelien, nach den officiellen Quellen vorführt; ihrem innern Werthe und ihrer wissenschaftlichen Zuverlässigkeit entspricht die klare und elegante Lithographie und sonstige Ausstattung. Je gedankenloser die Mehrzahl der heutigen Karten nach bewährten Mustern „bearbeitet und gezeichnet" wird, um so mehr dürfen wir auf eine Arbeit hinweisen, deren Autor durch Erschließen neuer Quellen, durch Beherrschung des ganzen weitschichtigen Materials und durch wissenschaftliche Verwerthung desselben immer wieder beweist, daß es in der Kartographie nicht allein auf das Zeichnen ankommt, sondern weit mehr auf ein gründliches Studium.

Asien.

— M. Lortet, Dekan der medicinischen Fakultät von Lyon, über dessen erste syrische Reise der „Globus" in Bd. XXXVIII, Nro. 7 ff. berichtete, hat im Mai 1880 den See von Tiberias zoologisch untersucht. Nach ihm liegt derselbe 212 m (192 m nach H. Kiepert) unter dem Mittelländischen Meere, mit welchem er nach gewissen Anzeichen einst in gleicher Niveauhöhe stand, ja vielleicht durch die Ebene Esdrelon zusammenhing. Seine größte Tiefe beträgt 250 m. Lortet glaubt, daß sein jetzt nur sehr schwach salziges Wasser früher viel salzhaltiger gewesen ist; mit Rücksicht hierauf war eine Untersuchung der Fauna von besonderm Interesse. Er erlangte mindestens ein Dutzend Arten von Fischen, darunter mehrere neue Formen sowie auch einige neue Mollusken. Von letzteren hatten Melanopsis und Melania ein marines Aussehen und scheinen auf den Uebergang von salzigem zu süßem Wasser hinzudeuten. Außerdem enthält der See noch einige Krabben und von niederen Thieren nur Diatomeen und Foraminiferen in dem sehr feinen Schlamme vulkanischen Ursprungs, welcher den Boden bedeckt.

— In Petersburg ist ein Telegramm des Obersten Prschewalski, datirt Urga 1. November, eingetroffen, wonach derselbe im Frühling und Sommer dieses Jahres einen Theil des obern Hoang-ho-Gebietes und den See Kuku-nor aufgenommen hat und dann durch Alaschan nach Urga gegangen ist. Im Ganzen hat er während seiner Reise 7200 Werst zurückgelegt und werthvolle wissenschaftliche Resultate erzielt.

— In „Nature" (23. September 1880) berechnet der Schiffsarzt H. B. Guppy nach eigenen Beobachtungen, welche er ein ganzes Jahr hindurch in Haukau angestellt

hat, die Wassermenge, welche der Jang-tse-kiang in jeder Sekunde ins Meer wälzt, zu 770000 Kubikfuß, die Masse der mitgeführten Sedimente in Hankau zu 172 Kubikfuß per Sekunde und zu 6 428 858 255 Kubikfuß jährlich an der Mündung. Dadurch wird das Gebiet des Stromes (zu 650 000 engl. Quadratmiles angenommen) in 3707 Jahren um 1 Fuß erniedrigt. Für den Haang-ho liegen folgende Angaben von Sir George Staunton aus dem Jahre 1792 vor: Wassermenge in der Sekunde 116 000 Kubikfuß; Menge der mitgeführten Sedimente im Jahre 17 520 000 000 Kubikfuß. Am Pei-ho beobachtete Guppy von December 1878 bis März 1879 und fand: Wassermenge in der Sekunde 7700 Kubikfuß; Menge der mitgeführten Sedimente im Jahre 80 000 000 Kubikfuß. Diese Sedimente werden nach roher Berechnung hinreichen, um in 36 000 Jahren die Meerbusen von Petschili und Liau-tung und das Gelbe Meer nördlich von 29° nördl. Br. und westlich von 126° westl. L. Greenw. auszufüllen. — Gegen diese Zahlen erhebt Dr. A. Woeikof, der bekannte Petersburger Meteorologe, Einspruch (Nature 4. November 1880), weil das Jahr 1877, in welchem Guppy den Jang-tse-kiang beobachtete, ein ausnahmsweise trockenes gewesen ist, und weil in die Monate December bis März, während deren er am Pei-ho seine Messungen anstellte, gerade der niedrige Wasserstand fällt. Die Menge der mitgeführten Gewässer und Sedimente sei bei beiden Strömen weit bedeutender, und es dürften schon 28 000 Jahre hinreichen, um die oben bezeichneten Theile des Oceans in Land umzuwandeln.

Afrika.

— Die Reisenden der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, die Herren von Schöler, Dr. Böhm, Dr. Kayser und Reichert, sind Anfang August 1880 von Bagamoyo auf der Zanzibar-Küste aufgebrochen, ungefähr gleichzeitig mit Kapitän Ramaeckers (Chef der vierten belgischen Expedition s. „Globus“ XXXVIII, S. 80), und ihre letzten Nachrichten gehen bis Anfang September, wo sie in der wüsten Grenzgegend des Distriktes Ugogo, die sie mit Ramaeckers gemeinsam durchreisen werden, angekommen waren. Sie haben hier und da arg von Fieber und Dysenterie gelitten, am meisten die Herren Dr. Kayser und Reichert. Die große Anzahl der Expeditionen, welche sich von Zanzibar aus ins Innere begeben, haben dort die Preise der Ausrüstungsgegenstände, Träger und Eskorte-Mannschaften um mehr als das Dreifache gegen früher in die Höhe getrieben, so daß die von der Afrikanischen Gesellschaft ursprünglich zur Ausführung der Unternehmung in Aussicht genommene Summe beträchtlich hat erhöht werden müssen. Dazu haben die letzten Expeditionen, mit Rücksicht darauf, daß die früheren oft schon im Beginne durch Desertionen der Begleitmannschaften in Frage gestellt wurden, ihre Ueberführung an den Ort ihrer Bestimmung in Entreprise gegeben. Wenn die Unternehmer auch Sicherheit gegen das Desertiren der Leute und in gewisser Ausdehnung auch gegen Kriegs- und Feuersgefahr übernehmen, für die Führung der Karawane sorgen und die lästigen Verhandlungen mit den Häuptlingen über den Wegzoll führen, so müssen sie bei dem gewagten Geschäfte doch auf einen großen Nutzen Anspruch machen und vertheuern dadurch die Unternehmungen erheblich.

— Um Stanley's große Entdeckungsfahrt quer durch Afrika weiteren Kreisen zu vermitteln, hat der Gymnasialdirektor B. Volz dieselbe in kürzerer Form bearbeitet (Henry M. Stanley's Reise durch den dunklen Welttheil. Nach Stanley's Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. Berthold Volz. Leipzig, F. A. Brockhaus 1881). Das Buch schließt sich dem Originale möglichst an, hat aber statt der Form des Tagebuchs die der objektiven Erzählung gewählt und versucht dabei, die oft dramatische Lebendigkeit der Darstellung festzuhalten. Ohne Zweifel wird diese billigere Ausgabe in größere Kreise dringen, als die große zweibändige Uebersetzung des Originals, und dort der Afrikaforschung neue Freunde gewinnen.

— Aus Rubaga, der Hauptstadt von Uganda, am Victoria Nyanza, sind Nachrichten über die französische katholische Mission eingetroffen, denen zufolge König Mtesa seine Feindseligkeiten eingestellt hat und die Patres sich wohl befinden. Nach ihrer Gewohnheit haben sie, obgleich kaum der Sprache kundig, sofort mit Taufen begonnen und ein Waisenhaus eingerichtet, in welchem sie Kinder erziehen, die sie von der Sklaverei loskaufen und so zu ihrem Eigenthum machen. Der König erlaubt ihnen nicht, die Hauptstadt zu verlassen, und setzt ebenso wie die Vornehmen ihren Bitten, die Vielweiberei aufzugeben, beharrlichen Widerstand entgegen. Eine zweite Priesterkarawane, welche ein Mitglied bei einem nächtlichen Angriff verloren hat, ist im Süden des Sees angelangt und bereit übergesetzt zu werden und eine besondere Mission in Uwaia, ebenfalls im Gebiete Mtesa's, einzurichten; eine dritte ist von Algier aufgebrochen mit der Absicht, auf diesem Wege bis zum See vorzudringen. Auch die römisch-katholische Mission am Tanganjika-See erfreut sich der schönsten Blüthe. Eine andere ist nach Owampo-Land in Südafrika, südlich vom Flusse Cunene, welches unter englischem Schutze steht, gezogen. Endlich hat sich eine am Zambesi in dem Matabele-Gebiet niedergelassen, die von Grahamstown ihren Ausweg genommen hatte. Die Anstrengungen der römischen Kirche, ihrerseits an der Civilisation Afrikas mitzuarbeiten, sind lobenswerth und werden, wenn ihnen genügende Unterstützung zu Theil wird, eine Fülle von geographischen und ethnologischen Kenntnissen zu Tage bringen. (Athenäum 2. Oktober.)

— Die „London Missionary Society“ veröffentlicht in der November-Nummer ihres „Chronicle“ einen ausführlichen Bericht des Dr. Southon über eine Zusammenkunft, welche derselbe wegen der Ermordung der Herren Carter und Cadenhead (s. oben S. 255) mit Mirambo gehabt hat. Anscheinend hat dieser Häuptling keinen direkten Antheil an der unheilvollen That gehabt. Dem Diener Kapitän Carter's, Mohammed, ist es geglückt, die Tagebücher beider Erschlagenen sowie die wichtigsten Manuskripte und Briefe Carter's zu retten.

— Gerhard Rohlfs und Dr. Stecker haben ihre Reise nach Abessinien angetreten und befanden sich zu Anfang November auf der Seefahrt nach Massauah.

— Von der italienischen Expedition in Schoa wird gemeldet, daß es dem Reisenden der Mailänder geographisch-kommerciellen Afrika-Gesellschaft G. Bianchi gelungen ist, die Freilassung des seit Jahresfrist in Tschalla gefangen gehaltenen Reisenden Cecchi zu erlangen (vergl. „Globus“ XXXVIII, S. 94).

— Der „Vossischen Zeitung“ wird aus Kairo, 28. Oktober, geschrieben: Es sind vor einigen Tagen Briefe des Dr. Junker aus dem Njamnjam-Lande angelangt, welche, da sie den Weg über Schakka und Kordofan nehmen mußten, infolge der Flußverstopfung am obern Nil drei Monate bis Udeo (?) unterwegs blieben. Ein Brief, datirt vom 7. Mai aus Dem-Bekir in Dar Fertit, bietet interessante Einzelheiten über Junker's Zusammentreffen mit Noruma, einem der mächtigsten Häuptlinge der Njamnjam und der ägyptischen Regierung ergeben. Junker's Expedition hatte diesen Gewalthaber beunruhigt, und er war ihm entgegengezogen, um sich über die Person des Reisenden und die von ihm verfolgten Zwecke zu vergewissern. Vollkommen beruhigt und als sein bester Freund ist dann Noruma von Dr. Junker geschieden, um in seinem Lande alles für sein Kommen in Bereitschaft zu setzen. Gessi Pascha, der ägyptische Gouverneur der Bahr-el-Ghazal-Provinz, hat dann noch einen Brief Dr. Junker's vom 11. Juni aus dem Lande des Solongo (Unterhäuptling unter Ndoruma, 6 Grad nördl. Br.) erhalten, und weitere mittelbare Nach-

richten von dem Reisenden sind durch von dorther zurückkehrende Eingeborene aus Noruma's Residenz selbst (ungefähr $5^1/_2$ Grad nördl. Br.) Ende Juli bei Gessi eingetroffen. Diesen zufolge hatte Dr. Junker bei dem genannten Njamnjam-Fürsten seine Quartiere bezogen. So sehen wir denn, Dank der Fürsorge Gessi's, den wackern Reisenden wohlbehalten mit allen seinen Schätzen und in der besten Verfassung bereits tief im Innern gänzlich unerforschter Gebiete. Auf dem weitern Wege nach Süden wird der Reisende das Gebiet des Häuptlings Mbio zu durchziehen haben, der mit Ndoruma in Fehde liegt, so daß Dr. Junker infolge dessen vielleicht auf Hindernisse stoßen wird. Allein die Erfahrung und Rüstigkeit des Mannes, der nun ein klimatisch durchaus gefahrloses Gebiet betreten hat, werden ihn schon über alle Schwierigkeiten hinwegbringen. Auch zeigt der Humor seiner Briefe, daß er sich in den besten Verhältnissen befindet. Von geographischer Wichtigkeit ist die Nachricht, daß Dr. Junker im Süden Dar Fertits auf Leute gestoßen ist, die ihm klar und deutlich von einem Lande mit mohammedanischen Einwohnern, Adamaua, zu berichten wußten, und von einem großen Flusse (dem Schari), welchen sie auf dem Wege dahin, weit im Westen, überschritten hatten. Wenn kein unvorhergesehenes Unglück dazwischen tritt, so kann man sich in nächster Zeit die wichtigsten Ergebnisse von dieser so wohlvorbereiteten und energisch ins Werk gesetzten Unternehmung versprechen.

— Immer zahlreicher werden die Reisen französischer Offiziere und Privatleute in dem Gebiete zwischen Senegal und Niger; immer deutlicher wird das Bestreben Frankreichs, seine Macht dort weiter auszudehnen, Befestigungen anzulegen, Vorstudien für Eisenbahnen zu machen u. s. w. Beweis dafür ist die Unterstützung der Reisen Soleillet's (welcher in diesem Sommer einen neuen Versuch gemacht hat, Timbuktu zu erreichen, aber schon nach 50 Wegstunden durch kriegerische Verhältnisse zur Umkehr bestimmt wurde), ferner die große Expedition unter Gallieni (s. oben S. 240) und die Erbauung eines Forts in Bafulabe (s. „Globus" XXXVII, S. 288), wodurch die französische Grenze um circa 200 km vorgeschoben wurde. Weitere Maßregeln sind jetzt in der Ausführung begriffen: am 5. Oktober hat sich auf Veranlassung des Marineministeriums unter dem Befehl des Artillerie-Schwadronschefs Borgnis-Desbordes eine Expedition in Bordeaux nach St. Louis eingeschifft, welche zugleich militärische und politische Zwecke verfolgt. Dieselbe besteht aus einer topographischen Abtheilung von sieben Offizieren unter dem Schwadronschef im Generalstabe Derrien, einer „Compagnie auxiliarie d'ouvriers d'artillerie" mit vier Offizieren, und einem Stabe des obersten Chefs von zwei Offizieren, dazu zwei Kompagnien Marine-Infanterie und vier Kompagnien Senegal-Schützen, zusammen über 700 Mann. Diese ansehnliche Macht ist bestimmt, eine Anzahl kleiner Forts zwischen Senegal und Niger zu errichten und zu besetzen und die Arbeiten der Astronomen, Geodäten und Topographen zu schützen. Letztere haben einen Strich Landes zwischen Bafulabe am Senegal und den Städten Dina und Bamaku am Niger aufzunehmen, wenn möglich sogar zu trianguliren und die beste Route für eine dort zu erbauende Eisenbahn zu bestimmen. Befestigungen sollen errichtet werden in Bafulabe (am Zusammenflusse des Bafing und Bakhoy), Fangalle (am Zusammenflusse der beiden Quellen des Bakhoy), Goniakuri, Kita und Bangassi, alle im Gebiete von Stämmen, die sich freiwillig unter Frankreichs Protektorat gestellt haben.

— Eine officielle Depesche aus St. Louis vom 10. November 1880 meldet, daß Dr. O. Lenz am 2. d. M. von Timbuktu in Medina am Senegal angekommen ist.

Arktisches Gebiet.

— Die Nordpolarfahrt des Dampfers „Gulnare", welchen Kapitän Howgate unter Befehl des Lieutenants Doane abgesandt hatte (s. „Globus" XXXVIII, S. 255), ist für dieses Jahr mißglückt. Howgate hatte im vergangenen Jahre den Dampfer von 140 Tons in England bauen und denselben in Amerika für die Eisschifffahrt verstärken lassen, um in der Lady-Franklin-Bucht (im Smith-Sunde unter circa 81° nördl. Br.) bei dem dort entdeckten Kohlenlager eine Station zu errichten. Die „Gulnare" verließ am 30. Juli St. John auf Neufundland, hatte dann bis zum 8. August, wo sie Disko in Grönland erreichte, fast unausgesetzt mit schweren Stürmen zu kämpfen, wurde dabei arg beschädigt und mußte, ohne den 70. Breitegrad überschritten zu haben, nach Neufundland zurückkehren. Zwei Mitglieder der Expedition, Clay und der Franzose Pavy, sind in Rittenbank in Grönland zurückgeblieben, um dort zu überwintern und naturwissenschaftliche Studien zu machen.

— Der „Vossischen Zeitung" wird aus Kopenhagen vom 9. November geschrieben: Die wissenschaftliche Expedition nach Grönland, welche im vorigen Jahre unter Leitung des Premierlieutenants Hammer und des Kandidaten Steenstrup von hier abging (vergl. „Globus" XXXVI, S. 336), ist am Sonnabend nach einer sehr gefahrvollen Ueberreise wieder wohlbehalten zurückgekehrt. Die Expedition hat im vorigen Winter wissenschaftliche Untersuchungen über das Vorwärtsschreiten des Festlandeises bei den Eisfjorden Omenak und Jakobshavn angestellt und sich Kenntniß über die Bildung der Eisberge daselbst zu erwerben versucht. Im Laufe dieses Sommers sind bisher unbekannte Fjorde vermessen und von dem westlichen Theil der großen Insel Disko ist eine Karte aufgenommen worden. Am Sonntag traf auch die zweite Expedition, welche in diesem Frühjahre unter Führung des Premierlieutenants G. Holm nach Grönland abging (s. „Globus" XXXVIII, S. 48), mit dem Dampfschiff „Fox" hier wieder ein. Es waren dieser Expedition zwei Aufgaben gestellt, nämlich theils mehrere der großen Ruinen zu untersuchen, die sich in dem Distrikte Julianehaab vorfinden, theils Aufklärungen über die Bevölkerung und die Verhältnisse an der Ostküste von Grönland zu sammeln. Diese Untersuchungen sollen zunächst zur Vorbereitung einer beabsichtigten größern Expedition nach dem südlichen Theil dieser Küste dienen. Dem vorläufigen Berichte, den G. Holm der Kommission für die Untersuchungen in Grönland erstattet hat, entnehme ich Folgendes: Außer den wohlbekannten und gut erhaltenen Ruinen bei Kakortak, Igaliko und Kagsiarsuk im Igalikofjord hat die Expedition bei Segjardlugtok in demselben Fjord und im Norder-Sermilikfjord, gerade gegenüber von Kagsiarsuk im Tunugdiarfikfjord, eine Reihe von vorzüglich gebauten und erhaltenen Ruinen entdeckt. Auch am innern Theil des Amitsuarsuksees und im Kordtortokthale wurde eine große Zahl von Ruinen gefunden, die jedenfalls seit mehr als 100 Jahren nicht besucht und daher den Grönländern ganz unbekannt waren. Von acht Ruinengruppen sind Situationspläne und Zeichnungen aufgenommen worden; auf einzelnen Stellen, besonders bei Kagsiarsuk im Igalikofjord, sind auch Ausgrabungen vorgenommen worden, bei welchen Bruchstücke von Schüsseln und Schalen, Ringe, Senksteine zu Lachsnetzen, wovon einzelne mit einfachen Ornamenten, Mahlsteine, ein Sarg und Leichenkleider gefunden wurden. Das Wetter ist den ganzen Sommer hindurch sehr ungünstig gewesen, mit beständigem Regen und Nebel; Leute, welche seit vielen Jahren dort an der Küste wohnhaft sind, haben noch nie einen so regenvollen Sommer erlebt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1880.

Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

VI.

In Paya bewohnte die Expedition das Haus des Kaziken und das seines Sohnes Mono („der Affe"). Kaum war Reclus dort angelangt, als die in Panama gemietheten Neger eine höhere Bezahlung verlangten oder sofort abzureisen drohten. Wyse nahm sie beim Worte, da er nicht mehr soviel Leute brauchte als anfangs, und schickte sie heim. So wenig sie auch getaugt hatten, so verlangsamte ihre Abreise doch die Arbeiten der Kommission, und Wyse mußte seine geplante Reise nach den Mündungen des Atrato, wobei ihn Reclus begleiten sollte, um acht Tage aufschieben. Die Zwischenzeit wurde mit kleineren Ausflügen, darunter einer Aufnahme des Flusses Cuè, ausgefüllt, und am 22. Januar aufgebrochen. Da bis zum Flusse Caquirri alles Gepäck auf Menschenrücken getragen werden mußte, so war dasselbe auf ein Minimum reducirt worden, und die beiden Offiziere, die einzigen Weißen der ganzen Reisegesellschaft, nahmen nur gerade genug mit, um nicht Hungers zu sterben und nicht auf der nackten Erde schlafen zu müssen. Ihre Begleiter waren der oben erwähnte Mono, der als Führer diente, Evaristo, der gewöhnliche Gefährte und Vertrauensmann Wyse's, und zwei Caucheros von Pinogana, Mischlinge von einer Negerin und einem Indianer — die parallele Kreuzung ist, nebenbei bemerkt, hier sehr selten, weil die Indianerinnen die Neger oder guacas, wie sie sie nennen, aufs Tiefste verachten. Für diese sechs Personen wurden im Ganzen 120 Pfund mitgenommen, von denen Evaristo mehr als die Hälfte schleppte, während Mono in seiner Häuptlingswürde sich nur zum Tragen eines Instrumentes und einer Flinte bequemte.

Der Pfad der Eingeborenen, der auch hier, wie so vielfach in Südamerika, den stolzen Namen „camino real" führend, Paya mit der „embalsadera" des Cucarica oder Caquirri (Ort, wo der Fluß für eine Piroge schiffbar wird) verbindet, überschreitet die Kammhöhe der Cordillera in einem Passe, der zwar höher ist, als der von Tihule, aber auch bequemer. Denn beim Tihule kommt man gerade auf einen Fall des Rio Nabulquia von vollen 30 m Höhe hinaus, und man kann diesen Absturz nur passiren, indem man sich an den Lianen und hervorstehenden Wurzeln der Felswand hinabläßt und dann im Flußbette selbst bis an die Brust im Wasser weiter watet. Auf dem andern Wege geht es bis zur Wasserscheide wechselnd steil bergab und bergauf. Von dem Gipfel einer Loma, welche Wyse behufs seiner Aufnahme hatte abholzen lassen, genossen die beiden Wanderer einen prächtigen Blick auf die majestätischen Cordilleren. Von der Wasserscheide an ging es dann sanft hinab zum Rio Tulegua; Dank dem herrschenden Nordwinde war die Temperatur frisch und sehr angenehm. Die Vegetation war wegen der größern Feuchtigkeit weit üppiger und großartiger, als im Thale des Paya, und riesige Quippos, welche Reclus seit dem Tuyra nicht gesehen hatte, krönten wieder die Höhen. Am Nachmittage erreichten sie den Tulegua und mußten in dem felsigen glitschigen Bette dieses Baches noch zwei Stunden abwärts waten, ehe sie den Caquirri unterhalb einer Stromschnelle erreichten. In einem verlassenen Rancho wurde übernachtet. Am nächsten Morgen fuhren sie in einer Piroge den Caquirri, einen der hübschesten Flüsse, die Reclus unter den Tropen kennen gelernt

hat, hinab. Es wechseln in seinem Laufe Stromschnellen und tiefe Strecken ruhigen klaren Wassers; Heliconien, Bromelien und prachtvolle Blattpflanzen bedecken seine Ufer, und die Bäume des Waldes, von keinen Schlingpflanzen erdrückt, entfalten sich in ihrer vollen Kraft, so daß nur hier und da ein Sonnenstrahl ihr dichtes Laub durchdringt. Man hätte sich auf einen Fluß in gemäßigten Zonen versetzt glauben können, wären nicht die nackten schwarzen Gestalten und der Indianer Mono dagewesen, der vorn im Boote sitzend zuweilen einen Fisch mit seinem Speere erbeutete. Der Wald, welcher am Paya still und todt ist, zeigt hier mehr Leben: man sieht Affen, Truthühner und Papageien. Allmälig wird der Fluß breiter, die Stromschnellen seltener und weniger gefährlich, die glatten Strecken des Wasserlaufes länger, und es treten wieder Alligatoren auf. Gegen Abend wurde auf einer Sandbank das Lager



Fahrt auf dem Caquirri abwärts.

aufgeschlagen und die Jagdbeute Mono's verzehrt, darunter ein Affe, der den Europäern nicht gerade schlecht schmeckte, aber wegen der grünlichen Farbe der Haut und seiner menschenähnlichen Gliedmaßen doch etwas Widerwillen einflößte. Zum Schlafen ließen die Moskitos die Reisenden nicht kommen, trotz der Moskitonetze und eines dickqualmenden Feuers.

Weiter hinab wird der Fluß gelblich von Farbe und zunehmend schmaler; fortgeschwemmte Baumstämme werden häufiger und hindern mehr und mehr die Fahrt. Schließlich stößt man auf „Palissaden“, Anhäufungen von Stämmen von 100 m Länge und 8 bis 10 m Höhe über dem Wasserspiegel, über welche die Piroge hinweggezogen werden muß — oder, wenn das Hinderniß zu steil ist, stößt man das Boot ins Wasser hinunter, fängt es jenseits wieder auf, schöpft es aus und beladet es von Neuem. Zuletzt erreichte man flaches, sumpfiges Land und hohen, finstern, stillen Wald, zwischen dessen Bäumen das Boot geräuschlos stromab



In den Sümpfen des Atrato.

glitt; man näherte sich den unermeßlichen Sümpfen, welche der Atrato an seinem Mündungsdelta bildet. Stetig zweigen sich nach rechts und links Kanäle ab, so daß der Fluß immer schmaler wird und nur einige Centimeter Tiefe behält. Das Boot gleitet über Schlamm dahin, bleibt auch oft darin stecken oder an Wurzeln und Zweigen hängen, so daß Insekten und scheußliche Spinnen in Masse bei dem Versuche, es loszumachen, herabregnen. Ein nur mit Pangamoas-Palmen bewachsener Sumpf bildete den Beschluß dieses abscheulichen Waldes. Der Stiel dieser Musacee ragt kaum über den Wasserspiegel hervor, und unmittelbar über demselben breitet sich das riesige Blattbüschel aus; die langen abgestorbenen Wedel liegen quer über dem Strome, den seit langer Zeit kein Boot befahren hat, so daß sich die Reisenden mit dem Machete Bahn brechen müssen. Plötzlich hört auch diese Scenerie auf: eine vollständige Ebene tritt an ihre Stelle und nur im fernsten Hintergrunde erheben sich einige bläuliche Berge. Auf 50 Kilometer weit ist zur Rechten und Linken alles überschwemmt, dabei aber so dicht mit Kraut, Schilf und kleinen Manglebäumen bewachsen, daß eine platt aufs Wasser gelegte Ruderstange einen Menschen zu tragen vermag und alles Rudern ein Ende hat. Unglaublich reich ist hier das Thierleben, zahllos die Schaaren von Vögeln jeder Größe, Manatis (Seekühe) und Kaimans.



Schiffslieutenant L. N. B. Wyse. (Nach einer Photographie.)

Spät erst, um 8 Uhr Abends, erreichte man die Loma de Cristal, den letzten Ausläufer eines Cordilleren-Spornes und neben der weiter abwärts gelegenen Loma Vieja (s. die Karte S. 307) die einzige trockene und feste Stelle weit und breit; dort erfreuten sich die Reisenden einer ziemlich ruhigen Nacht, weil ein Feuer die Moskitos fern hielt, an welchem zwei Manati-Jäger ihre in lange Streifen zerschnittene Beute trockneten. Mühsam ging es am folgenden Morgen durch die dichte schwimmende Vegetation vorwärts, bis der gelbe, von Palmen eingefaßte Atrato erreicht war, der an dieser Stelle, bei der Einmündung des Caquirri, mehr als 600 m breit ist und von dem Nordwinde zu schäumenden Wellen aufgerührt wurde. Hierdurch füllte sich die Piroge mit Wasser und die Leute verweigerten die Weiterfahrt. Zum Glücke war ein Boot mit Fischern in der Nähe, deren einer eine große barquetoña besaß, welche gerade nach Pisisi am Ostufer des Golfes von Uraba unterwegs war. Gegen mäßiges Entgelt fanden die Reisenden Unterkunft und Passage auf derselben und konnten sich nun von der anstrengenden viertägigen Bootfahrt erholen, wo sie mit gekreuzten Beinen und ohne sich anlehnen zu können unbeweglich hatten sitzen müssen, um ihre Nußschale nicht zum Kentern zu bringen. Langsam ging es freilich vorwärts; keine Hand legte sich an die Ruder und mitunter war der Nordwind stärker als die Strömung, so daß das Fahrzeug z. B. an der Gabelung des Atrato-Deltas einen halben Tag aufgehalten wurde.

Ein illustrirtes Werk über Skandinavien und Großbritannien[1]).

Unter den Prachtwerken für den diesjährigen Weihnachtstisch verheißt das unten mit vollem Titel angeführte, von welchem die erste Lieferung vorliegt, ein hervorragend interessantes und werthvolles zu werden. Zwar nicht so sehr durch den textlichen Inhalt, welcher bei solchen Büchern naturgemäß nicht die Hauptrolle spielen kann, wenn auch die Verlagsbuchhandlung Sorge getragen hat, „daß jedes einzelne Gebiet zu schildern kundigen Männern obliege, deren literarisches Ansehen und längerer Aufenthalt an Ort und Stelle dafür bürgt, daß dies Illustrationswerk größten Stils kein bloßes „Bilderbuch“ werde.“ Der Hauptreiz und der Hauptvorzug der „Nordlandfahrten“ besteht aber doch in mehreren Hundert uns verheißenen Holzschnitten nach Originalzeichnungen, welche von hervorragenden Künstlern an Ort und Stelle eigens für dies Werk aufgenommen worden sind. (Auf denen der ersten Lieferung begegnet uns meist Whymper's wohlbekannter Name.) Wir erhalten damit eine Fülle neuer Anschauungen, wie sie uns das bloße schildernde Wort oder die Karte nie ersetzen können. Denn nur die Illustration vermag dort einzutreten, wo letzteren beiden die Kraft versagt, richtige Vorstellungen im Geiste des Lesenden und Lernenden zu erwecken, eine Erkenntniß, welche in letzter Zeit sich mehr und mehr Bahn bricht, wie eine Anzahl neuerer geographischer Lehrbücher, allen voran dasjenige von Elisée Reclus, beweist. Der (unseres Wissens nicht große) Schatz vorhandener guter Abbildungen aus Skandinavien und Großbritannien wird durch das in Rede stehende Werk einen ganz bedeutenden Zuwachs erhalten, und es wird in Zukunft leicht sein, sich von wichtigen Gebieten jener Länder eine Anschauung zu verschaffen, wie sie sonst nur eigenes Reisen zu vermitteln im Stande ist.

Indem wir der Verlagsbuchhandlung auch hier unsern Dank für Ueberlassung zweier der großartigsten norwegischen Landschaftsbilder aussprechen, welche besser als viele Worte für den Werth der Publikation zeugen, lassen wir die Beschreibung derselben als Probe des begleitenden Textes folgen.

* * *

„Wie Norwegen überhaupt, so ist der Hardangerfjord ganz besonders die Heimath der großen Katarakte, die sich hier vornehmlich durch ihren Wasserreichthum auszeichnen: die weiten Hochebenen, in welche der Fjord sich einzwängt, begünstigen die Bildung größerer Gewässer, und sie geben der ernsten, schweigsamen Landschaft überall ein freudig sprudelndes Leben. Ueberhaupt aber zeigt die Natur des Hardanger nicht die harte düstere Strenge wie z. B. der nördlichere, gewaltigere Sognefjord, seine stille Größe ist gepaart mit mildernder Anmuth. Die Berge zwar zeigen auch hier nicht die schön geschwungenen, phantasievollen Formen der Schweizer Gipfel, man sieht mehr mauerartige, geschlossene Wände mit breitem obern Rand, denn es sind nur die schroff abfallenden Kanten der großen Hochebenen; überall aber, wo die Abhänge weniger jäh sind, haben sie sich geschmückt mit leuchtendem Grün; bald steigen dunkle, stolze Tannenwälder hoch hinauf, bis die eisig unerbittliche Natur ihrem kühnen Streben ein gebieterisches Halt zuruft, bald spiegeln sich lichtgrüne Wiesen, mit Obstbäumen und Menschenwohnungen vertraulich besetzt, in der schönen, klaren Fluth. Unvergleichlich klar ist diese Fluth: in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß erkennt man noch deutlich den steinigen Meeresboden. Den ganzen Tag fährt man so in Gemächlichkeit dahin wie auf einer ununterbrochenen Kette der herrlichsten Alpenseen. Der innerste, östliche Winkel des Hardanger führt den besondern Namen Eidfjord, und hier verlassen wir bei der Station Vik das Schiff, um eines der glänzendsten Kunststücke der norwegischen Natur, den landeinwärts gelegenen, vielberühmten Vöringfos, aufzusuchen und zu bewundern. Wir gelangen zunächst nach kurzer Wanderung an den Eidfjordsee, über den uns ein Boot setzt, denn für einen Pfad lassen die steilen, kahlen Berge keinen Raum. Weiter führt uns ein Fußweg durch eine wüste Schlucht oder eigentlich nur einen schmalen Riß im schroffen Felsen, bis wir an den Fuß des Kataraktes gelangen, der sich mit mächtiger Wasserfülle aus einer senkrechten Höhe von fast 150 Metern in einen erschreckend wilden, finstern Schlund niederstürzt und wie in verzweifelter Angst, der grauenhaften Enge zu entrinnen, sich als zitternde Dampfsäule wieder emporbäumt zu dem schmalen Streifen blauen Himmels, der über die dunklen Felswände herabscheint. An wilder Furchtbarkeit des Falles selbst wie der ihn umgebenden Felskoulissen hat der Vöringfos selbst im Norden schwerlich seines Gleichen, das ohrenbetäubende Tosen der sausenden Wassermassen in der engen Schlucht vereinigt sich mit dem Anblick der wüthend bewegten, kolossalen Schaumpyramide zu einem wahrhaft erschütternden, im Anfang fast allzu schreckhaften Eindruck.

Nördlich vom Hardanger schneidet der Sognefjord fünfundzwanzig Meilen tief in das Land. Die kürzeste Verbindung zwischen beiden Gewässern bildet der Weg von Eide über Vossevangen, eine gute Karrioltagereise von etwa elf deutschen Meilen, landschaftlich sehr schön und von wunderbarer Mannigfaltigkeit. „Hehre Alpenscenerien mit schneegekrönten Bergen und rauhen Schluchten, still freundliche Thäler, wie sie Thüringen schmücken, kahle, steinige Hochebenen, klare Seen, ungezählte schäumende Wasserfälle, stille Tannenwälder, wenige arme Menschenwohnungen — im buntesten Wechsel zieht es vorüber, bergauf und bergab. —

Wer in der Frühe von Eide am Gravenfjord aufgebrochen ist, wird doch nicht vor Abend die letzte Station des Binnenlandes, Stalheim, erreichen: diese Stunde aber ist in der That die allerunglücklichste für den vollen Eindruck der hier beginnenden, über die Maßen großartigen Scenerie. Stalheim selbst ist eine Gruppe unsäglich elender Hütten, hochgelegen, unfruchtbar, und fern vom nährenden Wasser; man begreift kaum, wovon diese Menschen leben, sie sehen aber auch wahrlich nicht nach einem behaglichen Genuß des Daseins aus.

Von der Station bis zur Kante einer jäh abstürzenden Bergwand ist nur ein ganz kurzes Stück Weges. Man mag hier immerhin auf das Außerordentlichste schon vorbereitet sein, dennoch ist die Ueberraschung des plötzlichen Blickes

---

[1]) Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Prof. Dr. A. Brennecke, Francis Broemel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg, Hugo Scheube, H. von Wobeser. Leipzig, F. Hirt und Sohn. 18 bis 24 monatliche Lieferungen à 2 M.



Der Böringfos.

in die jähe finstere Tiefe des furchtbar wilden Närödals unvermittelt und absolut überwältigend. Das ist eine Natur, wie die aufgeregteste Phantasie sie sich im hohen Norden vorstellt, das ist eine Natur, wie sie die Einbildungskraft der alten Normannen befruchten mußte, um jene Sagen und Lieder der Edda mit ihrer Riesenhaftigkeit, ihrer trotzigen Ungeheuerlichkeit zu gestalten.

Eine wunderbar gewundene, für das Auge fast unbegreifliche Kunststraße, die Stalheimsklev, die etwa an dem Schweizer Gemmipaß ein Seitenstück hat, führt von der steilen Höhe rasch zur tiefen Thalsohle, zu jeder Seite des Herabsteigenden schießt ein tosender, prachtvoller Katarakt in den Abgrund, der Stalheimsfos und der Salvklevfos, eine schöne, wild lebendige Staffage des majestätisch ernsten Bildes. Unten vom Grunde der engen Schlucht, die das Wasser der beiden Fälle vereinigt in lärmendem Lauf durchschäumt, steigen nackte Felswände siebenhundert Meter hoch kolossal, senkrecht empor, scheinbar nach vornüber geneigt, als drohten sie, schwarze, wilde, gespenstige Riesen, dem er-



Blick von Stalheim in das Närödal.

bärmlichen Menschenkinde da unten Tod und Verderben. Die dämmernde Nacht, sonst so licht und herrlich, hier wird sie fast unheimlich und beängstigend, ihre tieferen Schatten steigern das finster großartige Bild der schroffen, enggeschlossenen Felsenmauern ins Dämonische. Immer näher, immer drohender scheinen diese aneinander zu rücken: und daß ihr Drohen wirklich kein völlig leeres ist, zeigen die Spuren ganz frischer Verheerungen der Sturzbäche, welche hier und dort wüste Steinmassen als wilde Grüße der oberen Regionen mit heruntergerissen und wirr über den gebahnten Weg bis in den Strom geschleudert haben. Knirschend und polternd fährt der Karren über das rauhe Geröll hinweg; auf Minuten verschwindet Alles dem Auge in dem schwarzen Schatten dichter Erlengebüsche, welche die Straße begleiten und zuweilen gänzlich überdecken, um so furchtbarer tritt dann plötzlich wieder das große Bild hervor. Aus der Felsenmasse löst sich der abenteuerliche Berg Jordalsnuten, ein fast isolirter, mächtig steiler, runder Kegel, wie ein nordischer Recke unnahbar und finster. Leicht mag den Wanderer hier ein phantastisches Grauen überkommen in der schauerlichen Größe dieser Landschaft; das Rauschen des Stromes und der zahllosen unsichtbaren Sturzbäche scheint anzuschwellen wie das Donnern des empörten Meeres, die Felswände zu wachsen in dem grauen Schleier der Mitternacht: da thun sich abermals die überhängenden Erlenzweige auseinander, und hoch über den schwarzen Mauern erblickt man wie einen tröstlichen Morgengruß die herrlich leuchtenden Schneefelder der fernen, schon von ahnungsvollem Roth umstrahlten Bergzinnen.

Wir erreichen das Oertchen Gudvangen und damit wieder die Salzfluth, den Näröfjord, einen südlichen Zweig des Sognefjords. Die Landschaft von Gudvangen ist noch ganz verwandt derjenigen des innern Närödals, aber doch nicht mehr so schauerlich düster trotz gleicher Höhe und Schroffheit der Berge, der ruhige Wasserspiegel mildert die Eindrücke und auch die menschlichen Wohnstätten tragen ein wenig dazu bei, so ärmlich sie sind."

Skizzen aus Oberalbanien.

Von **Spiridion Gopčević.**

IV.

Leš (Lesch, Alessio).

Mag man sich dieser Stadt von Norden oder Süden nähern, immer wird sie, resp. ihre Citadelle, schon von fern einen malerischen Anblick gewähren. Von der Stadt selbst wird man anfangs freilich wenig sehen. Um ein Gesammtbild derselben zu erhalten, muß man den gegenüberliegenden Felsen zwischen Rumeka und dem Antonskloster besteigen. Man braucht sich dann blos zu wenden, um auch das Meer in der Ferne zu erblicken.

Ich habe Leš von allen drei Seiten gesehen, und jedesmal bot es mir ein anderes Bild. Das erstemal kam ich von Kruja. Ich sah vor mir den Ausläufer eines hohen Gebirges, des Malj Veleš. Er besteht aus zwei Kuppen. Die rechte gleicht einem Zuckerhut und trägt ein mohammedanisches Kloster (Tekké), von dem sie auch den Namen hat. Die linke Kuppe erhebt sich nahe dem Drin und hat einen abgeplatteten Gipfel, der von der Citadelle gekrönt ist. An seinem Fuße, links, zwischen Berg und Fluß befindet sich der Bazar. Bevor ich in diesen eintritt, gewahrte ich zur Rechten die Zigeunerstadt. Jenseits des Drin leuchteten die Kirche und das Kloster S. Antonio herüber, das den Fluß einschließende Schilf und Gebüsch schloß die riesige Ebene links ab.

Anders zeigte sich Leš, als ich von Skodra kam. Links verschloß mir die halbmondförmige Bergkette Tražanj-Kalmeti-Malj Veleš jede Aussicht auf das Innere Miredita's. Die Gegend bis an den Fuß dieser Bergkette bestand aus einer riesigen, äußerst anmuthigen und fruchtbaren Ebene, auf welcher sich zahlreiche Dörfer erhoben, die bischöfliche Residenz Kalmeti in der Mitte. Rechts zog sich das schilfbewachsene mit Alleen und Hecken umsäumte Drin-Ufer dahin, vor mir tauchte die Citadelle von der nördlichen, weniger imposanten Seite auf. Am Fuße des Berges, mehr nach links zu, entdeckte ich die versteckten Häuser der eigentlichen Stadt. Da ich mich auf der Flucht befand und nicht viel Zeit zu landschaftlichen Studien hatte, hielt ich diese Neustadt für ein entfernteres Dorf, obwohl ich vor drei Monaten daselbst übernachtet hatte. Meinen Irrthum wurde ich erst gewahr, als ich auf dem dritten Punkte angekommen war, dem Felsen, westlich von Leš (Lesch), am andern Drin-Ufer und die Stadt suchte.

Meine Blicke fanden zwar den kleinen Bazar, die Vorstadt, das Zigeunerdorf und selbstverständlich die Citadelle, aber die Stadt konnte ich nicht entdecken. Erst auf mein Befragen theilte mir mein Führer mit, daß ich von diesem Punkte aus die Neustadt nicht sehen könne, da sie hinter dem Citadellenberge versteckt liege; ich hätte sie jedoch eine Viertelstunde vorher gesehen.

Die Zigeunervorstadt umfaßt etwa 20 elende Strohhütten und beherbergt gegen 200 Insassen, sämmtlich Schmiede. Sie liegt am südlichen Fuße des 407 m hohen Tekke-Berges.

Der Bazar, den man zunächst betritt, bildet eine einzige lange Straße, welche etwa 80 Buden enthält. Mir kam deren Inhalt ärmlicher vor als in den anderen albanesischen Bazars, und auch die Zahl der Käufer schien mir sehr bescheiden zu sein. Die Manufakturen und Kolonialwaaren werden von Skodra bezogen und zur See blos Salz eingeführt. Der Drin ist nämlich für Fahrzeuge von 30 bis 40 Tonnen bis Leš schiffbar. Die Ausfuhr beschränkt sich auf Mais, Sumach, Fustelholz (Scodano, Färbeholz), Bau- und Brennholz. An Sonntagen soll der Bazar belebter sein, da dann Markttag ist und besonders viele Mirediten den Platz besuchen. Diese bringen auch Vieh, Felle, Wolle, Hanf, Flachs, Wachs und Häute von Bären, Füchsen und Hasen zum Verkauf. Die Kaufleute von Skodra und Durazzo schiffen das Erstandene auf den Flußfahrzeugen nach Medua ein, wo bereits größere Schiffe zur Weiterverfrachtung harren.

An den Bazar stößt die Altstadt an, welche eine Ansammlung elender verfallener Baracken ist und kaum 200 Einwohner beherbergen mag. Wenn ich nicht irre, wird sie als „varoš“ bezeichnet und von den anderen Stadttheilen unterschieden. Die Straßen sind eng, schmutzig und kothig, wie in allen türkischen Städten.

Außerhalb des Varoš befindet sich die Neustadt, woselbst alle Kaufleute und halbwegs anständigen Leute wohnen. Sie besteht aus etwa 300 Häusern, welche sich alle gleichen. Jedes ist einstöckig, von hohen Mauern umgeben und von dem Nachbarhause isolirt. Viele enthalten auch Gärten, Höfe, sogar Quellen. Von Obstbäumen umgeben und ziemlich rein gehalten, machen sie einen angenehmern Eindruck als die anderen albanesischen Dörfer. Da der größte Theil der Bewohner Mohammedaner sind, dürfen wir uns nicht wundern, mehrere kleine Moscheen zu erblicken. Die ganze Stadt mag etwa 2000 Einwohner zählen, von denen ein schwaches Drittel Katholiken. Wenn Hecquard der Stadt 3500 Einwohner giebt, so kommt dies daher, daß er die Dörfer Merkinje mit 1100 und Kalmeti mit 1000 mitzählt.

Die vier eben beschriebenen Stadttheile gruppiren sich alle um die Felsenkuppe, welche die Citadelle trägt. Diese liegt jetzt in Ruinen und entbehrt auch des militärischen Werthes, da man von der östlichen Höhe in sie hineinsehen kann. Zur Zeit der glatten Geschütze hatte dies allerdings keinen Nachtheil. Der Hügel ist 530 Fuß hoch und trug einstens das berühmte Akrolissos. Die Mauern der Citadelle sind im Innern so kunstfertig gebaut, daß man Mühe hat, die Fugen der einzelnen Steine zu erkennen. Die äußeren Mauern scheinen noch gut erhalten zu sein. Sie bestehen aus einem von runden und viereckigen Thürmen flankirten Walle. Der Haupteingang besteht aus einer Reihe Hohlgänge und wird von zwei viereckigen Thürmchen vertheidigt. Im Innern der Citadelle stehen noch drei Häuser, welche der Besatzung Unterkunft gewähren, die sich einst auf 20 Mann belief, jetzt aber auf vier Infanteristen und zwei Artilleristen reduzirt wurde. Da die Bestückung aus drei alten Feldgeschützen besteht, kommt auf jedes derselben eine Bedienung von zwei Mann.

Außer diesen Häusern giebt es noch eine wohlerhaltene Cisterne und verschiedene alterthümliche Mauerreste im Innern der Citadelle. Auf dem einzig noch vom alten Palaste übrig gebliebenen Mauerbogen gewahrt man noch drei Schilde von Marmor. Der eine zeigt uns das mexikanische Wappen, einen Adler mit einer Schlange, welches übrigens auch jenes des Skanderbeg gewesen sein soll. Auf dem zweiten sehen wir einen kletternden Löwen, das dritte enthält eine männliche und eine weibliche Gestalt, beide mit Heiligenschein und durch das Doppelkreuz von einander getrennt.

Leš ist Hauptort der gleichnamigen Diöcese, doch residirt der Bischof in dem nahen Kalmeti, wo er von seinem Nachbar, dem Bischof von Zadrima (Sappa), der in Nenšati wohnt, keine drei Stunden weit entfernt ist. Früher besaß Leš fünf Kirchen. Die Kathedrale war dem Heil. Nikolaus geweiht und soll in ihr Skanderbeg begraben worden sein. Die Türken durchwühlten sein Grab und zerstückelten seinen Leichnam, um die einzelnen Glieder als Amulete zu tragen. Die Kathedrale verwandelten sie in eine Moschee; da jedoch der einstürzende Thurm drei Derwische tödtete (nach einer andern Tradition zufolge drei Muesins während des Betens vom Minaret stürzten), verließen die abergläubischen Türken die Moschee, und heute zeigen bloß noch wenige Steine die Stelle an, welche sie einst inne hatte. Von den anderen Kirchen sind zwei spurlos verschwunden, die Georgs- und Sebastian-Kirche dagegen in Moscheen verwandelt.

Leš, dessen Name zugleich die albanesische Uebersetzung von „Alexander“ ist, hat natürlich diesen Namen nicht von dem Heiligen bekommen, da es schon im Alterthum Lissos hieß [1]). Den illyrischen Königen wurde es von Philipp dem Macedonier entrissen; aber unter Gentius kam es wieder an Illyrien und wurde sogar Residenz. Nach dem Fall dieses Königs (168 v. Chr.) bemächtigten sich die Römer der Stadt; bei der Theilung des Reiches kam sie zur östlichen Hälfte. Im Mittelalter wechselte es, gleich den anderen albanesischen Städten, mehrmals seinen Herrn, bis es endlich 1386 venezianisch wurde. 1443 wurde daselbst die große Versammlung aller albanesischen Despoten abgehalten, auf welcher man Skanderbeg zum Feldhauptmann der vereinigten Streitkräfte ernannte. Während seines Zwistes mit den Venezianern belagerte er Leš (1448) und gab es erst nach dem Frieden zurück. 1467 starb er daselbst. 1478 wurde es vom Sultan Mohammed II. erobert und die Kirchen in Moscheen verwandelt. 1501 bemächtigten sich jedoch neuerdings die Venezianer dieser Stadt, doch verlangte Sultan Bajasid fünf Jahre später deren Rückstellung und, da die Venezianer wegen Alessio nicht nochmals einen Krieg führen wollten, gaben sie nach. Allein sie nahmen vorher alle Einwohner sammt deren ganzen Besitz mit sich und zerstörten die Festungswerke.

Es muß bemerkt werden, daß damals wohl die Festung Akrolissos an der Stelle der heutigen Citadelle stand, daß aber die Stadt Alessio sich in einem jetzt nicht mehr vorhandenen Delta der Drin-Mündung befand. Offenbar ist die alte Stadt durch Anschwemmungen gänzlich bedeckt worden; möglicher Weise stand sie dort, wo ich auf dem Wege nach Medua eine ungeheure Lagune passirte, über welche eine endlose Holzbrücke führte.

1570 machte noch der venezianische Graf von Durazzo einen Versuch Leš wegzunehmen, doch erreichte er nur die Verbrennung einer Vorstadt. Seither ist Leš unangefochten im Besitz der Türken geblieben, welche daselbst einen Mudir und einen Kadi unterhalten.

V.

Drivasto.

In der Luftlinie zwölf Kilometer nordöstlich von Skodra, von wo sie zu Pferd in anderthalb bis zwei Stunden erreichbar sind, liegen die Ruinen des einst hochberühmten Drivasto. Es war lange Zeit ein Hauptort Oberalbaniens und Sitz von Bischöfen, deren man bis 1336 nicht weniger als 35 zählt. 1332 nennt es der französische Mönch Brocard als eine der sechs von „Lateinern“, d. i. Katholiken, bewohnten Städte. Farlati spricht von einem unter den „Instrumenta miscellanea“ des geheimen Vatikanischen Archivs existirenden Diplom des Kaisers Isaak Angelos, welches Michael Angelos und seinem Sohne Andreas, „Herzögen von Drivasto“, den Titel von „Grafen von Paštrović (Paschtrovitsch) verleiht und ihnen die Privilegien, Rechte und Würden bestätigt, die Kaiser Leo I. der Fami-

[1]) Die auf Diodor's Erzählung beruhende gewöhnliche Angabe, wonach Lissos zum erstenmal 385 v. Chr. als syrakusische Kolonie des ältern Dionysios genannt werden soll, ist jetzt nach besserer Lesart bei dem griechischen Historiker dahin zu berichtigen, daß in jener Stelle von der Insel Issa (jetzt Lissa) die Rede ist. Red.

lie Angelo verliehen. Darüber sagt der Kaiser wörtlich: „Wie wir wissen haben die Angeli Drivasto gegründet und dort erbaut, wo es jetzt steht, und auf ihre Kosten die Kathedrale sowie die Häuser der Canonici errichtet und mit allem Nöthigen versorgt."

Nach Du Cange war zur Zeit des letzten serbischen Nemanja (Uroš) ein Andreas, welcher von einer berühmten spanischen Familie abstammte, Herzog von Drivasto. Er starb 1366 und ließ sein Reich seinem Sohne. Vergleicht man mit dieser Angabe die Behauptung des Barletius, der Herzog von Drivasto habe (1443) Peter Hispanus geheißen, so könnte man sie für richtig halten. Doch geht aus den vom Professor Hopf entdeckten Aufzeichnungen des Despoten Musaki hervor, daß des Herzogs Name Peter Spanós gelautet habe. Nun bedeutet aber Spanós im Neugriechischen einen bartlosen Menschen und dient als solcher Ausdruck häufig anstatt eines Familiennamens; man könnte also leicht beide Angaben mitsammen vereinigen, wenn nicht der auffallende Unterschied im Vornamen läge. Hecquard erzählt nämlich (ohne die Quelle zu nennen), daß der Herzog Andreas Angelo von Drivasto, Abkömmling der byzantinischen Kaiser, 1440 sich freiwillig unter venezianische Oberhoheit gestellt habe. Acht Jahre später, während Paulus Angelus Bischof von Durazzo war, schlug Andrea Angelo den Angriff Hamsa's auf Drivasto ab. Letzterer, Neffe Skanderbeg's, war nämlich von diesem mit dem Kommando von Barlese betraut worden, hatte jedoch eigenmächtig Drivasto angegriffen. Der Herzog machte einen unerwarteten Ausfall, brachte die Albanesen in Verwirrung und zersprengte sie vollständig. Hamsa rächte sich dafür, indem er die Vorstädte verbrannte und das Land verwüstete.

Der Angriff Hamsa's ist allerdings historisch erwiesen, dagegen reimt sich mit Hecquard's Angaben weder Dr. Jireček's Behauptung, Drivasto sei 1396 venezianisch geworden, noch des Despoten Musaki Erzählung, Peter Spanós habe vier Söhne gehabt, Alexios, Božidar, Uroš und Mirko, von denen der erste nach Jireček 1467 Herzog von Drivasto war. (Auffallend sind die rein serbischen Namen der vier Söhne.)

Den Fall Drivastos erzählt Barletius (Zeitgenosse) auf folgende Weise: „Die Leute von Drivasto waren tapfer und ausdauernd. Während die Türken Scutari belagerten, machten sie fortwährend Ausfälle, bei Nacht um das Lager zu überfallen, bei Tage um Pferde und Lastthiere zu erbeuten. Der Sultan, hiervon in Kenntniß gesetzt, benutzte einen Augenblick, da eben die Besatzung auf einer Razzia begriffen war, um dem Seriasker von Anatolien zu befehlen, er solle am 3. August 1477 Drivasto einschließen. (Mit dieser Jahreszahl stimmt obigen Angabe nicht überein, denn Scutari wurde erst am 8. Juni 1478 eingeschlossen. Entweder soll es also heißen 3. August 1478, oder die Erstürmung von Drivasto fand vor der Belagerung von Scutari statt. Ich halte ersteres für richtiger.)

„Der Seriasker that, wie ihm befohlen und griff die schwächste Seite der bloß von Greisen vertheidigten Wälle an. Nach 16 Tagen waren sie zerstört und der Sultan kam in eigener Person heran. Am 1. September um 4 Uhr Morgens stürmten die Barbaren auf ein Zeichen des Sultans von allen Seiten gegen die Stadt und bemächtigten sich derselben. Die überdies noch durch Pest decimirten Belagerten vertheidigten sich hartnäckig und fielen bis auf den letzten Mann. Dreihundert Einwohner, welche gefangen worden, wurden am 4. September angesichts der Wälle von Scutari enthauptet."

Das Geschlecht der Herzöge von Drivasto scheint erst 1698 ausgestorben zu sein.

Diesen historischen Exkurs vorausgeschickt wird man es begreiflich finden, daß ich mir zweimal die Mühe nahm, Drivasto zu besuchen. Von Škodra reitet man in einer halben Stunde über die Ebene Puška Štoj nach der 9 km entfernten Kiri-Brücke. Von hier ist Drivasto in der Luftlinie bloß 3 km entfernt, doch wird der Weg so felsig und schlecht, beschreibt auch, den Windungen des Kiri folgend, so viele Krümmungen, daß man über eine volle Stunde bis zum Dorfe Drišti braucht, welches sich an Stelle der einstigen Stadt erhebt.

Das Kiri-Thal ist reizend, wenn auch weniger großartig als das Rydal-Thal in Wales, an welches es mich stellenweise erinnerte. Drivasto erhebt sich auf einem isolirten Bergkegel, dessen eine Seite durch den Kiri, die andere durch den Drišti-Bach eingeschlossen wird, während die dritte Seite durch einen Sattel mit dem sacht ansteigenden Cukali (Tzukali) verbunden ist.

Wir überschritten den Bach, hinter welchem sofort der Aufstieg mittels mehrerer Serpentinen beginnt. Nach ungefähr 10 Minuten passirten wir die Ruinen eines Thurmes, welcher offenbar die Aufgabe hatte, den Zugang der Stadt zu vertheidigen. Er ist, gleich dem Heidelberger Thurm, in zwei Theile geborsten, deren eine Hälfte sich dem Wege zu neigt. Nach weiteren 10 Minuten Steigens erreichten wir die Ruinen der ehemaligen Stadtmauern, deren Thor noch ziemlich gut erhalten ist. Vor demselben steht ein mächtiger Baum, vor dem eine Art Bastion Gelegenheit giebt, einen herrlichen Ausblick über das ganze Kiri-Thal zu genießen.

Durch das Thor schreitend gelangt man unmittelbar in das Dorf Drišti, welches etwa 80 Häuser mit 500 Einwohnern zählt und auf einer großen Terrasse des Felsenberges steht. Vom Dorfe aus steigt man noch mindestens zwanzig Minuten über Felstrümmer und Klüfte den ungemein steilen Berg hinan, bis man den Gipfel erreicht. Die ganze Besteigung ist sehr beschwerlich und stellenweise sogar gefährlich, da es keinen Weg giebt.

Der Gipfel besteht aus einem Hochplateau, welches einst die Burg trug, aber nicht sehr umfangreich ist. Der Rand desselben ist mit den Ruinen der alten Mauern und Thürme eingefaßt, das Innere jedoch mit Felstrümmern aller Art erfüllt.

Herrlich ist die Aussicht, welche man von den Ruinen aus genießt. Das ganze Kiri-Thal liegt in seiner romantischen Farbenpracht zu unseren Füßen. Der blinkende Fluß windet sich gleich einem Silberfaden durch die zerklüfteten Felsen. Dort am Ende der weiten Ebene zeigt sich das anmuthige Škodra mit seinen aus den grünen Gärten sich scharf abzeichnenden rothen Dächern. Das Kastell bildet die imposante Hinterdekoration. Der blaue See mit dem rückwärts emporsteigenden Taraboš ergänzt das Bild. Im Südosten gewahren wir das Temali-Gebirge mit seinen versteckten Dörfern, im Nordosten den Cukali mit einer kleinen Kirche auf halber Höhe. Endlich drüben am andern Ufer des in N.-W. in einer tiefen Schlucht fließenden Kiri den an 5000 Fuß hohen Maranaj, den ich auch bestiegen habe. Wer nach Škodra kommt, sollte nicht vergessen Drivasto zu besuchen!

Sitten und Gebräuche der Ovaherero bei Geburten.

Von Missionar **E. Dannert**.

Bei einfachen Geburten.

Wie mehr oder weniger alle Menschenkinder, so freuen sich auch die Ovaherero über die glückliche Geburt eines Kindes. Für gewöhnlich wird die Geburt eines Knaben als ein erfreulicheres Ereigniß begrüßt, als die eines Mädchens. Sind jedoch schon mehrere Knaben vorhanden, so sehnt sich auch wohl ein Omuherero nach einem Töchterlein, wo hingegen andererseits, wenn ihm schon zwei bis drei Mädchen geschenkt sind, und das vierte Kind wieder eins ist, der Vater wohl bitterböse werden kann; denn gar keinen Sohn zu haben, empfindet er gewissermaßen als eine Schande.

Beim Eintritt einer Geburt verläßt der Mann seine Frau und sein Haus und sucht wohl die übrigen Männer der Werft auf. So wartet er draußen, bis die Frau, welche Hebammendienst verrichtete, die glückliche Geburt ankündigt. Ist das Neugeborene ein Knabe, dann ruft sie in die Werft hinein: okauta; worauf der Vater zum Zeichen seiner Freude mit „ti“ antwortet. Ist es ein Mädchen, dann ruft sie: okaseu, was mit „ee“ erwidert wird. Okauta heißt kleiner Bogen, und der Gebrauch dieses Wortes bei dieser Gelegenheit soll sagen: der Neugeborene wird einst die Werft vertheidigen helfen, d. h. es ist ein Knabe. Okaseu ist eine sehr kleine Zwiebel, und bildet eine beliebte Feldkost. Das Wort hier gebraucht soll sagen: das Neugeborene wird später Zwiebel suchen müssen. Denn das Suchen der Feldkost ist Arbeit der Frauen.

Gehört das neugeborene Kind zur Familie, resp. zum orazo des Häuptlings, so wird für die Wöchnerin von den Frauen der Werft in aller Eile eine Hütte neben dem otyizero (heil. Hause) hergerichtet, und muß bei der Geburt eines Knaben dieses Haus nach Süden, und bei der eines Mädchens nach Norden neben dem Otyizero oder Häuptlingshaus gemacht werden. Dieses Haus heißt ondyno yomunari, Haus der Wöchnerin. Es darf nicht, wie sonst bei den Hütten der Ovaherero geschieht, mit Kuhmist beworfen werden, sondern wird einfach mit Gras, Büschen, Baumrinde, Fellen u. s. w. bedeckt. Diese Hütte der Wöchnerin ist heilig, wie auch die Wöchnerin selbst (u zera). Die Männer dürfen deshalb die Wöchnerin auch nicht eher sehen, bis bei dem Kinde der Nabel abgestorben ist, sonst werden sie Schwächlinge, und wenn sie später yumbana, d. h. mit Speer und Bogen kriegen, dann werden sie geschossen.

Das Haus der Wöchnerin hat zwei Thüren, die eine geht zum okuruo (heil. Feuer), welches sich stets vom Häuptlingshause aus nach Westen befindet, während die andere an der entgegengesetzten Seite ihrer Hütte liegt. Diese Thüren sind aber nur Löcher ohne Verschluß, und außer diesen beiden großen hat das Haus noch eine Unzahl kleinerer Löcher, so daß der Wind völlig freien Spielraum hat, ein Beispiel, wie wenig die Ovaherero von Gesundheitspflege verstehen. Die Wöchnerin wird so bald wie möglich in das für sie hergerichtete Haus gebracht, meist schon nach 2 bis 3 Stunden. Sie muß dabei zur hintern Thür, d. h. zu der vom heil. Feuer abgekehrten hinein gehen, wie sie überhaupt auch später nur diese hintere Thür zum Ein- und Ausgehen benutzen darf. Ja bis der Nabel des Kindes abgefallen ist, darf sie zur vordern Thür nicht einmal heraus sehen. In diesem Hause nun bleibt die Wöchnerin etwa vier Wochen; doch kann sie, wenn sie eine arme Frau ist, die keine Diener hat, durch welche sie ihr Haus versorgen lassen kann, schon früher diese Hütte wieder verlassen, jedenfalls aber nicht, bevor der Nabel des Kindes abgefallen ist.

Um einen weitern von der Wöchnerin zu beobachtenden Gebrauch verständlich machen zu können, ist es nöthig, noch einige Bemerkungen voraus zu schicken.

Die Ovaherero lassen ihre Milch in Kalabassen gähren. Die einzelnen derselben haben ihre besonderen Namen, wie Okahengua, Otyipangu, Omuaha rc. Die einzelnen Kühe, deren Milch in diese Kalabassen gegossen wird, führen denselben Namen. Wenn die Milch gegohren, wird sie zum Trinken in hölzerne Eimer geschüttet. Wer aber Milch trinken will, hat dieselbe erst zum Häuptling zu bringen, der sie makerat, d. h. er kostet ein wenig davon und giebt sie zurück, darnach erst darf dieselbe getrunken werden. Was dieses makeran für einen Zweck hat, läßt sich schwer sagen.

Befindet sich nun eine Wöchnerin auf der Werft, so muß diese, bis der Nabel des Kindes abgefallen ist, die gegohrene Milch (omayere) an Stelle des Häuptlings makeran (kosten, vielleicht weihen). Doch müssen auch dann noch die Milcheimer zuerst zum Häuptling gebracht werden, da dieser die Milch vorher tovat, d. h. er steckt den rechten Zeigefinger in die Milch und führt ihn dann zurück zur Halsgrube. Darnach wird die Milch zur Wöchnerin gebracht, welche sie makerat. Die von der Wöchnerin gebrauchte Milch wird aber, nachdem des Kindes Nabel abgefallen, vom Häuptling stets nur getovat, selbst wenn dieselbe vier Wochen und noch länger in ihrer eventuellen Wochenstube bleiben sollte.

Gleich am Tage der Geburt wird ein Stück Vieh geschlachtet, welches je nach den Vermögensverhältnissen des Vaters ein Schaf oder ein Ochse ist. Der Hals, die langen Rippen mit dem betreffenden Rückentheil ist für die Männer, doch dürfen auch Frauen, aber nicht die Wöchnerin davon essen. Von dem übrigen Fleisch dürfen Männer nicht essen. Das Fleisch für die Wöchnerin heißt ongarangandye. Die Brust und ein Oberschenkelknochen wird weggesetzt, bis der Nabel des Kindes abgefallen ist. Bis zu diesem Zeitpunkte darf auch das Fleisch für die Wöchnerin nur an der hintern Thür ihrer Hütte gekocht werden. Gleich mit dem ersten Fleisch, welches gekocht wird, muß eine Kniescheibe (ombumbuangoro) mit einem daran sitzenden Stück Fleisch in den Topf gethan werden. Die Wöchnerin darf aber dieses Fleisch nicht essen, sondern muß es in ihrer Schüssel unberührt liegen lassen, bis der Nabel des Kindes abgefallen, dann darf es von Jedermann gegessen werden. Wenn die Wöchnerin auch hauptsächlich nur Fleischbrühe trinkt, so darf die Fleischschüssel doch nicht leer werden (tyi zera = ist heilig). Ebenso muß sie auch stets omayere in dem neben ihr stehenden Milcheimer (ehoro) haben.

Von dem zunächst für die Wöchnerin gekochten Fleisch werden einige ganz kleine Stückchen abgepflückt und der Wöchnerin gegeben, welche sie dadurch weiht, daß sie sie anhaucht und dann dem neugeborenen Kinde die Zehen damit berührt. Diese Stückchen Fleisch heißen ondendura und werden nach der Weihung bis zum Abend weggesetzt. Ist

nun das neugeborene Kindlein ein Knabe, so werden diese ondendura nach Sonnenuntergang einem beliebigen kleinen Mädchen zu essen gegeben. War das Neugeborene ein Mädchen, dann muß ein Knabe diese Fleischstückchen verzehren. Ueber die Bedeutung dieser Sitte scheint man sich nicht mehr klar zu sein, denn wenn die einen angeben, daß dies deshalb geschehen, damit der nächste Sprößling nicht wieder von demselben Geschlechte sei, wie der letztgeborene, so erklären Andere: davon wissen wir nichts.

Wenn nun der Nabel des Kindes abgefallen ist, so wird er in den ondyatu ouene yomapando gethan. Dies ist ein großer Fellsack, den der Häuptling in seinem heiligen Hause aufbewahrt, in welchem er alle heiligen Gegenstände verbirgt. So kommt z. B. bei der Geburt eines Kindes außer dem Nabel auch noch die oben erwähnte Kniescheibe hinein, da sie in diesem Falle auch heilig ist. Den Namen yomapando hat der Sack von einem Riemen, der sich ebenfalls in demselben befindet und in welchem das Familienhaupt bei der Geburt eines Kindes ein epando (Knoten) macht. Interessant ist, daß wenn von den Kindern eins zum Christenthum übertritt, der bei seiner Geburt in den Riemen geschlagene Knoten wieder aufgelöst, es also quasi vom Heidenthum entbunden wird.

Von dem Zeitpunkte an, wo der Nabel des Kindes abgefallen ist, wird auch das Feuer von der hintern Thür an die vordere, d. h. nach dem Okuruo zu verlegt. Das erste, was dann gekocht wird, ist die oben erwähnte Brust und der Oberschenkel, die man bis jetzt aufbewahrt hatte. Dann darf auch der glückliche Familienvater kommen und seine Frau und den neugeborenen Sprößling sehen, doch darf er auch jetzt das Haus der Omunari noch nicht betreten. Er makerat, resp. weiht jetzt auch das Fleisch der Brust und des Oberschenkels, indem er Wasser in den Mund nimmt, dieses auf das Fleisch spritzt, und dann ein Stückchen abbeißt. Dabei spricht er folgende Worte: mba koaterua omundu omuramendu (oder omukazendu) monganda indyi, indyi mua mbandye, nga karo naua, ai yanda ko; d. h. mir ist ein Mensch geboren, Knabe (oder Mädchen) in diesem Dorfe, welches ihr (Ahnen, Vorfahren) mir gegeben. Es gehe ihm (ihr) gut. Es (das Dorf) vergehe nie.

Die Frau bleibt nun noch je nach Bedürfniß längere oder kürzere Zeit in ihrem provisorischen Hause, und so lange bleibt auch das Kind namenlos. Wenn dann die Wochenzeit um ist, geht sie zum ersten Male zur vordern Thür heraus, und zwar um ihr Kind zur Namengebung zum heiligen Feuer zu tragen. Dieses sitzt in einem an den Rücken gebundenen Felle. Auf diesem Wege folgt ihr das omuatye ondangere, d. h. die älteste unverheirathete Tochter des Häuptlings, welche das heil. Feuer zu unterhalten hat, denn dieses darf nie ausgehen. Dieses Priestermädchen oder Vestalin, wenn man sie so nennen will, besprengt auf dem Wege zum Okuruo den Rücken der Mutter und das Kind mit Wasser, welches sie in einer Schüssel trägt. Am Okuruo angekommen, läßt sich die Wöchnerin auf eine ausgebreitete Ochsenhaut nieder. Dann nimmt sie ihr Kind vom Rücken und setzt es auf das rechte Knie. Der Häuptling und die übrigen Männer haben sich schon vorher versammelt. Ersterer nimmt dann aus einer neben ihm stehenden Schüssel einen Mund voll Wasser und spritzt dieses über den Leib der Mutter und des Kindes. Seine Ahnen anredend spricht er dann: Euch ist ein Kind geboren in eurem Dorf, dieses möge nie vergehen. Darauf löffelt er etwas Fett aus einem neben ihm stehenden Gefäß, spuckt dazu und salbt sich damit seine Hände. Ist dies geschehen, dann nimmt er abermals Fett und einen Schluck Wasser, reibt zunächst das Fett in den Händen, spritzt das im Munde gehaltene Wasser dazu und beschmiert resp. salbt damit die Wöchnerin. Hierbei muß er die Arme kreuzen, so daß er mit seiner rechten Hand die rechte, und mit der linken die linke Seite der Frau bestreicht. Dieselbe Ceremonie wird dann in derselben Weise an dem Kinde vollzogen, wobei der Häuptling das Kind auf seine Knie legt. Hierauf nimmt er das Kind auf seine Arme und nachdem er mit seiner Stirn die Stirn des Kindes berührt, welche Handlung sie Okukunga nennen, giebt er dem Kinde den Namen. Die anwesenden Männer wiederholen darauf dieses Okukunga, und nennen dabei jedesmal den Namen, welchen der Vater dem Kinde gegeben oder sie fügen selbst noch einen neuen hinzu. So kann man eine und dieselbe Person oft mit fünf bis sechs verschiedenen Namen rufen hören. Diese Namen werden in der Regel von einer vor, bei oder nach der Geburt sich zugetragenen Begebenheit hergeleitet. So hieß ein jetzt Gideon getaufter früher Kambandandumbu, d. h. im ondumbu (farbigen Kleid), weil er nach der Geburt zuerst in ein solches gekleidet worden. Ein jetziger Hosea hieß früher Kamombumbi, d. h. er ist im Mist. Das Kind war nämlich gleich nach der Geburt in die Hürde getragen und dort mit Mist zugedeckt worden; ein Gebrauch durch den die Ovaherero ihre Kinder vor dem Tode schützen. Dem Vater des Hosea waren nämlich vor diesem drei Kinder nach der Reihe gestorben.

Nach der Namengebung wird dann noch ein junges Rind zum Okuruo gebracht und dessen Stirn mit der des Kindes in Berührung gebracht. Durch diese Handlung ist er zu einem Omuherero, resp. zu einem Nomaden gemacht. Das Rind ist dann Eigenthum des Kindes. Wenn diese Ceremonie vollbracht ist, kehrt die Mutter zu ihrem eigentlichen Wohnhause zurück. Das für die Wochenzeit hergerichtete Haus wird dem Verfalle überlassen. Es darf nicht abgebrochen, noch das Holz desselben verbrannt werden, da es, wie schon bemerkt, heilig ist.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß es einige Otuzo, d. h. durch gewisse Speisegesetze verbundene Familien giebt, die in einigen Punkten von den im Gegenwärtigen beschriebenen Regeln abweichen, und daß die bei einer Zwillingsgeburt beobachteten Gebräuche von den obigen total verschieden sind.

Bei einer Zwillingsgeburt.

Eine Zwillingsgeburt ist das größte und glücklichste Ereigniß, das einem sterblichen Omuherero begegnen kann. Sie verschafft ihm Rechte, die einestheils kein anderes Erdenkind erreichen kann, und die anderntheils nur durch die Erstgeburt erlangt werden. Und nicht nur der Vater, sondern auch das Kind, insofern es ein Knabe und als Zwilling geboren ist, erlangt durch seine Geburt Vorzüge, die ihm auf keinem andern Wege zu Theil werden können. Vom Augenblick der Geburt an ist das Elternpaar heilig, ve zera, ein Wort, mit dem ein Begriff verbunden ist, der zwischen dem klassischen und theologischen Begriff die Mitte halten mag. Als solche, die ve zera sind, dürfen sie bis zu einem gewissen Zeitpunkt mit Niemanden sprechen, und auch von Niemand angesprochen werden. Eben so darf Niemand wagen, irgend welche Regel in Bezug auf die Eltern der Zwillinge zu umgehen oder eine Pflicht zu versäumen, wenn er sein Leben lieb hat. Jeder, der in dieser Beziehung sich etwas zu Schulden kommen läßt, ma huhua, d. h. er wird bezaubert und sein Tod ist gewiß. Er wird bewirkt durch die Furcht vor dem begangenen Verbrechen; und ein derartiges unsühnbares ist jede Vernachlässigung der boirangera (religiösen Gebräuche).

Wie bereits früher bemerkt, verläßt beim Eintritt einer

Geburt der Mann seine Frau und hält sich bei anderen Leuten auf, wie denn überhaupt nur Frauen bei einer Geburt anwesend sein dürfen. Sind nun mehrere Frauen im Hause einer omupanduke (Gebärenden), so verlassen diese, sobald sie erfahren, daß eine Zwillingsgeburt stattfindet, die Hütte, ohne daß sie jedoch ein Wort sprechen dürfen. Bloß zwei bleiben zur nöthigen Dienstleistung bei der Kreisenden zurück. Ist die Geburt erfolgt, so macht eine davon dieselbe bekannt, aber nicht dem Vater oder sonst Jemanden, denn Niemand darf angesprochen werden, sondern dem Felde. Je nach dem Geschlecht der Kinder ruft sie: kuti, kuti! okauta avevari; oder: okaseu avevari; oder: okauta nokaseu; d. h. „Feld, Feld! ein Vöglein beide;" oder: „ein Zwiebelchen beide;" oder: „Vöglein und Zwiebelchen." Sobald der Vater dies hört, steht er auf und verläßt das Dorf, ohne daß er jedoch ein Wort sagen dürfte.

Zwei Männer, welche von diesem Augenblicke an seine Diener werden, begleiten ihn. Wo sich in einer Entfernung von 100 oder 200 Schritten eine passende Stelle findet, läßt er von diesen eine ondanda (Lagerstätte) zurecht machen, um die nächste Zeit dort zu wohnen. Waren gerade fremde Männer im Dorfe anwesend, als die Geburt der Zwillinge ausgerufen wurde, so erheben sich diese sofort und kehren zu den Ihrigen zurück. Die Wöchnerin mit den beiden Kindlein, ebenfalls von zwei Dienerinnen begleitet, folgt ihrem Mann auf dem Fuße nach, gleichviel ob es Winter oder Sommer, Regen oder Sonnenschein ist. Ihr Bleiben im Dorfe würde dieses bezaubern. Vorhandene ältere Kinder werden wo möglich zurückgehalten, folgen sie aber den Eltern, dann dürfen sie auch nicht vor diesen zurückkehren. Diese ganze, in der ondanda versammelte und gewöhnlich aus acht Personen bestehende Gesellschaft, sowie jedes einzelne Glied derselben führt nun den Namen epaha (Zwilling). Nur mit den hier Versammelten dürfen die Eltern ungehindert sprechen und verkehren. In den ondanda werden Mann und Frau von ihren Dienern entkleidet, und alles Schmuckes entledigt. So viel die Eile zuläßt, wird der Mutter alles abgenommen, während sie noch im Hause war. Geschieht das Entkleiden nicht so rasch wie möglich, so kommt der Tod über sie. In der ondanda empfangen sie dann zu ihrer Bedeckung ein paar werthlose Felle, so daß sie dann in Bezug auf Kleidung verkommener aussehen als Diener. Auf die Frage, was diese Ceremonie veranlaßt habe, erhält man zur Antwort: das sind ovirangera (religiöse Gebräuche) der Ovaherero.

Ist das Zwillingspaar des Morgens geboren, so wird vom Dorfe dem Vater ein Rind zum Schlachten gesandt, dies dürfen die Leute aber nicht in die ondanda bringen, sondern müssen es in einiger Entfernung von derselben anbinden, wobei sie aber kein Wort sprechen dürfen. Dann kommen die Männer vom epaha und holen und erwürgen es, denn Blut dürfen die Ovaherero überhaupt nur in Einem Falle vergießen. Sind die Kinder des Abends geboren, so wird wohl nur ein Stück Kleinvieh gesandt und damit in derselben Weise verfahren wie mit dem Rind. Ein epaha (das Wort hier auf die ganze in der ondanda versammelte Gesellschaft bezogen) darf überhaupt nur Fleisch essen; Milch (omayere) ist für sie yo zera (verboten, heilig). Selbstverständlich sind die beiden Säuglinge von dieser Regel ausgeschlossen. Für sie wird von dem Dorfe Milch gesandt. Auch diese darf nicht in die ondanda gebracht werden, sondern vom epaha wird in einiger Entfernung ein Gefäß hingestellt, in dieses wird die Milch gegossen, wobei jedoch der Ueberbringer kein Wort sprechen darf. Ist dieser zurückgekehrt, so wird vom epaha die Milch für die Kindlein geholt.

Ehe die Leute in der ondanda von dem Fleisch essen, muß jeder erst makera (schmecken, versuchen; auch ein religiöser Gebrauch); dem Kindlein wird aber zu diesem Zwecke das Fleisch nicht an den Mund, sondern an die Zehen gehalten. Falls vom Dorfe einmal nicht rechtzeitig Fleisch gesandt wird, dann ruft der Vater: kuti, kuti! tu nondyara. Feld, Feld! wir haben Hunger; worauf sofort ein Stück Vieh geschickt wird. Gefällt es dem Manne, aus einer an seinem ondanda vorbeiziehenden Herde ein Stück Vieh zu schlachten, dann kann er das getrost thun. Wäre der Eigenthümer auch sein bitterster Feind, er wird es nicht wagen auch nur den Mund aufzuthun.

Wenn die Nabelschnüre der Kinder abgefallen sind, dann werden sie zunächst aufbewahrt, und nach der Rückkehr zum Dorfe in den Ondyatu yomupandu (Geburtssack) gethan, worüber bereits berichtet.

Gleich nach der Geburt der Zwillinge werden Boten ausgesandt, um sämmtliche Stammesangehörigen zusammenzurufen. Da muß jeder, vom ältesten Greise bis zum kleinsten Kinde, erscheinen, wenn sie auch noch so weit wohnen und wenn jener wie dieses auch getragen werden müßte. Aber nicht nur Leute, auch alles Vieh, groß und klein, muß nach dem Dorfe kommen, wo die Zwillinge geboren sind. Wer nicht erscheint, wird bezaubert (ma huhna) und muß deshalb sterben. Ist der Stamm groß, so kann man bei solcher Gelegenheit das Feld wohl Stunden weit mit Ochsen und Schafen bedeckt sehen.

Sobald Menschen und Vieh versammelt sind, wird dies dem epaha mit den Worten bekannt gemacht: Kuti, kuti! vo ya, va ongara; Feld, Feld! sie sind gekommen, sie sind versammelt. Dann erst darf er seinen ondanda verlassen. Um den Leuten im Dorfe seine Ankunft anzuzeigen, bläst er auf einem Springbockhorn. Im Dorfe heißt es dann: da kommt der epaha; auf! daß wir ihn kehren; und darauf gehen sie ihm scheinbar wie Feinde entgegen, nehmen trockenen Mist, Erdschollen, dürres Holz &c. und werfen damit auf die Ankommenden, doch ohne sie zu treffen, wozu die Frauen ein entsetzliches Klagegeheul anstimmen; mave ondoro[1]). Das alles geschieht aber nur zum Schein. So kommt denn das ganze epaha zum Dorfe und läßt sich auf der Nordseite des im otyizero stehenden Hauses nieder. Dann kommt jeder Anwesende vom Aeltesten bis zum Jüngsten herbei um geweiht zu werden. Zunächst bringen sie ein Opfer, welches für Männer, Jünglinge und Knaben in zwei Eisenperlen, welche dem Manne epaha, und für Frauen und Mädchen in zwei omitombe besteht; kleiner, knopfartig gerundeter Stücken Straußeierschalen von $^1/_2$ Zoll Durchmesser, die zu Schmuck verwandt werden; diese empfängt die Frau. Perlen und omitombe werden in einen bereit gestellten oruako, eine aus Wurzelfasern geflochtene große Schüssel, gelegt, um später als Schmuck am eignen Körper getragen zu werden. Das männliche Geschlecht wird vom Vater, das weibliche von der Mutter der Zwillinge geweiht. Dies geschieht, indem sie ein wenig gepulverte Wurzel vom Omunyoze-Baum, welche schon vorher bereitet wurde, auf eine Sandale legen, davon zwischen die Fingerspitzen nehmen und damit dem zu Weihenden die linke Stirnseite und den linken Arm bestreichen und ihm den Rest auf die Brust werfen. Diese Handlung heißt okukuma. Bei dem Manne werden vorher auch noch dessen Waffen geweiht. Sämmtliche Waffen müssen dann aber zurückgelassen wer-

[1]) Ondoro machen nur die Frauen der Ovaherero, indem sie mit ziemlich hoher Stimme urururururu e u ururu e u schreien. Die Töne stoßen sie kurz und scharf hervor und das e u etwa noch fünf Töne höher, als das ururu.

den und den Tag über an dem heiligen Hause zusammengestellt bleiben.

Die ersten der Frauen, welche geweiht wurden, bauen nun für das epaha eine Hütte, ganz gleich der für eine omuari gebauten, wie sie früher beschrieben. Jedoch wird das Haus für ein epaha nicht neben dem heiligen Hause, sondern weiter rechts ab, nahe an der Dornhecke, gebaut. Ebenso ergreifen einige von den zuerst geweihten Männern schon einen Ochsen, um ihn zu schlachten, denn ehe dies geschehen, darf das Vieh nicht auf die Weide gehen. Inzwischen ist die Weihung vollendet, und das Fleisch des geschlachteten Ochsen wird dann neben dem heiligen Hause auf einen Ast (otyihuno) niedergelegt. Zunächst muß dann einer der beiden Vorderschenkel gekocht werden, und wenn das Fleisch gar ist, werden sämmtliche Leute zusammengerufen, um zu makera (schmecken, prüfen). Dieses okumakera geschieht wieder in der Reihenfolge, daß zuerst der Vater, dann die Mutter ein Stückchen Fleisch nehmen, dann wird solches den beiden Kindern an die Zehen gehalten (was aber nicht okumakera, sondern okutova heißt), worauf dann alle Stammesangehörigen makera können. Die im Dorf wohnenden Sklaven können nicht makera. Ist diese Ceremonie abgemacht, dann wird das übrige Fleisch zu der für das epaha erbauten Hütte gebracht, in welche es nun einzieht.

In den folgenden Tagen hält dann das epaha einen Umzug im Dorfe, indem es täglich 2 oder 3 Häuser besucht. Es geht dabei genau wieder so zu, wie am ersten Tage, als es nach dem Dorfe zurückkehrte. Sie legen sich an der rechten Seite des Hauses nieder, wo dann wieder bei jedem einzelnen Hause alle im Dorfe Anwesenden sich versammeln, jedesmal die erwähnten Opfer bringen, und jedesmal wieder ein Stück Vieh erwürgt wird, wovon dann wieder ein Vorderschenkel gekocht wird, und das Fleisch umhergegeben wird, um zu makera, und das übrige Fleisch zum Hause des epaha gebracht wird. Wenn schließlich des Fleisches zu viel wird, dann sagt der Vater: es ist Fleisch genug, bringt mir das Vieh lebendig, welches er dann seiner Herde beifügt. Doch wird jedem lebendig gebrachten Stück Vieh ein Ohr halb abgeschnitten, welches dann an Stelle des Vorderschenkels in der Asche geröstet und zum Zwecke des okumakera den zum Fest Versammelten an die Zähne gehalten wird. Diese Ohrläppchen werden dann aufbewahrt, und später auf einen dünnen Riemen gereiht und damit die Milchkalabasse des Vaters der Zwillinge geschmückt. Nach seinem Tode kann nur einer der Zwillinge diese Kalabasse erben.

Nachdem nun diese Ceremonien im eignen Dorfe und unter denen, welche zum oruzo des Vaters gehören, abgemacht sind, hält das epaha einen Umzug im Lande und zwar noch in der alten Tracht, die es gleich nach der Geburt der Kinder angelegt. Ist der Vater ein beherzter resp. unverschämter Mensch (openda), dann geht er kein Dorf vorbei, mag es auch einem fremden Manne angehören und ihm ganz unbekannt sein. In jedem Dorfe, welches er besucht, werden ganz die oben beschriebenen Ceremonien wiederholt. Kein Häuptling wird wagen, ihn zurückzuweisen, da dies sein Tod wäre. Hört ein Häuptling, der gerade kein Vieh bei sich hat, daß ein epaha kommt, so läßt er demselben wohl zurufen: Feld, Feld, warte ein wenig und komm dann, ich habe jetzt kein Vieh hier; aber er wird nicht versuchen, ihn von seinem Dorfe abzuhalten, und wenn es ihm seine beste Milchkuh kosten sollte. Ein solcher Umzug dauert zuweilen länger als ein Jahr, und da das epaha sich meist lebendiges Vieh schenken läßt, so kommt es gewöhnlich reich zurück. Die Diener, welche die Eisenperlen und omitombe tragen, haben zuletzt eine ganze Last. Wenn dann schließlich das epaha von seinem Umzug nach dem eignen Dorfe zurückkehrt, werden die beiden Zwillinge zum Zwecke der Namengebung zum okuruo gebracht, und da finden dann ganz dieselben Ceremonien statt, wie sie bereits bei einer Einzelgeburt mitgetheilt sind. Von dem Zeitpunkte an ist das epaha wieder gemein (ra hahuruka), es wird nicht mehr gefürchtet. Vater und Mutter verlieren dann auch den Titel epaha, ersterer wird dann omupandye, letztere oyambari genannt, die Kinder natürlich bleiben omapaha, dann werden auch die alten Lumpen abgelegt und ordentliche Kleider angezogen und mit den gesammelten Perlen und omitombe der Körper in allerlei Weise geschmückt.

Jeder omupandye (Vater von Zwillingen) hat das Recht, als Stellvertreter des Dorfhäuptlings in dessen priesterlichen Funktionen zu handeln, auch wenn er der jüngste Sohn oder Vetter wäre. Ist der Häuptling nicht gegenwärtig, dann kann ein omupandye z. B. einen Kranken entzaubern, die omayere makeran, ꝛc. Auch das Zwillingskind hat schon alle priesterlichen Vorrechte. Für einen Zwillingsknaben giebt es kein verbotenes Fleisch, keine verbotene Milch, auch wird Niemand wagen, einen epaha zu verfluchen. Sollte Jemand gar ein epaha tödten, so wird des Mörders ganzes Dorf vom Erdboden vertilgt. Als Zwillingsknabe erbt er beim Ableben des Häuptlings die Priesterwürde, wenn auch ein älterer Bruder dem Vater als Besitzer des Dorfes folgt, so wird es doch nach dem Namen des mit der priesterlichen Würde bekleideten jüngern Zwillingsbruders genannt.

Erfolgt eine Zwillingsgeburt kurz nach dem Tode eines Mannes, der zum oruzo oder ondakuo des Vaters gehört, ehe noch die ovirangera für den Todten vollbracht sind, dann ist sie nicht heilig (ka ri zera). Einige otuzo, wie ounguendyandye, ounguenyuva, ombongoro, machen, wie die Ovaherero das ausdrücken, kein epaha.

Von einer Drillingsgeburt hat keiner der bis jetzt gefragten Ovaherero je etwas gehört.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Finnischen Blättern zufolge hat Finnland im Jahre 1880 ausgeführt 48532000 Kubikfuß Holz, 316408 Tonnen Roggen und Hafer (145153 Tonnen mehr als 1879) und 3357 Pferde (gegen 1872 im Jahre 1879).

— Dem „Bereg“ zufolge werden im laufenden Jahre im Poläß 210 Werst neuer Kanäle fertig gestellt und sind dann am Jahresschluß im Ganzen 1150 Werst Kanäle vorhanden. Die Entwässerungsarbeiten sind damit für eine Fläche von einer Million Dessjatinen ausgeführt. Der Ertrag der auf Staatsdomänen entwässerten Sümpfe steigt mit jedem Jahre; für die Domäne Wasiljewitzkaja z. B. von 150 Rubel im Jahre 1873 jetzt auf 6000 Rubel an Pacht und 2000 Rubel für Holzflößerei auf den Kanälen. — Für 1881 ist die Trockenlegung von weiteren 700000 Dessjatinen

zwischen Dnjeper, Pripet und Berezina und die Reinigung von Flußläufen und Kanalisationen in einer Länge von 208 Werst geplant.

— Wenn wir in dem eben erschienenen Buche von Mrs. Annie Brassey[1]), „Sonnenschein und Sturm im Osten" (Leipzig, F. Hirt u. Sohn, 1881) einige Abschnitte als besonders interessant bezeichnen sollen, so sind es diejenigen, welche von den vornehmen Kreisen Konstantinopels, den Harems, vom Sultan und den Prinzessinnen, mit welchen Mrs. Brassey verkehrt, und den Veränderungen handeln, welche in dieser Stadt in Folge des letzten Russenkrieges eingetreten sind. Hier bringt die weitgereiste Verfasserin Neues, was anderswo gelesen zu haben wir uns nicht entsinnen. Das reich illustrirte Buch schildert zwei Yachtfahrten im Mittelländischen Meere, die erste vom Jahre 1874, die zweite, welche bis nach Cypern ausgedehnt wurde, vom Jahre 1878. Beide Male wurde unter anderen Konstantinopel besucht, welches in diesen vier Jahren unsagbar an Pracht und Glanz verloren hat; nur der Schlamm, der Schmutz und das Elend haben sich verzehnfacht. So ließen sich manche von den Freunden der Verfasserin vor derselben verleugnen, um dieselbe nicht ihre nunmehrige Dürftigkeit sehen zu lassen. Indessen „die Selbstverleugnung und Aufopferung, deren die türkischen Damen vom höchsten Rang fähig sind, bewährte sich in diesem Falle auf das Glänzendste. Ueberall, wo man unsere Besuche annahm, machten wir die Bemerkung, wie sehr der Hausstand eingeschränkt worden: Dienstboten, Pferde und Wagen, alles ist dürftiger, denn ehemals. Die schönen mit Rubinen und Brillanten besetzten Kaffeetassen sind verschwunden, die früheren Besitzerinnen derselben aber haben den vollen Liebreiz, das Einnehmende ihres Wesens bewahrt und nirgends hörten wir auch nur die leiseste Klage aussprechen." Ebenso hatten die Bazars ihren früheren Glanz eingebüßt, den Bezistan ausgenommen, wo große Versteigerungen abgehalten wurden, bei welchen der schlechten Zeiten wegen häufig die unschätzbarsten Kostbarkeiten zu wahren Spottpreisen verschleudert wurden. „Die Bazars selbst sind malerisch, schmutzig und dunkel wie sonst, aber alles, was ehemals dem Bild Glanz und Leben verlieh, ist verschwunden. Man erblickt nicht mehr prächtige, von weißen Rossen gezogene Wagen, um welche Eunuchen, Sklaven und Soldaten einen dichten Schirm bilden und auf deren seidenschwellenden Polstern geheimnißvolle Schöne sich wiegen; auch keine jener eleganten Equipagen, deren Innerm zarte Frauengestalten entsteigen, umhüllt von Seide und Atlas, strahlend von Juwelen und die funkelnden Augen nur unvollständig vom Jaschmak und dem Feridschi verhüllt. All dieser Glanz, alle Herrlichkeit dahin — zerstoben! nur hier und da sieht man jetzt einfach, sogar ärmlich gekleidete Frauenerscheinungen, welche, eilig dahinhuschend, ihre kleinen Einkäufe besorgen."

Einige unter den 15 auf Cypern bezüglichen Bildern sind von besonderem Interesse, ebenso die Tundschabrücke mit Adrianopel (S. 232).

Afrika.

— Die „London Missionary Society" hat eine neue Expedition, bestehend aus den Geistlichen A. J. Wookey und D. Williams und dem Dr. Palmer, nach dem Tanganjika abgeschickt. Dieselbe verließ Zanzibar am 14. Juni, die Ostküste Afrikas eine Woche später. Am 14. Juli traf sie mit ihren 309 Trägern (pagazi) in Mpwapwa ein, wo sie bei den Agenten der Church Missionary Society freundliche Aufnahme fand. — Von letzterer Gesellschaft sind zwei neue Sendboten, der Rev. P. O'Flaherty und Mr. C. Stokes, seit dem 9. August 1880 nach Uganda unterwegs; in ihrer Gesellschaft befinden sich jene drei Waganda-Häuptlinge, welche Mtesa an die Königin Victoria abgeschickt hatte. Nach dreiwöchentlicher Reise ist O'Flaherty erkrankt und konnte einstweilen den Marsch nicht fortsetzen. — In Uganda selbst hat sich die Lage der englischen Missionäre etwas gebessert. Einer derselben, Rev. Litchfield, hatte versucht, nordwärts bis Lado vorzudringen, um den Dr. Emin Effendi zu treffen und wegen seiner mangelhaften Gesundheit zu konsultiren. Aber es gelang ihm nicht, Lado zu erreichen: Kabbarega, der König von Unjoro, welcher nach dem Abzuge der Aegypter Mruli und andere Posten besetzt hat, ließ ihn nicht durch. So trat dann Litchfield die Reise über den Victoria-See und nach Mpwapwa an, um den dort wohnenden Dr. Baxter zu befragen. In gerader Entfernung gemessen sind diese beiden nächsten europäischen Aerzte etwa 200 deutsche Meilen von einander entfernt.

— Ein französischer Reisender, M. Lecart, welcher am Niger sich aufhält, schreibt aus Kundian (Gangaran), 25. Juli, daß er eine neue Sorte Weinstock, die von großem ökonomischen Werthe sein könnte, entdeckt habe. Seine Frucht soll vorzüglich und reichlich vorhanden sein, der Anbau sehr leicht, die Wurzeln knollig und perennirend, die Zweige einjährig. Lecart hat die großen Trauben selbst eine Woche lang gegessen und sie vortrefflich gefunden; er meint, man solle den Anbau der Pflanze in allen weinbauenden Gegenden als vielleicht wirksames Mittel gegen die Reblaus versuchen. Er hat Samen heimgeschickt, um damit Experimente in Frankreich und Algerien vorzunehmen, und wird Exemplare der Pflanze in allen Entwickelungsstadien mitbringen. („Nature.")

— Graf de Semellé, welcher im vergangenen Sommer mit seinem Dampfer „Adamaua" auf dem untern Benuë zwischen Lokodscha und Loko Handelsgeschäfte betrieben hat (vergl. Globus XXXVII, S. 144), ist auf der Rückfahrt nach Europa in Madeira gestorben.

— Die „Mail" vom 20. Okt. d. J. theilt als Ergebniß der Untersuchungen des französischen Gelehrten und Reisenden Dr. Quintin über die anthropologischen Verhältnisse des Sudan mit, daß derselbe zwischen Senegal und Niger vier Negerracen mit ebensoviel verschiedenen Sprachen unterscheidet. Die Bevölkerungen des Sudan haben sich zwar so mit einander vermischt, daß die ursprünglichen Typen allmälig verschwunden sind und die einzelnen Stämme auf ihren zahlreichen Wanderungen sogar ihre angestammte Sprache vergessen haben; unmöglich wäre es daher oft, sie zu unterscheiden, wenn man nicht durch all diese zahllosen Mischungen und Zertrennungen hindurch einem sichern, bisher noch gar nicht beobachteten Führer folgen könnte: der Kenntniß ihrer Trennung in Familien. Dieser wichtige Umstand zeigt sofort, daß diese Racen durchaus nicht die unterste Stufe der Civilisation einnehmen. Die Ulof oder Yulofs sind, wenn nicht zu stark mit anderen Racen gemischt, ziemlich leicht, bei längerer Kreuzung jedoch oft recht schwer unter den übrigen Sudan-Negern kenntlich. Es existirt im Sudan eine kupferfarbige Klasse, die Torodos, welche alle Reisenden zu den Peuls gerechnet haben, und doch haben diese, obgleich Jahrhunderte hindurch mit anderen Negern gemischt, nicht ihre ursprüngliche Nationalität vergessen und tragen heute noch Yulof-Familiennamen: Lis, Dias, Cann, Foll, Ndragut u. s. w. Die Peuls unterscheiden sich von anderen Racen durch zartere und regelmäßigere Züge, schlankere Extremitäten und weniger gekräuseltes Haar, und doch bilden, bei starker Mischung, ihre Familiennamen die einzigen Merkmale, deren vornehmste die Violos, Drachites, Colte sind. Ihre frühere Macht ist seit dem 13. Jahrhundert bedeutend verfallen, doch haben sie sich durch Kreuzung seit den letzten Jahrzehnten wieder zu einer hervorragenden Stellung in einigen westlichen Königreichen emporgeschwungen. Wenige Neger haben den Scharfsinn der Reisenden so angestrengt wie die Suni-Ulfs

[1]) Der Verfasserin der früher von uns angezeigten „Segelfahrt um die Welt", von welcher unlängst eine nur unbedeutend gekürzte billige Ausgabe zu 6,60 Mark erschienen ist.

am obern Senegal; während man sie bis jetzt gewöhnlich zu den Moli-Ulés rechnete, zählt sie Quintin unter die Surbois, und zwar, weil sie einen Dialekt derselben Sprache reden und dieselben Familiennamen tragen wie diese. Die Suni-Ulés, welche im 14. Jahrhundert nach Westafrika wanderten, sind am Senegal unter dem Namen Seracallets („weiße Männer") bekannt, ein Beweis dafür, daß sie bei ihrer Ankunft daselbst ihrer Hautfarbe wegen von den anderen Negern unterschieden wurden. Die vierte Race, welche nach ihren verschiedenen Wohnsitzen Mandings, Moli-Ulés, Uakires, Uangaras genannt wird, und die in größter Anzahl zwischen Senegal und Niger sitzt, ähnelt mehr als irgend eine andere im Sudan den Negern der Aequatorialgegenden Afrikas. Nach Quintin würde das französische Projekt der Senegal-Niger-Bahn die größten Schwierigkeiten und den heftigsten Widerstand im Gebiete der Bamanas finden. Im Uebrigen prophezeiet er Frankreich durch dieses Unternehmen im Verein mit der Trans-Sahara-Bahn die Herrschaft über ganz Nord-Afrika und die Regeneration dieses riesigen Gebietes.

Südamerika.

— Dr. Estanislao Zeballos, Gründer und Präsident des „Instituto Geografico Argentino", berichtet, daß er im Februar 1880 von einer Forschungsreise in den argentinischen Pampas nach Buenos Ayres zurückgekehrt ist und über dieselbe ein Werk unter der Presse hat. Während der drei Monate, die er auf diese oft gefahrdrohende Unternehmung verwendet hat, legte er 900 Miles zurück und entdeckte zahlreiche neue Flüsse, Berge, Seen u. s. w., wodurch die Karte der Argentinischen Republik zwischen 35° und 40° südl. Br. und 61° 40' und 69° 40' westl. L. ein ganz anderes Ansehen bekommen wird. Dr. Zeballos hat viel photographirt, auch für die Naturwissenschaften manches Neue gesammelt. Die Pampas, sagt er, sind dort keineswegs eine solche unermeßliche, ebene Fläche, wie sie gewöhnlich geschildert werden, weisen vielmehr majestätische Scenerien sowie manche unerwartete und interessante Züge auf.

— Mr. Charles Wiener, französischer Vicekonsul in Guayaquil (Ecuador) hat im Auftrage seines auswärtigen Ministeriums kürzlich eine siebenmonatliche Reise quer durch Südamerika, von Quito nach Para, ausgeführt, und dabei den Napo, jenen nördlichen Zufluß des Amazonenstromes, aufgenommen und sondirt. Auf der Rückreise will er den Huallaga hinauffahren.

Eine Revision des Sargasso-Meeres.

Der Botaniker Dr. Otto Kuntze hat kürzlich in Engler's botanischen Jahrbüchern (1. Bd., 3. Heft, 1880) die 300 bisher aufgestellten Arten von Sargassum gesichtet und bei dieser Gelegenheit (S. 230 bis 238) das sogenannte Sargasso-Meer in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen. Da dieses ein Gegenstand von allgemein geographischem Interesse ist, so wollen wir hier kurz darüber referiren.

Nachdem schon Linné auf das ungeheuer massenhafte Vorkommen von schwimmendem Seetang hingewiesen, erhebt Humboldt das Sargasso-Meer zu einem Axiom. Beide Gruppen von Seetang, schreibt er, nehmen sammt dem Transversalbande eine Oberfläche ein, welche sechs- bis siebenmal die von Deutschland übertrifft. Nach dem verdienten Hydrographen Maury ist das Sargasso-Meer so groß wie das Mississippi-Thal, und so dicht mit Fucus natans bedeckt, daß dadurch der Lauf der Schiffe gehindert wird. Häckel in seiner „Schöpfungsgeschichte" erzählt endlich von den kolossalen Sargassowäldern des Atlantischen Oceans, jenen ungeheuern Tangbänken, welche einen Flächenraum von 40 000 Quadratmeilen bedecken. So schwillt das Sargasso-Meer an wie der Pudel im Faust.

Indem nun Kuntze die verschiedenen Beobachtungen über das Sargasso-Meer auf einer Karte einträgt, findet er, daß die Angaben darüber sehr verschieden und widersprechend sind; widersprechend vor allem gegen die eingebürgerten Angaben von Humboldt's Fucusbänken, die er selber gar nicht sah, und gegen das Maury'sche von den meisten Atlanten adoptirte Sargasso-Meer. Major Rennell, welcher 1832 (An Investigation of the currents of the Atlantic Ocean) sich mit dem Sargasso-Meer beschäftigte, nimmt bloß die große Humboldt'sche Fucusbank an, streicht aber die kleine und das von dieser zur großen hinüberführende Transversalband. Aber auch das Beibehalten der großen Bank ist eine unberechtigte Konzession an Humboldt.

Die Naturforscher der Challenger-Expedition sahen „die ersten Flecken von Golfkraut" erst, als das Maury'sche nicht existirende Sargasso-Meer schon hinter ihnen lag. Sie haben letzteres gar nicht gesehen, wiewohl sie die Stelle, wo Humboldt und Maury es einzeichnen, durchkreuzten. Andere von Kuntze citirte Reisende, welche gleichfalls die in Rede stehende Meeresregion auf der Fahrt von England nach St. Thomas kreuzten, fanden höchstens lockere Sargassumstreifen.

In Folge der Anregungen Dr. Kuntze's ist auf der deutschen Seewarte die Sargasso-Meer-Frage untersucht worden und Kapitän Haltermann schreibt darüber unter anderen Nachstehendes an Dr. Kuntze: „Wenn in Büchern von der im Sargasso-Meer anzutreffenden gleichmäßig vertheilten Dichtigkeit oder Bedeckung die Rede ist, so ist das ein Irrthum. Das Kraut treibt fast immer in langen Streifen, die mehr oder weniger weit von einander entfernt sind, meistens jedoch etwa 200 Fuß, und welche sich immer genau parallel in der Richtung des herrschenden Windes erstrecken. In den Karten mancher deutschen Atlanten ist die Begrenzung der sogenannten Sargasso-See ganz falsch angegeben. Oestlich von 35° westl. L. v. Gr. trifft man höchstens Spurer von Sargassokraut an. Zwischen 20° und 35° nördl. Br. und zwischen 35° westl. L. und Westindien und Ostrand des Golfstromes liegt das Gebiet des Sargasso-Meeres. Westlich von 40° westl. L. und zwischen 25° und 32° nördl. Br. treibt es dichter; westlich von 45° westl. L. und in etwa 30° nördl. Br. sieht man dichte Flächen von Sargassokraut, höchstens jedoch vielleicht 100 Fuß im Durchmesser haltend, ziemlich häufig treiben. Von einer durch letztere bewirkten Behinderung der Fahrt eines Schiffes kann natürlich keine Rede sein."

Auch im Stillen Ocean, zwischen Hawaii und Californien, scheint sich das dortige Sargasso-Meer (nach Haltermann und Pechuel-Loesche) auf einzelne schwimmende Fragmente zu reduciren.

Dr. Kuntze kommt nach seiner verdienstvollen Revision zu dem Schlusse, daß man von einem konstanten und bestimmten Areal des Sargasso-Meeres, welches vom Strand abgerissene, absterbende und allmälig untersinkende Fragmente von Sargassum enthält, nicht reden darf. Ebenso dichte Anhäufungen, als sie manchmal aus dem „Sargasso-Meer" beschrieben werden, findet man auch außerhalb dieses Gebietes.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1880.

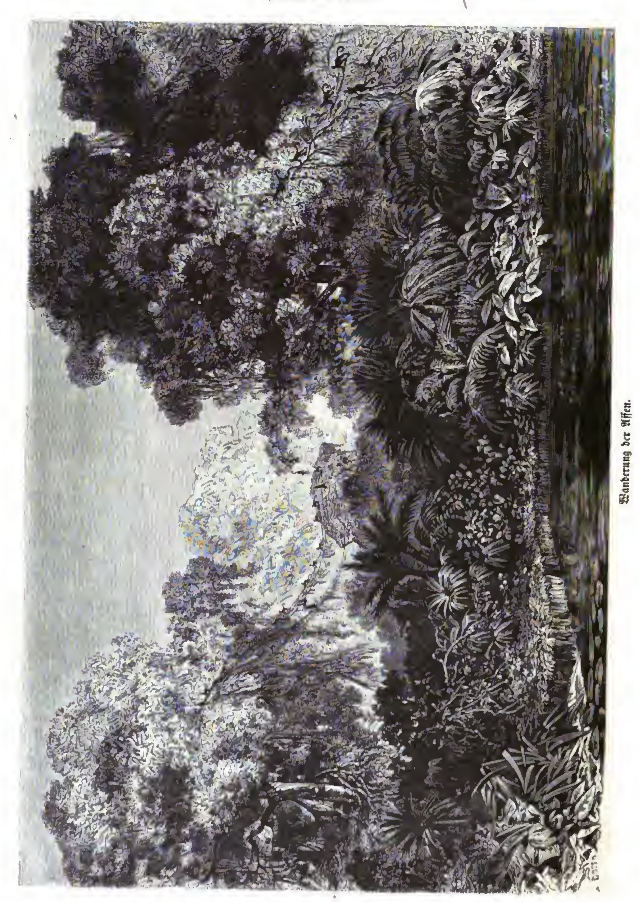
Panama und Darien.

Nach dem Französischen des Schiffslieutenants A. Reclus.

VII.

Der in gleichmäßiger Breite dahinströmende Atrato ist überall tief; trotzem aber rannte sich die barquetoña mehrmals zwischen Gestrüpp oder Wurzeln fest. Auf dem Caquirri konnte man wenigstens noch ab und zu die Ufer erkennen, hier aber nicht mehr; nur die darauf stehenden Bäume deuten sie an, aber dieselben sind klein und elend. Stellenweise erscheinen sie wie eine scharlachrothe Hecke, so dick sind sie mit Früchten von dieser Farbe bedeckt. Zwar ist es gerade die Zeit des niedrigen Wasserstandes; nirgends aber taucht auch nur ein Fußbreit festen Landes aus der alles bedeckenden Ueberschwemmung hervor. Erst mehrere Stunden weiter westlich trifft man auf die letzten Ausläufer der Cordillere, während sich nach Norden und Westen hin das Zwittergebilde zwischen Land und Meer bis zum Golf von Uraba hin erstreckt. Affen sind die einzigen Bewohner dieses Sumpfwaldes, welcher mehrere Hundert Quadratkilometer bedeckt. Jede Herde derselben hat ihren eigenen Wohnsitz und ihre besonderen luftigen Straßen; jeden Abend kehrt sie zur Nachtruhe auf ihren bestimmten Baum zurück, und jeden Morgen läßt sie sich von einem andern und ebenfalls stets demselben zur Tränke hinab. Wenn man sie auf ihren Wanderungen beobachtet, begreift man bald, daß sie nicht dieselben Straßen beim Gehen wie beim Kommen benutzen können: sie lassen sich z. B. von einer bedeutenden Höhe auf dünne biegsame Aeste und Lianengewirr hinabfallen, was ihren Sturz mildert. Einer hinter dem andern marschirend, bedienen sie sich aller vier Hände und namentlich ihres Greifschwanzes, mit dessen Hülfe sie die Schnelligkeit beim Hinunterklettern reguliren oder sich den nöthigen Schwung geben, um einen entfernten Zweig fassen zu können, und treten genau in dieselben Stellen, wie der Anführer der ganzen Bande.

Der Atrato erreicht noch nicht die Länge der Seine, wälzt aber wohl zehnmal so viel Wasser zum Meere, welches er durch dreizehn Mündungen erreicht. Die kürzeste unter denselben, der caño Coquito, eine Abzweigung des Barbacoas-Armes, ist zugleich die tiefste und regelmäßigste; sie ist etwa 30 m breit und hat eine schmale, mit Manglebäumen und Palmen bestandene Schlammzunge in das Meer hinein vorgeschoben, an deren Ende sich die höchstens 2 m tiefe Barre befindet. Diesen Weg nahm das Schiff; 2 bis 3 Stunden später hatte es, da der Wind stärker geworden war, den Meerbusen gekreuzt, und landete um Mittag bei Pisisi. Dieses Dorf ist ebenso elend wie diejenigen in Darien und besteht aus einigen Strohhütten im Hintergrunde einer kleinen sehr sichern und gut geschützten Bucht. Auch in Pisisi ist die goldene Zeit des Kautschukhandels vorbei; jetzt vegetirt es vom Einsammeln der Tagua und von den dort anlegenden großen Barken, welche den Handel zwischen Cartagena und dem Atratothale vermitteln. Der Aufenthalt hier war nur von kurzer Dauer; am 29. Januar Morgens fuhren sie, fast ohne jegliche Vorräthe für die Rückreise, nach dem Delta des Atrato zurück und in denselben hinein, nachdem sie die Mündungen, den Anfang des zukünftigen Kanals, genauer untersucht hatten. Ein Brief aus Paya, der sie an der Loma de Cristal traf, veranlaßte sie, die Rückreise



Wanderung der Affen.

zu beschleunigen, weil er die Nachricht von einer schweren Erkrankung des Mr. Brooks enthielt, und am 2. Februar erreichten sie ihr Standquartier wieder. Brooks aber war bereits am 26. Januar an den Folgen einer Dysenterie und besonders eines Schlangenbisses verschieden.

Da die Studien der Ingenieurbrigaden nachgewiesen hatten, daß an einen interoceanischen Niveau-Kanal durch das Paya-Thal nicht zu denken sei, so richtete Wyse seine Aufmerksamkeit auf die große Terrainsenkung, welche in nordöstlicher Richtung von Pinogana aus den Isthmus durchsetzt. Zwar durfte er nicht hoffen, dort mit einem bloßen Durchstiche fortzukommen; aber vielleicht fand man einen mäßig breiten Gebirgszug, welcher die Anlegung eines Tunnels gestattete. Zugleich wollte er den Rio Tupisa erforschen, weil ihm Indianer und Caucheros mitgetheilt hatten, daß derselbe wenig Gefäll besitze, und daß die Pässe, die von seinen Quellen nach dem Atlantischen Oceane hinüberführen, nicht sonderlich hoch seien. Letztere Aufgabe behielt sich Wyse selbst vor; mit ersterer betraute er Reclus, welcher nach Pinogana zurückkehrte, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Seine erste Sorge war, ein „toldo“ herstellen zu lassen, um Schutz gegen die Moskitos zu haben. Es ist das ein kleines Kämmerchen aus Gaze, das an einem Gestelle aus Stricken und Stäbchen hängt, und, wie es unsere Abbildung zeigt, die Hängematte ganz einschließt; in den von jenen scheußlichen Dipteren heimgesuchten Gebieten ist man gezwungen, unter dem Schutze eines solchen toldo zu arbeiten, zu speisen und zu schlafen.

Reclus hatte als Gehülfen bei seinen Nivellements den Ingenieur Lacharme, einen liebenswürdigen, eifrigen Menschen, zugewiesen erhalten. Derselbe hatte zuerst vorgeschlagen, den Rio Paya für den zu erbauenden Kanal zu benutzen, ohne die Schwierigkeiten dieses Weges zu kennen, war nun ganz von diesem Projekte eingenommen und suchte die sich bietenden Hindernisse durch unmögliche Lösungen zu beseitigen. Er war ein kleiner, magerer, schon etwas gekrümmter Mann

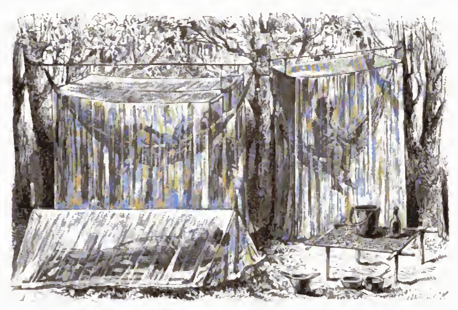


Pisisi. (Nach einer Photographie.)

mit langen grauen Haaren, die ihm bis auf die Schultern herabfielen. Nie trug er einen Hut, sondern wand stets ein Taschentuch oder eine indianische ligua um den Kopf, und bekleidet war er, so lange er in Darien verweilte, nur mit einem rothen Hemde und Hosen, die mit einem Riemen, an dem sein Waldmesser und sein Kompaß hing, festgehalten wurden. Damals war er gerade dabei, ein in Californien erworbenes, ziemlich ansehnliches Vermögen am Rio Sinu (im columbischen Staate Bolivar) zu verlieren; er hatte daselbst mehrere Quadratmeilen Landes gekauft und legte sich, stets mit großem Enthusiasmus, bald auf Pflanzung von Zuckerrohr, bald auf Viehzucht, bald auf Holzfällen; hatte auch allerlei Erfindungen gemacht, z. B. die eines Trankes gegen Schlangenbisse, eines Pulvers zum Blutstillen u. s. w., welche zu erproben seine Gefährten glücklicherweise nicht in die Lage kamen. Aber seine sonstigen Erfahrungen im Urwaldleben halfen denselben alle Augenblicke in den verschiedensten Umständen, und der wunderbare Instinkt, mit welchem er seine „trochas“ (Durchhaue) anzulegen verstand, vereinfachte Reclus' Arbeiten bedeutend. Vom Rio Sinu hatte er sechs Leute mitgebracht, welche schon lange in seinen Diensten standen, willige, nüchterne Männer, welche ganz allein während der sechs Wochen, welche die Expedition dauerte, fast die gesammte Arbeit verrichteten. Brauchbar vor allen waren die beiden Brüder José und Antonio, stark und tüchtig, gleich geschickt in der Handhabung des Machete mit der Rechten wie der Linken, und im Stande eine Liane von der Stärke eines Schenkels mit einem Hiebe zu zerhauen. Der eine von ihnen, Antonio, war ernsten Charakters, eine Folge dessen, daß er von der Trunksucht geheilt worden war, wie Lacharme erzählte. Die Indianer vom Rio Sinu kennen nämlich ein merkwürdiges Getränk, welches ein bis zwei Tage lang schreckliche Magenschmerzen verursacht; die Folge davon ist ein solcher Abscheu vor allen gegohrenen Getränken, daß selbst deren Geruch dem so behandelten unerträglich ist.

Am 19. Februar brachen sie auf, Reclus von vier Caucheros begleitet, Lacharme von seinen „monterianos“, fuhren den Tuyra bis zur Einmündung des Aputi hinauf und richteten dort ihr Lager ein, schlugen dann ihren ersten Pfahl in den Boden, bestimmten seine Position und verbanden ihn mit den Aufnahmen Seller's am Tuyra. Am 20. Februar

Morgens wurde mit dem Durchhau begonnen; José arbeitete mit dem machete vorn weg, daß rechts und links Lianensträucher, Gestrüpp und Baumäste zur Seite flogen, hinter ihm verbreiterten Antonio und Hipolyto diesen Weg und ein vierter beseitigte die gefährlichsten „chusos“, d. h. die stehen gebliebenen und durch den nahezu vertikalen Hieb des Messers scharf zugespitzten Zweige, welche einen hinfallenden Menschen schwer, ja tödtlich verletzen können. Wenn der solchergestalt durch das undurchdringliche Unterholz geschlagene Tunnel eine Thalsenkung, eine Hügelspitze oder Terrainunebenheit, welche die Visirlinie unterbrach, erreicht hatte, wurde ein Pfahl aufgepflanzt, und dessen Abstand von dem vorhergehenden durch Lacharme gemessen, während Reclus mit zwei Leuten folgte und die Linie nivellirte. Anfangs konnte er mit seinen Vordermännern gleichen Schritt halten, allein vom dritten Tage an wurde der Boden sehr wellig und es traten kleine Hügel mit steilen Abhängen auf, so daß Reclus zwischen je zwei Pfählen bis zu zehn Stationen machen mußte. Nach Ablauf einer Woche hatte Lacharme einen Vorsprung von etwa einem starken Arbeitstage; an einem solchen rückte die „trocha“ je nach dem Vorherrschen der einen oder der andern Pflanze um 800 bis 2000 m vor. Bambus, Lianen und namentlich pitas oder wilde Ananas hielten die Arbeit sehr auf; letztere, mit giftigen Stacheln bewehrte Pflanzen, widerstehen dem Hiebe des Machete und müssen dicht über dem Erdboden abgesägt werden. In solcher Weise wurde von Morgens 8 Uhr bis Abends 5 Uhr gearbeitet; diejenigen Leute, welche nicht bei der trocha beschäftigt waren, mußten die Lebensmittel vorwärts schaffen, das Lager für die Nacht herrichten und die einfachen Mahlzeiten bereiten, wobei es darauf ankam, eine Stelle zu wählen, wo Wasser nahe, Ameisennester und große abgestorbene Bäume, welche ein plötzlich losbrechender Sturm leicht zu Boden schmettern kann, aber fern sind. An Wild bot der Urwald nichts, von einigen Truthühnern abgesehen; sonst aber be-



Ein Toldo.

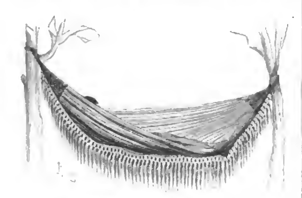
gegneten die beiden Europäer weder wilden Schweinen, noch Hirschen, noch Tapiren, nicht einmal den gefräßigen Pekaris, welche doch sonst in Darien häufig und in großen Trupps vorkommen. Nur am zweiten Tage hatte Reclus Gelegenheit, eine Familie schwarzer Pumas, die sehr selten sind, zu sehen; aber sie waren verschwunden, ehe ihm der Diener die Flinte reichen konnte.

Dem gegenüber, was er später am Mamoni und Tiati wahrnahm, fand er hier sehr wenig Schlangen, welche auch während der trockenen Jahreszeit stets in ihren Löchern bleiben sollen. Sie werden auch sonst wenig gefürchtet, da sie nicht ungereizt angreifen; zudem besitzt jeder Pueblo seine Zauberer männlichen und weiblichen Geschlechtes, welche helfen. Die Caucheros preisen dagegen zahlreiche Gegengifte an, vor allen oracioncita (Gebetchen) zum Heil. Joseph. Nicht alle diese Gebete haben gleiche Kraft; das beste, welches nur wenige privilegirte Menschen besitzen, stammt aus dem alten Kloster in Guatemala, welches auch sonst noch höchst wirksame Gebetsmittelchen verkauft hat, gegen das Fieber, gegen Schiffbruch, für Frauen in Kindesnöthen &c. Und dabei braucht man das Gebet gar nicht auszusprechen oder es auswendig zu wissen, es genügt schon, es geschrieben bei sich zu tragen.

Gefürchteter aber als Alligatoren, Tiger, Schlangen und selbst als Muskitos ist die Geißel der „garapates“. Der Reiz, welchen die Bisse dieser Arachniden und das heroische Mittel, sie zu entfernen und, wenn möglich, zu tödten, erzeugt, wird sehr bald unerträglich; wo sie vorkommen, ist der Körper des Reisenden schon nach einigen Tagen mit Wunden bedeckt. Zu Anfang dieser Reise waren sie sehr selten; nur etwa ein Dutzend kamen vor und wurden, sobald sie ihre Anwesenheit verriethen, sofort zwischen den Fingernägeln zerdrückt. Sie sind platt wie Wanzen, und ihre acht Beine sind mit so scharfen Häkchen bewehrt, daß man beim Losmachen der Thiere oft ein Stück Haut mit herausreißt. Der Saugrüssel bleibt im Fleische stecken und erzeugt ein kleines Geschwür, das erst nach Verlauf einer Woche vernarbt. Im Walde am Aputi waren sie aber in solchen Massen, daß, wenn die Reisenden nur kurze Zeit in den von ihnen bevorzugten Büschen verweilten, ihre weißen Hosen ganz braun von lauter Garapates aussahen. Sie saugen sich besonders an den Zehen und Kniekehlen fest.

Reclus hat vier Sorten dieser abscheulichen Thiere kennen gelernt. Die „panchas“ oder „barberos“, von der Größe des Nagels am kleinen Finger, sind die bösartigsten, dafür aber auch am leichtesten zu finden. Am häufigsten kommen die braunen „joaleros“ vor; fast mikroskopisch sind die schwarzen „cureus“ und die hellrothen „coloradillos“; letztere sind so beweglich, daß man sie trotz ihrer Kleinheit sofort gewahr wird und mit einem Fingerdrucke ihren Wanderungen ein Ende machen kann. Gräßlich ist das Jucken und Kratzen, welches sie dem von zwölfstündiger Arbeit ermüdeten Reisenden in seiner Hängematte verursachen; er mag noch so große Willenskraft besitzen, er bringt es nicht über sich, still zu liegen, sondern kratzt und schabt sich mit seinen Nägeln blutig. Das einzige Mittel etwas Ruhe zu bekommen ist, sich mit Spiritus zu bestreichen, in welchem man Tabak hat weichen lassen.

Am 28. war Lacharme bereits 10 Stunden weit voraus und hatte einen ziemlich hohen Kamm mit weiter Aussicht erreicht, den er abholzen ließ. Nun erblickte man in der Ferne die blaue Cordillere, weiter vorn eine tiefe Einsenkung, welche fast genau in der von Reclus eingeschlagenen Richtung bis zu den Bergen verlief, und in einer Entfernung von etwa 10 km einen sehr niedrigen Paß, welcher dieses Thal

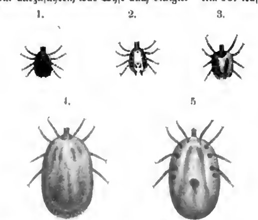


Horizontale Lage in der Hängematte.

abschloß; diese Entdeckung gab ihnen neuen Muth, und sie modificirten danach ihren Plan. Am nächsten Tage überschritten sie den Cubibele, einen reizenden Bach zwischen wilden Bananen, an dessen Ufer ein wunderbar kühler Platz zum Lager hergerichtet wurde. Indessen wurde hier die Plage der garapates so groß, daß Reclus sich schließlich nur mit der größten Mühe bis zum Rio Tesca, 6 km vom Cubibele entfernt, schleppen konnte und am 7. März gezwungen war, in seiner Hängematte zu bleiben und M. Lacharme die Arbeit allein fortsetzen zu lassen. Der Plan, noch vor Eintritt der Regenzeit den Atlantischen Ocean zu erreichen, mußte aufgegeben werden.

Durch seinen Krankenwärter Merced ließ Reclus zunächst eine von garapates freie Stelle aufsuchen und dorthin sein Lager verlegen. Sie lag am Ufer des Rio und war von wilden Bananen beschattet; ein Stuhl stand da und ein Tisch, wie in einem Arbeitszimmer, unter einem Rancho war die Hängematte so aufgehängt, daß der Kranke fast wie in einem Bette liegen konnte, und dicht dabei plätscherte der hier ziemlich stark strömende Tesca über Kiesel hinweg. Seine Zeit benutzte er, seine früheren Beobachtungen sowie diejenigen, deren Elemente ihm Lacharme alle zwei Tage zuschickte, zu berechnen. Letzterer war jetzt in eine so rauhe und schluchtenreiche Gegend gelangt, daß seine treuen „monterianos“ sich zu beklagen anfingen. Bei seinen Arbeiten empfing Reclus allerlei Besuche, angenehme und lästige: riesige, mit einem grauen, seidenartigen Flaume bedeckte, orangegelb gefleckte oder ganz schwarze Spinnen, mata-tigre genannt, deren Biß tödtlich sein soll; große Schmetterlinge mit schwarzen, himmelblau schillernden Flügeln, Rüsselkäfer, deren Rüssel oft länger war, als ihr ganzer übriger Körper; Hymenopteren von jeder Größe und Farbe; mächtige schwarze Ameisen, deren Biß Arm oder Bein zwei volle Stunden lang lähmt. Aber auch Kolibris kamen herbei und saßen lange auf einem und demselben Blatte, um die Bewegungen des fremden Gastes zu beobachten; prächtige Tukane nisteten auf einem nahen Baume; flammend rothe Spechte hämmerten an den weißstämmigen Algarobes herum, und Eidechsen von allerhand Arten machten sich dort zu schaffen.

Am 12. März sandte Lieutenant Wyse, welcher nach dem Bergknoten Pirri gereist war, um die alten Goldminen von Cana aufzufinden, einen Boten, um Nachricht von Reclus zu erhalten. Dieser schlug ihm vor, die trocha aufzugeben und dafür im Thale des Rio Chico ein Nivellement auszuführen, was Wyse auch billigte. Am 15. traf er



Garapates. 1. Männchen von oben. 2. Männchen von unten. 3. Weibchen. 4. Weibchen nach dem Saugen, von oben. 5. Weibchen nach dem Saugen, von unten.

selbst ein, und da sich Reclus wohler fühlte, so konnte er ihn drei Tage lang auf einer Tour den Rio Chico aufwärts bis zur Mündung des Porcona begleiten; dort stießen sie auf Lacharme und dessen Leute, die seit 24 Stunden nichts gegessen hatten und vollständig erschöpft waren. Vom 15. bis 18. März operirten sie beständig im Flusse selbst, dessen Wasser ihnen mitunter bis über die Hüften ging. In Folge dessen verschlimmerten sich die Wunden an Reclus' Beinen und er mußte nach Pinogana zurückkehren. Wyse und Lacharme legten nun eine andere trocha fast der Cordillere parallel an und erhielten so die Höhe des Thalwegs verschiedener Nebenflüsse des Rio Chico und Rio Tupisa; letztern selbst erreichten sie am 28. März in einer Höhe von nur 31 m und in einer Entfernung von 18 Meilen von der Bai Gandi des Atlantischen Oceans. Diese geringe Höhe schien eine günstige Lösung des Problems zu versprechen; allein inzwischen war die Regenzeit herangekommen, und obendrein trat dieselbe diesmal früher ein als gewöhnlich, so daß es nutzlos gewesen wäre, die Erforschung dieses Thales und einen neuen Durchhau bis zum Ocean erst noch zu beginnen. Fast das gesammte Personal der Expedition, selbst Lacharme, der alte Waldläufer, erklärte sich durch die gehabten Anstrengungen für erschöpft. Dennoch unternahm Wyse noch vor der Rückreise die Erforschung des Rio Tuquesa,

des dritten von den großen linken Zuflüssen des Chucunaque, fand aber, daß dessen Thal viel weniger günstig sei, als diejenigen des Tupisa und Tiati. Gleichzeitig damit wurde der Tupisa bis zu dem Punkte, wo ihn der Durchhau traf, von Sosa, Ingenieur des Staates Panama, Musso und Reclus, der inzwischen sich etwas erholt hatte, vermessen und nivellirt, was bis zum 11. April dauerte. Dadurch wurden die beiden Linien, welche man näher studirt hatte, mit einander verbunden und die Höhe und Lage aller beobachteten Punkte genau fixirt.

Schon vorher war die Station in Pinogana aufgegeben, der überflüssige Proviant vertheilt und den Einwohnern



Reclus' Arbeitsplatz.

kleine Geschenke gemacht worden. Alle Dorfkinder hatten ein Exemplar des berüchtigten „Cri-cri“ und freuten sich dieser „Musik“, wie die Straßenjungen von Paris oder Berlin. Am 13. reiste Reclus nach Panama, und am 21. schiffte sich die ganze Mission auf dem Packetboote „La Martinique“ nach Europa ein. Aber nur wenige Tage, ehe sie es erreichte, hatte sie den Schmerz, eines ihrer Mitglieder, den jungen Guido Musso, an Dysenterie zu verlieren.

Die Verbreitung der Albinos.

Von **Richard Andree.**

In einem Buche, „Die Arier“, welches 1878 in Jena erschien, hat Th. Poesche die sehr gewagte Ansicht aufgestellt, daß die Arier, worunter er die blonden dolichokephalen Völker der ehemaligen kaukasischen Rasse versteht, aus Albinos hervorgegangen seien, die etwa in den Rokitnosümpfen am Pripet ausbleichten. Die aktivste und tüchtigste aller Rassen erhielt also zu Urvätern ein pathologisches Produkt, schwächliche, schlecht sehende Menschen, die genug zu thun haben, um ihre individuelle Erhaltung zu besorgen und schwerlich eine tüchtige Rasse herausgebildet haben werden. Durch diese wunderliche Aufstellung ist die Aufmerksamkeit wieder mehr auf die Albinos gelenkt worden, von denen bekannt ist, daß sie nicht bloß unter den Europäern, sondern auch unter anderen Völkern vorkommen. Eine Zusammenstellung darüber, wie ich sie im Nachstehenden versuche, mag daher von Interesse sein; sie wird auch

gewiß die Meinung befestigen helfen, daß derartige krankhafte Ausnahmegeschöpfe nicht zur Bildung einer Rasse geeignet erscheinen.

Südsee. Ein kleiner Albino auf der Fidschi-Insel Kandavu, den Dr. Buchner sah, hatte rosenfarbige Haut, blonde Haare, bläuliche Augen mit entzündeten Lidern und skrophulös gedunsene Lippen. Seine Kameraden nannten ihn Papalang lailai = kleiner Europäer [1]).

„Auf den Neu-Hebriden sind mehrfach Albinos, männliche und weibliche, meistens mit krankhaften rothen Augen" gefunden worden [2]).

Bei den Melanesiern des Neu-Britannia-Archipels wies v. Schleinitz Albinos mit fleischfarbener Haut, gelbröthlichem Haar und hellen Augen nach [3]). Es sind wohl dieselben Albino von Neu-Irland, die Strauch als von ziemlich heller schmutzig-weißer Hautfarbe und bläulicher Iris schildert. Die Farbe des Haares schien hellröthlich zu sein, doch läßt sich darüber nichts Bestimmtes angeben, da dasselbe durch Färben verändert sein kann [4]). Daran schließen wir, was der französische Schiffsarzt V. de Rochas über die Albinos von Neu-Caledonien bemerkt. Er sah dort fünf Fälle, von denen einer eine Frau betraf. Diese Leute waren nicht gänzlich farblos; ihre Haare erschienen flachsfarben und feiner als diejenigen normaler Individuen. Die Iris war schön blau. Die Haut ist von weißer Färbung und mit Flecken wie Sommersprossen bedeckt. Oft, doch nicht immer, zeigen diese Individuen eine Art Ichthyosis. Diese Albinos können vortrefflich sehen und ertragen das Sonnenlicht sehr gut; sie stehen in Bezug auf Intelligenz hinter ihren Landsleuten nicht zurück und die von ihnen erzeugten Kinder sind normal schwarz [5]). Danach handelt es sich hier wohl um einen niedern Grad von Albinismus und ähnlich ist wohl der folgende Fall zu beurtheilen, den A. B. Meyer im Arfak-Gebirge (N.-W. Neu-Guinea) sah. Er betraf ein sechszehnjähriges gut gewachsenes und ausgebildetes Mädchen. Die Haut war rosa weiß, wie die einer Europäerin, aber mit vielen hellgelben Pigmentflecken (Sommersprossen) behaftet. Die Haare röthlich blond, die Iris blau und starker Nystagmus vorhanden. Sie beugte nach Art der Albinos den Kopf stets herunter und beschattete die Augen. Es machte auf Meyer einen durchaus eigenthümlichen und nicht angenehmen Eindruck, ein junges ausgewachsenes Mädchen mit der Farbe der Europäerin ganz nackt, nur die Schamtheile eben bedeckt, umherlaufen zu sehen. Die vollbusige Schöne war in der Blüte ihrer Jugend und stark umworben von Freiern, hatte aber bis dahin alle Anerbietungen ausgeschlagen; man schien den starken Kontrast ihrer Hautfärbung mit der eigenen zu lieben und sie mit keinerlei Abneigung zu betrachten [6]).

Meyer fügt hinzu, daß der Vater des Mädchens ein echter Arfak-Papua war, der noch einen Albino-Sohn hatte. „Es dürften diese Fälle von Albinismus in dem Heirathen innerhalb der Familie oder des engern Stammes ihren Grund haben, jedenfalls sind sie selten, denn nirgendwo auf Neu-Guinea sah ich welche."

1) M. Büchner, Reise durch den Stillen Ocean. Breslau 1878, 306.
2) M. Eckardt, Der Archipel der Neu-Hebriden. Hamburg 1877, 14.
3) Zeitschrift der Ges. für Erdkunde zu Berlin 1877, 249.
4) Zeitschrift für Ethnologie 1877, 93.
5) Bull. Soc. d'Anthropol. I, 402 (1860); II, 49 (1861).
6) A. B. Meyer, Anthropol. Mittheil. über die Papuas von Neu-Guinea. Wien 1874 (Separatabdruck aus Mittheil. Anthropol. Ges.), 15.

Unter den Papuas der Ostspitze Neu-Guineas sah Stone Albinos „mit Hautfarbe so weiß wie Europäer" [1]).

Unter den Motu, wie es scheint einem polynesischen (nicht Papua-) Stamme an der Ostspitze Neu-Guineas, fand W. J. Turner zwei Albinos, einen Mann und einen Knaben. Es waren typische Exemplare mit hellem Haar, blöden Augen und schwärenbedeckter Haut. Sie waren wie die übrigen Eingeborenen nackt und zeigten einen seltsamen Gegensatz zu ihren kupferbraunen Genossen [2]).

Auf Tahiti wies zuerst Cook Albinos nach. Er schreibt darüber: „Während unserm Aufenthalte in dieser Insel sahen wir ohngefähr fünf oder sechs Personen, deren Haut todtenfarbig und so weiß war, als bei Pferden die Nase eines Schimmels ist; ihre Haare, der Bart, die Augenbrauen und Augenlider, alles war weiß; die Augen selbst aber roth und schwach, so daß diese Leute alle sehr kurzsichtig sind. Ihre Haut war schuppig und mit einer Art weißer Milchhaare bedeckt. Wir fanden aber, daß niemals zwo von diesen Personen zu einer und eben derselben Familie gehörten, und schlossen daraus, daß sie nicht eine eigene besondere Art von Menschen, sondern nur unglückliche einzelne Personen waren, deren äußerlicher Unterschied von anderen die Würkung einer Krankheit sein muß" [3]).

Asien. Unter den malayischen Völkern fehlen die Albinos keineswegs. A. B. Meyer traf öfter solche unter den Alfuren der Minahassa in Nordcelebes [4]).

Albinos mit rothem Haare, weißer Körperfarbe und rothen Augen sind häufig auf der Insel Nias bei Sumatra. Man glaubt, daß der Teufel sie mit Erdenweibern erzeugt habe und nennt sie darum auch Teufelskinder (Onom-Bela). Sie sind der Spielball für Jung und Alt und müssen um eine Frau zu bekommen, mehr als andere dafür bezahlen. Eine Albino wird dagegen nie zur Frau begehrt [5]).

Der französische Missionar Hugon sah unter den Bahnars, einem „wilden" Stamme im Innern Cochinchinas, einen Albino. Dieser hatte weiße Haare und weißlich-rosige Haut. Die Iris hat der Pater nicht geprüft. Der Mann schämte sich seiner Anomalie, zeigte sich wenig, wurde aber nicht schlecht behandelt und auch nicht abergläubig betrachtet [6]).

Die Hindu-Albinos hat Dubois folgendermaßen beschrieben: „Es ist nichts Seltenes unter den Hindus eine Klasse von Menschen zu finden, die mit einer viel weißern Haut geboren worden sind, als die der Europäer. Doch kann man leicht bemerken, daß dieses keine natürliche Farbe ist, weil ihr Haar ebenso weiß ist, als ihre Haut; und in der Regel ist ihr ganzes Aussehen unnatürlich. Sie haben die Eigenthümlichkeit, daß sie das helle Tageslicht nicht ertragen können. So lange die Sonne scheint, können sie keinen Gegenstand mit Festigkeit ansehen und während dieser ganzen Zeit halten sie ihre Augenlider geschlossen, so daß dadurch offenbar alles Sehen gehindert wird. Dagegen haben sie die Fähigkeit fast jeden Gegenstand im Dunkeln zu sehen. Von den Europäern in Indien werden diese Individuen Tschakrelas genannt. Von den Hindus werden sie mit Abschen betrachtet und ihre Körper wie die von Personen, welche an Hautkrankheiten leiden, auf einen Düngerhaufen geworfen oder wilden Thieren zur Beute gelassen" [7]).

1) Journ. Roy. Geogr. Soc. 1876, 45.
2) Journ. Anthropol. Instit. VII, 474.
3) J. J. Hawkesworth, Geschichte der neuesten Reisen um die Welt. Deutsch. Berlin 1775, III, 485.
4) Anthropol. Mittheil. über die Papuas. Wien 1874, 16.
5) v. Rosenberg, Der Malayische Archipel. Leipzig 1878, 145, 155.
6) Revue d'Anthropologie 1878, 632.
7) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts I, 269.

Amerika. Ueber die Albinos oder Blafards von Darien schreibt Wafer: „Diese Personen sind weiß und kommen unter beiden Geschlechtern vor, doch sind ihrer nur wenige im Vergleiche mit den kupferfarbigen, etwa nur eine auf 200 oder 300. Sie unterscheiden sich von den übrigen Individuen vorzüglich in der Farbe, wiewohl nicht hierin allein. Ihre Haut ist nicht von einem solchen Weiß, wie die bei sehr weißen Europäern, die einen röthlichen Teint oder eine sanguinische Complexion haben; auch gleicht sie nicht derjenigen der Blasseren unter uns, sondern ist vielmehr milchweiß, heller als die Farbe irgend eines Europäers und der eines weißen Pferdes sehr ähnlich.

„Eine fernere Merkwürdigkeit an ihnen ist, daß ein zarter, kurzer milchweißer Flaum ihren ganzen Körper mehr oder weniger bedeckt. Doch steht dieser Flaum nicht so dicht, vorzüglich an den Wangen und der Stirn, daß nicht die Haut deutlich darunter vorsähe. Ihre Augenbrauen sind gleichfalls milchweiß, ihr Kopfhaar ist ebenso gefärbt und durchaus sehr zart, gegen sechs oder acht Zoll lang und leicht gelockt.

„Sie sind nicht so dick, als die übrigen Indianer und ihre Augenlider schließen und öffnen sich in einem Oblongum, dessen Ecken nach abwärts stehen, so daß sie einen Bogen oder Halbmond bilden, mit den Spitzen nach unten. Deswegen, weil sie in einer Nacht mit Mondschein sehr deutlich sehen, pflegten wir sie Mondäugige zu nennen. Denn sie sehen beim Sonnenschein nicht gut, indem sie am hellsten Tage halbblind sind. Ihre Augen sind schwach und laufen voll Wasser, wenn die Sonne auf sie scheint, so daß sie beim Tage es vermeiden auszugehen, außer wenn es ein wolkiger dunkler Tag ist. Ueberdies sind sie mit den anderen verglichen schwächlich und nicht sehr geschickt zum Jagen und anderen anstrengenden Beschäftigungen, auch haben sie keine sehr große Freude an dergleichen. Aber wiewohl sie am Tage so unbeholfen und träge sind, sind sie doch, wenn Mondscheinnächte kommen, voller Leben und Thätigkeit, rennen in den Wäldern herum und springen umher wie wilde Böcke; sie laufen beim Mondlicht, selbst im Dunkel und Schatten der Wälder, ebenso schnell als die anderen Indianer bei Tag; denn sie sind ebenso behend als diese, jedoch nicht ebenso stark und frisch. Die kupferfarbigen Indianer scheinen sie nicht ebenso hoch zu stellen als die von ihrer eigenen Complexion, indem sie dieselben für monströse Wesen ansehen. Sie bilden keine besondere Rasse für sich, sondern es wird dann und wann einer von kupferfarbigen Eltern geboren; ich sah welche von dieser Gattung, die jünger als ein Jahr waren" [1].

Neuerdings bestätigt Dr. Cullen das Vorkommen von Albinos auf dem Isthmus von Darien. Auf Pedron-Island bei Cap San Blas sah er drei Kinder von denselben Eltern stammend und unter jenen zwei Albinos. Sie hatten sehr weiße Haut, weißes Haar und weiße Augenwimpern, litten an mangelhafter Sehkraft und hatten kein Pigment in den Augen. Einen Augenblick der Sonne ausgesetzt röthete sich ihre Haut und wurde so schmerzhaft, daß sie genöthigt waren in ihre Hütte zurückzulaufen [2].

Daß unter den brasilianischen Indianern Albinos vorkommen erwähnt v. Martius [3]; daß sie äußerst selten unter den Coroados am Rio Xipoto in Brasilien seien, bemerken v. Spix und v. Martius [4]) und unter den Pueblo-Indianern Neu-Mexikos sind sie von verschiedenen Beobachtern geschildert worden, als weiße Leute mit hellem Haar und blauen oder röthlichen Augen [1].

Afrika. Die abnorme Stellung, welche Albinos unter den Negern einnehmen, erkennt man aus der Schilderung, welche Bastian giebt, als er einen solchen „Dondo" bei Quinsembo in Kongo antraf: „Solcher werden vielfach von den Fürsten, besonders an der Küste, gehalten, als ein ihnen Einfluß über die Europäer gewährender Fetisch. Ueberall haben sie das Recht, sich zuzueignen, was ihnen beliebt, und der Eigenthümer, weit entfernt Einspruch zu erheben, fühlt sich dadurch ebenso geehrt, wie der fromme Hindu, wenn ihm Siwas Ochse auf dem Markte von Benares seine Körbe ausfrißt. Auch in Loango wird diese Menschenklasse selbst mehr als die Gangas geachtet und die Haare derselben werden theuer als Reliquien verkauft" [2].

Auf Fernando Po sah Güßfeldt einen Albinoknaben, „der doppelt abstoßend erschien, weil er völlig unbekleidet war und unter ganz hübschen schwarzen Wäscherinnen umherspielte. Der gelblich-weiße, schmutzige Teint, das fast ebenso erscheinende Wollhaar, die gekniffenen, krankhaften Augen ließen dieses von schwarzen Eltern abstammende Wesen wie einen Aussätzigen erscheinen" [3].

Eine Kaffernalbino, ein 16 jähriges von normalen Eltern abstammendes Mädchen, beschrieb Burchell. Die Farbe ihrer Haut war die der hellsten Europäerin oder vielmehr, sagt er, sie war mehr blaßroth und weißer. Ihr Haar hatte dieselbe wollige Natur, wie das ihrer Landsmänninnen, aber es war von besonders blasser Farbe und näherte sich sehr dem Hellblonden. Ihre Züge jedoch waren die einer reinen Kafferin [4].

Dem französischen Reisenden Mollien wurde zu Puku bei Timbo in der Nähe der Senegalquellen ein Albinomädchen vorgeführt, welches er folgendermaßen schildert: Sie hatte weder Augenbrauen noch Augenwimpern und schien daher von den Sonnenstrahlen besonders viel zu leiden; ihre Hautfarbe war kreideweiß, ihr Haar sowie ihre Physiognomie dagegen negerartig; sie hatte einen sehr langsamen Gang; überhaupt verkündigte ihr ganzes Aeußere ein schwaches, leidendes Wesen, daher ich nicht wenig erstaunt war zu hören, daß die Neger dergleichen Mädchen heirathen und daß diese keineswegs unfruchtbar zu sein pflegen. Man versicherte mich, daß wenn sie mit Männern von ihrer Farbe in eine eheliche Verbindung träten, die darin erzeugten Kinder ebenfalls weiß wären. Der Anblick des unglücklichen Geschöpfes, welches man mir vorstellte, erregte bei mir ein Gefühl des Mitleids, welches die Zuschauer für Abscheu hielten. „Wenn Du," sagte einer dieser Neger, „für Wesen Deiner Art Abscheu empfindest, so darfst Du Dich auch nicht wundern, wenn Deine Farbe uns mißfällt" [5].

In Brasilien werden die dort häufig vorkommenden Neger-Albinos „Assas" genannt. v. Tschudi sah ein zwölf- bis vierzehnjähriges derartiges Mädchen mit gelblich-weißem Wollhaare und käseweißer Hautfarbe. Die Bindehaut der Augen war nicht geröthet, sondern hatte den bei den Negern gewöhnlichen etwas gelblichen Teint. Die Pupille war stark erweitert, aber das Mädchen versicherte nicht an Lichtscheu zu leiden [6].

---

[1]) Wafer's Account of the Isthmus of Darien 1699 citirt in Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts I, 267.
[2]) Transact. Ethnol. Soc. New Series IV, 266.
[3]) Zur Ethnographie Amerikas, 633.
[4]) Reise in Brasilien I, 376.

[1]) H. H. Bancroft, The native Races of the Pacific States I, 350.
[2]) A. Bastian, Ein Besuch in San Salvador, 34.
[3]) Die Loango-Expedition. Leipzig 1879, I, 27.
[4]) Prichard, Naturgeschichte des Menschengeschlechts, I, 278.
[5]) G. Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Weimar 1820, 279.
[6]) J. J. v. Tschudi, Reise durch Südamerika, III, 93.

Der König von Aschanti hielt sich im Beginne unseres Jahrhunderts „beinahe 100 Neger von verschiedenen Farben, durch alle Schattirungen von dunkel- und blaßroth bis zu weiß. Sie wurden von Staatswegen gehalten, waren aber fast immer ekelhafte, kranke ausgemergelte Geschöpfe. Wenn sie gingen, so schlotterte ihre Haut gewöhnlich und ihre Augen blinzelten im Lichte, als könnten sie es nicht ertragen" [1]).

An der Mündung des Kalabarflusses in Westafrika liegt Parrot Island, wo die Einwohner von Duketown einen brutalen abergläubig-religiösen Brauch vollführen. Wenn nämlich wenig europäische Handelsschiffe vorhanden sind oder ganz fehlen, so opfern sie auf dieser Insel ein Albinokind dem Gotte des Weißen Mannes, weil die Insel in dem Meere liegt, über welches die Europäer zu ihnen kommen [2]).

In Unyoro in Centralafrika ist nach Dr. Schnitzler das Vorkommen von Albinos, die von schwarzen Eltern stammen, durchaus nicht selten. „Doch ist von ihrem Zusammenhange mit Heirathen unter Blutsverwandten keinerlei Rede; Brüder heirathen in Unyoro ihre Schwestern ohne Albinos zu zeugen. Letztere selbst gelten als Unglücksbringer und sind nicht als vollbürtig anerkannt" [3]).

Eine Anzahl interessanter Fälle von Albinismus beobachtete an der äquatorialen Westküste Afrikas der französische Marinearzt Dr. Louis Vincent. Der vollständige Albinismus, sagt er, sei ziemlich häufig an der Westküste; wenn die Fälle jedoch nur verhältnißmäßig selten bekannt würden, so läge dies daran, daß jene Fetischanbeter die Geburt eines Albinokindes für unheilvoll hielten und dasselbe unweigerlich tödteten. „Die vier Fälle, über welche ich berichte, sind Kinder derselben Familie und es ist nur den Rathschlägen sowie der sorgfältigen Aufsicht der Missionäre zu verdanken, daß sie dem traurigen Loose, welches ihrer wartete, entschlüpfen konnten. Vater und Mutter gehören zum Stamme der Bengas, welche meist Fischer sind, die am Cap Esteiras leben, welches den südlichen Vorsprung der Bai von Corisco bildet, nicht fern von der Clara-Spitze, welche im Norden das Aestuarium des Gabon begrenzt.

„Eine genaue Untersuchung der Eltern zeigte mir bei ihnen keine Spur von Albinismus. Ihre Haut ist völlig und gleichmäßig schwarz, entsprechend den Nummern 41 und 42 der Farbenskala der Société d'Anthropologie. Der Vater, Etienne Mabouga, ist 35 bis 38 Jahre alt, die Mutter 30 bis 32. Der Gesichtswinkel des Mannes ist 76 Grad; seine Physiognomie intelligent; seine wolligen Haare sind sehr schwarz; seine Backen mit einem schwarzen Barte umrahmt. Die Mutter ist gut gewachsen, ihr Becken normal. Sie hat zehn Kinder gehabt, die alle in normaler Zeit und in folgender Ordnung geboren sind:

1. Schwangerschaft:	ein lebender Albinoknabe.
2. „	schwarze Zwillingsmädchen; todt.
3. „	lebendes Albinomädchen.
4. „	todtes schwarzes Mädchen.
5. „	lebendes schwarzes Mädchen.
6. „	lebendes Albinomädchen.
7. „	lebendes schwarzes Mädchen.
8. „	todtes schwarzes Mädchen.
9. „	lebender Albinoknabe.

Die Abwechselung ist hier auffallend; betrachtet man die Tabelle, so findet man, daß jeder Albino von dem andern durch zwei schwarze Mädchen getrennt ist und daß das erste und letzte Kind Albinos sind. Ich habe die sechs lebenden Kinder untersucht, von denen zwei normal schwarz und ohne besondere Abzeichen und vier vollständige Albinos sind.

„Paul Mabouga, das älteste dieser Kinder, ist 1856 geboren und steht jetzt (1872) in seinem sechszehnten Jahre. Er ist in der katholischen Mission erzogen, kann lesen und schreiben, spricht leidlich französisch und steht in Bezug auf Intelligenz keineswegs den übrigen Gabonesen nach. Sein Gesichtswinkel ist 76 Grad, wie der seines Vaters. Sein Schädel ist ausgesprochen dolichokephal; seine Kiefern zeigen starken Prognathismus; seine Lippen sind dick und groß, die Nase dick und abgeplattet. Die kurzen Haare sind wollig und von schwefelgelber Farbe. Augenbrauen und Wimpern sind wenig entwickelt und zeigen dieselbe Farbe. Die Haut bei allen diesen Albinos ist rosenfarbig; aber statt glatt und gleichmäßig wie bei den Europäern zu sein, ist sie runzlig und voller kleiner Sprünge am ganzen Körper, ja sie zeigt sogar Schuppen wie bei Psoriasis oder Ichthyosis. Ihre Augen enthalten nur wenig oder keinen Farbstoff, denn die Membranen der Iris haben eine blaurosige (bleue rosée) Farbe und die Pupillen sind rubinroth. Das in dieser äquatorialen Gegend so blendende Sonnenlicht stört sie ungemein und ist die Ursache, daß sie am Tage schlecht gehen und nur mit gesenktem Kopfe. Oft sieht man sie den Unterarm oder die Hand über die Augen halten, welche stark thränen."

„Ich habe oft Fälle von partiellem Albinismus bei Gabonesen, Pahuins, Bulus und den Krunen beobachtet; allein alle diese Leute zeigten nur größere oder kleinere Partien des Körpers entfärbt, und niemals die ganze Hautoberfläche. Diese Albinos müssen daher der Kategorie der scheckigen Neger zugewiesen werden" [1]).

[1]) Bowdich, Mission nach Aschantee. Weimar 1829, 391.
[2]) Th. Hutchinson, Impressions of Western Africa. London 1858, 112.
[3]) Emin Bey (Schnitzler) in Petermann's Mitthl. 1879, 220.

[1]) Bulletins de la société d'Anthropologie 1872, p. 516.

Škodra, das Herz Oberalbaniens.

Von Spiridion Gopčević.

Von den beiden Scutari ist Scutari in Anatolien (türk. Ueschküdür) unbedingt das größere und schönere, aber von Scutari in Albanien (türk. Iskenderjé) wird es an Berühmtheit und Interessantheit übertroffen. Besonders als Sitz der nordalbanesischen Liga ist letzteres neuerdings auch dem großen Publikum bekannt geworden. Die Serben nennen die Stadt Skadar, ihr eigentlicher albanesischer Name ist jedoch Škodra (Schkodra).

Wenn man sich ihr von Süden nähert, präsentirt sich das Kastell von seiner malerischesten Seite; es verdeckt jedoch

die eigentliche Stadt, so daß man bloß die beiden Vorstädte Bacelek (Batschelek) und Tabali sowie das Ende des Bazars gewahrt. Kommt man auf der Straße von Antivari heran, so kann man zwar den Bazar und die Südseite des Kastells, jenseits der Bojana auch Bačelek erblicken, aber die Stadt selbst bleibt noch immer unserm Auge verborgen. Hat man sich in Rijeka oder Vir eingeschifft und segelt über den See in die Bojana, um Škodra zu Wasser zu erreichen, so ist man auch nicht besser daran; man hat den ganzen Bazar vor sich, dessen Hintergrund der „Tepé" (Hügel) bildet; rechts zeigt sich die Rückseite des Kastells, aber die Stadt bleibt noch immer unsichtbar. Aber auch, wenn man von Norden kommt, ist man sehr enttäuscht. Škodra liegt nämlich in der Ebene, die Häuser sind theilweise hinter Bäumen versteckt und so kommt es, daß man auf den ersten Anblick glauben konnte, ein rumänisches Dorf vor sich zu haben.

Um ein übersichtliches und genaues Bild der ganzen Stadt zu erlangen, empfiehlt es sich daher, entweder das Kastell, oder den Tepé, oder, wenn der Vali dies nicht gestatten sollte, den Taraboš (Tarabosch) zu besteigen. Auch vom Gipfel des gegen 20 Kilometer weit entfernten Maranaj [1]) kann man mit Hülfe eines guten Fernrohres einen schönen Ueberblick gewinnen, doch ist eine so mühselige Besteigung (ich verwandte $19^{1}/_{2}$ Stunden darauf) nicht Jedermanns Sache. Wählen wir daher das Kastell zu unserm Observatorium. Als ich Scutari zum ersten Male betrat, brauchte ich nicht weniger als drei Viertelstunden, um von der Kiri-Brücke durch den Bazar und die Stadt in mein Quartier zu gelangen; was war natürlicher, als daß ich von der Größe der Stadt eine hohe Meinung bekam und Hecquard's Angabe, Škodra besitze gegen 40 000 Einwohner, noch für zu niedrig gegriffen hielt. Erst als ich vom Tepé aus die ganze Stadt mit allen ihren Quartieren zu meinen Füßen liegen sah, gewann ich die Ueberzeugung, daß die Stärke ihrer Bevölkerung die Ziffer von 25 000 Seelen schwerlich übersteige. In der That gab man mir die Zahl der Häuser auf 3500 an, davon 2500 mohammedanische mit 16 000 Einwohnern, 900 katholische mit 7500 und 120 griechische mit 900 Seelen. Dazu noch etwa 100 Zigeuner gerechnet, würde sich also die Einwohnerzahl auf 24 500 stellen.

Von dem Kastell aus gesehen giebt uns Stadt und Umgebung eine herrliche Augenweide. Blicken wir nach Norden, so liegt die Stadt zu unseren Füßen. Aus frischem Grün tauchen unzählige rothe Dächer hervor, aber nicht schön aneinandergereiht, sondern zerstreut, gleich wie in den meisten Dörfern des Orients. Bloß die Hauptstraßen sind regelrecht gebaut; alle Seitengassen werden größtentheils durch Mauern gebildet, welche Gärten einschließen, in deren Mitte sich das eigentliche Wohnhaus erhebt. Die Eifersucht der Mohammedaner wie der Katholiken ist nämlich nicht geringer als jene der Türken, und so kommt es, daß die meisten in dem Abschließen und Isoliren des Hauses ein Mittel gegen nachbarliche Neugierde suchen.

Die Häuser der Stadt sind in einer weiten Fläche zerstreut und verlieren sich in der Mitte der Ebene. Vom See ist die Stadt zwei Kilometer weit entfernt. Einzelne Minarete ragen aus der Masse hervor, doch sind sie gleich den Moscheen ziemlich unbedeutend. Gegen Nordosten zu fesselt ein stattliches Gebäude unsere Blicke; es ist vielleicht das größte, jedenfalls aber schönste der Stadt — die katholische Kathedrale, welche angeblich 2500 Personen fassen kann. In der Ferne erheben sich die Berge des Malissorengebietes, besonders der imposante Maranaj und der Cukali (Zukali).

Gegen Nordwesten schweift das Auge über die unabsehbare fruchtbare Ebene — im Norden Bajea (Baiza), im Süden Pašča Stoj (Paschtscha Stoj) genannt — sowie über den bläulich schimmernden See. Im Westen hemmt der steil ansteigende und das Kastell überragende 572 m hohe Taraboš (Tarabosch) den Blick auf Antivari, das dort hinter dem Rumija-Gebirge liegt. An seinem Fuße, dicht unter uns, gewahren wir die neue, sehr lange, hölzerne Jochbrücke, welche die Bojana überbrückt, und an deren jenseitigem Ende die griechische Kapelle San Rocco nebst einigen Häusern steht. Die Bojana macht nördlich derselben eine rechtwinklige Biegung und entzieht sich dadurch unseren Blicken.

Am Fuße des Rosafa (so heißt der Berg, welcher das Kastell trägt) und um denselben herum zieht sich der beträchtliche Bazar. Er beginnt dicht an der Mündung des Kiri in die Bojana und zieht sich dann zwischen dem Rosafa und einem kleinen Bache nach Norden, bis er sich in die Stadt verliert.

Wenn wir uns jetzt nach Süden wenden, wechselt die Scenerie. Die Bojana schlängelt sich silberglitzernd zwischen Büschen und Bäumen um die Abfälle des Taraboš (Tarabosch) und verliert sich in der Ferne. Nach Aufnahme des Kiri (und des in diesen mündenden Drinazi [z = weiches s]) bildet sie einen riesigen Sumpf mit kleinen Inseln. Die vielen Fischereien haben diese Versumpfung bewirkt und nur ein erfahrener Steuermann kann es wagen, sein Fahrzeug durch die Kanäle zu führen.

Jenseits der Kiri-Brücke liegt die Vorstadt Bacelek (Batschelek), ein so elendes schmutziges Nest, daß die Straßen eines ungarischen Pußta-Dorfes dagegen noch in holländischer Reinheit erscheinen. Als ich nach der Regenzeit durch die Hauptstraße ritt, versank mein Pferd bis an die Knie im Koth. Unberittene hätten nur dann an das Passiren denken können, wenn sie gute Schwimmer waren.

Ueber Bačelek (Batschelek) hinaus erfreut sich das Auge an dem frischen Grün der Ebene, in deren Mitte sich eine einsame Felsengruppe erhebt, der Malj Brdiz genannt (auf der österreichischen Karte ist irrthümlich das Dorf Brdica šiper [Brdiza schiper] mit diesem Namen bezeichnet). Gegen Südost zu taucht der Drinazi zwischen Wiesen, Feldern und Steinwüsten hervor. Bekanntlich hat der Drin im Winter 1858/1859 bei dem Dorfe Bade die Fesseln seines bisherigen Bettes gesprengt, sich über die Ebene ergossen und endlich im Winter 1860 bis 1861 sich ein neues Bett gegraben, wodurch der neue Arm bei der Vorstadt Tabali in den Kiri mündet. Der Drin hat dadurch viel von seinem Wasserreichthum verloren, doch war er im Mai 1880 noch immer tief genug, um mich zur Ueberfahrt in einem hohlen Baumstamme zu zwingen [1]). Im Juli dagegen war sein Bett in Folge der langen Hitze so weit trocken gelegt, daß ich es (an einer andern Stelle) mit dem Pferde durchwaten konnte.

Zwischen dem Kiri und dem Rosafa sowie dem dessen Fortsetzung bildenden Hügel liegt die interessante Vorstadt Tabali, und zwar an der Stelle, wo vormals (meiner Ueberzeugung nach) das venezianische Scutari gestanden, von dem ich später noch sprechen werde. Die Häuser stehen da mehr gedrängt beisammen und aus ihrer Mitte ragt eine schöne Moschee, deren Dach ganz jenen von Stambul gleicht.

Nach Nordost zu stoßen (wie schon erwähnt) mehrere

[1]) Vergl. „Eine Besteigung des Maranai in den albanesischen Alpen" „Globus" XXXVI, S. 231.

[1]) In zwei hohlen Baumstämmen waren wir unser sechs Personen und fünf Pferde. Dasselbe war beim Uebersetzen des Mat der Fall.

Hügel an das Kastell. Der Rosafa ist von dem nächsten — kurzweg „Tepé", d. i. Hügel, genannt — durch eine tiefe Einsattelung getrennt, welche mehrere Häuser enthält. Der Tepé dient den türkischen Truppen zum Lagerplatz, in dessen Mitte sich das große Zelt des Kommandanten bemerkbar macht. Der Tepé ist durch ein tiefes Thal, welches durch ein Stadtviertel ausgefüllt ist, vom nächsten etwas niedrigern Hügel getrennt und ebenso dieser von einem noch flachern, der sich schließlich in der Ebene verliert.

Damit haben wir den Anblick Škodras aus der Vogelperspektive skizzirt. Um die Stadt näher kennen zu lernen, wollen wir jetzt einen Spaziergang durch dieselbe unternehmen und, da wir uns schon auf dem Kastell befinden, mit diesem gleich den Anfang machen.

Ich hatte keine Gelegenheit die Mauern der Festung näher zu untersuchen, doch schließe ich aus verschiedenen Gründen, daß das Fundament derselben römischen Ursprunges ist, daß die über den Bauhorizont ragenden Untermauern aus der Zeit der serbischen Herrschaft stammen, die Form und der sonstige Ausbau venezianisch ist und die Türken bloß die viereckigen Thürme in Bastionen umgewandelt haben. Es erscheint unglaublich, daß der militärische Blick der Römer den Rosafa nicht zur Anlage der Akropolis auserſehen haben sollte.

Heute ist das Kastell ganz ohne militärischen Werth, d. h. gegen einen mit moderner Artillerie versehenen Gegner, denn der jenseits der Bojana liegende Taraboš (Tarabojch) beherrscht das Kastell und eine dasselbe überragende Bergnase jenes Gebirges erleichtert die Anlage einer Batterie. Von außen nimmt sich die Festung noch ganz stattlich aus, im Innern herrscht jedoch gräuliche Zerstörung. Bekanntlich sind die Türken so indolent, daß sie nicht direkt bedrohte Festungen unausgebessert lassen. Seit 1832 ist auch an dem Kastell Rosafa nichts renovirt worden. Dagegen hat 1874 der Blitz das Pulvermagazin in die Luft gesprengt und dieses die umliegenden Mauern und Gebäude mitgenommen. In Folge dessen ist das Kastell nur mehr als Ruine zu betrachten, welche höchstens genügt, die unruhige aber kanonenlose Stadtbevölkerung im Zaum zu halten. Daß diese auch wirklich vor der Ruine Respekt hat, konnte ich ersehen, als ich, meine ganze Beredtsamkeit aufbietend, die Liga zur Erstürmung des Kastells aufforderte. Obwohl ich die Wahrscheinlichkeit des Gelingens klar darlegte und mich erbot den Sturm selbst zu leiten, fehlte es dem Comité doch an der nöthigen Kourage. „Es befinden sich dreißig Kanonen oben!" meinte es bedenklich. (Wie mir ein türkischer Offizier gestand, sind jedoch höchstens fünfzehn Geschütze brauchbar.)

Der Haupteingang in das Kastell ist gegen den Tepé gerichtet. Oberhalb des Thores, zu welchem ein höchst beschwerlicher, gewundener Pfad führt, sieht man noch heute den Löwen von San Marco. Im Innern befindet sich der alte in Ruinen liegende Konak, den früher die Paschas bewohnten, eine Kaserne und die in eine Moschee umgewandelte ehemalige Garnisonkirche. Dort wo einstens das Pulvermagazin stand, ist ein riesiges durch die Explosion in die Erde gerissenes Loch sichtbar. Eine andere Kirche, resp. deren vier Wände, steht außerhalb des Kastells am Fuße des Rosafa unweit der Kiri-Brücke. Es war die Stadtkirche Madonna del Buono Consiglio (ein neuer Beweis für meine Vermuthung, daß die venezianische Stadt an der Stelle des heutigen Tabaki gelegen war), deren Bild sich in Rom befindet, wohin es der Sage nach bei der Besetzung der Stadt durch die Türken von Engeln gebracht worden ist. Hecquard erzählt auch von mehreren unterirdischen Räumen in Rosafa; doch konnte ich darüber nichts erfahren.

Der albanesischen Sage zufolge soll die Festung durch einen gewissen Rosa gegründet worden sein. Als der Nordthurm mehrmals einstürzte, rieth ein Greis, zur bessern Haltbarkeit eine Frau einzumauern. Rosa's Schwester Fa, welche die Arbeiten besichtigte, wurde denn auch ergriffen und eingemauert. Daher erhielt der Berg den Namen Rosa-fa.

Wenn wir das Kastell verlassen so führt uns der Weg in eine Hohlschlucht hinab, in welcher einer der Stadttheile Škodras liegt. Wenn ich nicht irre, heißt er Ajasma. Steigen wir auf der andern Seite wieder den Hügel hinan, so befinden wir uns auf dem Tepé, offenbar jenem von dem venezianischen Chronisten oft genannten Berge San Marco, welcher während der Belagerung von 1474 durch 8000 Montenegriner besetzt war, deren heldenmüthiger Widerstand damals die Stadt rettete und den Türken 7000 Mann kostete. Auf dem Tepé waren auch die türkischen Belagerungsbatterien aufgefahren, als sich Kara Mahmud gegen die kaiserliche Armee vertheidigte. Heute ist der Tepé nebst den anstoßenden Hügeln von den unter Zelten lagernden Truppen okkupirt. Einen erheiternden Eindruck macht es, die rund um die Hügel aufgestellten Wachposten unter riesigen in die Erde gepflanzten — Regenschirmen stehen zu sehen, wie solche sonst nur bei Hökerinnen gebräuchlich sind.

Zwischen dem Tepé und dem nächsten Hügel ist ebenfalls eine starke Einsattelung, welche das Stadtviertel Tepé enthält. Die Häuser desselben liegen ganz anmuthig im Thale, ziemlich dicht gedrängt und in nicht geringer Zahl. Auf dem Abfall des Tepé gegen den Kiri zu befindet sich die große Vorstadt Tabaki, welche ihrer Lage halber von der eigentlichen Stadt ziemlich abgeschlossen ist. Noch heute herrscht zwischen den Tabakinern und den Scutarioten eine große Abneigung; beide Theile kommen wenig in Berührung und früher war die Antipathie so stark, daß lange Jahre hindurch förmlicher Krieg zwischen beiden bestand, und Demarkationslinien gezogen wurden, welche die Gegenpartei nicht ungestraft überschreiten durfte.

Meine Gründe für die Behauptung, das venezianische Scutari sei nicht an Stelle des heutigen Škodra gestanden, sondern habe sich zwischen dem Rosafa, Tepé und den anderen Hügeln einerseits und dem Kiri andererseits befunden, sind folgende: Wenn es anders wäre, hätte Scutari Ringmauern, Gräben und Wälle haben müssen, um sich gegen die ungeheuern türkischen Belagerungsarmeen und deren von beträchtlicher Artillerie unterstützte Angriffe halten zu können. Diese können aber nicht spurlos verschwunden sein und da die Stadt nicht erstürmt, sondern laut Friedenstraktat unzerstört übergeben wurde, lag auch für die Türken kein Grund vor, die Festungswerke zu schleifen. Ferner hätte die Besetzung der Hügelkette durch die Montenegriner des Ivan Crnojević unmöglich den Fall der Stadt verhindern können, wenn diese vor dem Tepé lag. Uebrigens treffen auch des Barletius sonst dunkle Worte über die Lage Scutaris zu, wenn er sagt: „Ursprünglich lag die Stadt in der Ebene; nachdem sie aber von den Barbaren zerstört worden, flüchteten sich die Bewohner in die Festung und bauten sich später an den Abhängen der Hügel an." Nun konnte aber die Stadt keine sicherere Lage finden als mit dem Rücken an die Berge gelehnt und vor der Front durch den Kiri geschützt. Dieser Umstand erklärt, weshalb wir nicht die geringste Spur von einer venezianischen Stadtbefestigung finden, und weshalb die Kirche am südlichen Abhang des Rosafa

liegt. Jenseits von Tabaki befindet sich das ebenfalls als Vorstadt geltende kleine Dorf Kuči (Kutschi).

Die Brücke, welche zwischen dem Kastell und Bačelek über den Kiri führt, befindet sich im jämmerlichsten Zustande. Bevor wir darüber ritten, ermahnten mich meine Begleiter abzusteigen, um bei dem sehr möglichen Einsturz der Brücke besser wegzukommen. Als Fatalist jedoch und an schlechte Brücken im Orient gewöhnt, blieb ich im Sattel. Daß der Zustand der Brücke ein unbeschreiblicher war, konnte ich erst dann würdigen, als ich am jenseitigen Ufer von unten hinauf sah. Dann erst ergriff mich Erstaunen, daß die Brücke nicht schon längst eingestürzt. So etwas läßt sich nicht beschreiben; das muß man sehen! Höchst possirlich ist es, die Passanten (zwei- und vierfüßige) einen förmlichen Eiertanz aufführen zu sehen, um den vielen Löchern und fehlenden Balken auszuweichen.

Viel besser, weil erst kürzlich an Stelle der 1877 beim Vordringen der Montenegriner verbrannten Brücke aufgeführt, ist jene über die Bojana. Neben ihr befindet sich die Douane und verschiedene Magazine, der gedeckte und gemauerte große Besestan und die Ausläufer des Bazar.

Wenn man einen türkischen Bazar gesehen hat, so hat man alle gesehen. Ueberall bleibt die Scenerie dieselbe; nur daß der eine Bazar größer ist, der andere kleiner, dieser mehr, jener weniger kostbaren Inhalt birgt, in dem einen größeres Gedränge herrscht als in dem andern. Sonst findet man überall dieselbe lange und schmale, von elenden stinkenden Buden gebildete Gasse, deren „Pflaster" durch den allenthalben liegenden Unrath schlüpfrig gemacht ist; ferner die in den Buden inmitten der aufgeschichteten Waaren hockenden Verkäufer, welche, gedankenlos in das Blaue starrend, warten, bis ein Käufer kommt; endlich die Tschibukdschis, d. h. die Pfeifenanzünder, welche, ein glühendes Kohlenbecken am Arm, mit der Feuerzange unaufhörlich klappernd durch den Bazar ziehen.

Im Bazar von Škodra geht es so zu wie in jenen anderer türkischer Städte. Nur fiel mir etwas auf, was ich außerhalb Albaniens weder in der europäischen noch asiatischen Türkei gefunden, — weibliche Verkäufer, welche vor den Buden an den Rinnsteinen auf der Erde hockten und Waaren feilboten. Diese Mohammedanerinnen gehören offenbar zur ärmsten Klasse, wie schon ihre Kleidung zeigt. Alle haben das Gesicht mit einem den Jaschmack vertretenden undurchsichtigen Tuche verhüllt, das so eng anliegt, daß sich Nase, Lippen und Kinn deutlich abzeichnen. Wie bekannt, ist die „partie honteuse" der Türkin ihr Gesicht; da also durch den dichten Jaschmack der Moral Genüge geleistet wird, stößt sich Niemand in Škodra daran, wenn das sonstige Kostüm jener Verkäuferinnen, bloß aus Hemd und Unterhose bestehend, verschiedene nicht geschlossene Schlitze aufweist. Ländlich, sittlich!

Der Bazar von Škodra soll 1600 Buden zählen, deren Bewachung nächtlicherweile einem Kulukdschi-baschi und fünf Kuluks anvertraut ist. Während meiner Anwesenheit in Škodra brannten 300 Buden in einer Nacht nieder.

Vom Bazar gelangt man in die eigentliche Stadt. Auf der gegen das Kastell zugekehrten Seite ist nur die gemalte Moschee von Belang — aber nicht etwa, weil sie so schön bemalt oder ein besonderes Bauwerk, sondern weil sie so haarsträubend geschmacklos und häßlich bekleckst ist. Der türkische Friedhof befindet sich nicht weit von ihr und ist sehr anspruchslos und unbedeutend.

Die Quergasse, welche zur bemalten Moschee führt, nimmt in dem sogenannten „Centrum" der Stadt ihren Anfang. Das Centrum wird durch das „Saraj" gebildet, einen großen von niederen Mauern und Wassergräben umfriedeten Platz, welcher die Regierungsgebäude, Audienzgemächer des Pascha, Kasernen und Depôts enthält. Dicht vor einem der drei durch Wachposten besetzten Eingänge befindet sich das Telegraphenamt. Es ist dies eine ärmliche Baracke, deren Inneres dem Aeußern entspricht. Der Direktor, Herr Megdanes, ein bulgarischer Grieche, wohnt in einem stallartigen Verschlag, während seine Leute in einem kleinen anstoßenden Zimmer bei vier Telegraphenapparaten sitzen, deren Batterien frei an den Wänden stehen.

Herr Megdanes ist ein verständiger und braver Mann, der jedoch durch seine übertriebene Aengstlichkeit jeden Korrespondenten zur Verzweiflung bringt. Er entging nämlich in Bulgarien nur mit genauer Noth dem Galgen und seither fürchtet er beständig der Pforte zu mißfallen. Ich bekam ihn jedoch trotzdem herum. Da Niemand in Škodra Deutsch verstand und er somit bloß aus Eigennamen und sonstigen international verständlichen Worten Argwohn schöpfen konnte, ersetzte ich alle verfänglichen Worte durch mit der Redaktion meiner Zeitung verabredete anscheinend harmlose und so passirten sie als „kommerzielle" oder „meteorologische" Berichte anstandslos die Censur.

Das Saraj ist der Mittelpunkt der Regierung. Der Vali (welcher für gewöhnlich in seinem ziemlich einfachen Konak wohnt) begiebt sich täglich in das Regierungsgebäude — ein elendes baufälliges Rattenloch — um Audienzen zu ertheilen und die laufenden Geschäfte zu erledigen. Die Soldaten exerciren vor seinen Fenstern und betrachten mit heiliger Ehrfurcht mehrere gewöhnliche Omnibusse, welche die einzigen Wagen Albaniens sind und über deren Verwendung ich im Unklaren blieb, da erst Fahrstraßen für sie gebaut werden müßten.

Das Saraj liegt zwischen zwei breiteren und besser erhaltenen Straßen, welche sich hinter dem an das Saraj stoßenden „Volksgarten" in dem „Boulevard" von Škodra vereinigen. An der einen Straße liegt das englische, an der andern das italienische Konsulat. Beide Gebäude haben modern europäisches Aussehen und sind im Innern sehr wohnlich eingerichtet, das englische hat auch einen hübschen Garten.

Dicht daran stößt der schon erwähnte „Volksgarten". Dieser wurde von Hussein Pascha (dem überhaupt die Stadt viel verdankt) 1878 errichtet und bewegt sich in den bescheidensten Dimensionen. Inmitten mehrerer ganz hübscher Anlagen erhebt sich ein Kiöschk (Kiosk), welcher bei meiner Ankunft von einem Kaffeesieder gepachtet war, der sich jedoch nach der Niedermetzelung Bečir Gjoša's (als deren Vorwand seine Mißhandlung dienen mußte) nach Konstantinopel flüchtete, um der Rache der Verwandten zu entgehen. Uebrigens ist der Volksgarten unbelebt und nur hin und wieder von schläfrigen Türken besucht, wegen des Kaffees. Ich betrat ihn nur einmal und das war damals, als mir meine Freunde ein Abschiedsbankett im Garten gaben.

Dem Volksgarten gegenüber steht eine winzige elende Moschee, wie man mir sagte, die älteste der Stadt. In deren Nähe befindet sich eines der beiden Medressé, welches eine kleine Bibliothek arabischer und persischer Handschriften besitzen soll und aus dem gewöhnlich der Lärm der türkischen Schuljugend dringt. Eine andere Schule, ich glaube die katholische, steht auf der andern Seite der erwähnten Moschee.

Hinter dem italienischen Konsulat befindet sich die griechische Kirche, ein kleines Gebäude, aber den Bedürfnissen

der Gemeinde genügend, und das Jesuitenkollegium, in dem es ziemlich bunt zugeht. Beiläufig sei hier erwähnt, daß Oberalbanien ein zweites Paraguay ist. Wenn man nicht den unheilvollen Einfluß der Pfaffen (Jesuiten, Franziskaner und Weltpriester) durch Vertreibung derselben bald ausrottet, werden die Albanesen in kürzester Zeit so korrumpirt sein, daß sie für die Civilisation verloren gehen. Die mohammedanischen Albanesen sind ein bei Weitem anständigeres und achtenswertheres Element, als die katholischen, die Bergalbanesen allein ausgenommen.

Nicht weit vom Klöster, inmitten eines großen von Mauern umgebenen Platzes, ragt die stattliche katholische Kathedrale gegen den Himmel, zwar ohne Thürme, aber von gefälligen Formen und im Innern (wenigstens für Albanien) prächtig ausgeschmückt. Wie man sagt, soll sie 2500 Personen fassen, was bei dem Mangel von Bänken wohl möglich ist. Uebrigens ist die Bigotterie der Katholiken so groß, daß — an Wochentagen leerstehend — an Sonntagen die Kirche nicht nur überfüllt (rechts die Männer, links die Weiber), sondern auch der ganze Hof vor der Kirche mit Knieenden bedeckt ist. Nur heirathsfähige Mädchen (vom zwölften Jahr aufwärts) sind unsichtbar, da sie entweder schon beim Morgengrauen in die Kirche getrieben werden, oder diese gar nicht besuchen dürfen.

Nicht weit von der Kirche befindet sich der katholische Friedhof, welcher bloß drei nennenswerthe Denkmäler und Gräber besitzt. Das erste ist das Grabmonument Bib Doda's in Form eines Sarkophags, das zweite jenes der Tochter des französischen Konsuls, das dritte eine aus Holz geschnitzte Büste, die Arbeit eines gewöhnlichen albanesischen Bauern. An Kunstwerth und Form gleicht zwar diese Büste immerhin einer neuseeländischen Bildnerarbeit. Das angebliche Porträt der Begrabenen wird umsomehr zur lächerlichen Fratze, als der Künstler in die Handflächen der steif ausgestreckten Arme (die ganze Figur bekommt dadurch eine Kreuzform) einen Vogel gesetzt hat, während ein dritter Kukuk auf dem Kopf der Figur sitzt. Aber in Anbetracht der Person des Bildners muß man diesem trotzdem Talent zuerkennen.

Durch mehrere größtentheils von Katholiken bewohnte Gassen und an dem einfachen Wohnhause Prenk Bib Doda's vorbei kehren wir wieder zum Volksgarten zurück, um unsere Wanderung auf der Hauptstraße, von dort an: „Boulevard des Européens" oder „Linie A-B" genannt, fortzusetzen.

Rechts erhebt sich hinter mehreren Bäumen das „Hotel Papaniko", das so elend ist, wie sein Aussehen, aber doch das einzige, wo man gute Gesellschaft trifft. Dann fallen uns mehrere modern fränkische Gebäude auf, die mitunter sogar zweistöckig sind, und deren eines das „Hotel Europa" ist. Wenngleich ich mich daselbst besser aufgehoben fand als in dem vorerwähnten, kann ich doch Niemanden rathen dort abzusteigen, da der Wirth Daragjati ein charakterloser, heimtückischer Wicht ist.

Nach einem schwachen Anlauf zu einer Allee, wie sich dies für einen „Boulevard" geziemt, sehen wir rechts das österreichische Generalkonsulat, ein kleines aber sehr wohnlich eingerichtetes Gebäude mit großem Garten und Kegelbahn. Weiter hinauf auf der linken Seite präsentirt sich das stattliche russische Konsulat, das sich sogar den Luxus eines Balkons gestattet. Einige Schritte davon befindet sich ein kleiner Markt; der Boulevard wird von einer Querstraße durchschnitten, welche rechts zur Kathedrale, links in das Türkenviertel führt und durch ein Zaptjé-Wachhaus (Karakol) markirt ist.

Im Türkenviertel, das einen großen Platz mit Moschee, viele Gärten und Buden enthält und einen ganz eigenthümlichen Anblick bietet, verirrte ich mich regelmäßig und hatte dann Mühe, mit Hülfe meiner mangelhaften Kenntniß des Türkischen und Albanesischen wieder aus dem Labyrinth zu entkommen.

Der Boulevard setzt sich hinter dem Karakol in einer schnurgeraden Linie fort; von den Häusern abgesehen, ist dies der regelmäßigste und schönste Theil der Straße, weil von europäischen Ingenieuren angelegt. Das Ende des Boulevards wird durch die Gruppe der sogenannten „drei Bäume" bezeichnet, von denen jedoch einer fehlt, da er kürzlich vom Blitze zerschmettert worden ist. In der Nähe dieser mächtigen Bäume, welche einst von einem Vali gesetzt worden sind, gewahrt man eine Cisterne und die Spuren des Zeltlagers der türkischen Bataillone, welche hier gewöhnlich vor dem Ausmarsch in den Krieg kampiren.

Links von den drei Bäumen in einiger Entfernung liegen noch zwei kleine Vorstädte von Škodra, Namens Dobreć (Dobretsch) und Golem. Vor ihnen befindet sich das Militärspital, aus zwei großen Gebäuden bestehend, und eine Kaserne.

Damit hätten wir die ganze Stadt kennen gelernt.

Was deren Bewohner betrifft, so hat noch Niemand über diese ein günstiges Urtheil gefällt. Der anständigste Theil derselben sind die Griechen resp. die orthodoxen Slaven, welche ihrer Minderzahl wegen gar keine Rolle spielen, einfach und bescheiden für sich fortvegetiren und sich von allen politischen und socialen Umtrieben fern halten. Man kann von ihnen das Gute sagen, daß man nichts Böses über sie sagen kann.

Nach ihnen kommen die wenigen in Škodra ansässigen Malisoren und Miriditen: ebenfalls ganz verständige Leute, stolz und tapfer.

Dann müssen die mohammedanischen Albanesen erwähnt werden, welche (das Gesindel der Imams, Hodschas, Mollahs, Ulemas und dergleichen abgerechnet) zwar unwissend, fanatisch und hochmüthig, gegen den Feind auch grausam sind, aber wenigstens Ehrgefühl, Stolz und Charakter besitzen. Zudem kann man ihnen Tapferkeit nicht absprechen.

Die wenigen Juden und Zigeuner sind in Škodra so wie anderswo. Sie haben überall die gleichen guten und schlechten Eigenschaften. Dennoch sind sie mir immer noch lieber als die katholischen Albanesen von Škodra. Von Tugenden konnte ich bei diesem unglaublichen Pack nichts gewahr werden — denn ihre von Hecquard lobend anerkannte Religiosität ist bloß Bigotterie und als solche verächtlich —. Dagegen machte ich die Erfahrung, daß sie (natürlich mit vielen ehrenhaften Ausnahmen) falsch, hinterlistig, geizig, habsüchtig, schmutzig, frech und hochmüthig gegen Untergebene, sklavisch kriechend vor Höheren (und als solche werden alle Mohammedaner angesehen), verleumderisch, klatschsüchtig, bigott, unglaublich feig, verrätherisch und ebenso unwissend als dumm sind. Wer immer so viel mit diesem Gesindel verkehrt hat und zu Beobachtungen Gelegenheit hatte, wie ich, wird mir Recht geben und mein vernichtendes Urtheil begründet finden. Man lese nach, was der den katholischen Albanesen doch so sehr gewogene französische Konsul Hecquard über sie für ein Urtheil fällt! Freilich entschuldigt er die erbärmliche Niedrigkeit derselben mit dem Umstande der mehrhundertjährigen türkischen Unterdrückung. Er mag damit Recht haben; dies ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß sie gegenwärtig so sind. Eine nähere

Schilderung der Bevölkerung behalte ich mir für meine ethnographischen Studien vor.

Schließen wir diese Skizze mit einem historischen Ueberblick der Schicksale Škodras.

Zum erstenmal wird Škodra in der Geschichte von Livius erwähnt, welcher erzählt, daß „Scodra" vom letzten Illyrier-König Gentius zur Hauptstadt gewählt worden sei. Derselbe wurde auch hier 168 v. Chr. Geb. vom Prätor Anicius belagert, zur Ergebung gezwungen und nach Rom geführt. Seither blieb Scodra römisch, woher es wohl kommen mag, daß Polybius und Appianus von dieser Stadt als von einer „römischen Kolonie" sprechen. Plinius redet dagegen bloß von einer „Stadt mit römischen Bürgern". Nach der Theilung des römischen Reiches bildete Scodra den westlichsten Besitz von Byzanz und die Hauptstadt der Provinz Prävalitania.

Im fünften Jahrhundert bemächtigte sich der Gothenkönig Ostroilus der Stadt und schlug daselbst seine Residenz auf. Sein Neffe Selimir erlangte nach der Vertreibung der Gothen von Justinian den Titel eines Grafen von Zenta.

Nach der serbischen Einwanderung fiel Scodra in der Mitte des 7. Jahrhunderts in die Hände der Serben. In der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts residirt der Serbenfürst Michael, welcher den Titel „Rex Sclavorum" annahm, und sein Sohn Bodin bereits in Skadar, wie jetzt Scodra umgetauft wurde. 1368 wurde es von Balsa (Balscha) I. nach seinem Abfall vom serbischen Reiche zur Hauptstadt des Fürstenthums Zeta (Montenegro) gewählt. Von den Türken hart bedrängt, verkaufte Gjuragj Balšić 1396 (nach anderen Quellen 1404) die Stadt gegen eine jährliche Rente von 1000 Dukaten den Venezianern, welche sich in deren Besitz bis 1479 behaupteten. Schon 1474 war Suleiman Pascha mit 70000 Mann vor Scutari erschienen (wie die Stadt von den Venezianern getauft worden) und hatte es belagert. 2500 Venezianer unter Loredano hielten die Festung besetzt, 8000 Montenegriner unter ihrem Fürsten Ivan Crnojević (Ivanbeg) die anstoßenden Höhen. Nach furchtbaren Stürmen mußten die Türken mit einem Verlust von 7000 Mann abziehen.

Vier Jahre später erschien der Sultan Mohammed II. selbst mit 350000 Mann vor Scutari, dessen Besatzung bloß aus 1600 Bürgern und Venezianern, 1600 Montenegrinern und 250 Weibern unter Fra Bartolomeo, Nikolaus Moneta und dem Ingenieur Donato bestand. Der Sultan ließ auf dem Taraboš 11 riesige Geschütze gießen, deren Steinkugeln 300 bis 1300 Pfund wogen, und damit die Stadt beschießen. Die entsetzlichsten Stürme endeten mit dem Untergang von 50000 Türken, und 2534 in einem einzigen Monat geschleuderte Riesengeschosse konnten den Muth der Vertheidiger nicht brechen. Am 22. Juli hatten gleichzeitig 150000 Türken gestürmt und waren mit Verlust von 12000 Todten zurückgeworfen worden. Am 18. Juli hatte die Belagerung begonnen, Anfang August zog der Sultan mit Schmach und Schande ab und ließ bloß 40000 Reiter unter Achmed Evrenos Pascha zurück, um die Belagerung, welche jetzt in eine Blockade verwandelt wurde, fortzusetzen. Nach Abschluß des Friedens, in welchem Venedig Scutari abtrat, zog die Besatzung am 25. April 1479 ab, nachdem sie sich durch Geißeln vor türkischem Verrath gesichert hatte. Sie zählte noch 180 Montenegriner, 170 Venetianer und 150 Weiber.

Aus Scutari wurde jetzt Iskanderjé und blieb es bis heute. Das osmanische Element konnte jedoch nicht festen Fuß fassen und wurde vom albanischen verdrängt. Für Albanesen heißt jedoch die Stadt Škodra und nicht Iskanderjé, welcher Name nicht einmal von den dort ansässigen Türken gebraucht wird. Dies der Grund, weshalb ich mich hier stets des albanesischen Namens bedient habe.

Aus allen Erdtheilen.

Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde von Oscar Peschel.

(Herausgegeben von J. Löwenberg. Leipzig, Duncker und Humblodt, 3 Bde., 1877 bis 1879.)

H. K. Auch heute noch wird die erneute Erinnerung an ein seit vergangenem Jahre abgeschlossenes Sammelwerk nicht zu spät kommen, wie es der Fall wäre, wenn es sich um Einführung neu ans Licht tretender Arbeiten handelte. Was aber hier von des ausgezeichneten Gelehrten überaus fruchtbarer Thätigkeit vorliegt, sind in Folge seiner andauernden Beschäftigung in der periodischen Presse schon längst, bis zu einem Vierteljahrhundert zurück veröffentlichte kürzere Artikel (meist in der Augsb. Allg. Ztg. und dem „Ausland" erschienen), zum Theil auch längere Arbeiten, die schon bei ihrem ersten Erscheinen auf die wachsende Theilnahme des größern Publikums an geographischen Stoffen besonders durch die geschmackvolle Art der Behandlung vortheilhaft eingewirkt haben. Diese Anziehungskraft wird nun der nach Beseitigung vieler Artikel von nur vorübergehendem Interesse noch immer sehr reichhaltige und vielseitige Wiederabdruck des bisher Zerstreuten — er begreift noch über das stark vertretene politische und nationalökonomische Gebiet hinaus selbst einzelnes aus dem Felde der bildenden Kunst, der Poesie und des literarischen Handwerks — ohne Zweifel bei den immer zahlreicher werdenden Liebhabern dieser Studien, wie namentlich bei der lernenden Jugend, bewähren: für letztere namentlich haben auch abgesehen von der stofflichen Belehrung alle Arbeiten Peschel's formell einen hohen bildenden Werth und können zur Anschaffung für Schulbibliotheken kaum dringend genug empfohlen werden.

Raum und Tendenz dieser Zeitschrift erlauben uns hier selbst aus der geo-ethnographischen Partie nur einiges des Wichtigsten hervorzuheben. Dem Umfang und der Gründlichkeit des Quellenstudiums nach steht voran die 1855 im Hinblick auf das damals noch in Vorbereitung begriffene Lesseps'sche Suezkanal-Projekt verfaßte „Handelsgeschichte des Rothen Meeres"; eine Arbeit, die allerdings, wenn der Verfasser sie selbst zur erneuten Publikation hätte bringen sollen, in Folge reichern Zuflusses der historischen Quellen, andererseits aber auch des Zurückbleibens späterer Erfolge hinter den vom Verfasser selbst immer nur sehr mäßig getheilten sanguinischen Erwartungen von der wirklichen Ausführung des Kanals, erhebliche Umgestaltungen zu erfahren gehabt hätte.

Wie diese Arbeit, so gehört eine längere Reihe kürzerer Artikel des 1. und 2. Bandes der Geschichte der Geographie an (auch die die ganze Sammlung eröffnenden über geographische Mythen des Mittelalters sind dahin zu rechnen); also einem Fache, welches Peschel in zwei ausführlichen Werken im Zusammenhange durchgearbeitet hat: sie bereichern aber die dort gegebenen Darstellungen durch Besprechung neuer Quellenfunde oder literarischer Studien verschiedener Fachgelehrten, deren Resultate, in ihrer Originalpublikation weitzerstreut, hier vereinigt und in angenehmster kürzester Form geboten werden; wir möchten darunter namentlich die Besprechungen der Arbeiten F. Kunstmann's, d'Avezac's und Varnhagen's als höchst lesenswerth hervorheben.

Diesen durchaus auf das Mittelalter bezüglichen Mittheilungen schließen sich sodann, als der Neuzeit und ihren gewaltigen Fortschritten auf dem Felde wissenschaftlicher Methode gewidmete längere Abschnitte diejenigen an, welche die Namen unserer beiden großen deutschen Erdkundigen tragen. Namentlich A. v. Humboldt's unerreichtes Verdienst in Neubegründung einer ganzen Reihe von Specialgebieten der Forschung, besonders aber in Zusammenfassung aller Zweige des Naturwissens zu einer ausschließlich durch ihn begründeten universellen Kosmographie wird mit wohlthuendster Wärme gezeichnet. Hinter diesem schöpferischen Geiste tritt, bei aller Anerkennung seiner besondern Weise der Thätigkeit, C. Ritter erheblich zurück, gegen dessen Accentuirung einer, nicht in strengem Sinne durchgeführten „vergleichenden Methode" Peschel bekanntlich zuerst nicht abzuweisende Einwürfe erhoben hat, deren Einfluß in der jüngern Generation geographischer Schriftsteller unseres Erachtens sich allzusehr zur Nichtbeachtung von Ritter's wirklichen Verdiensten zu steigern scheint.

Die kleineren Aufsätze „zur mathematischen und physischen Geographie" zeigen vielfach, wie auch einem an sich trockenen Thema durch geschickte Behandlung eine anmuthende Seite abgewonnen werden kann. Ganz besonders aber ist es eine Reihe von Artikeln, die scheinbar mehr dem politischen Felde angehörig und zum Zwecke politischer Belehrung zunächst geschrieben, aber durchaus auf geographischem Boden fußend, Beachtung verdienen als Zeugnisse für Peschel's ungemeinen Scharfblick, insofern die meisten derselben Fragen behandeln, die in der Gegenwart wieder, wie vor einem und zwei Jahrzehnten, zu brennenden geworden sind. Nur nebenbei mag es uns gestattet sein, auf ein paar wahre Kabinetsstückchen in Handhabung geistvoller Ironie gegenüber der damaligen Zustimmung halb Europas zu L. Napoleon's Donquixoterien in Polen und Mexico aufmerksam zu machen. Ebenso klar sah Peschel zu einer Zeit, wo auch fast die gesammte deutsche Presse dem Vorgehen der Westmächte gegen Rußland zum Schutze der Türkei zujubelte, die Unmöglichkeit eines wirklichen Erfolges und die Werthlosigkeit der gepriesenen Reformprojekte ein; er sieht damals, als der osmanische Staat wirklich noch schuldenfrei war, in Folge der Unverbesserlichkeit der herrschenden Race, unausbleibliche Verarmung klar voraus; ebenso prophetisch ist das Wort (III, S 21) über die bei Gründung des hellenischen Reiches thörichterweise unterlassene Zulegung von Epirus und Thessalien. Auch die Besprechung der schon vor einem Vierteljahrhundert als drohend angesehenen Kollision zwischen britischen und russischen Interessen in Centralasien kommt durch klare Darlegung der wirklichen, nicht durch vergrößernde Brillen betrachteten geographischen und ethnographischen Verhältnisse zu Resultaten, welche durch die Erfahrungen der neuesten Zeit einfach bestätigt werden. Die inneren Gefahren der britischen Herrschaft in Indien hat damals kaum jemand so geahnt, noch weniger bestimmt ausgesprochen, als hier Peschel in einem kurz vor dem wirklichen Ausbruch des Aufstandes (1856) geschriebenen Aufsatz. Mit Recht — was damals eifrig bestritten wurde — stellt er jenem schwankenden Ausbau europäischer Gewaltherrschaft gegenüber die Schritt für Schritt gesicherte Besitzergreifung und Bebauung des Nordens und der Mitte des Erdtheils durch die Russen und den daraus für den allgemeinen menschlichen Fortschritt sich ergebenden Gewinn. Aber er verkennt auch nicht, hierin weit überlegen den neuerdings von englischer Seite so stark übertriebenen Befürchtungen, die außerordentlichen Schwierigkeiten jeder weitern Vorwärtsbewegung nach dem Süden Asiens hin: was Peschel damals über den geringen militärischen Werth der Wüstenstraße Chiwa, Merw, Herat, über die Stellung des afghanischen Landes und Volkes und die immense Wichtigkeit der Position von Kabul und Kandahar (welche letztere er zu dauernder englischer Besetzung dringend empfiehlt) für den Schutz Indiens geschrieben hat, ist ebenso heute der Beherzigung werth geblieben.

Ebenso noch aktuelle Bedeutung, aber für unser eigenes Volk beansprucht ein Aufsatz aus dem Jahre 1861 über die „Wanderziele der Deutschen". Die hier ausführlich dargelegten Gründe, welche gegen eine Auswanderung nach Ungarn und den anderen Unterdonauländern, Rußland, Algerien, nur bedingt für eine solche nach Costarica und Süd-Brasilien, dagegen im weitesten Sinne für die Länder anglogermanischer Kolonisation von Kanada bis zum Capland und Australien, sonst höchstens noch für Süd-Chile sprechen, haben seitdem nichts an ihrem Gewicht verloren: nur Paraguay, dessen traurige Schicksale zu jener Zeit freilich Niemand voraussehen konnte, würde der Autor später selbst aus der Reihe der zulässigen Wanderziele gestrichen haben.

Eine anmuthige Zugabe, welche auch bei allgemeinerm Inhalt in zahlreichen seinen Bemerkungen den speciell geographischen Autor überall durchblicken läßt, bilden die „Ferienreisen" in den Alpen und Italien. Endlich möchten wir die Gelegenheit benutzen, auch einen ganz außerhalb unseres Faches sich bewegenden, aber überaus lesenswerthen Aufsatz dem Leser zu empfehlen, der ihn um so leichter übersehen könnte, als er den letzten Platz in der ganzen Reihe einnimmt und als sein Titel „Zehn Jahre deutscher Preßfreiheit, 1858" nur unvollständig den Inhalt andeutet. Es ist eine anziehende Plauderei eines in den verschiedensten Fächern des Redaktionsgeschäftes Bewanderten, über die inneren Verhältnisse seines Handwerkes, nicht ausgeschlossen dessen starke Schattenseiten und ungemein belehrend, wenn auch vielleicht mitunter abschreckend für eine nach ähnlichem literarischen Ruhme begierige Jugend.

Asien.

— Wie M. Ujfalvy aus Omsk berichtet, hat der Topograph Chandaschewski auf Befehl des Generalgouverneurs von Westsibirien Koznokow unlängst den Norden des Gouvernements Tobolsk zwischen Ob, Obischem Meerbusen und Nadym, bisher vollständig unbekanntes Gebiet, bereist und erforscht. Bei den Samojeden an der Obmündung fand er steinerne Idole in Gebrauch, nicht hölzerne, wie man bisher bei ihnen kennen gelernt hatte. Im Thale des Nadym fand der Reisende schöne Wälder nördlich von der Linie, welche man bisher als Polargrenze des Baumwuchses angenommen hatte.

— Nach einer in der Turkest. Ztg. gegebenen, nach Wolosts geordneten Zusammenstellung haben die Nomaden aus 14 Wolosts (Amtsbezirk) dieses Kreises während des strengen Winters 1879 bis 1880 an Vieh verloren: 49 827 Kameele, 43 084 Pferde, 7257 Stück Rindvieh und 482 238 Schafe; ihr Viehstand beläuft sich zur Zeit nur auf 42681 Kameele, 17 392 Pferde, 9449 Stück Rindvieh, 169 214 Schafe. Bei diesem ungeheuern Verlust an Vieh muß es fast auffallen, daß der Verlust an Menschen, den die Schneestürme herbeigeführt haben, nur auf 29 Köpfe angegeben wird. Wie aus einer andern Korrespondenz desselben Blattes hervorgeht, zählen die Nomaden in 20 Wolosts etwa

100000 Seelen, jeder Woloſt etwa 1500 bis 2000 Kibitken mit durchſchnittlich 5 Seelen auf die Kibitke.

— Die Turkeſt. Ztg. veröffentlicht einen Tagesbefehl des General Kaufmann an die im Ferghana-Gebiet an der chineſiſchen Grenze concentrirten Truppen. Daraus geht unter anderm hervor, daß ein Detachement aus allen Waffen die Sommermonate auf dem Alai in mehr als 11000 Fuß Meereshöhe zubrachte, und daß die Sappeurabtheilung deſſelben auf dem Wege nach dem Grenzpoſten Irkeſchtan und auf dem Wege über den Paß Schart in 12792 Fuß Höhe Straßenausbeſſerungen, auf erſterm auch einige Brückenbauten, vorgenommen hat.

— Die geologiſchen Unterſuchungen im Kaukaſus haben in dieſem Jahre zur Entdeckung ausgedehnter Braunſteinlager geführt und zwar im Baſſin der Kwirila (Nebenfluß des Rion) zwiſchen den Thälern der Flüſſe Dunta und Tſchiotura ſowie weiter aufwärts an den rechtsſeitigen Zuflüſſen der Kwirila faſt bis zu den die Ratſcha (das Hochthal des Rion) begrenzenden Höhen, d. h. in einem ſehr beträchtlichen Theile des Kreiſes Scharopan. Die größte Ausdehnung haben dieſe Lager im Thale des Tſchiotura bei Bunukaury und Rgani. Nach Ausſage der 1880 dorthin kommandirten Geologen Simonowitſch und Sorokin ſind Braunſteinlager auch an folgenden Stellen aufgedeckt: im Baſſin des untern Laufes des Tzenis-tzkali, im Baſſin des untern Rion, bei Kutais, bei den Orten Godagani und Tſchalas-tawi, an den Flüſſen Tſcheſchura, Rokiani und Dzerula, in der Umgebung des Dorfes Tſchari und weiter oſtwärts in der Richtung zum Baſſin der Tſchiotura. Dieſe ganze Gegend liegt auf dem Südabhange der Ebene von Kolchis. Noch bemerkenswerther aber, auch für die Praxis, ſind die Reſultate der Unterſuchungen auf dem Nordabhange der Ebene von Kolchis. Hier finden ſich die Lager von der Umgegend des Ortes Kwirila an in einem zuſammenhängenden Striche nach Weſten um Kawlity, Swiri, Obtſcha, Bagdad u. ſ. w. Die Fläche, welche die Erzlager bedecken, wird auf 1380 Quadratwerſt veranſchlagt.
(Nach dem Kawkaz.)

— Die feindliche Haltung der Kurden gegen Perſien hat zur Folge gehabt, daß mehrere tauſend perſiſche Pilger, die von Mekka zurückkehrten, durch die Unſicherheit des Gebietes weſtlich von Kirmanſchahan, in Baghdad zurückgehalten werden. Die drei letzten Karawanen wurden von den Kurden bei Kasri-Schirin dicht an der türkiſch-perſiſchen Grenze angegriffen und mehr als 600 Pilger getödtet und verwundet. Die perſiſchen Behörden bezahlen übrigens für jeden eingelieferten Kurdenkopf eine Summe im Werthe von circa 80 Mark.

— In der letzten Nummer des „Journal of the Scientific Proceedings of the Royal Dublin Society“ giebt ein Mitglied des Geological Survey of India, Herr V. Ball, einen Bericht über das Vorkommen von Diamanten in Indien. In drei ausgedehnten, weit von einander entfernten Strichen hat man danach geſucht. Der ſüdlichſte derſelben iſt lange Zeit mit einem bekannten und doch falſchen Namen benannt worden: in Golkonda giebt es keine Diamantenminen; dieſer Name ging von der Hauptſtadt, von der jetzt nur ein verödetes Fort in der Nähe von Haiderabad übrig iſt, auf ein ganzes Königreich über; aber die Stadt ſelbſt, viele Meilen von der nächſten Mine entfernt, war nur der Markt für die koſtbaren Steine. Der zweite große Strich umfaßt ein rieſiges Gebiet zwiſchen den Flüſſen Mahanunda und Godawari, und der dritte liegt in Bandelkand, bei deſſen Hauptſtadt Punnah ſich einige der bedeutendſten Minen erſtrecken. Die geologiſche Aufnahme hat ergeben, daß in der Windiakette Nord-Indiens Diamanten vorkommen, und zwar ſowohl in deren oberm Theile im Thonſchiefer (Rewah) wie im untern im Sandſtein (Semri). Aus eigener Anſchauung beſchreibt Ball die Mine bei Sambalpur, die jetzt keinen Ertrag mehr liefert; hingegen bringen die Minen von Punnah noch heutzutage einen Jahresertrag von 40000 bis 60000 Pf. St. In allen drei Strichen haben Europäer das Graben nach Diamanten verſucht, überall jedoch ohne Erfolg, obgleich durchaus kein Grund vorliegt, eine Erſchöpfung des Bodens anzunehmen. Wohl aber gehört zur Ausbeute von Diamantenminen, wobei die Gelegenheit zu Unterſchlagungen ſo ungeheuer leicht iſt, eine große perſönliche Arbeitskraft, ſo daß dieſer Weg ſein Glück zu machen, ſeltene Zufälle ausgenommen, recht langſam von Statten geht und nur für ſolche Männer lohnt, die, mit langſamem Erträgniß und hartem Leben zufrieden, eine ſtrenge Bewachung ihrer Arbeiter durchzuführen verſtehen, vorausgeſetzt, daß ſie Kapital genug haben, um es einige Jahre mit anſehen zu können.
(Mail, 29. September 1880.)

Polargebiete.

— Nach einem Telegramm aus Hakodate vom 12. Oktober wäre dort von Peter-Pauls-Hafen die Nachricht eingetroffen, daß die „Jeannette“, das Nordpolar-Schiff des „New York Herald“, vom Eiſe durchſchnitten und verloren gegangen ſei. Beſtätigung bleibt abzuwarten.

— Sir Allen Young wird im December mit ſeiner Yacht England verlaſſen, die Kanariſchen Inſeln, Theile der afrikaniſchen Weſtküſte, St. Helena und das Kapland beſuchen, um dort Erkundigungen einzuziehen und Vorbereitungen zu treffen für die von ihm geplante Expedition nach den antarktiſchen Gebieten.

Vermiſchtes.

— Dr. Oscar Schneider in Dresden hat in ſeinem „Typen-Atlas“ (Dresden 1881, C. C. Meinhold u. Söhne), wie uns ſcheint, einen praktiſchen Gedanken vortrefflich verwirklicht. Auf 15 Tafeln werden die hervorragendſten Typen aus der Menſchen-, Thier- und Pflanzenwelt, welche beim geographiſchen Unterricht erwähnt werden müſſen, dargeſtellt. Jede Tafel enthält in der linken obern Ecke eine Kartenſkizze des betreffenden Welttheiles, welche durch eingedruckte Ziffern, die denen der Abbildungen entſprechen, die hauptſächlichſten Fundorte und die ungefähren Verbreitungsgebiete der dargeſtellten Objekte angiebt. Die ethnographiſchen Tafeln, deren Köpfe und Gruppenbilder zumeiſt nach ſicher beglaubigten Originalphotographien gezeichnet ſind, werden von ethnographiſchen (oder Sprach-) Karten begleitet, die zoologiſchen und botaniſchen von Skizzen, auf denen Gebirgsland und Ebenen unterſchieden ſind. Die Namen des Herausgebers, der Fachmänner, die ihn mit Rath unterſtützten, und der ausführenden Künſtler bürgen dafür, daß hier der Jugend — und auch Aeltere dürften beim Benutzen des Typen-Atlas Belehrung finden — wirklich Zuverläſſiges geboten wird.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenſtraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunſchweig.

Hierzu eine Beilage.

